DP
Box. 329 C

256,7.

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich der Große.

Zur richtigen Würdigung

seines

Herzens und Geistes.

Enthaltend:

einzelne Scenen, Anekdoten, schriftliche und mündliche Aeusserungen von ihm aus seiner Jugendzeit bis zu seinem Tode.

Herausgegeben

von

Karl Müchler.

Zweite wohlfeile Ausgabe.

Berlin, 1837.

In der Nauckschen Buchhandlung.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Königliche
Staatsbibliothek
Berlin

Vorrede.

Man hat seit frühern Zeiten von berühmten Männern und Frauen einzelne Züge und Äußerungen, kurz Alles, was man mit der allgemeinen Benennung: Anekdoten bezeichnet, gesammelt. Von denkwürdigen Personen interessiren auch Kleinigkeiten, und wie man von verehrten und geliebten etwas Unbedeutendes als ein Heiligthum sorgfältig aufbewahrt: so zeichnete man von den erstern dergleichen Anekdoten auf, um sie der Vergessenheit zu entziehen. Solche Anekdoten befriedigen nicht blos die Neugier, sie liefern auch dem Psychologen reichhaltigen Stoff zur richtigen Würdigung des Charakters; in ihnen sprechen sich die Gefühle, die Gesinnungen, die Eigenthümlichkeiten am deutlichsten aus, und durch sie erhält man ein weit anschaulicheres Bild, als durch Schilderungen, die, weil sie sich nur auf das Allgemeine beschränken, sich auch nur wie Schattenrisse gegen ein Bildniß mit Farben, Licht und Schatten verhalten.

Von einem Manne, wie **Friedrich der Große**, oder vielmehr **der Einzige**, wie er gleich nach seinem Tode genannt wurde*) — da Schmeichelei und Beschränktheit mit dem Beina-

*) Gleich nach dem Tode des Königs wurde das nachstehende Gedicht gedruckt, in welchem **Friedrich** zuerst **der Einzige** genannt worden ist.

Digitized by Google

men: groß*) so viel Mißbrauch getrieben — war es vorauszusehen, daß eine Unzahl Anekdoten sowohl bei seinem Leben, noch

---

Todtenopfer für Friedrich den Einzigen von Karl Müchler.

Nicht die Kron' auf Deinem weißem Haupte,
Deiner Rechte nie besiegtes Schwert,
Das ein Lorbeer siebenfach umlaubte,
Macht Dich, Vater, unsrer Thränen werth!

Tausend Fürsten in erhab'nem Glanze
Haben Schwert und Diadem vereint,
Tausend traf des Todes eh'rne Lanze,
Doch kein Auge hat um sie geweint.

Helden fielen unter stolzen Siegen,
Tod und Seuchen folgten ihrer Bahn,
Und das Blut von ungerechten Kriegen
Stieg in schwarzen Wolken himmelan.

Fürsten scheuten Mord und Blutvergießen,
Aber schwelgten in der Wollust Schoß,
Säugten feil an ihres Thrones Füßen
Weichlichkeit und schnöde Laster groß.

Und Vergessenheit bedeckt die Stätte,
Wo für sie des Todes Sichel klang,
Schreckendräuend Leichen niedermäh'te,
Wo im Staub ihr Diadem versank.

Nur erschrock'ner Völker heiße Zähren
Rinnen auf des Fürsten Aschenkrug,
Der schon hier die Flammen beß'rer Sphären
In dem großen Herrscherherzen trug.

Darum, Vater, waschen wir mit Zähren
Deiner bleichen Scheitel Silberhaar;
Darum weint in den verwaisten Heeren
Deiner Helden muthgestählte Schaar.

Darum tönen Seufzer, hallen Klagen
Durch die finst're, wolkenschwang're Luft,
Darum stehen wir mit bangem Zagen
Händeringend neben Deiner Gruft.

Ach was ging mit Dir uns nicht verloren!
All' der Ruhm von einer ganzen Welt. —
Nimmer ward ein Mann, wie Du, geboren,
Nimmer, Vater, starb, wie Du, ein Held!

Der Verleger (der Buchdrucker Bourdeaux) setzte davon in wenigen Stunden 3000 Exemplare ab; und nach seiner eigenen Versicherung hat er demnächst noch 10,000 Exemplare abziehen lassen müssen.

*) Kein Wort ist wohl mehr entwürdigt worden, als das Wort: groß. Die Kriecherei hat sich nicht entblödet, diesen Beinamen

mehr aber nach ſeinem Tode in Umlauf kommen und theils zerſtreut, theils in Sammlungen gedruckt werden mußten. Es konnte nicht fehlen, daß man eine Menge unauthentiſche als wahr nacherzählte, daß viele, die man nur von Hörenſagen hatte, nach der Denkungsart des Erzählers verunſtaltet wurden, und daß man eben ſo viele veröffentlichte, worin er nur eine untergeordnete Rolle ſpielte, indem ſie mehr diejenigen, welche mit ihm in nähere Berührung gekommen, als ihn ſelbſt charakteriſirten. Man hatte oft ſo wenig Takt, daß man ihm Handlungen und Geſinnungen zuſchrieb, deren er nicht fähig war, und die mit andern notoriſchen in dem größten Widerſpruch ſtanden, ſo daß man an ihm ganz irre werden mußte. Oft war dies nur die Folge des Mangels an Überlegung und richtiger Beurtheilungskraft, oft aber Böswilligkeit, entweder ihn ſelbſt in Schatten zu ſtellen, oder für ſeine eigenen oft nichts weniger als achtungswürdigen, ſelbſt unſittlichen Geſinnungen eine Autorität anzuführen.

---

denjenigen zu geben, die als Geißeln der Menſchheit Zerſtörung und Elend über einen großen Theil der Erde gebracht, welche ihre Geiſteskräfte und die ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel nur dazu benutzt, den roheſten Leidenſchaften zu fröhnen. Es giebt nur einen richtigen Maßſtab der Größe: Sittlichkeit. Sie iſt der wahre und einzige Probierſtein, wodurch man echtes lauteres Gold von dem Scheingolde unterſcheiden kann, und es iſt Blasphemie, wenn man den Beinamen: Groß, wie es oft geſchehen und noch täglich geſchieht, an Unwürdige vergeudet; oft ſucht man nur darin einen Götzen, um für ſeine eigenen Unſittlichkeiten eine Beſchönigung und Rechtfertigung zu finden. Alle, die ſo denken und handeln — und deren Zahl iſt nicht geringe — werden den Herausgeber dieſer Anekdoten über ſolche Aeußerung unſtreitig anfeinden; aber er denkt wie Hamann (in ſeinen ſokratiſchen Denkwürdigkeiten): „Wer nicht Hunger und Durſt zu ertragen und für ein Schwert Alles hinzugeben weiß, der iſt nicht geſchickt zum Dienſte der Wahrheit, der lerne früh Bücklinge machen und nähre ſich vom Tellerlecken.“

Digitized by Google

Friedrich Nikolai hat sich das Verdienst erworben, eine Menge solcher unrichtigen Anekdoten zu berichtigen, aber nach seinem Tode hat es nicht an ähnlichen gefehlt, die eben so sehr eine Berichtigung verdienten. Hauptsächlich ist dies der Fall bei denen, welche von französischen Schriftstellern in's Publikum gebracht worden sind.

So gab ein Herr Feydel zu Paris eine Brochure über Literatur-Geschichte heraus. In dieser befindet sich die nachstehende Anekdote von Friedrich.

„Kennst Du die drei Briefe?" redete der König den Grafen von Lusy finster an. — Ja, Ew. Majestät. — „Wer hat sie geschrieben?" — Ich. — „An wen waren sie gerichtet?" — An den Dogen von Venedig, meinen durchlauchtigsten Herrn. — „Du erkennst Dich also für einen Spion? Du sollst gehängt werden." — Ew. Majestät! ich bin kein Spion, und ich kann mich nicht für etwas erkennen, was ich nicht bin. — „Du mußt sterben, oder mir sagen, welcher von meinen Ministern Dir die Geheimnisse meines Kabinets verrathen hat. Wähle!" — Ich kenne durchaus Niemand in Berlin, Niemand in Potsdam, Niemand in Ew. Majestät Staaten, außer dem Wirthe, bei dem ich wohne. Ew. Majestät haben auch gewiß zu genaue Nachrichten von mir, weil Sie mich haben gefangen nehmen und vor sich bringen lassen, um nicht zu wissen, daß ich so wenig in meinem Gasthofe, als anderswo von Politik rede. — Dessenungeachtet fuhr der erzürnte König noch eine gute Weile fort, den Gefangenen heftig anzufahren, bis endlich die Neugierde die Oberhand in ihm gewann. „Gut!" rief er ihm zu: „nenne mir Niemand! Du sollst frei seyn, sobald Du sagst, durch was für ein Mittel es Dir geglückt ist, meine geheimsten Geheimnisse zu erfahren." — Ich weiß sie allein von Ew. Majestät selbst. An dem und dem Tage haben Sie die und die Nachricht zu Berlin öffentlich anschlagen lassen; nicht lange hernach stand in der nürnberger Zeitung dieser und jener Artikel;

Digitized by Google

ein wenig früher oder später las ich in der frankfurter und in der wiener Zeitung diese und jene Bekanntmachung. Da nun Ew. Majestät nichts vergebens zu thun pflegen, und stets sehr richtig raisonniren, so habe ich gesucht, dem Gang Ihrer Ideen zu folgen, und das Resultat davon war, daß Ew. Majestät nothwendig den von mir angegebenen Plan entworfen haben müßten. — „Heilige Jungfrau, verzeihe mir!“ rief hier der erstaunte Monarch aus: „und Du, armer Leidender, wie ist es möglich, daß Deine hochadelichen Perrücken Dich nicht besser zu brauchen wissen!“ (Auf deutsch zu der Wache:) „Bindet ihn los, und geht Eurer Wege. — Aus welchem Lande bist Du?“ — Aus dem Vaterlande des armen Homer, aus Cephalonien. — „Ich nehme Dich sogleich in meine Dienste, ich ernenne Dich zum Grafen, und sobald Du Deine Entlassung von dem Dogen erhalten haben wirst; so gehst Du als Gesandter nach Petersburg. Bis dahin wollen wir uns von Literatur unterhalten.“ — Wer weiß nicht, daß der große Friedrich nichts vergebens zu thun pflegte. Der Graf Lusi hat von dieser Zeit an zwanzig Jahre als Gesandter zu Petersburg gelebt.

Wie diese Anekdote verunstaltet worden, wird man in dieser Sammlung S. 533 finden. Man könnte sie mit sehr vielen ähnlichen vermehren; sie mag zum Beweise dienen, wie wenig Glauben man einer Menge ähnlicher Anekdoten schenken darf, die man ohne alle Prüfung, keck als Wahrheit bekannt zu machen kein Bedenken getragen hat*).

---

*) Zu den ganz aus der Luft gegriffenen Anekdoten gehört die eines angeblichen Traumes, welche in der Zeitung für die elegante Welt Nr. 65, 1810, zu lesen ist, und wörtlich also lautet:

„In der Gegend von Magdeburg lebt ein alter Offizier, der in früherer Jugend um den großen König von Preußen und bald nach dem siebenjährigen Kriege Adjudant in seinem Gefolge war. Im Sommer des Jahres 1769 befand sich der König in

Man würde sich an den Manen dieses großen Königs versündigt zu haben vermeinen, wenn man in diese Sammlung solche unverbürgte Anekdoten, Äußerungen und Witzworte hätte aufnehmen wollen. Die Mehrzahl ist durch Dokumente von seiner eigenen Hand erwiesen, andere beruhen auf den Erzählungen der dabei Be-

---

Breslau, der Offizier hatte eines Tages die Wache in den Zimmern des Königs, und dieser hatte befohlen, ihn des Morgens um 5 Uhr zu wecken. Der König schläft um diese Stunde noch fest, und niemand unternimmt es, den Befehl zu erfüllen, weil der König ungemein mißgelaunt sich zur Ruhe gelegt hatte. Der Adjudant allein hält sich an den Befehl und tritt dreist vor das Bett des Königs hin. — Friedrich erwacht, aber wider Vermuthen äußerst heiter.

„Kann Er Träume deuten?" fragte der König den Offizier. Nein, Sire, war die Antwort: ich verstehe mich nicht darauf. „Nun so merke er sich doch den Traum, welchen ich in dieser Nacht hatte, wir wollen einmal sehen, welche Begebenheit der Zufall damit zusammenführt. — Mich träumte, als sähe ich einen hellen Stern sich herabsenken auf die Erde, der mit wunderbarem überschwänglichem Lichte sie umfloß und bedeckte, dergestalt, daß ich, umhüllt davon, durch seinen unendlichen Glanz kaum mich hindurch zu arbeiten vermochte." So sprach der König, der Offizier merkte den Traum und die Zeit genau, und — — in derselben Nacht ward Napoleon geboren!

A. L. Crelle.

Herr C. H. S. Rödenbeck zu Berlin, ein achtbarer Kaufmann, der sich aus Liebe zu den Wissenschaften dem Studium der Geschichte, vorzüglich der preußischen und darunter der des Lebens und der Thaten Friedrich's II. mit unermüdetem Fleiß und enthusiastischem Eifer gewidmet, trat allein gegen diese Erdichtung öffentlich auf, indem er in einem Aufsatz im allgemeinen Anzeiger der Deutschen bewies, daß der König im Sommer 1769 weder in Schlesien, noch in Breslau gewesen, wie denn auch kein Offizier in einem Vorzimmer die Wache zu haben, sondern in solchem nur ein Page zu seyn pflegte, dem, oder einem dienstthuenden Kammerhusaren, es oblag, ihn — wenn er zu einer bestimmten Stunde aufstehen wollte — zu wecken.

theiligten, oder Ohren- und Augenzeugen, und selbst bei denen, wo man die Nebenumstände ausführlicher zu berühren, für erlaubt gehalten, beruht die Hauptsache, das Charakteristische Friedrich's auf Wahrheit.

Alle diejenigen, welche diesen großen Mann in seiner Jugend beobachten konnten, versichern, daß sich seine Physiognomie damals durch sehr heitere, einladende und gefällige Züge ausgezeichnet habe. Sein helles, blaues Auge hatte noch nicht den Ernst der Jahre angenommen; sein Gesicht war damals regelmäßig und schön gerundet, und sein jugendlicher Frohsinn lieh ihm den freundlichen Abdruck seiner innern Stimmung. In seinem spätern Alter war dieses liebenswürdige Bild seines Geistes schon sehr verwischt, so wie überhaupt diese letztere Jahreszeit des menschlichen Lebens mehr den Ausdruck des kalten Ernstes und der Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Welt annimmt.

Wenn man den König in spätern Jahren bei den Musterungen, bei Spaziergängen und während seiner Unterredungen mit Andern beobachtete, hatte er eher etwas Zurückschreckendes, als Einladendes in seiner höchst ausdrucksvollen Physiognomie. Aber damals war er schon ein alter Mann, und die Zunahme körperlicher Leiden hatte seinen sonst so heitern Sinn sehr vermindert. Selbst seine gefällige Miene, sein Lächeln und Lachen, war damals mit einem gewissen stoischen Ernste verknüpft, der den Zuschauer in weiter Entfernung hielt, ohne sein Herz zu erwärmen, und sich zu dem unsterblichen Manne hingezogen zu fühlen. Sein großes glühendes Auge, das um so mehr hervorstrahlte, weil der Umriß seines Gesichts in's Kleinliche fiel, erregte Furcht, und die muthigsten Leute konnten nicht lange hineinschauen, ohne den Blick auf die Erde zu senken.

Übrigens sah es der König, bei der natürlichen Offenheit seines Gemüths, gern, wenn man ihn vertraulich und unerschrocken anblickte und anredete, weil er das Gegentheil mehrmals für das

Zeichen eines böſen Gewiſſens oder kleinlicher und ſtumpfer Naturen hielt, die ſich nicht zu faſſen, noch auszudrücken wüßten; er hätte es aber aus der Erfahrung wiſſen ſollen, daß ein ſolches Auge, ein ſolcher Adlerblick und eine ſolche oft abſichtlich angenommene Kälte der Phyſiognomie — eher niederſchlagen als aufrichten mußte.

Gute und ſchlechte Künſtler haben gleichſam mit einander gewetteifert, das Auge des Königs übermenſchlich groß abzubilden, — um, wie es ſcheint, die Größe ſeines Geiſtes und ſeines Heldenſinnes deſto ſichtbarer zu machen. Aber dieſer Kunſtgriff konnte den Beifall der Kenner nicht erhalten, weil er das Natürliche verletzte. Die in allen ihren Zügen ſprechende Phyſiognomie des Königs hat durch das zu groß gezeichnete Auge etwas Starres und Verſteinertes bekommen, das nicht in ſeinem Geſichte lag. Lebendiger Ausdruck des Verſtandes und Nachdenkens, eines kühnen Hinanſtrebens zu großen Dingen, einer ſich ſelbſt leitenden Thatkraft, einer glühenden Ruhmſucht ſprach aus dieſem Auge, — aber auch der Abdruck eines gütigen und wohlthätigen Menſchen — nur ein Bildniß zu Salzdahlen iſt hierin der Natur am treuſten. Der Künſtler Ziſenis*) hatte die Erlaubniß erhalten, den König, während er zu Tiſche ſaß, durch das Loch eines Bettſchirmes zu malen, und hat ihn ſprechender als irgend ein anderer Künſtler getroffen, weil der König ſonſt nie einem Maler ſitzen wollte.

„Dieſes Auge konnte," nach dem Urtheil eines alten würdigen Generals: „gleichſam tödten und lebendig machen; es theilte wechſelsweiſe Himmel und Hölle aus; es flößte dem Verzagten Muth ein, und entwaffnete den Betrüger; es belohnte mit einem liebevollen Blick die Großthaten der Feldherrn und Staatsbürger,

*) Auf dringendes Bitten der Herzogin von Braunſchweig, der Schweſter des Königs, hat dieſer dem Maler bei Vollendung des Gemäldes eine kurze Zeit geſeſſen.

und riß einst seinen Meuchelmördern die Waffen aus der Hand. — Wenn die Heere des Königs vor seinem zürnenden Blicke zitterten, und mit Schrecken an die bevorstehenden Musterungen dachten, so war ein einziger freundlicher Augenwink des Monarchen hinreichend, Offiziere und Gemeine mit enthusiastischer Freude zu beleben."

Neben diesen sprechenden, gebietenden und geistvollen Augen lief die Stirnlinie des Königs bis zur Nasenspitze fast ohne alle Biegung hinab, und war ein origineller Zug seiner Physiognomie. Da sein großes Auge schon durch sich selbst über das ganze Gesicht einen hohen Ernst verbreitete, so mußte der Totaleindruck einer Form, die in ihrem Umriß wenig gebogene Linien zeigte, nur noch finsterer erscheinen. Aber besonders um den Mund des Königs lag ein zarter Ausdruck von Güte und Freundlichkeit, der sich auch dann nicht verlor, wenn ihn seine satirische Laune beherrschte.

Den Rücken trug der König etwas gekrümmt, mit vor sich hingesenktem Haupte, wie er gemeiniglich im Profil richtig gezeichnet wird. So trug er sich im Gehen und Reiten. Dies gab ihm die Gestalt eines Mannes, der immer im Nachdenken begriffen ist.

Sein Gesicht hatte unter den tausendfachen Stürmen seines unruhvollen Lebens, unter den zahllosen Arbeiten seines hohen Berufs und unter dem Einflusse eines ihm aufgedrungenen Mißtrauens gegen die Menschen große Kälte angenommen. Das anhaltende Nachdenken über ernste Gegenstände und schlechte Menschen war ihm nach und nach zur Gewohnheit geworden, und unter diesem Klima des Denkens hatte das Spiel seiner Gesichtsmuskeln endlich fast alle seine natürliche Freundlichkeit verloren. Je mehr der Geist, der Menschen überdrüssig, in sich selbst hinabsinkt, desto mehr scheint er sich gleichsam aus der Sichtbarkeit seiner Form zurückzuziehen, und endlich eine Leblosigkeit in den Gesichtsmuskeln zu veranlassen, die bei einigen scharfsinnigen Denkern sogar oft dem Ausdrucke stiller Melancholie gleicht.

Es ist auffallend, daß Lavater von diesem unsterblichen Manne nicht edlere und größere Originalgemälde für die physiognomischen Fragmente zu erhalten suchte, da ihn sein Studium doch vorzüglich zu der lebendigen Physiognomie des Königs hinziehen mußte. Aber es ist doch merkwürdig zu hören, wie Lavater das Gesicht Friedrich's beurtheilt hat. Hier sind die Grundlinien dieses Urtheils: „nicht auf die Art schön, wie unphysiognomische Maler ihn idealisiren, nicht auf die Art groß, ganz und gar nicht schön, aber dennoch von der Natur, von seines Wesens erstem Anschuß an zum großen Manne, zum König und Monarchen angelegt und geformt. Unter allen Menschengesichtern ist noch keins vor mein Auge gekommen, das so ganz eigentlich zum Königsgesichte geschaffen zu seyn schien. — Ich habe sein Auge lange und nahe angesehen, mehr treffend, als blendend, durchdringend, als blitzend. Aber man decke das Auge, man verbinde dem Physiognomisten die Augen, man erlaube ihm, mit dem bloßen Gefühle der äußersten Fingerspitze von der Höhe der Stirne bis an das Ende der Nase sanft herabzuglitschen, — neuntausend neunhundert und neun und neunzig sollen vor ihn geführt werden, Friedrich sey der Zehntausendste, und der Physiognomist wird niederfallen und ausrufen: ein prädestinirter König oder Welterschütterer, ohne Thaten lebt er nicht, so wenig als ohne Odem.“

Lavater will in diesem Gesichte aber auch die lauteste Menschenverachtung gelesen haben. Allein jene Verachtung war nicht ein Grundzug im Charakter des Königs; sein Gemüth war in der Regel froh gelaunt, voll heiterer Ideen und oft voll der herzlichsten und freundlichsten Gefühle. Man sah ihn selbst in seinem hohen Alter in den fröhlichen Stimmungen eines vertraulichen Jünglings, und tausend Stellen in seinen eigenen Schriften beweisen es, wie gut er so oft von der Menschheit dachte, und welchen großen Werth er vorzüglich auf redliche Freunde legte. Lavater meint: sein hohes Selbstgefühl habe in Menschenverachtung ausarten müssen,

weil es seines Gleichen nicht finden kann. Dieser Schluß ist um so unrichtiger, weil das wirklich große Genie bescheiden ist, und eben diese Bescheidenheit aus dem Charakter des Königs so oft mit den sprechendsten Zügen hervorleuchtet. Auch beweisen es die eigenhändigen Briefe des Königs an seine gelehrten Freunde, daß er sie über sich erblickte, und sich glücklich schätzte, in ihrer Nähe zu leben. Diese Briefe sind überhaupt die schönsten und sprechendsten Dokumente einer hochveredelten Humanität im Charakter des Königs. — Daß ein so lebhaft fühlender, so reizbarer und ehrgeiziger, auch oft zu viel gequälter Mann bisweilen schwarze Launen haben mußte, ist wohl natürlich.

Vorzüglich froh gelaunt war der König gemeiniglich bei der Tafel; er hatte den Grundsatz: daß man bei'm fröhlichen Mahle nicht älter werde, und er aß bis in sein spätestes Alter mit erstaunlichem Appetite, und nicht selten und am liebsten die unverdaulichsten Speisen. Fast alle waren brennend gewürzt, und oft konnten die Fremden von den starken Suppen nichts genießen. Die Tafel dauerte gemeiniglich mehrere Stunden, und so lange pflegte auch der König zu trinken, so wie es auch jedem Gaste vergönnt war, so viel Wein zu sich zu nehmen, als es ihm nur immer beliebte. Bei diesen fröhlichen Stimmungen schwebte das Herz des Königs auf seinen Lippen. Hier vergaß er ganz das Drückende und Unangenehme seiner Geschäfte. Heitere und interessante Gespräche, muntere und satirische Einfälle, Erzählungen einheimischer und ausländischer Begebenheiten, vorzüglich von fremden Höfen und Fürsten, oft auch bloße Stadtneuigkeiten, wechselten mit einander ab.

Schon aus dem Gesagten erhellet, daß von der Tafel des Königs jenes steife Zeremoniell ganz ausgeschlossen war, welches sonst wohl die Mahlzeiten der Fürsten zu umlagern pflegt. Bisweilen wurde es an der Tafel ein wenig zu laut, wenn der König selbst den jovialen Ton angab, und Champagner getrunken wurde. Der

fröhliche Wirth nöthigte dann selbst zum Genuß der Speisen, und hörte es nicht ungern, wenn seine Scherze und launigen Einfälle von den Gästen, und selbst von der Dienerschaft belacht wurden. — Bielefeld schildert aus den frühern Jahren des Königs ein bacchantisches Fest, welches er kurz vor dem Antritte seiner Regierung zu Rheinsberg gab, und welchem selbst die damalige Kronprinzessin nebst mehreren vornehmen Damen beiwohnte. Der Prinz hatte seine Gäste bedroht, daß sie von der Abendtafel nicht eher aufstehen sollten, bis die Wachskerzen abgebrannt wären und der Champagner die Geister erleuchtet hätte. Bielefeld hielt dies für einen Scherz; die Kronprinzessin versicherte ihn aber, daß ihr Gemahl sein Wort halten würde. Kaum hatte man sich zur Tafel gesetzt, als der Prinz eine interessante Gesundheit nach der andern ausbrachte, und durch seine muntern Einfälle die ganze Gesellschaft zum Frohsinn stimmte. Bald hatte man über die Gränze hinaus gezecht; der Champagner that seine Wirkung, und die Herren nahmen sich die Erlaubniß, von der Tafel aufzustehen und wiederzukommen. Selbst eine fremde Dame erlaubte sich dies, und wurde bei ihrer Rückkehr wegen ihres Heroismus laut beklatscht. Die Kronprinzessin selbst beförderte die Wirkungen des lustigen Mahls, indem sie in die Wassergläser weißen Wein goß, so daß die Gäste, die sich durch das Wasser gegen den Rausch zu sichern suchten, nur Wein mit Wein mischten. Endlich zerbrach der Prinz zufällig ein Glas; dies war das Signal zu einer Ausgelassenheit, die nicht höher steigen konnte. In dem nämlichen Augenblick flogen alle Gläser und kristallenen Gefäße nach den Winkeln des Saals, und alles Porzellan, alle Näpfe, alle Spiegel und Vasen wurden in tausend Stücke zerschlagen. — Bielefeld setzt scherzend hinzu: Au milieu de cette destruction totale, le Prince étoit comme l'homme fort d'Horace, qui témoin de l'ecroulement de l'Univers en contemple d'un oeil tranquille et serein les

ruines*). Der Prinz nahm wirklich diese ausschweifende Lustigkeit nicht ungünstig auf, ob er es gleich für schicklich hielt, sich nebst seiner Gemahlin aus dem rauschenden Gelage zu entfernen.

Friedrich wird daher in der Geschichte als der Einzige astehen, der — wenn man die Schwächen, die von der Menschheit unzertrennlich sind, abrechnet — noch nicht seines Gleichen gehabt [illegible], so sehr man sich auch vergebens bemüht, seine großen Verdienste um sein Volk und um die Menschheit zu verkleinern. Er hat nie etwas Rohes, etwas Unüberdachtes auf die Bahn gebracht, nie etwas, das mit dem Geiste seiner Zeit nicht übereinstimmte. Er erkannte, was dieser Geist forderte und genügte ihm. Deshalb deckte ihn auch, während zahllose Heere ihn bedrohten, der mächtige Genius der öffentlichen Meinung mit seinem Schilde. Wenn seine Heere geschlagen und zerstreut waren, so schuf ihm sein Schutzgeist neue und wußte zur Füllung der Schatzkammer Rath. Wenn er auch noch glänzendere Eigenschaften besessen hätte, als die, womit er geschmückt war: so würden doch alle seine Anstrengungen fruchtlos gewesen seyn, wenn er nur etwas nicht Zeitgemäßes hätte durchsetzen wollen. Erhaben über sein Zeitalter und sein Volk stand er da, aber stets vermied er einen solchen Mißgriff, und nur dadurch brachte er so große Dinge mit geringen Mitteln hervor, während Karl V. auch mit den größten Mitteln nicht das Geringere zu bewirken im Stande war, und erst am Rande des Grabes erkannte, wie thöricht es sey, der Zeit etwas aufdringen zu wollen, dem sie widerstrebt. — Joseph II. gewiß mit großen Eigenschaften begabt, von regem Eifer für das allgemeine Beste beseelt, verlor dennoch sein Leben in mühevollen und erfolglosen Anstrengungen, hinterließ

*) Mitten unter diesen Zerstörungen zeigte sich der Prinz wie der unerschütterliche Mann des Horaz, der Zeuge des Weltuntergangs, die Trümmer mit ruhigem und heiterm Auge anschaut.

Belgien in offener Empörung, Ungarn unzufrieden und die ganze Monarchie von Unruhen bedroht.

So ging Napoleon*) unter, weil er die Forderungen seiner Zeit verkennend, durch sein Glück übermüthig, wie alle Emporkömmlinge, ihnen nicht Gehör gab, sondern ihnen trotzen zu können vermeinte. Ihm fehlte die Eigenschaft des höheren Genius, seine Ansichten nicht der Zeit, in der man lebt, aufzwingen zu wollen, sondern sich solche anzueignen und dem gemäß zu handeln. Wer Friedrich's Leben mit Prüfung von Anfang bis Ende verfolgt, wird diesen Genius darin erkennen, und wenn er in der gegenwärtigen Zeit gelebt, würde er dies auch gewiß gethan und jetzt eben so herrlich und ruhmvoll gestrahlt haben, wie in der seinigen.

---

*) Johannes von Müller, der eine Unterredung mit Friedrich, und in der Folge auch mit Napoleon gehabt, äußerte sich darüber also:

„Bei dem Erstern fand ich die Alles verschönernde Phantasie eines dichterischen Gemüths; bei dem Letztern den kalten berechnenden Verstand."

Diese wenigen Worte bezeichnen sehr scharfsinnig den himmelweiten Unterschied zwischen Beiden.

Die Jugendgeschichte Friedrich's ist nicht reich an charakteristischen Anekdoten; ein Geist wie der seinige, hat gewiß schon sehr früh durch einzelne Züge, Äußerungen u. dgl. bekundet, wie ruhmwürdig er einst in den Annalen der Geschichte strahlen würde; aber unter der Regierung seines Vaters achtete man auf solche Züge eines Jünglings nicht, um sie aufzuzeichnen. Bei der Strenge Friedrich Wilhelm's I. scheuete man sich, nur davon Kenntniß zu haben, und noch mehr, darüber ein Wort zu verlieren, wie hätte man es daher wagen sollen, sie aufzuzeichnen?

Die Briefe, die er als Kronprinz, da er Chef des in Ruppin in Garnison stehenden Regiments war, von dort aus an den König geschrieben, sind von der Art, daß sie das Gepräge des Zwanges und einer strengen Subordination tragen, die jeden Erguß des Herzens, jeden Funken eines lebhaften Geistes ersticken mußten, und sie charakterisiren ihn nur in so fern, als sie Beweise seines kindlichen Gehorsams, und seines Eifers sind, selbst mit Selbstverläugnung, sich die verscherzte Gunst des Vaters wieder zu erwerben.

Erst nach seiner Aussöhnung mit diesem, wo er aus seiner Verbannung zurückkam und sich 1733 mit der Prinzessin Elisabeth Christine, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern vermählte, erhielt er einen freiern Spielraum, dem ihm Friedrich Wilhelm 1734 die Grafschaft Ruppin verlieh, und er die Stadt Rheinsberg zu seinem Wohnsitz wählte.

Hier fing er nun an, seiner bisher unterdrückten Neigung zu folgen, und Erholung und Belehrung in dem Umgange geistvoller und kenntnißreicher Männer und Künstler zu suchen. Er versammelte um sich den Baron von Bielefeld, Fouquet, den er schon in Küstrin kennen lernen, von Knobelsdorf, Jordan, von Kaiserlingk, Chazot u. a. Die Tonkünstler Graun und Benda und den Maler Pesne.

Aber auch hier, bei Lebzeiten Friedrich Wilhelm's I. beobachtete man, aus triftigen Gründen, um nicht neue Veranlassung zu Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn, bei ihren ganz entgegengesetzten Neigungen zu veranlassen, ein behutsames Schweigen über Friedrich.

Daher weiß man aus den früheren Jahren des Königs bis zu seiner Thronbesteigung nur wenige charakteristische Anekdoten.

Friedrich Wilhelm I. vertraute die Erziehung und den Unterricht seines Sohnes Friedrich dem Sohn eines französischen Refügiés, der nach dem Widerruf des Edikts von Nantes ein Asyl in den preußischen Staaten gesucht und gefunden hatte, mit Namen Duhan*).

Vom Jahre 1716 bis 1727 bekleidete Duhan diese Stelle; da Friedrich nun das funfzehnte Jahr zurückgelegt, wurde der Erstere von seinen Obliegenheiten entbunden.

Wie dankbar Friedrich gegen seinen Führer und Lehrer war, davon liefert der nachstehende, ihn charakterisirende Brief einen Beweis.

Mon cher Duhan

Je Vous promais que quand j'aurez mon propre argent en main, je Vous donnerez enuellement 1400 ecus par an et je Vous aimerais toujours encor un peu plus qu'apresent sil me l'est posible. Potsdam le 20. Juin 1727.

Fréderic. Pr. r.

Mein lieber Duhan!

Ich verspreche Ihnen, wenn ich über mein Geld frei schalten und walten kann, will ich Ihnen 1400 Thaler jährlich geben, und ich werde Sie stets noch etwas mehr lieben, als jetzt, wenn das möglich ist. Potsdam, den 20. Juni 1727.

Friedrich, Kronprinz.

Ein pedantischer Kleinigkeitskrämer kann zwar gegen den Styl und die Rechtschreibung dieses Briefes Ausstellungen machen, die

---

*) Er schrieb sich eigentlich du Han de Jandun; sein Vater war in Berlin Gesandtschafts- und Revisionsrath und er selbst hatte dort auf dem College français Philosophie und Rechtsgelahrtheit studirt.

auch nicht unterblieben sind; aber wenn sie auch seiner grammatikalischen Kenntniß nicht zum Lobe gereichen, so machen sie seinem Herzen desto mehr Ehre.

Friedrich Wilhelm I. hatte einen Maler, mit Namen Huber zum Hofmaler ernannt, einen Mann, der als Künstler gar keinen Werth hatte, weil er den König bei seinen Malereien, dessen Steckenpferd, mit Rath und That zur Hand ging.

Der König hatte Hubert den Auftrag gegeben, nebst andern Familienbildnissen, auch das des Kronprinzen anzufertigen, und befahl diesem nun, dem Maler zu sitzen.

Ein solcher Befehl war Friedrich nichts weniger als angenehm, aber er wollte ihm doch Folge leisten. Er ging daher zu Hubert, setzte sich vor ihm nieder, zog die Flöte aus der Tasche, spielte eine Weile darauf, stand dann wieder auf und verließ ihn mit den Worten:

„Nun kann Er meinem Vater sagen, daß ich Ihm gesessen habe.“ und entfernte sich.

Er hatte einen Widerwillen gegen Hubert, der sich daraus herschrieb, weil er die gewöhnliche Schwachheit der Mittelmäßigkeit in hohem Grade besaß, sich selbst zu überschätzen und aus kleinlichem Neid das Verdienst Anderer herabzuwürdigen.

Dennoch wurden ihm demnächst bei dem japanischen Palais in Sanssouci einige Arbeiten für das Innere, nach der Zeichnung des Direktors der Malerakademie le Sueurs übertragen. Die Arbeiten wurden unter ihm, Harper und Rode vertheilt.

Hubert und Harper hatten unter ihren Arbeiten ihre Namen gesetzt, nur der bescheidene Rode nicht.

Als der König diese Malereien in Augenschein nahm, bemerkte er gleich die beiden Namen. Er rief aus:

„Was soll das! Huber? der Name muß weggestrichen werden!“

Dies geschah und nur Harper's Name blieb stehen.

Nach dem Antritt der Regirung wurde Hubert mit 300 Thalern jährlich pensionirt. Als er gestorben, meldete man dem Könige dessen Tod mit den Worten: der Hofmaler Hubert ist gestorben.

„Wer ist das?“

Es ist der Hofmaler von Ew. Majestät Herrn Vater, der eine Pension von 300 Thalern bezogen hat.

„Ich kenn' ihn nicht; ich kenne keinen Hofmaler Hubert! Vermuthlich hat er Thorwege nach dem Leben angestrichen.“

Er konnte den Gesellschaften des Vaters, in der sich solcher zu erholen suchte, keinen Geschmack abgewinnen; das sogenannte Tabackscollegium war ihm sehr zuwider und er fand einen schönern und höhern Genuß in den schönen Künsten, hauptsächlich in der Musik, da er die Flöte mit großer Fertigkeit blies, und in dem Lesen der besten französischen Schriftsteller, vertrauter mit der französischen Sprache, als mit seiner Muttersprache, weil er deren Schönheiten besser fühlen und beurtheilen konnte, und die damalige deutsche Literatur gegen eine frühere Periode, von der Stufe, auf der sie damals stand, sehr gesunken war.

Im Gefolge des Königs von Polen August kam 1728 der berühmte Flötenspieler und Componist Quanz nach Berlin. Er spielte in der kleinen Hofkapelle der Königin. Friedrich war entzückt über dessen Spiel. Er bat seine Mutter so dringend, Quanz in ihre Dienste zu nehmen, daß sie ihm seine Bitte zu gewähren versprach. Das hatte aber große Schwierigkeiten; Quanz konnte und wollte sich nicht von seinem frühern Verpflichten gegen den König August losſagen. Endlich traf man das Abkommen, daß er zwar am Dresdner Hofe bleiben, und jährlich auf eine gewisse Zeit nach Berlin, für ein Gehalt von 800 Thalern kommen sollte.

Er erfüllte sein Versprechen, doch mußte Friedrich Wilhelm I. dies geheim gehalten werden.

In den Frühstunden, wenn der König beschäftigt, oder des Nachmittags, wenn man ihn abwesend wußte, spielte Quanz mit Friedrich.

Dann legte der Letztere die enge Uniform ab, ließ den steifen Zopf lösen, sich nach französischer Mode das Haar frisiren, an die Stelle des Zopfs trat ein Haarbeutel, und er zog einen bequemen brocatenen Schlafrock an. Quanz erschien dann gewöhnlich nach damaliger Sitte, sehr elegant frisirt, gepudert und parfümirt in einem rothen Kleide.

Friedrich Wilhelm war jedoch etwas von diesen musikalischen Unterhaltungen und daß der Prinz eine Sammlung von französischen Büchern besitze, verrathen worden.

Er überraschte ihn daher einst. Quanz verbarg sich, als man die Annäherung Friedrich Wilhelm's erfuhr, schnell in einen Kamin. Flöte, Noten und Pulte wurden bei Seite geschafft, und der Prinz vertauschte den Schlafrock mit der Uniform.

Der König trat in das Zimmer. Mit forschenden Augen sah er umher, ob er etwas fände, was die ihm gemachte Anzeige bestätigte. Er fand anfänglich nichts, aber unglücklicher Weise hatte der Prinz in der Eile den Haarbeutel nicht abgelegt. Dieser wurde sein Verräther. Friedrich Wilhelm überhäufte ihn nun in der ersten Aufwallung seines Zorns mit harten Vorwürfen und Drohungen; er sah in seinem Sohn einen Weichling, der weder die Zügel der Regierung mit Energie führen, noch sich an der Spitze eines Heeres als Feldherr stellen würde.

Jetzt durchsuchte er selbst alle Schränke in dem Zimmer; die Schlafröcke befahl er, in's Feuer zu werfen, und die Bücher wurden dem Buchhändler Haude zum Verkauf zugeschickt.

Der Kamin blieb zum Glück ununtersucht; sonst möchte Quanz, der darin nicht wenig Angst erduldete, das ganze Gewicht des Zorns des Königs empfunden haben.

Friedrich war, da seine heimliche Flucht entdeckt, in Wesel verhaftet und als Arrestant nach Mittenwalde gebracht worden. Sein Vater sandte dorthin den General und Minister von Grumbkow, den General von Derschau, den General-Auditeur Mylius und den General-Fiscal Gerbet, um ihn zu verhören.

Der Prinz zeigte viele Festigkeit und äußerte sich mit so vieler Freimüthigkeit, daß der General von Grumbkow darüber sein Erstaunen zu erkennen gab.

„Ich glaube über Alles erhaben zu seyn, was mir begegnen kann," sprach Friedrich mit stolzem Selbstgefühl: „mein Muth wird größer seyn, als mein Unglück."

Nach Seiner Majestät Beschluß werden Sie nun nach Küstrin gebracht und dort so lange bleiben, wie es Sr. Majestät gefällig seyn wird, sprach Grumbkow.

„Gut! Ich will dorthin gehen," war die Antwort des Prinzen: „Können aber nur Bitten mir die Freiheit wieder verschaffen, so werd' ich dort gewiß sehr lange bleiben."

Seine Schwester, die Prinzessin Friederike*) erhielt, weil sie Theil an dem Vorhaben seiner Flucht genommen, ebenfalls Wache vor ihrem Zimmer, und wurde in genaue Obhut genommen.

Friedrich fand indeß doch Gelegenheit, einen Brief an sie zu schreiben, und ihr solchen heimlich zukommen zu lassen. Er charakterisirt ihn sowohl in Hinsicht seines Gemüthes als seines Geistes.

„Geliebte Schwester!

„Nach dem Kriegsrecht, das eben gehalten wurde, wird man mich verketzern; denn um für einen Erzketzer zu gelten, ist es genug, nicht in allen Stücken der Meinung der Herren zu seyn. Du kannst Dir also wohl denken, was für ein Ding sie aus mir machen werden. Mich kümmern ihre Bannflüche wenig, wenn nur meine geliebte Schwester nicht gegen mich zeugt. Wie freue ich mich, daß weder Gitter noch Riegel mich hindern, Dir meine ganze Freundschaft zu bezeugen. Ja, geliebte Schwester, es giebt in diesem fast völlig entarteten Jahrhundert noch redliche Menschen, die mir Gelegenheit schaffen, Dich meiner Liebe zu versichern. Weiß ich nur, daß Du glücklich bist, so soll der Kerker mir ein Aufenthalt des Glücks und der Zufriedenheit werden. Chi a tempo a vita**). — Dies unser Trost! Wie sehr wünsche ich, keines Dolmetschers zwischen uns zu bedürfen; möchten die glücklichen Stunden bald wiederkehren, wo Dein Principe und meine Principessa — Laute und Flöte — in fester Harmonie sich vereinen, wo ich Dir mündlich sagen kann, daß nichts in der Welt meine Liebe für Dich vermindern wird. Adieu!

Der Gefangene."

---

*) Demnächst an den Markgrafen von Anspach vermählt.

**) Wörtlich: was Zeit hat, hat auch Leben; das italienische Sprichwort hat mit dem deutschen: Zeit gewonnen, Alles gewonnen, den nämlichen Sinn.

Der nachmalige General von Fouquet erwarb sich die Gunst des Königs schon, als er noch Kronprinz war. Im Anfang seiner Verbannung nach Küstrin wurde er, wie ein Gefangener gehalten; er pflegte in seiner Gefangenschaft sehr spät bis in die Nacht hinein zu lesen. Als dieses dem König Friedrich Wilhelm I. gemeldet worden, gab er den Befehl, daß der wachthabende Offizier seinem Sohne nicht länger Licht gestatten solle, als bis 8 Uhr des Abends. Von diesem Befehl war der Prinz nicht unterrichtet, um die achte Stunde trat aber der wachthabende Offizier in sein Zimmer und beging die Roheit, ohne ihn von dem königlichen Befehl zu unterrichten, die Lichter auszublasen. Friedrich gab dem Offizier für diese Ungezogenheit, in der ersten Aufwallung des Zorns, ein Paar Ohrfeigen, und der so Gezüchtigte fühlte sich dadurch so tief an seiner Ehre gekränkt, daß er sich am folgenden Morgen, nachdem er von seinem Wachtdienst abgelöset worden, erschoß. Der ihn abgelösete Offizier war der damalige Lieutenant von Fouquet. Ihm lag am Abend eine gleiche unangenehme Maaßregel ob: er konnte sich der Ausführung nicht entziehen, er sann daher auf einen Ausweg, einer solchen Behandlung, wie sein Wachtgefährte vier und zwanzig Stunden vorher erfahren, auf eine kluge Weise zu entgehen.

Fouquet kam schon vor 8 Uhr zu dem Prinzen, und stellte auf dessen Tisch ein Feuerzeug, neben welchem er zwei Wachskerzen legte. Dann sprach er zu Friedrich:

„Des Königs Majestät ausdrücklicher und strenger Befehl ist, daß ich Ew. Königl. Hoheit die Lichter auf den Glockenschlag acht auslöschen soll. Ich hoffe daher, daß Höchstdieselben es gnädigst erlauben werden.“

Wenn es meines Vaters Befehl ist, muß ich mich darin fügen.

Es schlug jetzt acht Uhr, Fouquet löschte die brennenden Lichter aus; schlug dann aber sogleich mit dem Feuerzeug wieder Feuer, zündete die mitgebrachten Wachskerzen an und sprach: „Der Befehl Sr. Majestät des Königs ist vollzogen, Ew. Königl. Hoheit Kerzen sind ausgelöscht, meine auszulöschen, ist mir nicht verboten worden, worauf er sich mit dem Wunsche einer angenehmen Ruhe entfernte.

In Küstrin benahm sich der Kammerpräsident von Münchow so gegen ihn, daß er viel Vertrauen zu ihm faßte.

Sein Vater nahm im Jahre 1731 das Verbannungsurtheil wider ihn zurück. Den Tag vor seiner Abreise von Küstrin hatte er noch eine lange Unterredung mit dem Präsidenten, und dieser fragte ihn bei dieser Gelegenheit, was wohl diejenigen zu erwarten hätten, wenn er zur Regierung käme, die sich bei der Disharmonie zwischen ihm und seinem Vater so feindselig gegen ihn gezeigt hätten?

„Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln," erwiderte er schnell.

Während seines Aufenthalts in Küstrin lernte er die verwittwete Landräthin von Manteufel geb. von Münchow kennen. Sie war eine liebenswürdige und geistreiche Frau und ihre Unterhaltung trug sehr viel dazu bei, ihm sein Exil minder drückend zu machen.

Sie äußerte einst gegen ihn zu Ende des Jahres 1730, wie sie sich genöthigt sähe, ihrer ökonomischen Angelegenheiten wegen, bald Küstrin verlassen zu müssen, und nach ihren in Pommern belegenen Gütern zu reisen.

Darauf schickte ihr Friedrich folgende scherzhafte Parodie einer Kabinetsorder:

„Seiner Königlichen Hoheit, Unserm gnädigsten Kronprinzen und Herrn, wird so eben unterthänigst vorgetragen, daß die Frau Landräthin von Manteufel, wider ihr Versprechen, sich dennoch unterstehen wolle, ihren Stab fortzusetzen, und von hier nach Pommern zu gehen. Wie nun höchstgedachte Se. Königliche Hoheit an solchem strafbaren Unternehmen nicht anders, als Mißfallen bezeigen können, da Sie der Frau Landräthin Gegenwart höchst ungern entbehren wollen, so protestiren Sie wider die intendirte Desertion nicht allein hierdurch auf das Feierlichste, sondern werden auch bey dem Gouvernement alles wider solche vorzunehmende Echappade dienliche anzuwenden nicht ermangeln. Welches Sie der Frau Landräthin nicht verhalten wollen, der Sie übrigens, wofern Sie sich eines bessern besinnt, mit Gnaden gewogen bleiben.

Küstrin, den 18. December 1730.

Friedrich."

In seinen früheren Jahren liebte er die Jagd, ein Hauptvergnügen seines Vaters und als er, als Kronprinz, nach Küstrin verbannt, bei der dortigen Krieges- und Domänen-Kammer 1730 bis 1731 arbeiten mußte, pflegte er auch sich damit zu vergnügen. Wenn er daher die seiner Aufsicht untergeordneten Städte und Ämter bereisete, nahm er gewöhnlich ein geladenes Jagdgewehr mit, um ein Wild, das ihm etwa unterweges aufstieß, gleich zu schießen.

Auf einer solchen Reise fiel ihm aus dem offenen Wagen ein Handschuh, um ihn noch ehe er den Boden berühre, wieder zu erhaschen, bückte er sich schnell hinab, das im rechten Arm liegende Gewehr erhielt dadurch einen solchen Druck, daß es los und der Schuß ihm dicht am Ohr durch den Hut ging.

Dies Ereigniß machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Seine lebhafte Phantasie stellte ihm in diesem Momente alle die unseligen Folgen der Unvorsichtigkeit und Fahrläßigkeit eines leidenschaftlichen Jägers vor. Er ließ anhalten, sprang aus dem Wagen, zerschmetterte die Büchse, auf die er früher einen großen Werth gelegt hatte, und gelobte sich, daß er nie wieder einen Jagdschuß thun wolle, und nie ist er diesem Gelübde untreu geworden.

Über die Jagd äußerte er sich demnächst: „Die Jagd ist eines der sinnlichsten Vergnügen, das zwar den Leib in starke Bewegung bringt, aber das Gemüth leer läßt. Es ist eine heftige Begier, ein Thier zu verfolgen und eine sehr grausame Freude, es zu tödten. Es ist ein Zeitvertreib, welcher zwar den Körper abhärtet, rasch und gelenkig macht, der aber den Kopf leer läßt. Ich weiß wohl, daß wir grausamer und reißender als wilde Thiere sind, und sehr tyrannisch mit der uns verliehenen Herrschaft über diese armen Kreaturen verfahren. Kann uns etwas Vorzüge vor Thieren geben, so ist es unsere Vernunft; aber gewöhnlich sind starke Jäger mit nichts, als mit Pferden, Hunden und andern Geschöpfen beschäftigt. Dies macht sie roh und hartherzig und man muß befürchten, daß sie auch Menschen unbarmherzig behandeln werden. Wer mit kaltem Blute ein unschuldiges Thier martern kann, der kann unmöglich mit dem Schicksal seiner Nebenmenschen Mitleid haben. Ist dies eine anständige Beschäftigung für ein denkendes

Wesen? — Einem Landesherrn kann es erlaubt seyn, zu jagen, es ist ihm zu verzeihen, wenn es nur deshalb geschieht, sich von seinen ernsten und oft traurigen Beschäftigungen zu erholen. Es wäre unbillig, einem Regenten alle Vergnügungen zu untersagen. Aber giebt es für einen Monarchen wohl ein größeres, als gut zu regieren, seinen Staat blühend zu machen, die Fortschritte aller nützlichen Künste und Wissenschaften zu befördern und zu unterstützen? — Wer anderer Vergnügungen bedarf, ist zu bedauern!"

Friedrich Wilhelm I. hatte bei seinem Heere eine sehr steife Haarfrisur eingeführt. Die Soldaten trugen auf jeder Seite des Kopfes vier Locken, die über dem Ohr liegen mußten, zwischen welchen das kleine Hütchen blos oben auflag, ohne den Kopf zu bedecken. Friedrich trug als Kronprinz langes, schönes Haar, das in leichten Locken auf beiden Seiten herabhing und das der Prinz nur während des Militärdienstes in die steife Form des Reglements sehr ungern zwingen ließ. War der Dienst beendigt, ließ er das Haar wieder leicht gelockt flattern und an die Stelle des lästigen Haarzopfs trat ein Haarbeutel.

Eines Nachmittags, als Friedrich auf seinem Zimmer arbeitete, trat unvermuthet sein Vater in Begleitung des Hofchirurgus Sternemann ein; Friedrich Wilhelm befahl dem Letzteren: einen Stuhl mitten in's Zimmer zu stellen und sprach dann barsch zu dem Prinzen: „Setze Dich darauf!" Friedrich wußte nicht den Grund dieser Anordnung. Aber er wurde ihm bald deutlich. Ein Grenadier trat ein. — Friedrich Wilhelm gebot solchem näher zu kommen, wandte sich dann an den Chirurgus und sprach: „Sieht Er wohl, gerade so muß Er dem Prinzen die Haare verschneiden!" — Friedrich traten Thränen in die Augen, doch wagte er keine Bitte, noch weniger machte er Miene, sich nicht in den Willen seines Vaters zu fügen. Er erwartete mit Ergebung, wie ihm sein schönes Haar abgekürzt werden würde. Er hegte überdies noch eine Abneigung gegen den Chirurgus, wegen seiner Roheit, und er hatte ihm dies oft merken lassen; was war natürlicher, als daß solcher bei dieser Gelegenheit nicht schonend mit ihm verfahren würde. Der Chirurgus bemerkte die nicht ganz unterdrückte Unruhe

des Prinzen; er war nicht so roh, wie er schien, er empfand Mitleid mit dem Prinzen. Er band den Haarbeutel los, aber mit einer fast grenzenlosen Langsamkeit. Friedrich Wilhelm warf ihn sogleich aus dem Fenster; dann fing der Chirurgus fast noch langsamer an, die Haare abzutheilen und zu kämmen. Dem König wurde die Zeit endlich lang, seine frühere Aufmerksamkeit auf diese Operation ließ nach und er besah einige auf dem Tische liegende Landkarten; der Chirurgus fing ein Gespräch mit dem Grenadier an, es war von der Art, daß es des Königs Aufmerksamkeit rege machen mußte. Sprechend mit dem Grenadier ging er im Zimmer auf und ab, und vergaß darüber den Prinzen. Dies benutzte der Chirurgus: er zwang das schöne Seitenhaar des Prinzen mit vieler Gewandtheit in dem fest am Nacken gebundenen Zopf, schnitt nur vorn wenige Haare ab, und wußte die übrigen so in die vorgeschriebene Form zu zwängen, daß der König, damit ganz zufrieden dem Prinzen die Hand mit den Worten reichte: „Nun, Fritz, sieh Dich einmal im Spiegel. Nun siehst Du doch aus wie ein braver Soldat!“ — Friedrich wurde es leichter um's Herz; der König verließ ihn, und gab dem Chirurgus den Befehl, den Prinzen jeden Morgen ebenso zu frisiren.

Kaum war Friedrich allein, als er den Zopf ausriß. Welche Freude! sein schönes Seitenhaar war unberührt geblieben und die natürlichen Locken, ihres Zwanges entbunden, fielen von selbst wieder in die gewohnte Form.

Am folgenden Morgen kam Sternemann. Friedrich reichte ihm dankbar die Hand. „Er hat mir eine große Gefälligkeit erzeigt; ich bin und bleibe Sein Schuldner!“ — sprach er.

Gleich nach Antritt seiner Regirung gab ihm Friedrich eine einträgliche Stelle, die er aber nur kurze Zeit bekleidete; er starb während des zweiten schlesischen Krieges in der Gegend von Schwedt. Seine Wittwe wandte sich an den König. Er schrieb ihr, „daß er sich der Gefälligkeit, die ihr verstorbener Mann ihm im April 1732 erzeigt habe, noch zu gut erinnere, als daß er nicht gegen dessen Wittwe und Kinder dankbar seyn solle.“ Die Wittwe erhielt reichliche Unterstützung.

Er erhielt im Jahre 1735 ein Regiment zu Neu-Ruppin, und wohnte nun öfters dort. Weil Fehrbellin nicht weit davon liegt, wollte er einmal das Schlachtfeld besehn, wo im Jahre 1675 der große Kurfürst über die Schweden gesiegt hatte. Man sagte ihm, daß in Ruppin ein sehr alter Bürger lebe, welcher jener Schlacht noch selbst beigewohnt. Als nun der Kronprinz nach der erwähnten Gegend fuhr, mußte der Bürger ihn begleiten und alle Umstände des Kampfes nennen, deren er sich erinnerte. Hernach wollte sich der Kronprinz einen Scherz mit dem Alten machen und fragte: Könnt Ihr mir aber nicht sagen, warum die beiden Herren den Krieg mit einander geführt haben? Da antwortete Jener in seiner platten Mundart treuherzig: „I jo, Ihre Königliche Hoheiten, dat will ick Ihnen wohl seggen. As unse Kurfürschle noch is jung geweßt, da hett hä in Utrecht studeert, un der schwedtsche König oock, un da hebben de beeden jungen Herren sich nich verdragen können, hebben sich in de Haare gelegen, un dit was de Pik dervon.“ Wenn der König, was zuweilen geschah, diese Begebenheit erzählte, pflegte er die platte Mundart dabei nachzuahmen.

Die Uniform der Offiziere des von Götzschen Regiments, welches Friedrich Wilhelm I. seinem Sohne als Kronprinz verlieh, hatte Gold als Verzierung.

Friedrich bat den Vater, daß er an die Stelle des Goldes Silber setzen lassen dürfe. Dies wurde ihm bewilligt, und danach die neuen Uniformen angefertigt.

Am Tage, wo diese neuen Uniformen mit den alten vertauscht werden sollten, mußten sich sämmtliche Offiziere auf einer Wiese vor Ruppin versammeln, wo er sie früher oft zu einer fröhlichen Unterhaltung vereint hatte.

Man fand hier einen brennenden Holzstoß, eine Art Scheiterhaufen. Friedrich forderte sie auf, sich um dieses Feuer zu lagern, und ließ Erfrischungen herumgeben; dann redete er sie also an:

„Da wir hier Alle versammelt sind, meine Herren: so dächt' ich, wir erzeigten der Götzischen Uniform die letzte Ehre.“

Bei diesen Worten zog er Rock und Weste aus, nahm den Hut ab, und warf alles in die lodernde Flamme.

Jeder folgte, gern oder ungern, diesem Beispiel. Jetzt schnitt Friedrich aber auch mit einem Federmesser das Oberzeug der Beinkleider auf, streifte es ab und warf es ebenfalls in das Feuer. Es blieb den Offizieren nichts übrig, als dem Vulkan ein ähnliches Opfer zu bringen, wodurch diejenigen in keine kleine Verlegenheit geriethen, bei denen das Unterfutter längst der ausbessernden Hand eines Schneiders bedurft hatte. Schaam und Verlegenheit malte sich auf manchem Gesichte, aber durch die unbefangene Heiterkeit des Prinzen löseten sich diese Mißlaute in eine allgemein bis an Ausgelassenheit gränzende fröhliche Stimmung auf. Die neue Uniform wurde herbeigebracht, und jeder machte nun auf der Wiese seine Toilette. So, neu uniformirt, kehrte der Prinz an der Spitze des Offiziercorps seines Regiments in die Stadt zurück.

Zu der Zeit, als Friedrich, noch Kronprinz, in Ruppin war, wohnte dort ein Glasermeister, der eine sehr hübsche Tochter hatte. Die Mutter bewachte solche, hauptsächlich wegen der Offiziere der Garnison, mit Argusaugen; Friedrich stellte sich daher, um diese zu necken, verliebt in die Tochter, und trieb diesen Scherz so weit, daß er zuweilen in der Dunkelheit vor das Fenster des Zimmers im untern Stockwerk trat, in welchem die Tochter wohnte, den Kopf in solches steckte, als wolle er hineinsteigen. Er wußte es sehr wohl, daß die Mutter sich in dem Zimmer befand, es machte ihm dann viel Vergnügen, wenn diese unter zornigen Worten ihn, und selbst handgreiflich, zurückscheuchte.

Sie war Wittwe geworden, ihre Tochter längst verheirathet, und ihr Sohn setzte die Profession des Vaters fort.

Nach dem siebenjährigen Kriege, wo sie so viel von dem großen König gehört, dem sie als Kronprinz oft eine Strafpredigt über seinen Muthwillen gehalten, brannte sie vor Begierde, ihn einmal wieder zu sehen. Sie reisete also nach Potsdam. Dort angekommen, hatte sie am Thore ihren Namen und Stand anzeigen müssen. Der König erhielt täglich den Rapportzettel der Ein- und Auspassirten. Kaum hatte er den Namen der Glaserwittwe gelesen, so erinnerte er sich ihrer auch und befahl, die Frau gleich zu ihm zu bringen.

Mittlerweile hatte sich die Wittwe aber schon auf den Weg gemacht und trat in das Schloß.

Hat Sie eine Bittschrift? fragte man sie.

„Nein!“ war die Antwort: „ich will nur meinen allergnädigsten König sehen.“

Nach Namen und Stand gefragt, wurde sie dem Könige gemeldet.

Als sie zu ihm in's Zimmer trat, redete er sie mit den Worten an:

„Nun, Mutter! seyd Ihr noch so böse, wie sonst?“

Ach Ew. Majestät, Sie haben wohl damals recht Ihren Spaß mit mir getrieben?

„Das hat Sie erst so spät gemerkt? — Wie geht's Ihr denn?“

Nicht sonderlich! Eine Wittwe ist immer übel dran.

„Was ist denn aus Ihrer Tochter geworden?“

Sie ist verheirathet.

„Doch glücklich?“

Ja, Ew. Majestät, Gott sey Dank!

„Sie hatte ja wohl noch mehr Kinder?“

Noch einen Sohn.

„Was ist aus dem geworden?“

Der hat des Vaters Geschäfte übernommen. Bei ihm hab' ich nun das Gnadenbrod.

Der König wollte ihr nun ein Geschenk mit einigen Goldstücken machen.

„Da habt Ihr vor der Hand etwas,“ sprach er: „künftig sollt Ihr mehr bekommen.“

Die Wittwe weigerte sich, das Geschenk anzunehmen.

„Auf die Bettelei bin ich nicht gekommen. Ich wollte nur meinen König sehen, nachdem er so vieles ausgestanden und so große Thaten gethan hat.“

Der König bestand auf die Annahme des Geschenkes, aber umsonst. Sie verließ das Zimmer und kehrte in den Gasthof zurück, in welchem sie abgetreten war.

Der König befahl, sie dort auf das Beste für seine Kosten zu bewirthen, und da sie jede Unterstützung abgelehnt hatte, wies er ihrem Sohne auf Lebenszeit eine Pension von monatlich 10 Thalern an, mit dem Bemerken: Behufs der bessern Verpflegung der Mutter.

Friedrich Wilhelm war zwar durch das Benehmen seines Sohnes, während seiner Verbannung nach Küstrin, durch die Gefälligkeit sich nach dessen Wahl zu vermählen und durch die Aufmerksamkeiten, die er den Lieblingsneigungen seines Vaters erwiesen, indem er ihm über sehr unbedeutende Vorfälle bei dem ihm ertheilten in Ruppin stehenden Regimente Berichte erstattete, wieder völlig ausgesöhnt; aber solcher sollte auch den Militärdienst von einer andern Seite, auf dem Schauplatze des Krieges kennen lernen. Als Frankreich 1733 Österreich den Krieg erklärt hatte, stellte er dem letztern ein Hülfscorps von 10,000 Mann, welche sich mit dem österreichischen Heere unter dem Befehl des Prinzen Eugen am Rhein vereinigten. Er sandte nun Friedrich zu diesem Heere und begab sich demnächst selbst dahin.

Der Kronprinz traf am 7. Juli 1734 zur Zeit der Belagerung von Philippsburg im Lager der Österreicher ein.

Friedrich, kaum angekommen, begab sich gleich zu dem Prinzen Eugen, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen der conventionellen Höflichkeit, sprach er zu dem Prinzen:

„Ich bitte daher, da ich mich hier eingefunden, um die Erlaubniß, daß ich zusehen darf, wie ein Held sich Lorbeeren sammlet.“

Eine so feine Schmeichelei verfehlte auch ihren Zweck nicht, der Prinz Eugen sagte dem jungen Prinzen viel Verbindliches und äußerte dabei sein Bedauern, daß er nicht früher das Glück gehabt, ihn bei sich zu sehen, dann würde er Gelegenheit gefunden haben, ihm viele für einen Heerführer nützliche Dinge zu zeigen, welche man in ähnlichen Fällen mit Nutzen anwenden könne, mit dem Zusatze: „Alles an Ew. Königlichen Hoheit verräth mir, daß Sie sich einst als ein tapferer Feldherr zeigen werden.“

Der Prinz Eugen lud Friedrich ein, bei ihm zu speisen. Während man an der Tafel saß, schossen die Franzosen aus ihren Retrenchements und aus den Redouten heftig.

Bei der Tafel wurde, wenig darauf achtend, ein sehr lebhaftes und munteres Gespräch geführt. Friedrich brachte, nach dem Beispiel des Prinzen Eugen, manche Gesundheiten aus, und es freuete ihn, wenn zufällig ein solcher Trinkspruch von den feindlichen Schüssen begleitet und gleichsam dadurch bekräftigt wurde.

Den folgenden Morgen ritt er in Begleitung des Prinzen von Bevern, des Generals von Röder und eines österreichischen Generals nach der Redoute, welche den Tag zuvor von den Feinden stark beschossen worden. Er stieg vom Pferde, ging in solche, verweilte dort eine halbe Stunde, und sah durch ein Fernrohr nach den Kanonen des Feindes. Von dort begab er sich zu der preußischen Infanterie, welche in zwei Linien, vor dem Lager aufgestellt war. Er ritt die erste Linie entlang, und war eben im Begriff, nach der zweiten zu reiten, da stieß er auf den Prinzen Eugen. Er wurde von diesem nicht blos begrüßt, sondern auch angeredet und er begleitete solchen nach dem Hauptquartier.

So einsylbig der Prinz Eugen auch in der Regel war, so unterhielt er sich doch mit Friedrich sehr lebhaft und versicherte demnächst, wie ihn sein Scharfsinn und Geist überrascht habe.

Am 9. des Abends erhielt der Prinz von dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Würtemberg einen Besuch in seinem Zelte, und beide verweilten dort geraume Zeit. Eugen verließ den Kronprinzen, noch mehr über dessen Benehmen und die geistreichen Äußerungen aus seinem Munde erstaunt und für ihn eingenommen.

Als beide Gäste sich entfernten, ging der Prinz Eugen zuerst aus dem Zelte, ihm folgte der Herzog von Würtemberg. Der Kronprinz umarmte den Letzteren und küßte ihn so lebhaft, daß Eugen es hörte. Er wandte sich schnell um und fragte:

Wollen denn Ew. Königliche Hoheit meine alten Backen nicht auch küssen?

„Herzlich gern!

Friedrich küßte nun den alten Feldherrn recht herzlich.

Während der Belagerung beritt er täglich die Linie, und wo nur etwas von Bedeutung vorfiel, fehlte er nie.

Der Prinz Eugen wollte dem Kronprinzen einen Beweis seiner Achtung und Zuneigung geben, er machte ihm daher am 12. ein Geschenk von vier ausgesuchten großen und schön gewachsenen Rekruten.

Am 13. traf Friedrich Wilhelm im Lager ein. Bei dem Besuch, den er dem Prinzen Eugen machte, erkundigte er sich gleich nach dem Betragen seinen Sohnes, und ob er wohl einst ein guter Soldat werden würde?

Eugen konnte nicht Worte genug finden, den Kronprinzen zu loben und zu versichern: daß er gewiß einst einer der größten Feldherrn werden würde.

Ein solches rühmliches Zeugniß aus dem Munde eines so berühmten Helden und Heerführers, als der Prinz Eugen, machte Friedrich Wilhelm eine unbeschreibliche Freude, und er äußerte: wie ihm dies um so lieber sey, da er immer daran gezweifelt, daß sein Sohn Neigung zum Soldatenstande habe.

Eugen's Lob hatte einen sehr großen Einfluß auf die Gesinnungen Friedrich Wilhelm's; das Mißtrauen verlor sich bei solchem, und mithin auch die frühere lästige Kontrolle über sein Thun und Laßen. Friedrich erhielt dadurch mehr Spielraum, seinen Neigungen folgen zu können, und er benutzte solche demnächst, hauptsächlich in Rheinsberg, um seinen wißbegierigen Geist zu beschäftigen und zu bilden.

Nachstehende Briefe schrieb Friedrich in französischer Sprache als Kronprinz und in den ersten Jahren seiner Regierung.

Das Fräulein von Montbail war die Tochter der Frau von Roucoules, welche Friedrich Wilhelm I. zuerst die Erziehung des Thronfolgers anvertraute.

Erman schreibt in seinen Mémoires de Refugiés (S. 254.):

Du Maz de Mont de l'illustre maison des Montmartin. Nous les supposons issus de premier mariage de Madame de Roucoule et par conséquent freres de Mademoiselle Montbail, Gouvernante des Princesses de la Maison royale. Mr. de Montbail fut placé comme Colonel dans le Regiment de Winterfeld et mourut en 1720.

Folglich sind diese Briefe theils an die Mutter, theils an die Tochter gerichtet; die Erstere starb am 4. October 1741.

1.

An Fräulein von Montbail.

Rheinsberg, den 13. Febr. 1732.

Meine liebe Lanche oder Mademoiselle kurzweg.

Ich danke Ihnen sehr für die Neuigkeit, welche Sie mir von dem Orte Ihres Aufenthaltes gegeben haben. Wollte Gott, daß

ich von dorther immer Gutes hörte. Zur Vergeltung sende ich Ihnen etwas Neues von Paris, was ich der Königin unter Bezeigung meines unterthänigen Respekts zu übergeben bitte. Wir leben so ruhig und jeder Tag unsers einförmigen Lebens gleicht dem andern so sehr, daß ich sehr verlegen wäre, wenn ich Ihnen Neuigkeiten von hier schreiben sollte. Diese Woche ist dem Theater geweiht, und so giebt's denn auch gegenwärtig bei uns nichts als Comödie. Die folgende ist Tanzwoche, woran ich wenig Theil nehme. Ich arbeite gegenwärtig an einem Stück in Versen, welches ich, wenn es einst vollendet seyn wird, natürlich der Königin vorlegen werde. Ich glaube mich verpflichtet, ihr von meiner Muße Rechenschaft zu geben, und ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich dazu beitragen könnte, daß sie es einigermaßen wäre. Leben Sie wohl, Mademoiselle; seyn sie versichert, daß mein Herz immer in Potsdam ist; zwar kann ich nicht sagen, bei Ihnen, aber doch bei der Person, welche Sie leicht errathen können. Indessen haben Sie auch Ihren kleinen Antheil an meinem Andenken, denn wie könnte ich Ihnen die Achtung verweigern, welche ich Ihnen schuldig bin. Ich bin mit vieler Freundschaft

Mademoiselle

Ihr sehr affectionirter guter Freund.

Meine Complimente an den lieben Wilhelm und an meine Schwestern.

2.

An Frau von Montbail.

Madame,

Mit dankbarer Rührung habe ich Ihren Brief und den beigefügten Geldbeutel empfangen. Sie vermehren, Madame, die Summe der Verbindlichkeiten, welche ich Ihnen schon schuldig bin, durch das Geschenk einer Arbeit, welche Sie für mich in Ihrem glücklichen Alter verfertigten. Ich versichere Sie, daß Sie mir eine große Freude gemacht haben. Es ist mir ein Beweis Ihrer Gesundheit und guten Kräfte, aber auch ein Beweis Ihrer Freundschaft für mich.

Beides ist mir gleich angenehm, und so habe ich denn ein Gläschen auf die Gesundheit meiner lieben, guten Mutter getrunken. Ich nenne Sie Mutter, und hoffe, daß Sie diesen Namen mir erlauben werden. Er gehört Ihnen gewissermaßen, in Betracht der Sorgen und Mühe, welche Sie auf die Bildung meiner jungen Jahre verwendet haben. Ich versichere, daß ich es nie vergessen werde; denn Sie sind, nächst meinen Ältern, die Person, gegen welche ich die meiste Verpflichtung fühle.

Nehmen Sie, ich bitte, diese Kleinigkeit*), welche ich Ihnen hier beischließe, als ein Zeichen meines Andenkens, und glauben Sie, Madame, daß der übersandte Geldbeutel mir lieber ist, als wenn ich ihn von jedem Andern mit Pistolen gefüllt erhalten hätte.

Empfangen Sie meine besten Wünsche für Ihre Gesundheit und Ihre Erhaltung, und überzeugen Sie sich von der Achtung, mit welcher ich bin,

Meine liebe Madame

Rheinsberg,
den 23. November
1737.

Ihr treu affectionirter
Freund.

3.

An Fräulein von Montbail.

den 12. April 1739.

Mademoiselle.

Schon lange habe ich mir vorgenommen, Ihnen ein kleines Zeichen meiner Achtung zu geben. Unser Jahrmarkt in Rheinsberg giebt mir hierzu eine, wiewohl höchst ärmliche Gelegenheit. Nehmen Sie, ich bitte, die Kleinigkeit, welche ich Ihnen hierbei übermache, von mir an, sie soll Sie an mich erinnern. Aber sagen Sie keiner Seele, daß ich sie Ihnen gesandt habe, außer Leuten, deren Discretion Sie kennen. Ich wünsche Ihnen gänzliche Wiederherstellung Ihrer Gesundheit, und bin unter Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung

Ihr sehr affectionirter Freund.

*) Es war sein Bildniß in Miniatur.

4.

Meine liebe Montbailline! *)

Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie an der Armee nehmen. Der ganze Staat danket seine Erhaltung der Tapferkeit und dem Muthe dieser braven und rechtschaffenen Leute. Und ich, ich danke ihnen Alles. — Leben Sie glücklich, meine liebe Montbailline, unter dem Schatten der Bäume, die Sie mit Ihren Händen gepflanzt haben. Vergessen Sie nicht Ihre abwesenden Freunde, und seyn Sie überzeugt, daß ich ganz der Ihrige bin.

5.

An Fräulein von Montbail.

Um Ihnen einen Beweis meiner Aufmerksamkeit zu geben, benachrichtige ich Sie hiermit nicht nur, daß ich Ihnen den Gehalt von 1000 Thalern, welche Ihre seelige Mutter von der General-Domainen-Kasse bezog, nebst den bei dem französischen Civil-Etat stehenden 200 Thalern lebenslänglich zusichere, und Ihnen auch ferner die Gage für einen Bedienten werde abreichen lassen; sondern ich gebe Ihnen auch hierdurch eine jährliche Vermehrung Ihres Gehaltes von 500 Thalern aus meiner Chatulle. Fredersdorf **) wird sie Ihnen monatlich mit 41 Thalern 16 Gr., und zwar vom verflossenen 1. December an zu rechnen, auszahlen. Dieß Letztere bestimme ich Ihnen als Entschädigung für die freie Tafel, welche Ihre verstorbene Mutter aus meiner Küche gehabt hat; diese wird in's künftige aufhören. Ich hoffe, daß Sie mit dieser Einrichtung zufrieden seyn werden.

Berlin, den 8. Dec. 1741. Ihr wohlgeneigter König.

*) Dieser Brief ist ohne Benennung des Orts, Tages und Jahres, aber höchst wahrscheinlich nach einer der Schlachten des ersten oder zweiten Schlesischen Krieges geschrieben worden. Man sieht, daß Friedrich die Bravheit seines Heeres dankbar erkannte. Hier und in den folgenden Briefen fehlt immer das erste r in der Unterschrift.

**) Geheimer Kämmerier des Königs.

Außerdem stehen Ihnen die Pferde meines Marstalles zu Diensten. Aber Alles unter der Bedingung, daß Sie zuweilen des Mittags oder Abends bei mir speisen.

6.

An Fräulein von Montbail,

Pyrmont, den 26. Mai 1746.

Sie sind allzudankbar für sechs Pomeranzenbäume, meine liebe Montbailline, ich habe Ihnen allerlei kleine Geschenke Floren's und Pomonen's für Ihren Garten bestimmt und werde genug dafür belohnt seyn, wenn diese Kleinigkeiten Ihnen Vergnügen machen. Leben Sie glücklich in Ihrer literarischen Einsamkeit, und denken Sie bisweilen in Ihren müßigen Stunden an Ihren Gartenwerks-Lieferanten, der voll Freundschaft und Achtung für Sie ist.

7.

Den 10. October 1747.

Meine liebe kleine Montbail!

Der Gärtner von Sanssouci glaubt sich verbunden, Ihnen von den Trauben zu senden, die er mit eigenen Händen gezogen hat. Sie sind vielleicht nicht so gut als die aus Montbailline's Garten. Aber sie werden Ihnen mit so gutem Herzen geschickt, daß Sie wegen der guten Absicht das Unbedeutende des Geschenkes übersehen werden. Ich wünsche Ihnen zugleich tausend Segen und daß Sie so glücklich seyn mögen als Sie es verdienen. Ich verlange, statt alles Dankes dafür, nur das Vergnügen, Sie diesen Winter wieder zu sehen, um mit eigenen Augen beurtheilen zu können, ob Sie sich recht wohl befinden und ob Sie die Versicherung meiner Freundschaft und Erkenntlichkeit annehmen.

Einst nahm ihn der Vater, Friedrich Wilhelm I. mit in die Schatzkammer. Als Beide bei einem Geldsacke vorüber kamen, der sich unter der Last seines Inhalts zur Erde geneigt hatte, streckte Friedrich die Hand nach ihm aus, und sprach mit muthwilligem Ton:

„Sey ruhig, dein Erlöser lebt noch!“

Friedrich Wilhelm gerieth darüber in großen Zorn und sah in seinem Sohn mit Schrecken in der Folge einen leichtsinnigen Verschwender seines Schatzes.

Wie wenig aber seine Besorgnisse eingetroffen, hat die Zeit gelehrt. Durch seinen geregelten Statshaushalt konnte er nach so langen kostspieligen Kriegen, Millionen zu Anschaffung von Kunstschätzen, zu Bauten von Schlössern, öffentlichen und Privatgebäuden, zu Meliorationen und Urbarmachung von Brüchern und zu ähnlichen gemeinnützigen Zwecken verwenden.

Friedrich Wilhelm nahm aber seit diesem Tage seinen Sohn nie wieder in die Schatzkammer.

Zwei Jahre früher, als er den Thron bestieg, schrieb er (am 14. September 1738) an Voltaire: „Mein Leben ist bisher nur ein Gewebe von Bekümmernissen gewesen. Aber die Schule der Widerwärtigkeit macht vorsichtig, verschwiegen und mitleidig; man wird aufmerksam auf die kleinsten Schritte, wenn man zuvor die Folgen überlegt, welche sie haben können, und erspart den Kummer, welchen man selbst gehabt hat, nun gern Andern.“

Nicht lange nach Antritt seiner Regierung (1740) schrieb er an eben denselben: „Ein Fürst ist in Beziehung auf sein Volk, was das Herz in Hinsicht auf den Körper ist. Es empfängt das Blut aus allen Gliedern und führt es in die äußersten Theile zurück. Er empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen, und giebt ihnen dafür zurück Überfluß, Wohlfahrt, Ruhe, mit einem Worte Alles, was zum Wohl und zum Wachsthum der Gesellschaft beitragen kann.“

In einem Briefe an den bekannten Geschichtsschreiber Rollin, (geb. 1661 zu Paris, gest. 1741) aus Rheinsberg vom 4. Juli 1739 äußerte sich Friedrich, mit Bezug auf dessen historische Werke:

„Ich wünsche zum Wohl der Menschheit, Sie möchten die Könige zu Menschen, und die Fürsten zu Bürger machen.“

Die Art und Weise, wie Friedrich Wilhelm I. den Kronprinzen und überhaupt seine Kinder behandelte, ist zu bekannt, um solche noch ausführlicher schildern zu dürfen.

Friedrich hat, ein seltenes Beispiel wahrer Pietät, es verschmäht, in seinen Mémoires de Brandebourg, bei Erwähnung seines Vaters, auch nur auf das Entfernteste darüber Beschwerde zu führen; er hat vielmehr, jede sehr zu entschuldigende Bitterkeit über die erlittenen Drangsale hochherzig unterdrückend, seinem Vater in Allem, was an ihm lobenswerth war, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und da er diesen Umstand doch nicht ganz mit Schweigen übergehen konnte, sich lieber als den schuldigen Theil schildern, als seinen Vater in ein nachtheiliges Licht stellen wollen. Wer lies't darin nicht ohne Rührung die Worte:

„Eben so haben wir die häuslichen Verdrießlichkeiten dieses großen Fürsten unerwähnt gelassen. Man muß, in Rücksicht der Tugenden eines solchen Vaters, gegen die Fehler der Kinder einige Nachsicht üben."

Und er schließt das Leben und die Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's I. mit den Worten:

„Wenn es wahr ist, daß man den Schatten der Eiche, der uns bedeckt, der Eichel zu danken hat, durch den er erzeugt wird, so muß die ganze Welt eingestehen, daß man in dem thätigen Leben dieses Fürsten den Keim des Glückes findet, dessen das königliche Haus nach seinem Tode genossen hat."

Als Kronprinz wünschte er sich auch Kenntnisse von der Algebra zu erwerben. Der Geheimerath Duhan schlug ihm dazu den Professor Naudé bei dem Joachimsthalschen Gymnasium vor. Der Letztere sah wohl ein, wie schwierig es seyn würde, diese trockene Wissenschaft auf eine fassliche und gefällige Weise vorzutragen. Er unterzog sich indeß dieser Arbeit, und übersandte dem Prinzen eine kurze und gedrungene Übersicht dieser Wissenschaft auf einem Blatte Papier. Friedrich las sie, fand sie sehr fasslich und deutlich, und dankte dem Professor Naudé dafür auf eine verbindliche und schmeichelhafte Weise.

Doch ließ er es bei diesem Dank nicht bewenden; kaum hatte er den Thron bestiegen, so erinnerte er sich seiner, wies ihm eine

Pension von 600 Thalern jährlich an, mit der Zusicherung, in der Folge, bei sich darbietender Gelegenheit, seiner noch mehr eingedenk zu seyn. Bei seiner Denkungsart und seinem großen Gedächtniß würde er auch dies Versprechen unstreitig erfüllt haben, wäre nicht Naudé bald darauf gestorben.

So hart auch Friedrich von seinem Vater behandelt worden, so sprach er doch stets mit der größten Achtung von ihm und keiner durfte es wagen, in seiner Gegenwart sich einer unziemlichen Äußerung zu erlauben.

Kurz nach seiner Thronbesteigung erfuhr er, daß in Potsdam noch ein sehr alter Invalide lebe, welcher schon unter der Regierung seines Großvaters Friedrich's I. gedient habe. Er ließ diesen alten Krieger zu sich rufen. Der Invalide erschien, der König empfing ihn sehr leutselig, fragte, unter welchem Regimente er gestanden, nach den Feldzügen und Schlachten, denen er beigewohnt, wie viele Blessuren er erhalten u. dgl.

Der Greis beantwortete alle Fragen zur Zufriedenheit des Königs, so daß er sich immer mehr mit ihm auf einzelne kleine Umstände aus dessen Leben einließ.

Darüber wurde der Graukopf so froh und zugleich so treuherzig geschwätzig, daß er, ungefragt, anfing:

Ich muß Ew. Majestät doch auch einen Spaß erzählen. Als Ihr Herr Vater noch Kronprinz war, hatt' ich einmal die Ordonnanz bei ihm. Er machte mit dem Fürsten von Dessau eine Reise von Berlin nach Potsdam. Unterwegs, bei Zehlendorf, trafen sie einen Kuhhirten bei seiner Heerde schlafend an, da schnitten sie einigen Kühen die Schwänze ab.

„Das ist nicht wahr!“ rief der König mit barschem Ton und finsterer Miene. Er brach augenblicklich das Gespräch ab, rief seinen Kammerhusaren und sagte zu ihm:

„Geb' Er dem Alten zwei Friedrichsd'or!“

Dann kehrte er sich um und ließ den höchst bestürzten Invaliden stehen. Ohne seine vorschnelle Plauderhaftigkeit würde er, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Pension erhalten haben.

Er wußte sehr bestimmt, wer von denen, die über seine mißlungene Flucht zu Gericht gesessen, über ihn ein sehr hartes Urtheil gefällt hatten; er ließ es Keinem durch Zurücksetzung oder wohl gar Kränkung entgelten.

Er äußerte sich darüber: „Diese Männer mußten mich des Todes schuldig erklären; sie sollten über mich nach dem Kriegsrecht ein Urtheil fällen, das bestimmte ganz klar und deutlich die Todesstrafe, und hierzu kam noch der wohlverdiente Zorn meines Vaters."

Der Oberste von Derschau hatte ihn zum Tode verurtheilt. Der König ernannte ihn zum Generalmajor und seinen Sohn, der studirt hatte, und ihm als ein kenntnißreicher Mann bekannt geworden, 1769 zum Geheimen Staats- und Finanz-Minister.

Einem Geiste, wie Friedrich, konnten Kleinigkeiten, worauf die Beschränktheit nur Werth legt, nicht zusagen; er spöttelte daher oft über leere Zeremonien u. dgl.

Als er bei'm Antritt seiner Regierung zur Huldigung nach Preußen reisete, mußte der Marquis d'Argens ihm dorthin folgen.

Dort angekommen, sprach er zu dem Marquis:

„Sagen Sie mir, wie man sich bei solchen Huldigungs-Zeremonien zu benehmen hat, und was alles dabei zu beachten ist. Sie haben ja dergleichen in Frankreich gesehn und müssen es daher wissen."

Der Marquis ließ sich nun darüber weitläuftig aus.

Am Tage der Huldigung, als der König im Begriff war, solche zu empfangen und sich auf den Thron zu setzen, trug er einen kleinen Galanteriedegen. Der Marquis machte ihn aufmerksam, daß solches nicht passend sey; er einen größern Degen oder vielmehr ein Schwert an der Seite haben müsse.

„Wo nehmen wir denn das gleich her?" fragte der König.

Wenn auch kein Schwert bei der Hand ist, so vertauschen Sie wenigstens Ihren kleinen Degen mit einem größeren, erwiderte der Marquis, und ein Offizier mußte den seinigen dazu hergeben.

Nach beendigter Huldigung fragte der König den Marquis:

„Nun, hab' ich meine Sache gut gemacht?"

O ja, Sire! aber Einer machte es doch noch besser.

„Und der war?"

Ludwig der Funfzehnte.

„Ich kenne Einen, der es doch noch beſſer machte.“

Und der war?

„Baron“ *).

Friedrich I. hatte einen Orden de la Generosité geſtiftet, den er aber aufhob.

Ein alter Offizier, der dieſen Orden von Friedrich Wilhelm I. erhalten, bat den König um die Erlaubniß, ihn ferner tragen zu dürfen.

„Meinetwegen,“ ſchrieb er auf die Eingabe: „mag Er alle aufgehobene Orden tragen.“

Gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung hegte er die Überzeugung, daß er mit Öſterreich in einen Krieg würde verwickelt werden.

Seine Anſprüche auf die Herrſchaft Herſtal im Lüttichſchen gültig machend, ſchrieb er von Weſel aus an den Fürſtbiſchof in einem ernſten Tone; dieſer, auf Öſterreich's Unterſtützung rechnend, ertheilte eine Antwort, die keinesweges befriedigend war.

Er traf nun gleich energiſche Maßregeln, um ſeine Forderung geltend zu machen, als er aber nach Berlin zurückgekommen, beſprach er ſich darüber mit denen, welchen er ſein Vertrauen ſchenkte und fragte ſie: welche Maßregeln ſie am zweckmäßigſten hielten? Keiner wollte ſeine Meinung ſagen, auch nicht der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau.

Lächelnd ſprach er zu dieſem: „Sie ſind wohl gar abergläubiſch und bilden ſich ein, weil ich den erſten Feldzug mit einem Geiſtlichen anfangen will, daß ich in keinem Kriege Glück haben werde?“

Das nicht, aber etwas anderes geht mir im Kopf herum.

„Und das iſt?“

Sie werden dadurch mit Öſterreich in einen Krieg verwickelt werden.

„Lieber Alter! der Friede mit Öſterreich hat die längſte Zeit gedauert.“

Ja, wenn das iſt, dann nur raſch zugefahren.

---

*) Der bekannte franzöſiſche Schauſpieler.

„Das ist schon geschehen!“

Schon geschehen! rief der Fürst aus, und alle Anwesende waren nicht minder darüber erstaunt.

„Da sehen Sie,“ sprach der König zu dem Fürsten und zeigte ihm einen Bericht des Generals von Borck, in welchem er meldete, daß er zufolge erhaltenen Befehls mit vierzehn Grenadier-Compagnien in das Lüttichsche auf Execution eingerückt sey.

Der Marquis von Botta war vom Wiener Hofe als Gesandter nach Berlin gesandt worden, um ihn zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen; dies war aber nur Nebenzweck, die Hauptsache bestand darin, des Königs Gesinnungen in Ansehung seiner Ansprüche auf einen Theil Schlesiens zu erforschen.

Botta errieth bald des Königs Absichten, er lenkte daher bei seiner Audienz auf eine feine Weise das Gespräch auf seine Reise von Wien nach Berlin, und schilderte dabei die Wege in Schlesien auf eine übertriebene Weise schlecht, versicherte, sie wären durch die Überschwemmungen kaum für einen einzelnen Reisenden zu passiren; er selbst sey oft in Lebensgefahr gewesen.

Der König merkte die versteckte Absicht des Gesandten und erwiderte im gleichgültigsten Ton:

„Ei nun, das Schlimmste, das dem begegnen kann, der diese Wege passiren muß, ist doch nur, sich zu beschmutzen.“

Da der Ausbruch des Krieges entschieden war und er zur Armee gehen wollte, gab er dem Marquis noch eine Abschiedsaudienz.

Botta äußerte sich in solcher gegen ihn:

Ew. Majestät werden das Haus Österreich vielleicht zu Grunde richten, aber sich selbst gewiß auch.

„Es hängt ja nur von der Kaiserin-Königin ab, die ihr gemachten Anerbietungen anzunehmen.“

Der Marquis schwieg eine Weile nachdenkend, sprach aber dann im Tone der Ironie:

Sire! Ich muß es gestehen, Ihre Truppen sind schön; die unsrigen haben nicht das gute Äußere, aber sie haben sich etwas versucht.

„Sie finden, daß meine Truppen schön sind,“ versetzte der König ungeduldig und lebhaft: „Gut! ich werde Sie überführen, daß sie auch brav sind“

Dann gab er durch ein Kopfnicken dem Gesandten zu verstehen, daß die Audienz ein Ende habe und Botta beurlaubte sich.

Als Friedrich die Regierung antrat, war einer von seinen Günstlingen, welche er als Kronprinz um sich gehabt, über dessen Thronbesteigung außer sich vor Freude, denn er hoffte nun ein sehr glückliches Leben. Voll von diesen Aussichten schrieb er einem seiner Freunde in Paris: „Endlich hat unser geliebter Kronprinz den Thron bestiegen. Eilen Sie, nach Berlin zu kommen, Sie machen gewiß Ihr Glück und hier erwarten Ihnen nur fröhliche Tage und Genüsse aller Art.“ Er schilderte nun in diesem Briefe mit vieler jovialischer Laune alle die Freuden, welche sie gemeinschaftlich in des Königs Gesellschaft genießen wollten. Mittlerweile war der König in das Zimmer getreten. Der Schreiber, vertieft in seiner Correspondenz, hatte ihn nicht bemerkt.

Der König hatte hinter seinen Stuhl den Brief gelesen, er ergriff ihn, zerriß ihn und die Stücke davon auf die Erde werfend, sprach er mit strengem Ernst:

„Was soll das? — die Possen haben nun ein Ende!

Der erste Musiklehrer des Königs war der Domorganist Heine in Berlin; er schätzte diesen Mann sehr, erinnerte sich seiner fortwährend mit Wohlwollen und bewies auch, wie ernst es ihm mit diesem Gefühle sey.

Heine hatte einen Sohn; bei dem Antritt der Regierung des Königs empfahl er diesen seinem frühern Schüler in der Musik. Friedrich verlieh ihm die Stelle eines Acciseeinnehmers.

Dieser verwaltete aber seine Kasse so fahrläßig, machte dabei einen die Kräfte seines Einkommens übersteigenden Aufwand, und die Folge davon war ein Kassendefect. Er wurde deshalb zur Untersuchung gezogen.

Als es der König erfuhr, ließ er den Organisten Heine nach Potsdam bescheiden. Dieser gehorchte. Er wußte zwar nicht die Veranlassung einer solchen Aufforderung, aber schon in welches

Unglück sich sein Sohn durch Leichtsinn und Pflichtverletzung gestürzt hatte.

Angekommen in Potsdam, wurde er dem Könige gemeldet, und vorgelassen.

Friedrich empfing ihn sehr freundlich und herablassend.

„Wie geht's Ihm denn, mein lieber Heine? Er darf sich nicht wundern, daß ich Ihn zu mir kommen lassen. Ich muß doch einmal wieder meinen alten Musiklehrer sehen."

Mit trauriger Miene versetzte Heine seufzend:

Ach! nicht zum Besten! Ew. Majestät.

„Das ist nun schon so im menschlichen Leben, Glück und Unglück wechseln mit einander. Niemand hat das wohl mehr erfahren, als ich, aber man muß nur nicht den Muth verlieren. In trüben Augenblicken sind die schönen Künste ein großer Trost. Auch das weiß ich aus Erfahrung. Er muß ihn bei der Musik suchen. Apropos! Was hält Er davon, macht man gute Fortschritte?"

Der König ließ sich nun in ein Detail darüber ein, und brachte dadurch Heine wenigstens dazu, daß er sich über den fraglichen Gegenstand, doch immer sichtbar mit beklommenem Herzen, äußerte.

„Wie hat Ihm denn die neuaufgeführte Oper gefallen?"

Ich habe sie nur einmal gehört, versetzte Heine: mir ist die Lust vergangen, so sehr sie mir auch gefiel, noch einmal hineinzugehen.

„Ich kann mir das erklären, lieber Heine! Er hat keine Freude an seinen Sohn erlebt. Tröst' Er sich! Der Mensch kann keinen Kassenposten vorstehen, das merk' ich nun wohl; ich werd' ihn auf eine Art versorgen, wobei er ein ehrlicher Mann bleiben kann."

Diese Worte nahmen plötzlich eine schwere Last von dem Herzen des gebeugten Vaters, er konnte keine Worte finden, sein Dankgefühl auszudrücken.

„Laß Er das gut seyn!" sprach Friedrich: „Es ist mir lieb, daß ich Seinen Kummer stillen kann. Nun geh' Er in Gottes Namen, und ich will hoffen, daß Ihm sein Sohn künftig nicht mehr solche Sorgen machen wird."

Heine ging vom Könige zu dem Kapellmeister Sidow zurück, bei dem er in Potsdam abgetreten war. Ganz berauscht vor Freude, erzählte er diesem die Unterredung mit dem Könige, und sich die Perücke vom Kopf reißend und auf die Erde werfend, rief er aus:

„Solchen König hat die Welt noch nie gesehen!“

Durch den Neid und die Verketzerungen der Frömmler verlor der Philosoph Wolf*) in Halle nicht nur seine Professur, sondern er mußte auch; auf Befehl Friedrich Wilhelm's I. die Stadt und den preußischen Staat binnen vier und zwanzig Stunden räumen.

Der König wollte den Geächteten gleich nach dem Antritt seiner Regierung unter vortheilhaften Bedingungen wieder anstellen, und trug dem Probst Reinbeck in Berlin auf, deshalb mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Wolf lehnte die ihm gemachten Anerbieten ab, Reinbeck machte dem Könige davon Anzeige, und erhielt darauf die Antwort:

„Würdiger, besonders lieber Getreuer!“

„Ihr habt nochmals an den Regierungsrath Wolf zu schreiben, ob Er sich nunmehro nicht entschließen könne, in meine Dienste zu gehen, und würde ich ihm alle raisonable Conditiones accordiren. Ich bin Euer affectionirter König.“

---

*) Christian Freiherr von Wolf (geb. zu Breslau 1679) erhielt auf von Leibnitz Empfehlung 1707 den Ruf als Professor der Mathematik und Naturlehre auf die Universität Halle. Wolf wurde durch seine dortigen Collegen, besonders durch die pietistischen Theologen hart verfolgt und dem König Friedrich Wilhelm I. so verdächtig gemacht, daß er, mittelst Cabinetsordre vom 15. November 1723 seiner Stelle entsetzt und ihm unter Androhung der Todesstrafe befohlen wurde, Halle in 24 Stunden und den preußischen Staat in 2 Tagen zu verlassen. Auf die Anträge, die ihm, nach diesem Schreiben des Königs, gemacht wurden, ging er 1740 nach Halle zurück und wurde zum Geheimenrath und Vicekanzler der Universität ernannt. 1743 ward er Kanzler, 1745 erhob ihn der Kurfürst von Baiern während des Reichsvicariats in den Freiherrnstand. Er starb 1754, in einem Alter von 76 Jahren.

Eigenhändig ſtand darunter:

„Ich bitte Ihn, ſich um den Wolf Mühe zu geben. Ein Menſch, der die Wahrheit ſucht und ſie liebt, muß in aller menſchlichen Geſellſchaft werth gehalten werden, und glaube Ich, daß er ein Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolf hierher persuadirt.“

Bald nach dem Antritt ſeiner Regierung befahl er, daß man ſich in den Kirchengebeten, aller im gewöhnlichen Leben üblicher Titulaturen enthalten, und dagegen beten ſolle: „Wir empfehlen Dir noch, o Gott, unſern König, Deinen Knecht.“

Der geiſtliche Inſpektor Mylius in Fehrbellin fand unter den Papieren ſeines verſtorbenen Vaters einen Wechſel über zweitauſend Thaler, welchen der König noch als Kronprinz an ſolchen ausgeſtellt hatte.

Friedrich hatte bei dem Antritt ſeiner Regierung alle ſolche Schulden nicht allein berichtigt, ſondern auch großmüthig belohnt*).

Der Inſpektor Mylius ſandte dieſen Wechſel an den König und ſchrieb dabei: er habe die Einlage unter den Nachlaß ſeines Vaters gefunden; er wiſſe nicht, ob ſolcher aus Nachläßigkeit dieſe Schuldverſchreibung zu vernichten unterlaſſen, oder was es ſonſt damit für eine Bewandniß habe, er übergebe ſie hiermit Sr. Majeſtät zur gnädigſten Diſpoſition.

Der Inſpektor erhielt zur Antwort:

„Ich erinnere mich des Empfangs der in dem mir übermachten Wechſel genannten Summe noch recht wohl, und ſollte auch dabei ein Irrthum obwalten, ſo iſt es billig, daß Ich den Schaden trage und nicht ein Anderer. Ich habe daher ſchon Befehl gegeben: daß Ihm das Kapital mit den Zinſen ausgezahlt werden ſoll.“

Die vereinigte reformirte und lutheriſche Gemeinde bei der Jeruſalems- und Neuen Kirche in Berlin hatte von dem Könige

---

*) S. die Anekdoten von dem Sohn des Goldſchmidt Lieberkühn.

kurz nach Antritte seiner Regierung ein Stück Landes ohnweit dem Potsdammer Thore zum Kirchhofe erhalten. Der König hatte es nachher wieder auf Vorstellung des Forstdepartements zum Thiergarten geschlagen. Darauf bat die Gemeinde, daß der König statt dieses Stück Landes des Kanonier Fritzens Garten für sie zum Kirchhofe kaufen, und ihr 600 Thaler nebst den Baumaterialien zu einer Mauer um den neuen Kirchhof schenken möchte. Auf den Bericht des geistlichen Departements schrieb der König folgende eigenhändige Resolution an den Rand: „es ist So viel Sandt vohr der oranienburger Landwehre da macht Kirchhöwe aber nicht aus guht Landt. Friedrich."

Weitschweifige Berichte waren ihm sehr zuwider. Er erließ daher schon im ersten Jahre seiner Regierung dieserhalb eine Cabinetsordre an das General-Directorium.

Se. Königl. Majestät ꝛc. Unser allergnädigster Herr, haben bereits verschiedentlich erinnert, daß die Anfragen und Vorstellungen des General-Ober-Finanz- Krieges- und Domainen-Directorii nicht so weitläuftig gemacht, sondern kurz und deutlich gefaßt werden sollen. Da aber dieses dennoch nicht geschiehet, vielmehr fast noch täglich viele undeutliche und mit unnöthigen historischen Erzählungen angefüllte Anfragen ankommen, mit deren Durchlesung Sie die Zeit verderben müssen; so befehlen Höchstdieselben Dero General-Directorio hierdurch nochmals in Gnaden, die expedirenden Secretarien dahin anzuweisen, auch selbst dahin zu sehen, daß inskünftige die Vorstellungen und Anfragen nach Dero Intention und Ordre eingerichtet werden müssen, widrigenfalls Sie veranlasset werden dürften, eine solche weitläuftige einkommende Anfrage Höchsteigenhändig so, wie sie seyn muß, zu fassen, und ihnen dergestalt die Möglichkeit, solche kurz und deutlich einzurichten, zu zeigen.

Potsdam, den 26. September 1740. Friedrich.

Er rügte in der Folge noch oft solche Weitschweifigkeit.

So schrieb er auf den Bericht eines Ministers:

„Man sieht, daß Er nie Soldat gewesen ist. Die ganze Bagatelle kann Ich, wenn Ich nach Berlin komme, mit einem Federstrich abmachen."

Am Rande eines andern ministeriellen Berichts machte er die Randbemerkung:

„Um eine solche Bagatellsache hat Er Worte genug gemacht.“

Bei seinem Aufenthalt im Winter zu Berlin bemerkte er in der Dachstube eines Hauses, den Zimmern des Schlosses gegenüber, die er bewohnte, jeden Abend spät und jeden Morgen früh Licht.

Er ließ sich erkundigen, wer dort wohne, und erfuhr, daß ein armer Schuhflicker diese Wohnung inne habe, und dort immer Abends und Morgens bei Licht arbeite.

„Man bringe den Mann zu mir!“ befahl er.

Der Schuhflicker erschien mit Zittern und Zagen vor dem König. Dieser redete ihn aber sehr leutselig an und fragte ihn:

„Warum arbeitet er tagtäglich bis spät in die Nacht und des Morgens schon so früh?“

Ew. Majestät, das muß ich wohl. Ich habe vier Kinder, für die muß ich doch als ein redlicher Vater sorgen, und ob ich gleich so viel arbeite, als nur in meinen Kräften ist, so kann ich sie doch kaum ernähren. Jetzt geht es mir nun noch schlimmer. Ich bin dem Lederhändler für Leder noch schuldig, und er besteht darauf, daß ich Rath schaffe, sonst will er mich verklagen und dann werd' ich ausgepfändet und gerathe ganz an den Bettelstab.

„Nun dazu soll es nicht kommen, dazu werd' ich Rath schaffen.“

Er entließ den Schuhflicker und sandte ihm zweihundert Thaler als Geschenk.

Im Jahre 1740 war in Anklam der Präpositus (geistliche Inspektor) gestorben; der General-Major von Jeetz bat den König unmittelbar, dem Feldprediger seines Regiments diese Stelle zu ertheilen.

Friedrich erließ darauf das nachstehende Schreiben an den Probst Reinbeck:

„Würdiger, lieber Getreuer! Da der General-Major von Jeetz in des zu Anklam verstorbenen Präpositi Platz den Feldprediger seines unterhabenden Regiments, Namens Schaukirsch in Vorschlag

bringt; so sollt Ihr mir melden, ob dieser Mensch gut ist, und die zu diesem Amte erforderlichen Fähigkeiten besitzet, indem ich nicht gewilliget bin, aus schlechten Leuten Pröbste zu machen. Ich bin ꝛc.

Magdeburg, den 22. September 1740.

Man hatte von Seiten der Justizbehörde Bedenken getragen, ein Ehepaar gänzlich zu scheiden. Beide, Mann und Frau kamen, gemeinschaftlich unmittelbar ein, und baten: daß die Ehe ganz aufgelöset und Jedem gestattet werden möchte, sich anderweitig wieder verheirathen zu dürfen.

Darauf erließ der König die nachstehende Kabinetsordre:

Sr. Königl. Maj. in Preußen remittiren an Dero wirklichen Geh. Etatsminister v. Brand und Präsidenten v. Reichenbach das allerunterthänigste Memorial zweier unglücklichen Eheleute, so sich durchaus nicht leiden noch vertragen können, so geschieden werden wollen. Wie nun bei dergleichen Fällen, wo die Animosität und Uneinigkeit auf den höchsten Grad gestiegen, nicht rathsam solche Menschen zusammen zu lassen, woraus noch weit mehr Inconveniencien entstehen müssen; So wollen Höchstdieselben, daß, wenn von der angeordneten Scheidung von Tisch und Bette auf ein Jahr keine Frucht noch Versöhnung zu erwarten ist, diese beide incorrigible Personen nur völlig von einander geschieden, und jedem Theil sich wieder zu verheirathen verstattet werden soll.

Potsdam, den 20. Nov. 1740. Friedrich

Als im Jahr 1740 das in Halberstadt garnisonirende Infanterie-Regiment in's Feld ziehen sollte, war man über die Wahl einer Inschrift in den neuen ihr zu ertheilenden Fahnen unschlüssig. Endlich schlug man die Worte vor: Pro Deo et Patria. Als man Friedrich dies zur Genehmigung anzeigte, strich er die Worte Deo et fort, und sagte:

„Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeit der Menschen mischen; der Krieg betrifft eine Provinz, und nicht die Religion.“

Es wurde nun die Inschrift: pro Gloria et Patria gewählt.

Am 16. December 1740 rückte der König mit einem Heere in Schlesien ein. Nahe an der Gränze in einer kleinen Stadt hatte man als Wohnung das beste Haus ausgesucht. Der Eigenthümer davon war der Justizbürgermeister.

Bei dem Eintritt in das Haus empfing ihn der Bürgermeister mit einer pathetischen und schwülstigen Anrede, in der er ihn einen siegreichen Helden, einen zweiten Alexander nannte, und ähnliche Weihrauchsfloskeln deklamirte.

Friedrich's Mienen und Gebehrden verriethen Ungeduld und Mißmuth; indeß unterbrach er doch den Redner nicht; als er aber geendet hatte, sprach er zu ihm:

„Mein hochzuehrender Herr Bürgermeister! Er ist ein wunderlicher Mann! Er hat ja von mir nichts gehört, was siegreich genannt werden kann, und zukünftige Dinge sind mir und Ihm verborgen. Adieu!“

Er ging nun in die für ihn bestimmten Zimmer, äußerte aber dort sein Mißfallen über die getroffene Wahl seines Quartiers.

„Zehnmal lieber,“ meinte er: „wär' ich in die Hütte eines ehrlichen Bauers eingekehrt, als bei einem solchen kriechenden Floskeldreher.“

Fast im ersten Anlaufe wurden Schlesiens Städte von dem Theile des preußischen Heeres, den Friedrich selbst führte, eingenommen, und fast ganz Schlesien kam in die Gewalt des kühnen jungen Monarchen, ehe die Österreicher Anstalten treffen konnten, seinen Fortschritten Einhalt zu thun. Im Februar 1741 folgten erst die Verstärkungen des vorgedrungenen preußischen Heeres, die westphälischen, magdeburgischen, pommerschen und preußischen Regimenter, um hinter ihren, auf der Siegesbahn schon so weit vorgerückten Brüdern nicht zurückzubleiben. Friedrich selbst, der bei dem Anfange der kurzen Winterquartiere nach Berlin gegangen war, traf bei Frankfurt a. d. O. mit diesen Verstärkungen zusammen; er führte sie selbst in Schlesien ein, und stellte sie auf der östlichen Seite der von den Österreichern besetzten Grafschaft Glatz, von Schweidnitz bis Ottmachau auf. Um diese Zeit hatten aber auch die Österreicher unter Befehl des von der Festung Brünn entlassenen Generals Neuperg alle Anstalten getroffen, dem Könige das weitere Eindrin-

gen in Böhmen und Mähren unmöglich zu machen. Alle in die Grafschaft Glatz führende Wege waren besetzt; täglich fielen Gefechte vor, von denen der mit seiner Reiterei unzufriedene Friedrich selbst sagt, daß sie alle zum Nachtheil der preußischen Kavallerie, und zum Vortheil der geübteren Infanterie ausgefallen wären.

Um sich eine genaue Kenntniß des gebirgigen Terrains zu verschaffen, und um überhaupt diese unbekannte Gränzgegend kennen zu lernen, verließ der König Schweidnitz einige Tage nach seiner Ankunft wieder, und ging in Begleitung eines Adjudanten, des Hauptmanns von Glasenapp, über Peterswaldau, Silberberg und Wartha nach Frankenstein. In dieser Gegend stand der General von Derschau, der in Silberberg und Wartha zwei vorgeschobene Posten hatte. Auf diese beiden Posten kam sehr viel an. Friedrich hatte sie selbst als wichtig empfohlen, da sie die Eingänge in die Grafschaft Glatz beherrschten. Er wollte, bei seiner Umsicht, sich selbst von der Befolgung dieses Befehls überzeugen, aber wohl aus jugendlicher Kühnheit bereisete er diese Posten nur in Begleitung eines Adjudanten. Dies konnte dem wachsamer gewordenen Feinde nicht unbekannt bleiben. Kaum hatte Friedrich sich von Frankenstein zur Besichtigung dieser Posten auf den Weg gemacht, als schon bei dem in der Gegend von Glatz stehenden österreichischen General von Lentelus ein Verräther mit der Nachricht ankam, daß man den König, der jetzt, bloß von einem Offizier begleitet, weggeritten sey, leicht gefangen nehmen könne.

Geschwinder aber, als die Feinde vermutheten, hatte Friedrich jene beiden Posten besichtigt. Er wollte wieder nach Frankenstein zurückreiten, als ihm das Cisterzienserkloster Kamenz in die Augen fiel. Die schönen Anlagen des Klostergebäudes, besonders aber der Thurm, von dem sich der König eine weite Aussicht in's Gebirge und in's Land versprach, veranlaßten ihn, das Kloster zu besuchen. Mit der größesten Ehrerbietung nahm der Abt, Tobias Stusche, den Monarchen auf; Friedrich blieb länger, als er sonst gethan haben würde, und — sein Glück war es, seine Rettung, seine Freiheit, vielleicht sein Leben hing davon ab, daß er länger blieb.

Jener österreichische Befehlshaber konnte unmöglich eine so schöne Gelegenheit unbenutzt lassen, sich durch Gefangennehmung des Königs berühmt zu machen.

Auf der Stelle schickte er ein starkes Kommando Kavallerie in jener Gegend zwischen den Posten umher. Dieses wurde einer Abtheilung preußischer, zur Ablösung des einen Postens bestimmter Dragoner gewahr. Von der ungleich gewandteren ungarischen leichten Reiterei wurden die unbehülflichen preußischen Kavalleristen bald geworfen, und mit dem Verluste von vierzig Mann und Pferden zurückgejagt. Die Ungarn waren um desto tapferer, da die Absicht dieses Angriffs, die Gefangennehmung des Königs, kein Geheimniß war. Die Österreicher hielten dieses Kommando für eine Begleitung des Königs, die er von dem nächsten Posten mitgenommen hatte. Unwillig, den König in diesem Kommando nicht gefunden zu haben, ritten die Österreicher nach dem Kloster Kamenz, wo sich Friedrich befand. —

Wahrscheinlich hatte der Abt durch ausgestellte Posten früher Nachricht von dem Anrücken der Österreicher bekommen, ehe diese die Ringmauer des Klosters selbst betraten; ist solches nicht der Fall gewesen, macht ihm die Gegenwart des Geistes, mit der er das einzige mögliche Mittel zur Rettung des Monarchen auffand und anwandte, noch mehr Ehre, als seine kluge Überlegung.

Der Meßner des Klosters mußte unverzüglich alle Geistliche zur Mette und zur Komplett auf das hohe Chor in der Kirche zusammenrufen. Es war ihm strenge untersagt, sich mit Einem der Zusammengerufenen in ein Gespräch einzulassen. Zu gleicher Zeit läutete die zur Mette rufende Glocke. Die ganz ungewöhnliche Zeit, in der dies geschah, fiel den übrigen geistlichen Herren auf, und sie konnten bei allem Nachdenken und Grübeln keinen Grund dieses ungewöhnlichen Gottesdienstes auffinden. Der klösterliche Gehorsam bleibt jedoch die erste Pflicht, und so fanden sie sich Alle in ihrem Ordensschmuck auf dem hohen Chore ein. —

Da erschien mit einem Male im festlichen Pompe der Abt Tobias Stusche, mit ihm ein fremder, von keinem der Geistlichen jemals gesehener Abt, Beide im Chorkleide eines mehr als gewöhnlichen Festtages; Beide knieten auf ihren Plätzen vor dem Altare nieder — der schöne Gesang, begleitet von den feierlichen Tö-

nen der Orgel, war geendet — das Gebet fing an, als ein ungewöhnlicher Tumult entstand, und Österreich's leichte Reiter sich nicht nur in der Kirche zeigten, sondern auch das ganze Kloster durchsuchten. Selbst während des Gottesdienstes konnte man deutlich hören, wie sie sich äußerten, es sey ausgemacht, der König von Preußen sey im Kloster.

Der Abt hielt die Mette ungewöhnlich lange, und schloß sie erst eine Stunde später, als die Österreicher des Königs Adjudanten gefunden, zum Gefangenen gemacht und sich entfernt hatten.

Der unbekannte fremde Abt war Friedrich gewesen, und nur auf diese Art konnte er gerettet werden.

Was hing Alles von diesem wichtigen Augenblicke ab! Welche Geschichte der Thaten Friedrich's würden wir dann lesen, wenn gleich im Anfange seines thatenreichen Lebens sein Flug durch diese Gefangennehmung gelähmt worden wäre? Wie merkwürdig dem Könige, der von allen seinen nachherigen Gefahren schweigt, diese Gefahr seyn mußte, sieht man daraus, daß er in der Geschichte seiner Zeit, die er sechs und zwanzig Jahre nachher schrieb, selbst sagt:

„Es war eine Unbesonnenheit von einem Fürsten, sich in so geringer Begleitung der größten Gefahr auszusetzen. Wäre der König bei dieser Gelegenheit gefangen genommen worden, so war der Krieg geendigt; die Österreicher hätten ohne Schwertschlag gesiegt; das gute preußische Fußvolk wäre vergeblich gewesen, und eben so vergeblich alle Vergrößerungspläne, welche der König auszuführen sich vorgesetzt hatte." (Siehe Geschichte meiner Zeit, Kapitel 3, Seite 2.)

Aber Friedrich war und blieb der dankbare Freund seines Retters. Da er schon fünf große Siege erfochten, vergaß er ihn nicht. Er gab ihm nicht nur die reichste Abtei Leubus, sondern schrieb ihm auch noch mehrere Briefe, in denen der Eroberer Schlesiens seinem dankbaren Herzen das schönste Denkmal gesetzt hat. So schrieb er ihm unterm 22. Mai 1742, da der Abt ihm zum Siege bei Czaslau Glück gewünscht:

„Ich habe Euer Felicitationsschreiben wegen des vom Allerhöchsten mir abermals über meine Feinde verliehenen großen Sieges und Victorie erhalten. Gleich wie ich dadurch von Euren da-

durch bezeugten treugemeinten Sentiments persuadirt bin, als könnt Ihr dagegen sicherlich glauben, daß ich Euch in stetem gnädigen Andenken habe, und es mir lieb sey, daß Ihr noch wohl seyd, und wird es mir übrigens angenehm seyn, wenn Ihr, da ich nun bald nach Breslau kommen werde, alsdann dorthin kommen werdet." —

Unter dem 5. Januar 1746 schrieb er ihm: Ich halte mein Gelübde und schicke Ihm Porzellain, Champagner-Wein und schöne Stoffe zum Pontificiren."

In einem andern Briefe heißt es: „Ich werde bald in Camenz einsprechen; wenn ich nach Berlin komme, müßt Ihr mich dort besuchen." — Selbst nach dem Tode dieses Abtes blieb Friedrich dem Kloster auf mehr als gewöhnliche Art geneigt. Er griff nicht auf die entfernteste Art in dessen Rechte, und bestätigte — was sehr viel sagen will — jedesmal im Voraus den Abt, den die Geistlichen aus ihrer Mitte wählten. Dem einen Abt sagte er einst auf der Durchreise: „Er solle dem Geistlichen, der zuerst sterben würde, auftragen, den Abt Stusche in der Ewigkeit von ihm zu grüßen."

Ein andermal sandte er ein ansehnliches Geschenk an das Kloster, mit der Bitte, für Tobias Stusche, an dessen Namenstage, ein feierliches Todtenamt zu halten.

Im ersten schlesischen Kriege visitirt Friedrich einst des Nachts in einem Mantel gehüllt mit einem Adjudanten die angestellten Posten. Er kam an eine Batterie, an welche der Oberfeuerwerker, um sich des Schlafs zu erwehren, auf- und abging. Während er mit diesem sprach, bemerkte er in der Gegend nach dem Feinde hin ein starkes Feuer. — „Weiß Er nicht, was das zu bedeuten hat?" fragte er. „Ich weiß es nicht" versetzte der Feuerwerker, aber ich kann ja einen weißen Luntenstock gegen das Feuer abschießen, dann kann man morgen deutlich sehen, was es bedeutet hat. „Thu' Er das," sprach der König und ritt weiter. Am folgenden Morgen wurde die durch den Luntenstock kenntliche Gegend recognoscirt, man fand eine Brandstelle und mehrere Spuren, daß ein feindliches Piket dort gestanden habe. Es kam in der folgenden Nacht wieder und wurde aufgehoben. — Lange nach dem

ſiebenjährigen Kriege beſuchte Friedrich das Zeughaus in Berlin, und fragte nach den Kanonen, die man in einem Gefechte dem Feinde abgenommen hatte. Ein anweſender Major wies gleich die Kanonen, die aus jenen erbeuteten Stücken gegoſſen worden, und erinnerte ſich dabei einzelner Umſtände dieſes Gefechts. — „Iſt Er dabei geweſen?“ fragte Friedrich. — Ja, Ew. Majeſtät. — „Heißt er nicht ***?“ Der Major bejahete dies. „Richtig! Er ſtand als Feuerwerker bei der Garde. Weiß Er noch wohl, wie Er mit dem weißen Luntenſtock die Gegend bezeichnete, wo ich das Feuer ſah und wo in der folgenden Nacht das feindliche Piket aufgehoben wurde?“

Im Jahr 1741 brachte man ihm, als er im Lager der öſterreichiſchen Armee gegenüber ſtand, einen Menſchen, der ſich für einen reiſenden Handlungsdiener ausgegeben, weil man ihn für einen Spion hielt. Er war es wirklich; die Wahl aber nicht auf das glücklichſte getroffen. Er geſtand gleich offenherzig, daß er von dem öſterreichiſchen Heerführer in's preußiſche Lager geſchickt worden, um die Stellung, Anzahl und Stärke der Regimenter zu erforſchen. Der König befahl: dieſen Menſchen auf ein Pferd zu ſetzen und ließ ihn zwiſchen zwei Huſarenunterofficieren durch das Lager an den beiden Treffen herauf und herabreiten. Bei jedem Regimente wurde ihm deſſen Namen geſagt.

Nachdem dies geſchehen war, ließ ihn Friedrich vor ſich bringen und ſprach zu dem vor Angſt Zitternden: „Nun geh, und erzähle genau, was Du geſehen und gehört haſt.“

Vor der Schlacht bei Mollwitz, den 10. April 1741 ritt der König von dem dortigen Lager aus, um das Dorf Zindel zu recognosciren.

Der dortige Bauer Margner bemerkte, daß ein feindlicher Trupp in einem Graben verſteckt, und es auf den König abgeſehen ſey. Er hinterbrachte es ihm mit Lebensgefahr.

„Ich dank' Euch,“ ſprach der König: „und werd' es Euch vergelten; meldet Euch nur deshalb.“

Der Bauer unterließ dies aber aus Schüchternheit, selbst als er in große Bedrängniß gerieth. Aber auf dem Sterbebette erzählte er seiner Tochter den Vorfall und rieth ihr, wenn sie einmal in großer Noth sey, den König an das ihm gegebene Versprechen zu erinnern und um seinen Beistand zu bitten.

Sie hatte einen Schneider mit Namen Ludwig Schweinert zu Breslau geheirathet, war Mutter von sechs Kindern, und da ihr Mann eine so zahlreiche Familie nicht durch seine Hände Arbeit ernähren konnte, so schrieb sie an den König, und, ihre elende Lage schildernd, bat sie für ihren Mann um eine seinen Kenntnissen und Fähigkeiten angemessene Versorgung.

Friedrich erließ an den Minister Grafen von Hoym die nachstehende Kabinetsordre:

„Die von der Schweinertin angeführte That ihres ehrlichen Vaters ist bei Mir noch in gutem Andenken. Sie verdient die ihm versprochene Belohnung, und daher will Ich, daß solche seiner hinterlassenen Tochter angedeihe, und ihr Ehemann von Euch, gebeteuermaßen mit einem für ihn schicklichen Posten versorgt werden soll."

Bald darauf erhielt der Schneider auch eine Anstellung.

Nach der Einnahme von Neiße 1741 und nach der Huldigung in Breslau stand der König nahe an der böhmischen Grenze. Der Erbprinz Leopold von Dessau erhielt von ihm den Befehl, mit vierzehn Bataillons und sechs und funfzig Eskadrons die noch in österreichischen Händen befindliche Festung Glaz einzuschließen, und dann mit dem ganzen Korps die Winterquartiere im feindlichen Lande, in Böhmen, zu nehmen. Der Erbprinz wollte sich nun entfernen, der König rief ihn aber zurück. — „Noch ein's, wen haben Ew. Liebden gewählt, um mit den Ständen des feindlichen Landes wegen der Kontributionen und Lieferungen zu unterhandeln?" Der Erbprinz antwortete: Hieran hab' ich noch nicht denken können Ew. Majestät: es wird sich aber gewiß in meinem Korps ein Mann finden, der diesem Auftrage gewachsen sey. — „Es liegt mir sehr viel daran, daß auch der Unterthan in Feindes Lande nicht gedrückt wird. Ich will Ew. Liebden zu diesem Geschäfte einen Mann mitgeben, der mit Einsicht die möglichste Rechtlichkeit ver-

bindet.“ — Und dies ist? — „Der Major von Retzow. Er ist der einzige Kapitain, über den nie ein Soldat zu klagen Ursach gehabt hat; und ich denke, wer im Kleinen redlich ist, wird es auch im Großen seyn.“ — Der Erbprinz übertrug nun die Geschäfte dem Kapitain von Retzow. Wie richtig Friedrich ihn beurtheilt hatte, bewies von Retzow dadurch, daß er nach geendigten Winterquartieren und abgeschlossener Rechnung noch siebzehntausend Gulden Überschuß in Kasse hatte, die er den böhmischen Landständen wieder zurückschickte. Der König erfuhr dies, und es bestimmte ihn, den redlichen Mann in der Folge zum General-Intendant der Armee zu machen.

Der Oberste Senning war des Königs Lehrer in der Geometrie und Ingenieurwissenschaft in seinen jüngeren Jahren, als Kronprinz, gewesen; er schenkte ihn sein Vertrauen und er gehörte zu denen, mit welchen der Prinz in freundschaftliche Verhältnisse stand.

Es konnte nicht fehlen, daß der Oberste, unter diesen Verhältnissen, dem Vater Friedrich's, bei der mißlungenen heimlichen Reise des Sohnes nach England, verdächtig wurde, und so wenig er auch daran Theil gehabt, wurde er doch schon deshalb, weil der Kronprinz ihn wohlwollte, auf eine ihn kränkende Art zurückgesetzt.

Kaum hatte Friedrich den Thron bestiegen, so erhielt er von ihm völligen Ersatz dessen, was er unverschuldet verloren hatte, und eine Wohnung auf dem Schlosse.

Bei'm Ausbruch des ersten schlesischen Krieges war Senning schon zu hochbejahrt und zu schwach, um die Strapatzen eines Feldzuges ertragen zu können; er blieb also zurück. Friedrich vergaß aber nicht seinen frühern Lehrer, auch selbst in den unruhigen Zeiten eines Krieges, der alle seine Geistesthätigkeit in Anspruch nahm, und in dem Getümmel von blutigen Schlachten. Er schrieb an ihn unter andern:

„Mein lieber alter guter Senning! Ich danke Euch, daß Ihr an die guten Begebenheiten Theil nehmet, womit das Glück mich begünstigt. Ihr habt sehr Recht, Euch für Mich zu interessiren, da Ihr wißt, wie sehr ich Euer Freund bin.“

„Aus Frieden entsteht Krieg, sagt man immer; aber sicherer noch entsteht aus Krieg Frieden. Nach der letzten Schlacht*) halte ich dafür, daß die Österreicher außer Stande sind, den Krieg noch länger fortzusetzen, und so viel ich urtheilen kann, werde ich, als friedlicher Bewohner von Charlottenburg oder Rheinsberg, Euch bald wieder umarmen, und Euch mündlich versichern können, wie viel wahre Achtung und Freundschaft ich für Euch habe. Lebt wohl mein lieber Senning.

Im Lager bei Brzezi, den 27. Mai 1741.

Bei der Belagerung von Glatz 1741 hatte die Gattin eines Stabsofficiers der dortigen Garnison, die Gräfin von Grün, ein Gelübde gethan, der heil. Jungfrau in einem Jesuiterkloster ein schönes Kleid zu verehren, wenn die Belagerung aufgehoben würde.

Als der König nach Glatz kam, erfuhr er dies. Er befahl sogleich, ein Kleid von dem kostbarsten Stoffe verfertigen zu lassen und sandte es den Jesuiten, mit der Äußerung: da er von dem unnützen Gelübde der Gräfin gehört, und eben so viele feine Lebensart besäße, wie sie, so wolle er nicht, daß dadurch die heilige Jungfrau etwas verlöre. Da die Sache eine ganz andere Wendung genommen, als die Gräfin vermuthet und gewünscht, so übersende er das, was solche gelobt habe.

Die Jesuiten waren schlau genug, nicht nur das Geschenk mit Dank anzunehmen, sondern auch in einer feierlichen Prozession sich zu dem Könige zu begeben, um ihm solchen auf das devoteste an den Tag zu legen.

Im Jahr 1741 schickte der König einen Officier nach einem kleinen Städtchen in Schlesien, um es zur Übergabe aufzufordern. Der Officier wurde auf das Rathhaus geführt, wo der Magistrat versammelt war. — Der Erstere verlangte die Übergabe der Stadt im Namen des Königs und die Aushändigung der Schlüssel zu den Stadtthoren. — „Das werde ich wohl bleiben lassen," erwiderte

*) Bei Molwitz, den 10. April 1741.

der Bürgermeiſter; „ich kann und darf ſie nicht weggeben.“ — So werden die Thore geſprengt und für die Folgen ſteh' ich nicht. — „Das geht mich nichts an. Genug, ich kann und darf ſie Keinem aushändigen. Sie liegen hier auf dem Tiſche. Geben werde ich ſie Ihnen nicht; wollen Sie ſie aber nehmen, ſo geht das mich nichts an.“

Der Officier nahm die Schlüſſel, die Thore wurden geöffnet. Die Preußen rückten ein. Ihr Befehlshaber, General du Moulin, ſchickte zu dem Bürgermeiſter und ließ ihm ſagen: er möchte nun, dem Kriegsgebrauche gemäß, die Schlüſſel wieder abholen laſſen. „Das werde ich wohl bleiben laſſen!“ gab dieſer zur Antwort: „ich habe die Schlüſſel nicht weggegeben, ich werde ſie alſo auch nicht wiederholen laſſen oder annehmen. Will der Herr General ſie aber wieder auf die Stelle, von der ſie genommen worden, legen, oder hinlegen laſſen, ſo geht mich das nichts an.“

Der General meldete dieſen Vorfall dem Könige, er lachte darüber und ſprach: „Wenn der Mann nicht ein Holländer iſt, ſo verdient er einer zu ſeyn; indeſſen wollen wir ſeine Pünktlichkeit im Dienſt ehren.“

Auf ſeinen Befehl mußte ein Kommando des Regiments unter Muſik und Trommelſchlag die Schlüſſel nach dem Rathhauſe bringen.

Im Jahr 1741 reichte ein Ausländer, der ſich vor ſechs Jahren in Berlin niedergelaſſen, bei dem Könige eine Beſchwerde über das Stadtgericht ein.

Er habe, führte er in dieſer Eingabe an, als er aus dem Auslande nach Berlin gekommen, Behufs der Betreibung ſeines Gewerbes, von einem Juden ein Kapital von 300 Thalern auf 6 Jahre gegen 5 pro Cent jährliche Zinſen geborgt. Da er zur Verfallzeit das Kapital nicht zahlen können, habe der Jude wider ihn eine Klage bei dem Stadtgericht anhängig gemacht, und da er ſich zu keinem gütlichen Vergleich verſtehen wollen, das Gericht ihn durch Ausſpändung um Alles und mit ſeinen Kindern unbarmherzig an den Bettelſtab gebracht; weshalb er um Schutz und Gnade bitten müſſe.

Die Schilderung der unglücklichen Lage des Verklagten war mit so lebhaften Zügen abgefaßt, daß der König dadurch erschüttert wurde.

Er ließ sogleich die Akten vom Stadtgericht fordern.

Es ging aus diesen hervor, daß der Jude den Fremdling, der mit seiner Familie ganz dürftig nach Berlin gekommen, eine Wohnung verschafft, und ihm das Darlehn, ohne Abzug und nur gegen 5 pro Cent jährliche Zinsen vorgeschossen, damit er in den Stand gesetzt würde, sein erlerntes Gewerbe zu betreiben und dadurch für sich und die Seinigen sein Brod zu verdienen. Der Verklagte hatte aber nicht bloß die Zinsen zu entrichten unterlassen, sondern auch das vorgeschossene Kapital liederlich durchgebracht, und aus den abgepfändeten Sachen war durch öffentliche Versteigerung nicht mehr gelöset worden, als 80 Thaler.

Friedrich ließ den Kläger und den Beklagten zu gleicher Zeit zu sich bescheiden.

Als Beide sich eingefunden, mußten sie vor ihm erscheinen. Er sprach zu dem Juden:

„Hier hat Er 310 Thaler, Er ist ein ehrlicher Jude, denn Er hat einen armen Menschen aufhelfen wollen. Bleib' Er immer so ehrlich."

Dann wandte er sich aber an den Ausländer, und fuhr mit strengem Tone fort:

„Er hat schlecht gewirthschaftet; Er hätte noch mehr verdient, als die Auspfändung, man hätte Ihn noch überdies nach Spandau schicken sollen. Ich will Ihm aber bei Küstrin eine Kolonistenstelle anweisen lassen; dort bessere Er sich!"

Friedrich hatte, gleich bei'm Antritt seiner Regierung, einen Balletmeister mit Namen Potier, und eine Tänzerin, mit Namen Roland, aus Paris für die italienische Oper in Berlin engagirt.

Der Erstere benahm sich so insolent gegen die damalige Theaterdirektion, bestehend aus dem Grafen von Gotter und Baron von Schwertz, daß Friedrich ihn auf der Stelle entließ, und auch der Tänzerin, als sie um ihren Abschied bat, solchen sogleich ertheilte.

Das insolente Betragen des Balletmeisters war von der Art gewesen, daß er mit Fug und Recht hätte ernstlich in Anspruch genommen und bestraft werden können. Der König begnügte sich aber damit, daß er selbst einen Artikel für die Haude und Spenersche Zeitung aufsetzte und in solche einrücken ließ, um, wie er in einem Briefe an Jordan sagt: diesen Fremdling auf die beste Art von der Welt heimzuleuchten.

Dieser Artikel lautet also:

„Berlin, den 21. August (1741). Dieser Tage sind der Herr Graf von Gotter und der Herr Baron von Schwertz, Direktoren der Oper, genöthigt worden, den Balletmeister Monsieur Potier, welcher sich einer recht übermäßigen Botmäßigkeit über die Tänzer anmaßte, und dessen Hochmuth sich so weit verging, daß er gegen besagte Direktoren tausend Insolenzen verübte, fortzujagen. Man will hier keine umständliche Nachrichten von allen Arten seiner üblen Aufführung mittheilen, indem deren Erzählung bloß dazu dienen würde, bei dem Publikum Verdruß und Ekel zu erwecken. Indeß bedauert man nichts mehr, als die Demoiselle Roland, eine sehr geschickte Tänzerin, welche durch ihren stillen und angenehmen Charakter das unbescheidene Betragen ihres Compagnons einigermaßen wieder gut machte. Ohne hier genau zu untersuchen, in was für Verbindungen Demoiselle Roland mit dem Monsieur Potier sich etwa befinden möchte, so ist man doch bisher nicht im Stande gewesen, sie von einander zu trennen, und man kann den Besitz einer der größten Tänzerinnen von Europa nicht anders wieder erkaufen, man müßte sich denn zu gleicher Zeit mit dem allerärgsten Thoren und dem allergröbsten Gesellen, den Terpsichore jemals in ihren Dienst gehabt hat, belästigen. Es ist also kein Gold ohne Schlacken, und keine Rose ohne Dornen."

Der König hatte sich einen Vorleser aus Paris kommen lassen; er hieß Le Beye. Dieser Vorleser entsprach seinen Erwartungen keinesweges, dennoch behielt er ihn einige Zeit. Le Beye schrieb nun an seine Frau, sie möchte zu ihm kommen; sie traf mit einem Begleiter Namens Cervelle ein. Der König las auf dem Thorrapportzettel diese Neuangekommenen. Am Abend wünschte er sei-

nem Vorleſer, als er nach Sansſouci gekommen, Glück, das ſeine Frau wohlbehalten eingetroffen wäre, und ihm zugleich die ihm ſo nöthigen Cervelle mitgebracht habe.

Der öſterreichiſche General von Berlichingen, der in der Schlacht bei Molwitz am 10. April 1741 den rechten Flügel der Reiterei kommandirt hatte, wurde in der Schlacht bei Hohenfriedberg von einem Huſaren des Ziethenſchen Regiments gefangen genommen. Statt ſein Schickſal mit Ergebung zu ertragen, machte er ſeiner Galle durch Fluchen und Schimpfen Luft. Der Huſar ließ ihn toben, ohne darüber eine Sylbe zu verlieren. Als aber der General in die Worte ausbrach: „Und von ſolchem Pack muß ich mich gefangen nehmen laſſen? — Von den lumpigen preußiſchen Huſaren, die bei Molwitz durch die Lappen gingen, da ſie den erſten Ungar ſahen?“ — Da verlor der Huſar die Geduld. — „Herr!“ rief er: „will Er gleich das Maul halten? Schimpf' Er auf ſein hundsvöttiſch Schickſal ſo viel Er will. Aber der Teufel ſoll Ihm das Licht halten, wenn Er noch ein Wort von uns Huſaren ſpricht!“ — Dieſe derbe Zurechtweiſung blieb ohne Erfolg. Der General tobte immer fort, und erlaubte ſich ähnlicher, ſelbſt noch größerer Beleidigungen.

Jetzt war das Maß der Geduld bei dem Huſaren erſchöpft, er hieb den General ſo über den Kopf, daß Hut nebſt Perrücke, und dann bald er ſelbſt vom Pferde ſank. Ein Rittmeiſter des Zietenſchen Regiments ſprengte heran, er verwies dem Huſaren ſeine Roheit, als er aber die Veranlaſſung erfuhr, ſo konnte er ihm nicht Unrecht geben. Der General erholte ſich, nannte jetzt erſt ſeinen Namen, und man behandelte ihn mit großer Schonung.

Der Gefangene wurde vor den König geführt. Er hatte ſo wenig Überlegung, daß er ſich über die Behandlung des Huſaren beſchwerte, ohne jedoch die wahre Veranlaſſung zu erwähnen. Entrüſtet befahl der König ſogleich: den Huſaren herbeizuholen. Dieſer kam, aber ahnend, weshalb er vor den König erſcheinen ſolle, begleitet von einigen anderen, die Zeuge des Vorfalls geweſen waren. Er wartete klug es nicht ab, daß ihn Friedrich anredete; er trat gleich als Kläger gegen den gefangenen General auf, und mit

einem festen Ton schloß er: „Und das sag' ich Ew. Majestät im voraus, kommt mir wieder Einer so, so hau' ich ihn in Stücke!"

Lächelnd wandte sich Friedrich an den General: „Sie sehen, Herr General," sprach er: „mit meinen Husaren ist nicht zu spaßen." — Dann sprach er zu den Husaren: „Seyd ganz ruhig, Kinder! Ihr seyd brave Kerls und habt Eure Schuldigkeit gethan. Macht's nur immer so!"

Als Friedrich an die Stelle der alten Domkirche eine neue erbauen ließ, wurden die in der alten befindlich gewesenen und anderweitig aufbewahrten Särge, welche die Leichen seiner Vorfahren verschlossen, in diesen neuen Dom zurückgebracht. Friedrich war mit einigen Flügeladjudanten zugegen und befahl den Sarg des Kurfürsten Friedrich Wilhelm's des Großen zu öffnen.

Im Sarge sah man noch den Kurfürsten in dem Kostüme seiner Zeit; in dem Kurmantel, mit einer großen Perücke, großer Halskrause, einem Paar Handschuhen mit Frangen und gelben Stiefeln. Das Gesicht war noch kenntlich.

Der König betrachtete die Leiche geraume Zeit, er ergriff die Hand des Kurfürsten, und sichtbar gerührt, die Augen feucht von Thränen, sprach er zu den Umstehenden:

„Messieurs, der hat viel gethan! — Macht den Sarg wieder zu!"

Im Jahr 1743 vocirte das Domkapitel zu Havelberg den Kandidaten der Theologie Loffhagen zum Adjunct seines Vaters, des Predigers zu Manker. Den damals in solchen Fällen bestehenden Verordnungen gemäß, mußte die Bestätigung dazu unmittelbar nachgesucht werden.

In dem diesfälligen Berichte war bemerkt: Der junge Mann habe seine Erziehung nicht im älterlichen Hause, sondern in Havelberg und Ruppin erhalten (um dadurch zu verstehen zu geben, daß er durch Erinnerungen an jugendliche Unbesonnenheiten bei der Gemeinde nicht an Achtung verlieren könne), habe hernach in Halle studirt, sich schätzbare Kenntnisse erworben und stets einen unsträflichen Wandel geführt.

Statt die Wahl zu bestätigen, schrieb Friedrich am 18. Mai am Rand der Eingabe:

„Sie müssen den Vätern nicht adjungirt werden, sonst werden die Pfarrer hereditar.“

So erhielt das Domkapitel die Eingabe zurück. Die Adjunction unterblieb vorläufig, in der Folge jedoch wurde der Kandidat Loffhagen seinem Vater adjungirt.

„Wenn ich in Berlin bin,“ äußerte er einst über Tafel: „und ausreite, muß ich fast immer den Hut in der Hand haben“ *).

Ew. Majestät haben es ja nicht nöthig, Jeden der Sie grüßt, wieder zu grüßen, meinte der Baron von Pöllnitz.

„Ei, warum nicht! Sie sind so gut Menschen, wie ich.“

Der Staats-Minister von Broich hatte, um eine ausländische Judenfamilie zu begünstigen, einen Bericht an den König gemacht, und die auf Erlaubniß zu ihrer Niederlassung in dem preußischen Staate angetragen.

Er zweifelte nicht, daß ihm diese, bei den in seinem Berichte weitläuftig auseinander gesetzten Gründen, ohne Bedenken bewilligt werden würde. Der König durchblickte aber das eigentliche Motiv zu diesem Antrage. Statt ihn darüber zu bescheiden, erließ er die nachstehende Kabinetsordre an das General-Ober-Finanz- und Kriegs- und Domainen-Directorium.

„Seine Königl. Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr remittiren an Dero General-Ober-Finanz- Kriegs- und Domainen-Directorium originaliter hierbei, was an Höchstdieselbe un-

---

*) Daher hat man eine Menge Gemälde von dem Könige, halbe Figur, wo er mit dem Hute in der Hand abgebildet ist, und auch solche Kupferstiche. Ein Maler Francke in Berlin stand in den Ruf, den König sehr ähnlich darzustellen. Er malte daher fast nur diese Bildnisse, wobei er ein reichliches Auskommen fand, denn, wer nur irgend die Kosten zu dem Ankauf eines solchen Gemäldes erschwingen konnte, mußte sich in dessen Besitz setzen; er verkaufte solche nicht bloß in ganz Europa, sondern erhielt auch Bestellung aus Amerika.

ter Dero Etats-Ministers von Broich Unterschrift wegen Einer zu Driesen in der Neumark ganz von neuem zu etablirenden Juden-Familie, unter einem Vorwand von Tuchhandel, eingekommen."

„Was den Umstand wegen der Unterschrift des ꝛc. von Broich betrifft, da befremdet es Se. Königl. Majestät allerdings, daß dergleichen Sachen, wie die Ertheilung neuer Juden-Privilegien sind, und die überdem eine Verbesserung des Handels zur Absicht haben sollen, durch ermeldeten Dero Etats-Minister von Broich zur Anfrage gebracht werden; allermaßen es schlechterdings zum Ressort des General-Directorii gehört, wenn von Cammern Ansetzungen neuer Juden-Familien gesucht werden, die Sache gründlich zu examiniren, alle Umstände mit Überlegung zu dijudiciren, und sodann nebst beygefügtem Gutachten bey Sr. Königl. Majestät darüber anzufragen, auch nach der darauf erfolgten Resolution das Weitere zu besorgen; wogegen der ꝛc. von Broich, wegen der zu seinem Departement mithabenden Juden-Sachen, dasjenige nur observiren und im Train und Ordnung erhalten muß, was der Judenschaft wegen bereits geordnet und resolviret worden."

„Soviel aber obermeldete Sache selbst angehet; so erachten Se. Königl. Majestät überhaupt dem Lande sowohl als dem Commercio schädlich und nachtheilig zu seyn, ohne gar besonders triftige Ursachen, mehrere Juden-Familien, als bereits seyn sollen, anzusetzen, auch denenselben einigen Handel mit Tuch oder mit Wolle zu gestatten, indem die Judenschaft darunter keine besondere Faveur meritiret. Sollten nun in obermeldetem Casu besondere Umstände vorkommen, warum es nöthig und nützlich sey, eine neue Juden-Familie anzusetzen: so wollen Se. Königl. Majestät einen reiflich überlegten und pflichtmäßigen Bericht von Dero General-Directorio deshalb erwarten."

„Potsdam, den 15. Februar 1743."

Es hatten sich mehrere Bauern aus verschiedenen Provinzen bei dem König unmittelbar über die harte Behandlung der Domänenpächter und darüber beschwert, daß sie auf ihre diesfällige Klagen bei den Kriegs- und Domänen-Kammern keinen Schutz gefunden.

Er schloß aus so gleichlautenden Beschwerden, daß solche nicht ohne Grund seyn müßten; er begnügte sich aber nicht damit, die Einzelnen deshalb klaglos stellen zu lassen, sondern das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Direktorium erhielt auch darüber eine allgemeine Weisung. Sie lautet also:

„Se. Königl. Majestät von Preußen ꝛc. haben verschiedentlich wahrgenommen, daß die Generalpächter oder Beamten in ihrem öfters sehr harten und ungebührlichen Verfahren gegen die Unterthanen, und wenn diese darüber klagen müssen, bey denen Kammern mehr Gunst und Protection finden, als es recht und billig ist, worüber die Unterthanen fast niemals, auch bey gegründeten Beschwerden Hülfe und Justice kriegen, sondern der Willkühr derer Beamten so zu sagen gänzlich Preis gegeben werden. Wie nun Höchstdieselben der Meinung sind, daß dieses Übel hauptsächlich von der Schuld derer Departements-Räthe herrühret, als welche wegen ihres Eigennutzes denen Beamten durch die Finger sehen und sie sogar vertreten, wenn sie gleich überzeugt sind, daß denen Bauern hie oder da zu viel geschiehet; so befehlen nunmehr Höchstgedachte Se. Königl. Majestät Dero General-Directorium nochmals allergnädigst, diese Sache gründlich zu erwägen, und dergleichen hinlängliche Mesures zu nehmen, daß die Cammern, und insbesondere die Departements-Räthe alles Ernstes angehalten werden, in denen vorkommenden Streitigkeiten zwischen Beamten und Unterthanen, einem jeden wahres und unpartheyisches Recht ohne Ansehen der Person widerfahren zu lassen, und für die Conservation der letztern mit mehrerem Eifer wie bisher zu sorgen.“

„Potsdam, den 22. November 1743.“

Lustige Räthe oder Hofnarren gehörten in früheren Zeiten mit zu den Unterhaltungen der Höfe, und der Geheime Rath von Gundling spielte als solcher bei Friedrich Wilhelm I. eine bedeutende Rolle. Friedrich war zu gebildet, um an solchen Possenreißern Geschmack finden zu können, mit denen man sich die rohesten Späße und kränkendsten Mystifactionen erlauben konnte. An deren Stelle traten bei ihm Leute, die gebildeter und geistreicher waren, mit denen er in früheren Jahren wohl seine heitere und satirische

Laune freien Spielraum lassen konnte, weil sie bei ihrer zweideutigen Sittlichkeit, der Frivolität ihrer Denkungsart und Handlungsweise, sich ihres Vortheils wegen, sich ihm zu Surrogaten von Hofnarren hingaben *).

Zur Zahl dieser Surrogate gehörte auch der Baron von Pölnitz. Er war Oberceremonienmeister. In der Hoffnung eine reiche Partie in Nürnberg zu machen, bat er um seinen Abschied.

Der König ertheilte ihm solchen, und zwar indem er ihn selbst einem Schreiber in die Feder dictirte.

Er lautete also:

Nous, Fréderic etc. savoir faisons par les présentes, que le Baron de Pölnitz, natif de Berlin, et autant qu'il Nous est connu, né de parens honêtes, Gentilhomme de la Chambre de feu Nôtre Grand Pere de glorieuse mémoire; comme aussi au service de la Duchesse d'Orleans dans la même qualité, Colonel a celui d'Espagne, Capitaine de Cavallerie dans l'armée du feu Empereur, Camerier du Pape, Chambellan de Duc de Brounswic, Enseigne au Service de Duc de Weimar, Chambellan à celui du feu Nôtre Pere de bien-heureuse mé-

*) Es ist zweifelhaft, ob nicht der König selbst Voltaire von dieser Seite angesehen. Anfänglich zwar, als Kronprinz, hegte er eine vortheilhaftere Idee von ihm, wie dies seine Briefe an ihn bezeugen; in der Folge aber könnte man diese Briefe für Ironie nehmen, und die Art, wie er ihn von sich entfernte, beweist, wie er, wenn er auch den geistreichen Schriftsteller schätzte, doch den Menschen verachtete. Selbst ein Franzose, La Baumelle, äußerte öffentlich und gedruckt die Meinung: der König habe sich nur die französischen Gelehrten und Schöngeister, statt der Affen, welche andere deutsche Fürsten sich zu halten pflegten, um sich versammelt, und diese Ansicht gewinnt um so mehr Wahrscheinlichkeit, da er früher als Kronprinz Affen hielt, und die Art und Weise, wie er sich gegen die Ersteren benahm, eben nicht verrieth, daß er große Achtung für sie hegte; wo hingegen er andern Männern, die er nicht bloß wegen ihrer Talente oder ihres Witzes, sondern auch wegen ihres Herzens und ihres festen Charakters schätzte, davon oft sehr sprechende Beweise gab. Nur der Marquis d'Argens machte eine Ausnahme bei ihm, da er sich in Hinsicht seines Charakters von einer achtungswerthen Seite gezeigt hatte. Auch darin zeichnete sich der König ruhmwürdig aus, daß er für das feine Gift der Schmeichelei unempfänglich und unzugänglich war.

moire, et en dernier lieu Grand Maître de Ceremonies au Nôtre; se voyant comme inondé et emporté par le torrent des emplois militairs les plus honorables, et de plus éminentes charges de la cour, qui successivement ont plu sur sa personne; las du monde et entrainé par le mauvais exemple de nouveau Chambellan Montaulieu, qui peu de tems avant lui a deserté la cour; le dit Baron Pölnitz Nous a recherché et très-humblement suplié, de lui accorder en grace un congé honête pour le maintien de sa bonne reputation et renommée.

Déferant donc à sa demande et ne jugeant pas à propos de refuser à sa bonne conduite le temoignagne, dont il Nous a requis, vu les importans services qu'il a randu à Notre cour royale par ses plaisanteries et le amusemens, qu'il a procuré à Nôtre Pere defunct l'espace de neuf ans. Nous n'avons pu Nous empecher, de declarer à la gloire du Baron, et declarons, que pendant tout le tems, qu'il a passé à Nôtre service, il n'a été ni voleur de grand chemin, ni coupeur de bourse, ni empoisonneur, qu'il n'a point ravi et violé de jeunes filles, calomnié grossierement, ou porté la moindre attente à l'honneur de qui que ce soit à Nôtre cour; mais qu'il s'est toujours conduit en galant-homme et convenablement à son origine, n'ayant jamais fait qu'une usage honête des talens, que le ciel lui a accordés pour atteindre au but du théatre, qui est, de représenter agréablement est plaisamment le ridicule des hommes, afin de les en corriger par là.

De même, il a toujours suivi très-sincèrement le conseil de Bachus, quant à la moderation et à la sobrieté, et poussé la charité chrétienne, jusqu'à faire pratiquer aux paisans cette maxime de l'Evangile, mieux vaut donner que recevoir: il possédoit encore parfaitement les anecdotes du Mes chateaux et maison de plaisance, et particulièrement les listes du Nos vieux meubles, et savoit du reste, par se mérites se rendre utile et serviable, auprès de ceux, qui connoissoient la mechanceté de son esprit, et le peu de bonté de son coeur.

Nous rendons de plus témoignage au dit Baron, qu'il ne Nous a jamais fait mettre en colère, si ce n'est, lorsque son importunité passant toutes les bornes de respect, essuioit de profaner et de deshonnorer les cendres de Nos glorieux Ancêtres d'une manière indigne et insupportable.

Mais comme dans les plus belles contrées on rencontre des lieux incultes et steriles, que les plus beaux corps ont leur déformités, et les tableaux des plus grandes peintres leurs défauts; Nous voulons bien aussi pardonner au dit Baron ses fautes et défauts; et Nous lui accordons par la présente, quoiqu'à regrêt, le congé, qu'il a sollicité, voulons au surplus abolir et abolissons entièrement la charge, qui lui avoit été confié, afin que la mémoire en soit pour jamais effacé parmi les hommes; ne croyant pas, que personne soit digne de remplir la dite charge après le susdit Baron.

Donné à Potsdam, le 1ier d'Avril 1744 *).

---

*) Wir Friedrich ꝛc. thun kund und zu wiſſen, daß der Baron von Pölnitz, aus Berlin gebürtig, und ſo viel Uns bekannt, von ehrlichen Ältern abſtammend, Kammerjunker bei Unſerm hochſeligen Großvater, preiswürdigen Andenkens, wie auch in Dienſten der Herzogin von Orleans in der nämlichen Eigenſchaft, Oberſter in ſpaniſchen Dienſten, Rittmeiſter in der Armee des verſtorbenen Kaiſers, Kämmerier des Pabſtes, Kammerherr des Herzogs von Braunſchweig, Fähndrich in Dienſten des Herzogs von Weimar, Kammerherr in Dienſten Unſers Höchſtſeligen Vaters, hochbeglückten Andenkens; endlich und zuletzt Oberceremonienmeiſter in den Unſrigen; da er ſich, von dem Strom der ehrenvollſten Militairwürden und der höchſten Hofbedienungen, die nach und nach über ſeine Perſon ausgeſchüttet worden, ganz überſchwemmt geſehen, dadurch der Welt müde geworden, und verführt durch das ſchlechte Beiſpiel des Kammerherrn Montaulieu, der kurz vor ihm vom Hofe gelaufen, bei Uns, nämlich beſagter Baron von Pölnitz, nachgeſucht und unterthänigſt gebeten, ihm zur Aufrechthaltung ſeines guten Rufs und Namens, einen ehrlichen Abſchied in Gnaden zu ertheilen.

Da Wir, mit Berückſichtigung ſeiner Bitte, es nicht für gut finden, ſeiner guten Aufführung das Zeugniß zu verſagen, um das er gebeten hat, wegen der höchſtwichtigen Dienſte, welche er Unſerm königlichen Hofe durch ſeine Späße und Schwänke geleiſtet, und des Zeitvertreibs, welchen er neun Jahr lang Unſern höchſtſeligen Herrn Vater gemacht hat; ſo nehmen Wir keinen Anſtand, zu

Pölnitz verließ Berlin, und da diejenige, die er als Braut heimführen wollte, katholisch war, so trat er zur katholischen Kirche über. Diese Abtrünnigkeit war aber ohne den gehofften Nutzen für ihn. Die Heirath kam nicht zu Stande; seine Geliebte hatte so genaue Nachrichten über ihn eingezogen, daß sie, da sie keine leidenschaftliche Zuneigung für den Bewerber um ihre Hand fühlte,

---

erklären: daß während der ganzen Zeit, die er in Unsern Diensten gestanden, er weder Straßenräuber, noch Beutelschneider und Giftmischer gewesen; daß er weder Jungfern geraubt, noch ihnen Gewalt angethan, noch die Ehre irgend Jemandes gröblich verletzt, sondern sich stets wie ein galanter Mann, seiner Abkunft gemäß, betragen und stets von den Gaben, welche ihm der Himmel verliehen, einen geziemenden Gebrauch gemacht hat; nämlich den Zweck zu erreichen, der bei der Schaubühne zum Grunde liegt, und der darin besteht: das Lächerliche der Menschen auf eine lustige und gefällige Art darzustellen, um solche dadurch zu bessern.

Eben so hat er den Rath des Bacchus, in Ansehung der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit stets sehr treulich befolgt, und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er den Bauern die Vorschrift des Evangeliums: geben ist seliger als nehmen, stets überlassen hat. Er weiß noch ganz genau die Anekdoten von Unsern Schlössern und Lustörtern, besonders aber hat er ein vollständiges Verzeichniß Unsers alten Hausgeräths sich tief in's Gedächtniß geprägt; übrigens verstand er es, sich bei denen angenehm und brauchbar zu machen, welche die Bosheit seines Geistes und seinen Mangel an gutem Herzen kannten.

Ferner geben Wir auch dem besagten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorn gereizt, als nur, wenn er, durch seine Unverschämtheit alle Grenzen der Ehrfurcht überschreitend, auf eine unwürdige und unerträgliche Weise die Asche Unserer glorreichen Vorfahren zu entweihen und zu entehren suchte.

Da man aber in den schönsten Gegenden unfruchtbare und wüste Stellen findet, die schönsten Körper ihre Unförmlichkeiten haben, und die Gemälde der größten Maler nicht ohne Fehler sind, so wollen Wir mehrgedachtem Baron seine Gebrechen und Fehler zu gute halten, und ertheilen ihm, obgleich ungern, den nachgesuchten Abschied, und wollen übrigens das ihm anvertraute Amt gänzlich aufheben und abschaffen, um dadurch das Andenken daran unter den Menschen gänzlich zu vertilgen, dafür haltend, daß nach besagtem Baron kein Mensch würdig sey, es ferner zu bekleiden.

Potsdam, den 1. April 1744.

sondern mehr der Hochmuth dabei im Spiel war, um Frau Baronesse zu heißen, diese Standeserhöhung nicht mit ihrem großen Vermögen und einer unglücklichen Ehe erkaufen wollte. Er erhielt, wie er am Ziel seiner Wünsche zu seyn glaubte, statt des Jaworts, einen — Korb.

In dieser Bedrängniß, ohne Geld und Aussicht, eine angemessene Anstellung zu finden, wandte er sich mit einer demüthigen Bittschrift an den König, ihm seine vorige Hofcharge wieder zu ertheilen, und erwähnte auch dabei, daß er entschlossen sey, wieder zur evangelischen Religion zurückzukehren.

Er erhielt zur Antwort:

„Ob Ihr reformirt, katholisch oder lutherisch seyd, das ist Mir gleich viel. Wenn Ihr Euch aber wollt beschneiden laßen, dann will Ich Euch wieder in meine Dienste nehmen.“

Nur ein sehr beschränkter Zelot wird in dieser Äußerung Frivolität finden. Es liegt vielmehr in dieser sarkastischen Antwort der bittere Unwille über die Denkungsart eines Mannes, der im Stande ist, seinen religiösen Glauben wie ein Paar Handschuhe zu wechseln.

Er hatte dem Baron von Pölnitz einst aufgetragen, ihm einige indianische Hühner zu verschaffen. Pöllnitz that dies und sandte sie ihm mit der lakonischen Zeile:

„Voila les dindons, Sire.“

Dieser familiäre Ton verdiente einer Rüge. Der König ließ daher einen mageren Ochsen kaufen, ihm die Hörner vergolden, einen Blumenkranz um den Hals hängen, ihn vor die Wohnung des Barons führen und dort anbinden. Dabei wurde ihm ein Billet eingehändigt, in solchem standen von des Königs Hand die Worte:

„Voila le boeuf, Pölnitz.“

Der Herzog Karl Eugen von Würtemberg*) hatte sich 1742 und 1743 in Berlin aufgehalten und Friedrich ihm seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Durch dessen Vermittelung wurde er

*) Geb. den 11. Februar 1728, gest. den 24. October 1793.

am 7. Januar 1744, erst sechszehn Jahr alt, für volljährig erklärt, um die Regierung seines Landes selbst übernehmen zu können.

Der König glaubte ihn dazu befähigt, sonst würde er diese Volljährigkeitserklärung nicht unterstützt haben, er hielt es jedoch für ersprießlich, ihm, bei seiner Abreise mit einem Briefe voll Wohlwollen und Zuneigung die nachstehenden Lehren zu ertheilen und ihm seine wichtigen Pflichten als Herrscher an's Herz zu legen.

„Den Antheil, den ich an der Erlangung Ihrer Volljährigkeit gehabt, macht mir das Glück Ihrer Regierung zu einer desto wichtigeren Angelegenheit; mir einbildend, es werde das Gute oder Schlimme derselben auch auf meine Rechnung kommen. In dieser Rücksicht halte ich mich verpflichtet, Ihnen meine Gedanken über die neuen Verhältnisse, in welche Sie treten, freundschaftlich und offenherzig zu sagen. Ich gehöre nicht zu denen, die aus Eigendünkel und Eitelkeit, statt zu rathen, bloß befehlen, die ihre Meinung für untrüglich halten und verlangen, daß ihre Freunde nur durch sie denken, handeln und athmen sollen. So sehr diese Anmaßung einer Seits lächerlich seyn würde, eben so strafbar wäre ich anderer Seits, wenn ich Ihnen das zu sagen unterließe, wozu keiner Ihrer Diener oder Unterthanen den Muth haben dürfte, oder was Keiner aus persönlichem Eigennutz wird sagen wollen. Die ganze Welt wird gewiß die Augen auf die erste Rolle eines Mannes richten, der ihren Schauplatz betritt, und die ersten Handlungen bestimmen gemeiniglich das Urtheil des Publikums. Erwerben Sie sich gleich einen ehrenvollen Ruf, so wird das Publikum Vertrauen in Sie setzen; meines Erachtens das Wünschenswürdigste für einen Regenten. — Überall werden Sie Personen finden, die Ihnen schmeicheln und suchen werden, Ihr Zutrauen zu gewinnen, um Ihre Gunst zu mißbrauchen und Sie zu beherrschen. Noch eine andere Art Menschen werden Sie antreffen, besonders unter den Räthen, welche sich sorgfältig bemühen werden, Ihnen die Kenntniß der Geschäfte zu entziehen, um Sie nach ihrem Belieben zu leiten. Die leichtesten Dinge werden sie Ihnen schwierig vorstellen, um Ihnen die Arbeit zuwider zu machen, und es kann Ihnen nicht entgehen, daß sie den Plan haben, Sie unter Vormundschaft zu behalten, und zwar auf eine scheinbar unschuldige und für Sie

ſchmeichelhafte Weiſe. Wenn Sie mich fragen, was dabei zu thun ſey? ſo antworte ich: Sie müſſen ſich Sachkenntniß vom ganzen Finanzweſen verſchaffen, einen Secretair auswählen, der als Unterbedienter oder Beamter darin gearbeitet hat, und ſich, unter Verſprechung einer reichen Belohnung, durch ihn von Allem, was darauf Bezug hat, unterrichten laſſen. Die Finanzen ſind der Nerve des Landes. Verſtehen Sie dieſe recht, wird das Übrige ſtets in Ihrer Gewalt ſeyn. — Es iſt ein Mißbrauch, den ich an vielen deutſchen Höfen bemerkt, daß die Miniſter der Fürſten den Titel „kaiſerlicher Miniſter“ haben, wodurch ſie ſich gerechter Strafe entziehen. Sie werden ſelbſt fühlen, daß es ſich für Sie nicht ſchickt, dies zu geſtatten. Ich muß Ihnen ferner warnend ſagen, daß Sie zwei Räthe in der Staatsverwaltung finden werden, vor denen Sie ſich zu hüthen haben: der eine heißt Bilfinger, der andere Hardenberg. Es iſt Ihre Sache, ſie zu prüfen, und zu ſehen, wie weit Sie ihnen trauen können. — Seyn Sie feſt in Ihren Entſchlüſſen; wägen Sie das Für und Wider vorher genau ab, ehe Sie dergleichen faſſen; aber wenn Sie Ihren Willen einmal erklärt, ſo gehen Sie um Alles in der Welt nicht davon ab; Jeder wird ſonſt Ihres Anſehens ſpotten, und man Sie für einen Mann halten, auf den nicht zu bauen iſt. — Nach einer vormundſchaftlichen Regierung kann es an Ihrem Hof nicht an Ränken fehlen. Beſtrafen Sie den Urheber ſtreng, und Jeder wird ſich hüten, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Unzeitige Güte iſt Schwäche, ſo wie unnöthige Strenge Verbrechen. Beides muß man vermeiden; obgleich nur ein ſehr edles Herz in den Fehler einer übertriebenen Gnade zu verfallen pflegt.“

„Denken Sie nicht, das Würtemberger Land ſey für Sie gemacht: ſondern glauben Sie vielmehr, die Vorſehung habe Sie deswegen in die Welt geſetzt, um dieſes Volk glücklich zu machen. Ziehen Sie ſein Wohl immer Ihren Vergnügungen vor, und wenn Sie in Ihrem zarten Alter ſchon Ihre Begierden dem Glücke Ihrer Unterthanen zu opfern wiſſen; ſo werden Sie nicht allein der Liebling Ihres Volks werden, ſondern auch die Bewunderung der Welt erlangen.“

„Sie ſind das Haupt der bürgerlichen Religion Ihres Landes, welche in Rechtſchaffenheit und in ſittlichen Tugenden beſteht. Es

ist Ihre Pflicht, die Ausübung derselben zu befördern und vor allen die der Menschlichkeit, die Haupttugend jedes denkenden Wesens. Für die geistige Religion lassen Sie das höchste Wesen selbst sorgen. Wir sind alle blind in diesem Gebiete und in mancherlei Irrthümer verloren. Wer ist so vermessen unter uns, zu behaupten, sein Weg sey der rechte? Hüten Sie sich also vor Schwärmerei in der Religion, sie erzeugt Verfolgungen. Wenn elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so muß es durch Wohlthaten geschehen, die sie den Menschen erweisen, nicht durch Gewaltthätigkeiten, die sie an Starrköpfen ausüben. Verpflichtete Sie zu diesem Betragen auch nicht die wahre Religion, welche Menschenliebe ist, so muß es Ihre Staatsklugheit thun, denn Ihre Unterthanen sind ja alle Protestanten. Sie werden durch Ihre Duldsamkeit es bewirken, daß Sie von ihnen angebetet werden, Verfolgung würde Ihnen nur Verabscheuung von ihnen zuziehen."

„Die Lage Ihres Landes zwischen Frankreich und den Staaten des Hauses Österreich nöthigt Sie, ein abgemessenes und gleiches Betragen gegen beide mächtige Nachbarn zu beobachten. Bezeigen Sie für Keinen von Beiden Vorliebe, damit man Sie nicht der Partheilichkeit beschuldige: denn Beide würden Ihnen nach dem Wechsel des Glücks*), wechselweise fühlen lassen, wenn sie Ursache gehabt hätten, sich über Sie zu beschweren."

„Halten Sie immer fest am deutschen Reiche und dessen Oberhaupte; es giebt für Sie keine Sicherheit gegen den Ehrgeiz und die Macht Ihrer Nachbarn, als in der Erhaltung des Reichssystems. Seyn Sie stets ein Feind dessen, der es umstürzen will: weil es nie geschehen kann, ohne Sie zugleich mit über den Haufen zu werfen. Verachten Sie auch das Oberhaupt des Reiches**) nicht in seinem Unglück, und beweisen Sie ihm so viel Ergebenheit als möglich, ohne sich in sein Unglück verwickeln zu lassen."

---

*) Während des Österreichischen Erbfolgekriegs, der von 1741 bis 1748 dauerte.

**) Kaiser Karl VII., der von den Österreichern seit 1743 aus seinem Erbstaat Baiern vertrieben, in traurigen Umständen zu Frankfurt am Mayn lebte.

„Genießen Sie Ihre Jugend, ohne sie zu mißbrauchen. Lassen Sie einige Jahre für das Vergnügen vorüber eilen; dann denken Sie an eine Vermählung. Das erste Jugendfeuer taugt nicht zur Ehe und man dünkt sich schon veraltet, wenn man in der Blüthe des Lebens kaum drei Jahre sich keiner Untreue schuldig gemacht hat. Nehmen Sie eine Prinzessin aus einem zu großen Hause, so wird sie glauben, daß sie Ihnen durch ihre Hand eine Gnade erwiesen; es wird Ihnen einen verderblichen Aufwand verursachen, und Sie werden dadurch nur der Sklave Ihres Schwiegervaters seyn. Wählen Sie aber Ihre Gemahlin aus einem dem Ihrigen ziemlich gleichen Stande, werden Sie glücklicher leben: weil sie ruhiger seyn werden, und weil die Eifersucht, zu welcher große Fürsten ihren Ehehälften immer Gelegenheit geben, Ihnen in diesem Falle nicht lästig seyn kann."

„Verehren Sie Ihre Frau Mutter, die Urheberin Ihres Lebens. Je mehr Achtung Sie ihr beweisen, desto achtungswürdiger werden Sie selbst seyn. Wenn eine Mißhelligkeit zwischen Ihnen und ihr entstehen sollte, so geben Sie stets nach! Die Dankbarkeit gegen Ältern hat keine Grenzen: man kann den Vorwurf verdienen, daß man es daran hat fehlen lassen; aber niemals, daß man sie übertreibe."

„Ich übergehe gleichgültige und folglich willkürliche Dinge. Meine liebevolle Neigung zu Ihnen wird immer den aufrichtigsten Antheil an Ihrer Zufriedenheit nehmen und mit der größten Freude werde ich es hören, wenn Ihre Unterthanen Sie preisen und segnen. Jede Gelegenheit, Ihnen nützlich zu seyn, werde ich begierig ergreifen. Kurz, es giebt kein Glück, mein lieber Herzog, das ich Ihnen nicht wünsche; so wie es keins giebt, dessen Sie nicht würdig wären."

„Friedrich."

Bei'm Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges war der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau damit sehr unzufrieden, daß sich der König an die Spitze seines Heeres stellen wollte; er äußerte nicht nur sein Bedenken gegen den König, sondern sprach auch darüber gegen Andere in einem unziemlichen Ton.

Als es der König erfuhr, schrieb er ihm:

„Wenn Ew. Liebden einmal selbst eine Armee halten, dann können Sie das Oberkommando geben, wem Sie wollen. Über

meine Armee übernehme ich das Kommando, und Sie, mein Fürst, gehen, Ihrer Instruction gemäß, nach Halle und übernehmen den Befehl über den Theil meiner Armee, der Sachsen den Daum auf's Auge drückt."

Den 11. Mai 1745 gewann Ludwig XV. die Schlacht bei Fontenoi. Er schickte einen Officier, mit Namen de la Tour, an den König. Dieser traf kurz vor der Schlacht bei Striegau und Hohenfriedberg bei dem Könige ein, und war Zeuge, wie solche am 4. Juni gewonnen wurde.

Friedrich schrieb darauf an Ludwig XV.:

„Ich habe zu Hohenfriedberg den Wechsel bezahlt, den Sie zu Fontenoi auf mich gezogen haben."

Als er den Tag nach der erwähnten Schlacht den französischen Gesandten an seinem Hofe, Marquis de Valori begegnete, umarmte er diesen und rief aus:

„Mein lieber Valori! Gott hat mich wunderbar beschirmt und meine Feinde mit Blindheit geschlagen."

Nach des Gesandten Versicherung sprach der König diese Worte mit jener Begeisterung aus, welche nur die innigste Überzeugung und der lebhafteste Dank eingeben können.

Er schätzte den Marquis, sah ihn daher gern um sich und unterhielt sich mit ihm unter vier Augen.

„Sie sind ein wackerer Mann," sprach er einst zu ihm in einer solchen vertraulichen Unterredung: „Sie haben Geist, aber in den Ihnen jetzt übertragenen Gesandtschaftsposten sind Sie noch ein Neuling. Ich will Ihnen daher einen guten Rath geben: Haben Sie etwas zu unterhandeln, so wenden Sie sich geradezu an mich; von meinen Leuten werden Sie hintergangen, dazu bezahle ich diese. Ich mein' es aber gut mit Ihnen und wünsche, daß Ihr Hof Ursache haben möge, mit Ihnen zufrieden zu seyn."

Als Valori bei ihm die Abschiedsaudienz hatte, fragte er: wodurch der König, sein Herr, Sr. Majestät seine Aufmerksamkeit bezeigen könne?

„Durch einen nochmaligen Widerruf des Edikts von Nantes," erwiderte Friedrich.

Der König erfocht den Sieg in der Schlacht bei Soor, den 30. September 1745 nur durch Aufopferung seiner Bagage und auch seine Armee litt für den Augenblick großen Mangel an Subsistenzmitteln.

Als der König am Abend speisen wollte, war nichts vorhanden. Umsonst suchte man überall, dazu etwas herbeizuschaffen, man fand nichts, und endlich nur zwei Flaschen mit Ungarwein. Diese wurden ihm gebracht, er labte sich mit dem Weine, wünschte aber doch, auch etwas zum Essen zu haben. Ein Officier aus dem Gefolge des Königs machte sich sogleich auf den Weg, um zu versuchen, ob er diesen Mangel ersetzen könne. Umsonst, alle Soldaten, die er deshalb befragte, hatten das ihrige schon verzehrt; endlich traf er einen von einem preußischen Regimente, der noch im Besitze eines Komisbrotes war, von dem er sich eben sättigen wollte.

Laßt mir dies Brot! redete ihn der nach Lebensmitteln Suchende an: ich will Euch einen Dukaten dafür geben.

„Daraus wird nichts!" war die Antwort: „einen Dukaten kann ich nicht essen, wohl aber das Brot, und das ist mir jetzt lieber, als eine ganze Hand voll Dukaten."

Das glaub' ich Euch recht gern, und ich würd' es auch nicht von Euch verlangen, wenn ich's nicht für den König haben wollte, der jetzt nichts zu beißen und zu brechen hat.

„Für den König?" fragte der Soldat: „ist das auch wahr?"

Auf meine Ehre! Ich bitt' Euch deshalb, laßt mir das Brot.

„Ganz? — Ne, das geht nicht! — Wenn's aber für den König ist, so will ich mit ihm theilen." — Er schnitt das Brot in zwei Hälften, und gab die eine davon dem Bittenden mit den Worten:

„Da! — aber der König muß es auch kriegen."

Froh darüber, eilte der Officier zum Könige zurück; der Soldat, mißtrauiſch, ob man ihm auch die Wahrheit geſagt, war ihm auf der Ferſe nachgeſchlichen.

Als der König das Brot erhielt, verzehrte er davon etwas mit großem Appetit, und fragte dann den Officier:

„Wo hat Er es denn her bekommen?“

Dieſer erzählt ihm die Art und Weiſe, wie er es erhalten und bemerkt dabei, der Soldat ſey ihm nachgeſchlichen, um zu ſehen, ob es auch gewiß in die rechten Hände gelangen würde.

„Man laß' ihn kommen!“ befahl Friedrich.

Der Soldat wurde ihm vorgeſtellt, er bedankte ſich bei ihm, und ſetzte hinzu:

„Ihr könnt Euch eine Gnade von mir erbitten.“

Der Soldat beſann ſich nicht lange und bat um ein Schulzengericht in Preußen.

„Ihr ſollt es haben!“ verſicherte der König. Er vergaß ſein Verſprechen nicht, der Soldat bekam in der Folge das Schulzengericht.

Der König hatte im Jahre 1745 dem General von Winterfeld*) mehrere Aufträge gegeben, weil er zu ihm das Vertrauen hegte, daß er ſolche am beſten ausführen würde.

Der General von Zieten glaubte ſich dadurch zurückgeſetzt, und ſchrieb deshalb an den König in einem Ton des gekränkten Ehrgefühls, in welchem er den General von Winterfeld nicht undeutlich als ſeinen Neider und Widerſacher bezeichnete. Er empfing die nachſtehende Antwort:

„Mein lieber General-Major von Zieten! Ihr könnt gewiß verſichert ſeyn, daß es mir recht leid gethan hat, aus Eurem Schreiben vom 30. v. M. zu erſehen, wie Ihr in den Gedanken ſteht, als ob Ich etwas gegen Eure Perſon hätte, oder ſonſt mit Eurem Dienſte nicht zufrieden wäre. Ihr könnt feſt glauben, daß weder das Eine noch das Andere iſt, und daß vielmehr Ich Euch als einen rechtſchaffenen Officier estimire und von Euren treuen, geſchickten und guten Dienſten ſehr satisfait bin. Daß Ich aber zu

---

*) Geboren zu Vanſelow in Vorpommern am 4. April 1707, geblieben in dem Treffen bei Moys am 7. September 1757.

Zeiten den General von Winterfeld besonders Commission gebe, Dieses oder Jenes, nach Meinen ihm ins geheim bekannt gemachten Absichten, auszurichten, um Euch deshalb Meine Intentionen, wie die Umstände es erfordern, bekannt zu machen, solches kann Mir wohl unmöglich gewehret, noch darunter die Hände gebunden werden, um so weniger, da solches nur in gewissen Expeditionen geschieht, und Ihr dadurch in dem Euch gebührenden Range und Anciennität nicht das Geringste verliert. Ich hoffe also, daß Ihr Euch darunter völlig beruhigen und vielmehr gewiß versichert seyn werdet, daß ich bin

Hauptquartier Görlitz, Euer wohlaffectionirter König
den 3. December 1745. Friedrich."

Nach der bei Kesselsdorf am 15. December 1745 gewonnenen Schlacht kam der König nach Dresden und nahm seine Wohnung in dem Schlosse der Fürstin Lubomirska.

Als er dort abgestiegen, kam ihm die Fürstin entgegen und bat ihn: er möchte ein für ihn zubereitetes Souper annehmen, und als er sich dazu bereit erklärte, fragte sie: ob und wen sie zu seiner Gesellschaft einladen dürfe?

„Ich kenne hier Niemand," war die Antwort: „doch —" nach einigen Augenblicken des Nachdenkens: „ich besinne mich, es muß wohl hier eine alte Bekannte, die Frau von Racknitz leben*). Es würde mich sehr freuen, sie wieder zu sehen, und" — indem er sich wieder zu besinnen schien — „man hat mir auch von einer Gräfin von Rex erzählt, die sehr munter seyn, auch viel Verstand und Witz haben soll."

Beide Damen wurden zu diesem Souper und noch öfter zu den Abendtafeln des Königs eingeladen.

Bei einer dieser Abendtafeln gab die Gräfin von Rex zu erkennen, daß es doch eine schöne Sache seyn müsse, König zu seyn, Gesetze zu ertheilen, Heere anzuführen, Siege zu erringen u. dgl.

---

*) Er hatte sie im Jahre 1728 als Kronprinz kennen lernen, als er mit seinem Vater in Dresden war. Die Frau von Racknitz war eine geborne Gräfin von Flemming und lebte damals in dem Hause der Gräfin von Prebendowska.

Der König sprach zu ihr mit ernster Miene:

„Je Vous conseille, Madame la Comtesse, de n'y pas penses, et de Vous contentes, de regner sur les coeurs de Dresde.“

(Ich rath' Ihnen, Frau Gräfin, daran nicht zu denken, und sich damit zu begnügen, über die Herzen in Dresden zu herrschen.)

Gleich nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges war er ernstlich darauf bedacht, die unter seines Vaters Regierung sehr vernachläßigte Reiterei so zu verbessern, daß sie dem Feinde Furcht einflößen möchte. In der Mollwitzer Schlacht hatte sich die Kavallerie so unbeholfen und ungeschickt gezeigt, daß er dies, der bei unbedeutenden Dingen ein sehr treues Gedächtniß hatte, nicht vergaß. Die Reiterei hatte zwar in den folgenden Schlachten, besonders bei Hohen Friedberg, sich sehr brav gezeigt, aber doch bei weitem noch nicht den Forderungen genügt, die er an sie zu machen sich berechtigt glaubte, und denen sie demnächst in den Schlachten von Zorndorf und Roßbach so ruhmvoll entsprach.

Von 1747 bis 1755 wurden wochenlange Lustlager gehalten, bei denen Friedrich die Absicht hatte, die Reiterei, und hauptsächlich die damals noch immer schwerfälligen Küraſſiere, zu einer Schaar zu bilden, die durch Regsamkeit und Gewandheit im Manoeuvriren jedem Feinde furchtbar wäre. Mit der Garde du Corps in Potsdam machte er den Anfang und die Probe. Hier wurden die Ideen des Königs ausgeführt, und Alles, was diesem trefflichen Corps mit seinen ausgesuchten Leuten und Pferden auszuführen möglich war, mußte auch von den übrigen Küraſſierregimentern eingeübt werden.

Die Lustläger dienten hierbei besonders als Übungsplätze. Durch die geschicktesten Kavallerieoffiziere wurden oft funfzig Esquadrons vom frühen Morgen bis zum späten Abend in allen Manoeuvres geübt. Waren diese angreifenden Übungen beendet, dann kam die Reihe an den sogenannten kleinen Dienst, Feldwachen, Patrouillen und dergleichen. Mochten Pferde und Leute noch so ermüdet seyn, es wurde keine Entschuldigung angenommen.

Um Offiziere und Leute auf den Feldwachen und auf den Piquets munter und aufmerksam zu erhalten, hatte Friedrich bei

einem dieſer Luſtlager den Huſaren den Befehl gegeben, oftmals an dem Lager umher zu ſtreifen, die Wachen zu allarmiren, und denen, die ſich überrumpeln ließen, den Hut weg zu nehmen, für den ſie alsdann einen Dukaten als Belohnung erhielten.

Als einſt an einem ſtrengen und angreifenden Manoeuvretage die große Kavallerie-Feldwache abgelöſt war, hatte ſich der kommandirende Staabsoffizier bei derſelben, Major Leopold vom damaligen Bredowſchen Küraſſierregiment, ein Mann, der in ſeinem faſt funfzigjährigen Dienſte immer die Gunſt des Königs genoſſen, von der Hitze und den Anſtrengungen des Tages ermüdet, mitten unter ſeinen Reitern einen Feldſtuhl und einen kleinen Tiſch aufſchlagen laſſen. Statt zu Pferde zu bleiben, war er abgeſtiegen und auf dieſem Stuhl eingeſchlafen. Ein umherſchwärmender Huſar bemerkte es, geſchickt ſchlich er ſich näher, nahm dem ſchlummernden Greiſe den Hut vom Kopfe, ſprengte damit fort, und brachte ihn, dem Befehle gemäß, dem Könige.

„Wem gehört der Hut?“ fragte er eben nicht gut geſtimmt.

Der Huſar nannte den Namen.

Sogleich erinnerte er ſich des braven Greiſes; ſein finſterer Blick wurde ruhig.

Am folgenden Morgen ließ er den Major zu ſich kommen. Der Greis erſchien ſehr niedergeſchlagen über den Vorfall von geſtern. Freundlich kam ihm der König entgegen und ſprach, mit dem Finger drohend: „Hör' Er, lieber Leopold, auf der Feldwache muß man nicht ſchlafen! Er thut bei Seinen Jahren am beſten, wenn Er quittirt. Ich will Ihn mit fünfhundert Thalern Penſion zur Ruhe ſetzen. Er hat einen Sohn im Regimente, der iſt Standartenjunker; nicht ſo?“ — Der Major bejahete es. „Sein Sohn hat alle Anlagen zu einem tüchtigen Offizier. Damit er aber nicht, nach dem Beiſpiel ſeines Vaters, auf der Feldwache einmal ſchläft, nehm' ich ihn als Cornet in der Garde du Corps mit nach Potsdam.“ —

Am Weihnachts heiligen Abend machte er ſeiner Dienerſchaft und auch Andern wohl, welche nicht in dieſen untergeordneten Verhältniſſen zu ſeiner Umgebung gehörten, Geſchenke. Er nahm dabei auf die individuellen Verhältniſſe der zu Beſchenkenden Rückſicht; zuwei-

len lag darin eine versteckte Ironie und Hindeutung, daß er von ihren häuslichen Verhältnissen genau unterrichtet sey; es war also eine stillschweigende Ermahnung, sich eines sittlichen Betragens zu befleißigen und vor dem zu hüten, was eine Rüge oder wohl gar eine Strafe verdient hätte.

Er hielt sehr viel auf die alte gemüthvolle Sitte, die Kinder am heiligen Weihnachtsabend durch Geschenke freudig zu überraschen; er äußerte dies auch gegen seine Dienerschaft, und seine Geschenke an sie waren auf die Kleinen berechnet. Einem Lakaien, der nur Töchter hatte, schenkte er Drechslerpuppen, kleine Eimer und Töpfe; einem andern, der nur Vater von einem kürzlich gebornen Kinde war, einen Wolfszahn und eine Klapperbüchse. Ein aus Nürnberg gebürtiger Lakai erhielt Nürnberger Tand, und Einer, der außer der Ehe, mit einem Mädchen mehrere Söhne erzeugt hatte, Steckenpferde, Peitschen und Rollwagen, mit der sarkastischen Frage: „Nicht wahr! ich hab's getroffen? — das kannst Du gut gebrauchen?“

Friedrich hatte bei seinem Aufenthalte im Graf Brühlschen Palais zu Dresden im Jahre 1745 einen kleinen Knaben so lieb gewonnen, daß er ihm erlaubte, ungerufen in sein Zimmer zu kommen und dort in seinem Beiseyn zu spielen.

Einst des Morgens kam dieser Knabe eilig zu dem Könige, der sich mit seinem Adjudanten, dem nachmaligen General-Lieutenant von S***, unterhielt, und sagte mit kindlicher Freimüthigkeit zu ihm:

„Höre! wenn sie Dir Chokolade bringen, trinke nicht!“

Und warum nicht? fragte der König.

„Sie haben Dir Etwas hineingeworfen.“

Woher weißt Du das?

„Ich war in der Küche und hab' es selbst gesehen.“

Was war's denn?

„Das weiß ich nicht: sie schütteten es aus einem Papier in die Kanne und rührten's stark um.“

Es ist schon gut mein Kind! geh' nur jetzt, sagte Friedrich und fuhr kaltblütig fort, mit dem Adjudanten über mancherlei zu sprechen.

Bald darauf kam der Kammerlakai Glasau mit dem Frühstück in's Zimmer.

Friedrich faßte ihn scharf in's Auge, und begleitete ihn mit seinen durchdringenden Blicken bis an den Tisch, worauf er die Chokolade setzte.

Dem Kammerlakaien war dies ungewöhnliche Benehmen nicht entgangen, er äußerte einige Unruhe und reichte dem Könige die Tasse nicht gleich, wie gewöhnlich.

„Schenk' ein!" rief ihm Friedrich zu und da dieser Befehl nicht sogleich vollzogen wurde, wiederholte er ihn barsch.

Mit zitternder Hand gehorchte Glasau.

Dies und die ungewöhnliche Schüchternheit des Kammerlakaien machten den König immer aufmerksamer.

„Mensch! Du zitterst ja!" rief er aus: „was fehlt Dir, bist Du etwa krank?"

O nein! Ew. Majestät, mir ist recht wohl, antwortete Glasau mit bebender Stimme.

„Nun, so trink'!" sagte der König, und zeigte auf die eingeschenkte Tasse. Der Kammerlakai zitterte wie Espenlaub und ließ die Tasse stehen.

„Trink'!" wiederholte der König mit fester Stimme, und in dem Augenblick stürzte Glasau zu seinen Füßen und bat um Gnade.

„Ach!" rief er: „Ew. Majestät sollten ja nicht davon sterben, Sie sollten nur dumm werden."

Der König befahl ihm, aufzustehen, lockte einen seiner Hunde herbei und setzte ihm die Tasse vor. Der Hund fing bald nach dem Genuß der Chokolade an zu winseln und starb unter Verzuckungen. Friedrich befahl dem Adjudanten, abzutreten und stellte nun ein Verhör mit dem Kammerlakaien an.

Nach beendigtem Verhör rief er den Adjudanten wieder in's Zimmer, übergab ihm den Kammerlakaien, mit dem Befehl, ihn sogleich nach Spandau abzuführen, und dafür zu sorgen, daß während seiner Gefangenschaft Niemand mit ihm spräche. Er verbot auch demnächst, daß wenn Glasau einst auf seinem Sterbebette läge und einen Geistlichen begehre, ein solcher nicht zu ihm gelassen würde, damit der wahre Zusammenhang dieser Frevelthat für Jeder-

mann ein Geheimniß bleibe. Friedrich selbst hat in der „Geschichte meiner Zeit“ dieses Vorfalls mit keiner Zeile erwähnt.

In dem ersten Dezennium der Regierung Friedrich's erhielt er alle Jahre an seinem Geburtstage (den 24. Januar), von einem alten reformirten Prediger, mit Namen George, ein Glückwünschungsgedicht in höchst elenden Reimen, im Beischluß aber eine Rüge aller vermeintlicher Fehler nebst Vorschlägen, wie solche zu verbessern wären.

Der König achtete mehrere Jahre nicht darauf und hatte Mitleid mit der Schwäche eines alten Mannes, so unziemlich auch sein Benehmen war. Da er aber dabei blieb, von der jetzt epidemischen Manie besessen, die Regierung zu tadeln und gehirnlose Verbesserungsvorschläge zu machen, so verlor Friedrich die Geduld, und ertheilte ihm eigenhändig folgende Antwort in französischer Sprache.

„Freund Reimschmidt! aufgeblasener Priester! Woher kommt Dir die verwegene Lust, den Geburtstag Deines Königs in holprichten Knittelreimen zu besingen? Ohne Zweifel glaubte mein Konsistorium, da es Dich zum Herold der Gnade ernannt, eine Eule vom Parnaß auf die Kanzel zu bringen. Doch ohne viele Worte darüber zu verlieren, gebe ich Dir offenherzig zu erkennen: daß von allen unzähligen theologischen gelehrten Streitigkeiten, welche die theologische Welt entzweien, kaum drei sind, die meine Regierung angreifen. Warum schreibst Du also so viel davon? Kann sie nicht, auch ohne Dich, bloß durch die Geschichte zur späten Nachwelt übergehen? Überlasse jedem Andern meine Staatswirthschaft und gieb Dich nicht mit fremden Dingen ab. Du hast eine Heerde zu weiden, sey ihr Hirt und laß die Musen in Frieden. Überlaß meinen Unterthanen die Mühe, mich zu bestehlen, und meinen Vasallen das Recht: mich zu betrügen und über meine Auflagen zu murren; — wahrlich! sie thun unrecht daran, aber wenn Du mir gefallen willst, so rufe ihnen von der Kanzel zu: Christen seht, dort ist die Hölle — bezahlt Eurem Könige! — und beleire nicht mehr meinen Geburtstag.“

Der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau hatte bei Keſſelsdorf, als Feldherr, geſiegt. Er wußte ſich etwas zu viel damit, indem er den glücklichen Erfolg nur ſich allein zuſchrieb, ohne den übrigen Generalen die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Friedrich wollte ihm auf eine verſteckte ſatiriſche Art zu verſtehen geben, wie er dies mißbillige. Er machte ihm daher ein Geſchenk mit einem ſauber gezeichneten Plan dieſer Schlacht, deſſen Etikette war aber ein alter Kater, der einen Bart hatte, gerade wie ihn der Fürſt zu tragen pflegte; er hielt in ſeinen Pfoten eine aufgewickelte Rolle mit den Worten:

Sieg bei Keſſelsdorff, den 15. December 1745.

Das Regiment Garde du Corps gehörte zu denen, welche im Kriege nahe um die Perſon des Königs waren. Er hatte daher Gelegenheit, jeden Einzelnen davon kennen zu lernen. Zwei Unteroffiziere zogen ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich; ſie hatten ſich bei Avantgarden und Seitenpatrouillen als muthvolle Männer ausgezeichnet. Er erkundigte ſich daher nach ihnen bei dem damaligen Kommandeur der Garde du Corps, Oberſten Freiherrn von Wacknitz über ihre ſonſtige Aufführung.

„Es ſind zwei brave Männer, Ew. Majeſtät,“ erwiederte der Befragte: „Sie zeichnen ſich durch Sittlichkeit aus, ſind geſcheidt, haben ſtudirt und ſind nur aus Liebe zum Kriegsdienſt und aus Patriotismus in Militairdienſte getreten. Sie dienen ſchon geraume Zeit, und ich erlaube mir, ſie Ew. Majeſtät zum Avanzement als Offiziere vorzuſchlagen.“

Der König erwiederte:

„Gut! Er kann ſie mir bei der erſten Gelegenheit dazu vorſchlagen.“

Bald darauf forderte der Oberſt Freiherr von Wacknitz ſeinen Abſchied, um in Heſſen-Kaſſelſche Dienſte zu gehen. Er wurde ihm bewilligt, und der Oberſt von Schätzel an ſeiner Stelle zum Kommandeur der Garde du Corps ernannt.

Er war, wie dies nicht ſelten der Fall zu ſeyn pflegt, ein Antagoniſt ſeines Vorgängers, mithin hatte er gegen deſſen Anordnungen und Anſichten vielfältig etwas zu erinnern.

Der König hatte diese beide Unteroffiziere nicht aus dem Gedächtnisse verloren; er fragte daher den Obersten von Schätzel:

„Was hält Er von ihnen?“

Es sind gute Soldaten, versetzte der Oberste: aber sonst von ganz gemeinem Schlage.

Da sprach Friedrich mit ernstem und verweisendem Tone:

„Schätzel! Schätzel! Ich empfehl' Ihm Wacknitz Wahrheitsliebe! An diesem Mann hab' ich viel verloren.“

Der im Jahr 1818 verstorbene königliche sächsische Hofmarschall Freiherr von Racknitz ritt einst von Dresden nach Lockwitz, als sich im Jahr 1745 dort der König befand, um solchen zu sehen.

Er kam gerade in dem Augenblick dort an, wo der König des Morgens gewöhnlich auf einer vor dem dortigen Schlosse liegenden Wiese die Wachtparade seines Bataillons Garde exerziren ließ.

Einige Offiziere, die den jungen von Racknitz kannten, und an die er sich wandte, verschafften ihm Gelegenheit, dies in der Nähe anzusehen. Nach beendigter Wachtparade begab sich der König in den Schloßhof, die im Hauptquartiere befindlichen Prinzen und Generale folgten ihm und da sich von Racknitz so wohl an den König als dessen Umgebung nicht satt sehen konnte, so folgte er dreist dem Zuge.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig ward ihn gewahr ihn von Dresden aus kennend, kam er auf ihn zu und umarmte ihn.

Der König, dies bemerkend, fragte:

„Wer ist der Knabe?“

Als man ihm sagte: es sey der Sohn des Gutsbesitzers, befahl er, ihn zu ihm zu bringen.

Der junge von Racknitz gerieth darüber in große Furcht; doch suchte er sich zu fassen und bei der herablassenden Freundlichkeit, mit welcher ihn der König anredete, schwand bald alle ängstliche Verlegenheit.

„Was macht Seine Mutter?“ fragte ihn der König.

Sie ist immer noch sehr krank.

„Es hat doch keine Gefahr?“

Das glaubt man jetzt nicht mehr.

„Das freut mich recht sehr; ich wünsche, daß sie bald ganz hergestellt seyn möge; sag' Er ihr das. — Wie alt ist Er?“

Zwölf Jahr, Ew. Majestät.

„Was will Er werden?“

Der Befragte gerieth in Verlegenheit; er hatte Lust zum Soldatenstande, war auch schon in Sachsen als Kadett angestellt; dies wollte er aber nicht sagen, aus Furcht, der König möchte sich erbieten, ihn in seine Dienste zu nehmen; er suchte sich also zu sammeln, und antwortete:

Ich bin noch zu jung, Ew. Majestät, um darüber etwas zu bestimmen; erst muß ich suchen, etwas zu lernen, eh' ich eine Wahl treffe.

Dies gefiel dem Könige, er kniff den jungen von Racknitz in die Backe und sprach:

„Nun, das ist gescheidt! da hat Er recht!“ und fuhr dann fort:

„Grüß' Er Seine Mutter und sag' Er ihr, daß es mir sehr leid thäte, mein Quartier auf ihrem Gute nehmen zu müssen. Aber im Kriege geht es nun einmal nicht anders, da muß man oft wider seinen Willen seinem besten Freunde beschwerlich fallen. Ich hab' indeß auf das strengste befohlen, daß ihr kein Schaden zugefügt werden soll, das sag' Er ihr recht ausdrücklich von mir — merk' Er's — und daß sie es mir nur wissen lassen soll, wie hoch sich der Schaden beläuft; es soll Alles ersetzt werden. Adieu!“

Einer von seiner Dienerschaft kam auf den unglücklichen Gedanken, ihm am Neujahrstage einen Glückwunsch in deutschen Versen zu überreichen. Er hatte sich solche von einem Reimschmiede verfertigen lassen, der sich alle erſinnliche Mühe gegeben, die trivialsten Dinge, bald mit Lohensteinschem Schwulst, bald mit Gottschedscher wässriger Breite zu sagen.

Als der König diese Reime gelesen, ließ er den Lakaien vor sich fordern:

„Hast Du die Verse selbst gemacht?“ fragte er.

Nein! Ew. Majeſtät, erwiderte der verlegene Gratulant mit zitternder Stimme.

„Das iſt gut! Hier will ich Dir etwas für Deinen guten Willen ſchenken!“ Er reichte ihm einige Goldſtücke hin: „Es iſt Dein Glück, daß Du die Verſe nicht gemacht haſt, denn ſonſt hätt' ich Dich in's Tollhaus bringen laſſen müſſen. Inkommodire Dich aber über's Jahr nicht wieder.“

Ein mit Italienerwaaren handelnder Kaufmann in Breslau, P. A. S***, hatte im Jahre 1746 um die Erneuerung ſeines angeblichen Adels bei dem Könige angetragen. Sein Geſuch wurde ihm abgeſchlagen, er erneuerte es bald darauf, und in der Meinung, daß er ſeine Anſprüche auf eine ſolche Erneuerung nicht hinlänglich erwieſen habe, enthielt ſeine zweite Bittſchrift eine ſehr breite Auseinanderſetzung, daß er von einem berühmten mailändiſchen Geſchlecht abſtamme, das nach ſeiner Verſicherung ſich ſchon vor zwei hundert Jahren in Graubünden anſäßig gemacht habe. Der König ſchrieb eigenhändig auf den Rand der Vorſtellung:

„Aparement que Monsieur Galbanum a faite cette Généalogie. Vous auriez pu vous contenter du refus que j'ai fait à ce Marchand, de l'annobler. Des que les paysans veulent devenir Gentilhommes, les marchands Barons, qui cultivera les terres, et qui fera le negoce?

(Wahrſcheinlich hat ein Herr Windbeutel dieſen Stammbaum gemacht. Es hätte ſein Bewenden dabei haben ſollen, als ich es dieſem Kaufmann zum erſtenmal abſchlug, ihn zu adeln. Wenn die Bauern Edelleute, und die Kaufleute Barone werden wollen, wer ſoll den Acker pflügen, und wer den Handel betreiben?)

In Sansſouci waren einige koſtbare Vaſen zerſchlagen worden. Der König, über eine ſo rohe Bosheit ſehr entrüſtet, befahl, Alles anzuwenden, den Thäter zu ermitteln.

Dieſer wurde auch entdeckt; es war ein mit einem Grundſtück anſäßiger Bürger in Potsdam. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, er zum Feſtungsarreſt auf einige Jahre und zur Erſtattung

des Werths der Vasen verurtheilt, und solcher belief sich so hoch, daß deshalb sein Haus subhastirt werden sollte.

Als man dem Könige darüber Bericht erstattete, schrieb er darunter:

„Auf die Festung! Ich mag des Schurken Geld nicht.“

Dem Könige wurde unmittelbar die Anzeige gemacht: daß sich in einer Kasse in Stettin höchst wahrscheinlich ein Defekt vorfinden müsse.

Auf diese Anzeige wurde sogleich, einer Kabinetsordre gemäß, eine genaue Untersuchung der Kasse vorgenommen. Es ergab sich, daß diese Angabe ganz grundlos gewesen, und in dem diesfälligen Bericht hatte man auf die Bestrafung des Anklägers, als eines Verläumders, angetragen.

Er lehnte dies durch folgenden Bescheid ab:

Friedrich König ꝛc. Euer Gesuch vom 26. v. M. den Denuncianten der Stettinschen Cassen-Unrichtigkeiten auf ein ganzes Jahr zur Festung zu condemniren, finde Ich in aller Absicht unbillig, und kann Ich selbigem nicht willfahren; Ich bin arm wie Hiob, bin von dem von Görne betrogen, und von andern werde Ich belogen, und hintergangen, dabei muß Ich so viele meiner Unterthanen erhalten; wenn Ich nun hierzu sehr vieles Geld gebrauche und Jemand sich findet, der Mich für Betrügereien, die Mir so vieles Geld wegnehmen, warnet, und Mir solche entdecket, so würde Ich gegen diesen Meinen Freund ungerecht seyn, wenn Ich seinen gutgemeinten Willen so undankbar erwiedern wollte. Inzwischen, damit auch Ihr keinen Grund zu Beschwerden habt, will Ich ihn bestrafen, doch wird ein leidlicher Arrest von 14 Tagen hinreichend seyn. Wornach Ihr Euch zu achten ꝛc.

Unter seinen Pagen befand sich ein junger von Sydow, den er, wegen seiner Gewandtheit, Unbefangenheit und überhaupt wegen seines tadellosen Benehmens lieb gewonnen hatte.

Er wußte, daß der Page am 28. Juli geboren worden. Dieser, entfernt von seinen Angehörigen, dachte nicht daran.

Am Morgen dieſes Tages 1746 rief ihn der König in ſein Kabinet. Eingetreten in ſolches, zeigte Friedrich nach einem Tiſche, auf welchem eine Offizieruniform lag.

„Da hab' ich mir eine neue Uniform machen laſſen,“ ſprach er: „ich möchte wohl ſehen, wie ſie ſitzt, probiere ſie einmal an.“

Ein ſolcher Befehl fiel dem Pagen zwar auf; aber gewohnt, zu gehorchen, zog er ſein Pagenkleid aus, und die Uniform an.

„Wie ſitzt ſie Dir?“ fragte der König.

Wie angegoſſen, verſetzte Sydow unbefangen: „ich zweifle aber ſehr, daß ſie Ew. Majeſtät paſſen wird.

Der König lächelte und fuhr fort:

„Greif' einmal in die linke Taſche.“

Dies geſchah.

„Was ſteckt darin? — Zieh' es doch heraus!“

Sydow zog ein zuſammen gelegtes Papier hervor.

„So mach' es doch auseinander und lies es.“

Der Page gehorchte und las:

„Nachdem Seine Königl. Majeſtät in Preußen, Unſer allergnädigſter König und Herr, in Gnaden resolvirt: den Pagen von Sydow wegen ſeiner Ihro angerühmten, artigen und niedlichen Leichtfertigkeiten, wie auch wegen der großen Qualität, einen guten Caffee mit Ziegenmilch zu trinken, zum Lieutenant und Flügel-Adjudanten bei Höchſtderoſelben Perſon allergnädigſt zu declariren und zu beſtellen geruhet; als thun Sie auch ſolches hiermit und in Kraft dieſes Patentes alſo und dergeſtalt, daß Allerhöchſtgedachter Sr. Königlichen Majeſtät und Dero Königlichen Hohen Hauſe, derſelbe bei allen durchtriebenen Leichtfertigkeiten mit der Ausſprache eines deutlichen R. Dero beſtes vertreiben und zurechte machen; auch ſich alle Mühe geben ſoll, Niemanden was Gutes zu thun, doch aber allen Schaden und Nachtheil wo nicht ganz, doch etwas verhüten und abwenden, und was ihm von Allerhöchſtdenenſelben nach Gelegenheit committirt und aufgetragen wird, niemalen ausrichten, doch ſich davon durch Nichts, als durch lauter durchtriebene Leichtfertigkeiten abhalten laſſen; ſich aber bei allen vorfallenden Kriegsbegebenheiten mittelſt ungeſcheueter Darſetzung Leibes und Lebens, Guts und Bluts, und bei gutem Eſſen und Trinken ſich dergeſtalt verhalten ſoll, wie es einem

getreuen Diener, Offizier, Kriegs- und Friedenserfahrnen Lieutenant und Flügel-Adjudanten eignet und gebührt, auch dessen Eidespflicht gemäß ist; dahingegen wollen vor alle ausgehende Stückchen und Leichtfertigkeiten, sowohl in Garnison, auf Redouten und Opern, auf Reisen, wie auch in der Cammer, Allerhöchst Seiner Königlichen Majestät Dero artigen und manierlichen Lieutenant und Flügel-Adjutanten von Sydow bei dieser Charge und ihm daher zustehenden Rang und Prärogativen und Gerechtigkeiten zu aller Zeit in Gnaden ferner schützen und maiteniren. Des zu Urkunden haben Seine Königliche Majestät dieses Patent eigenhändig unterschrieben und mit Dero Insiegel bedrucken lassen. So gegeben, und geschehen zu Potsdam den 28. Juli 1746.

Friedrich."

Freudig überrascht dankte der Page den König, doch mitten in dem Ausbruch seines Dankgefühls stockte er plötzlich und ein zitterndes Aber entschlüpfte seinen Lippen.

„Was hast Du denn?"

Aber ein solches Patent ist doch wohl nur ein Scherz von Ew. Majestät? — Das kann mich doch wohl zu nichts berechtigen?

„Nur ruhig. Das hab' ich schon selbst bedacht. Greif' nur in die rechte Tasche, da wirst Du ein Patent als Lieutenant und Flügeladjudant ganz in der üblichen Form finden."

Der zum Lieutenant ernannte Page erhielt noch ein bedeutendes Geschenk an Gelde zu seiner Equipirung.

Im Jahr 1746 bewohnte der königliche Hof, wegen einiger Lustbarkeiten, das Schloß zu Charlottenburg. In einer Nacht um zwei Uhr kam Feuer in den Gemächern der verwittweten Königin aus. Die Bestürzung war groß; Jeder suchte nur seine Person zu retten und man flüchtete in den Garten, theils im Nachtkleide, theils nur im Hemde.

Der damalige Gouverneur des Prinzen Ferdinand, Baron von Bielefeld, lief nach der Kapelle, um wo möglich solche, wegen ihrer schönen Verzierungen und der darin befindlichen werthvollen Gemälde von Terwessen vor den Flammen zu sichern.

Auf dem Wege nach solcher fand er den König auf einer Terrasse, ruhig auf- und niedergehend.

Wenn das Feuer nur nicht noch mehr um sich greift. Das wäre schrecklich! rief er aus.

„Je nun," versetzte Friedrich mit Ruhe: „es ist allerdings ein Unglück; aber die Ouvriers in Berlin wollen auch verdienen, und werden dabei gewinnen, wenn nur Keiner Schaden dabei nimmt."

„Was ist das für ein störendes Geräusch?" fragte der König bei der Vorstellung einer Oper in Berlin.

Ew. Majestät; erhielt er zur Antwort: ein Kaufmann, mit Namen Ölschläger, ist ohnmächtig geworden.

Er winkte sogleich einen Pagen, zog ein Flacon mit wohlriechendem Wasser aus der Tasche gab es diesem, mit dem Befehl, es zu dem ohnmächtig Gewordenen zu bringen.

Die Vorstellung ging mittlerweile fort; aber der König schenkte ihr wenige Aufmerksamkeit, und erkundigte sich mehrmals, wie es mit dem Manne stände, ob er wieder zu sich gekommen und der Unfall nur vorübergehend gewesen sey? Erst als er darüber beruhigt ward, zeigte er wieder Theilnahme an der Darstellung.

Der General-Major von der Goltz genoß des Königs Gunst in ausgezeichnetem Grade.

Er besuchte ihn in seiner letzten Krankheit, 1747. Ehe er zu ihm in's Zimmer trat, erkundigte er sich bei seinen Leuten, wie es mit ihm stehe? Dann forderte er sie auf, alles mögliche für seine Wiederherstellung zu thun, und versprach ihnen eine große Belohnung, wenn es geschähe. Bei'm Eintritt in das Krankenzimmer wollte sich der General aufrichten; der König eilte zum Bette, und sprach: „Mein lieber Goltz, bleibe Er ja ruhig, und erlaub' Er nur, daß ich Ihm zeige, wie schmerzhaft Sein Zustand meinem Herzen ist." — Mit schwacher Stimme antwortete Goltz: Zu viel Gnade, Ew. Majestät, es schmerzt mich heftig, Sie verlassen zu müssen; aber das Schicksal befiehlt es. — „Habe Er nur Muth, lieber Goltz!" fiel Friedrich ein: „Seine Jahre geben

mir noch Hoffnung, Ihn gesund wieder zu sehen. Spar' Er ja nichts, um mir dies Vergnügen zu machen, das ich als Sein wahrer Freund gewiß recht sehr fühlen werde, wenn ich Ihn wieder gesund sehe." — Gerührt, wollte Goltz eine von des Königs Händen ergreifen, um sie zu küssen, aber aus Schwäche sank er zurück. Der König verließ das Bette des Kranken mit Thränen in den Augen und sprach mit tiefer Wehmuth: „Ich fühl's, ich werde viel Standhaftigkeit nöthig haben."

Bei der Nachricht von seinem Tode rief er aus:

„Mein Gott! warum mußt' ich den Mann verlieren!"

Der Kurmärkische Adel trug darauf an: ihm Accise- und Zollfreiheit auf den Arrak und Rum zu ertheilen. Der König setzte eigenhändig unter die Eingabe:

„Nein! Es schickt sich nicht für den Adel, daß er Branntwein trinkt."

Der Küster der Domkirche zu Berlin, Schmidt, reichte bei dem Könige die nachstehende Eingabe ein.

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Ew. Majestät thu ich zu wissen:

1) daß es an Gesangbüchern für die königlichen Prinzen und Prinzessinnen fehlt;

2) daß kein Holz vorhanden, um die königliche Loge in der Kirche zu heizen, und

3) daß das Geländer an der Spree hinter der Kirche den Einsturz droht.

Ich ersterbe u. s. w.

Er empfing darauf folgenden Bescheid:

„Dem Küster der Domkirche zu Berlin, Schmidt, thue Ich zu wissen:

1) daß wer singen will, sich die Gesangbücher kaufen muß; und

2) wer warm sitzen will, das Holz dazu anzuschaffen hat.

Übrigens benachrichtige ich den Küster Schmidt:

3) daß das Geländer an der Spree Ihm nichts angeht, und

4) daß Ich Mich mit Ihm weiter in keine Correspondenz einlassen will. Friedrich."

In den ersten Regierungsjahren Friedrich's kam ein reicher Zuckersieder aus Hamburg nach Potsdam, um in Handelsgeschäften nach Berlin zu gehen.

Er beschloß in Potsdam einige Tage zu verweilen, um die dortigen Schlösser und andere Kunstwerke in Augenschein zu nehmen.

Er ging daher auch auf die große Parade; dem Könige fiel der Fremde auf, da er nach der damaligen reichsstädtischen Sitte auffallend kostümirt war. Er schickte also einen Adjudanten zu ihm, und ließ sich erkundigen, wer er sey und was ihn nach Potsdam geführt habe?

Der Kaufmann nannte seinen Namen, Stand und die Absicht seiner Reise.

Als der König solches erfahren hatte, sandte er den Adjudanten wieder zu ihm und ließ ihm sagen: er möchte nach einer Stunde zu ihm auf's Schloß kommen, er wollte ihn selbst sprechen.

Dieser Befehl brachte den von Natur sehr schüchternen Kaufmann in solche Verlegenheit, daß er zur Antwort gab:

„Ich kann nicht erscheinen, denn ich habe die größte Eile, und muß gleich weiter reisen."

Diese Antwort wurde dem Monarchen hinterbracht; er fand sie so wenig schicklich, daß er gleich beschloß, dem Kaufmann dies fühlen zu lassen.

Er befahl also auf der Stelle, daß unvorzüglich vier Extrapostpferde vor der Wohnung des Kaufmanns gestellt, und er, ohne weiteren Aufschub, zur nächsten Station auf dem Wege nach Hamburg gefahren werden sollte.

Dieser Befehl wurde auch sogleich auf das pünktlichste erfüllt; alles Sträubens ungeachtet mußte der Kaufmann in seinen Wagen steigen und wurde, in voller Carriere, unentgeldlich an die nächste Station abgeliefert, von wo er, nach einem ähnlichen Befehl, mit gleicher Geschwindigkeit expedirt und nach Hamburg transportirt wurde.

In dieser Zeit kam auch ein Engländer nach Potsdam, um sich die Erlaubniß auszuwirken, in den preußischen Staaten seine seltene körperliche Stärke öffentlich für Geld zu zeigen.

Er trat den König auf der Parade persönlich an, und trug ihm sein Gesuch vor. Zum Beweise seiner herkulischen Kräfte schlug er mit der Faust auf den Rücken eines Pferdes und solches kreuzlahm.

Der König, auf seinen Arm deutend, sagte mit finsterm Blick: „Da stark! — Dann nach der Stirne zeigend: „Doch da schwach!“ — Er wandte sich nun von ihm ab, ohne weiter auf ihn zu achten, und der Engländer erhielt keine Erlaubniß, von seiner Stärke öffentlich Proben ablegen zu dürfen.

Vielleicht hat dieser Vorfall mit Veranlassung gegeben, daß er in der Folge allen sogenannten Künstlern, Seiltänzern, Equilibristen, Kunstreitern und ähnlichem vagirenden Gesindel den Eintritt in seine Staaten strenge verbot.

An einem unfreundlichen Novembertag machte er einen Spazierritt von Sanssouci, nur von einem Reitknecht begleitet. Am Ufer der Havel wurde er einen Lohgerber mit Bearbeitung von Fellen beschäftigt gewahr.

Es fiel ihm auf, daß dieser Mann noch in einer so späten Jahreszeit sich dieser Arbeit unterzog. Er näherte sich ihm. Der Lohgerber, jetzt den König ansichtig werdend, richtete sich schnell empor, und entblößte ehrerbietigst sein Haupt.

Friedrich redete ihn herablassend an, lobte ihn wegen seines Fleißes, setzte dann aber hinzu:

„Können denn die Sieben die Fünfe nicht ernähren?“

Der Befragte stutzte, aber nach einigem Nachsinnen, versetzte er:

O ja! Ew. Majestät, wenn nur die zwei und dreißig nicht wären.

„Was meint Er damit?“

I nun, Ew. Majestät! Ich meine die zwei und dreißig Zähne.

„So! da kann Er wohl Recht haben.“

Dem Könige fiel diese Antwort so auf, daß er sie zu einem Scherz über Tafel benutzen und solche seinen Tischgenossen als Räthsel aufgeben wollte. Der Zweck wäre verfehlt worden, wenn der Gerber von seinem Gespräche mit ihm geschwatzt und es bekannt geworden. Dies war fast für gewiß anzunehmen. Er sprach also zu dem Gerber:

„Hör' Er! daß Er Keinem ein Wort davon sagt, daß ich mit Ihm gesprochen, eh' Er mich nicht wiedergesehen. Ich verbiet' Ihm dies ausdrücklich! Hat Er mich verstanden?"

O ja, Ew. Majestät! Sie können sich darauf verlassen, daß ich reinen Mund halten werde.

Der König ritt nun weiter und rief ihm noch zu:

„Vergeß' Er nicht, was ich Ihm befohlen habe!"

O, ganz gewiß nicht, Ew. Majestät! betheuerte der Gerber.

Bei Tafel erzählte der König das Wesentlichste dieses Vorfalls im Allgemeinen, und forderte seine Gäste auf, den geheimnißvollen Sinn der räthselhaften Worte des Gerbers zu errathen. Man zerbrach sich den Kopf, doch ohne Erfolg.

„Nun," meinte der König: „Ich will Ihnen Zeit lassen, Messieurs! Grübeln und Nachdenken über Tisch ist der Verdauung nachtheilig."

Einer der Anwesenden, ein Günstling des Königs, v. K***g, vermuthete, so unbestimmt sich der König auch ausgedrückt hatte, daß eine äußere Veranlassung ihn auf den Gedanken gebracht, dies Räthsel aufzugeben. Solches zu ermitteln, konnte ihn auf die Spur zum Schlüssel des Räthsels bringen. Gleich nach aufgehobener Tafel stellte er also Nachforschungen an, und erfuhr: der König habe am Vormittag mit einem Reitknecht einen Spazierritt gemacht; er erkundigte sich, welcher Reitknecht den König begleitet, und nachdem er solches erfahren, suchte er diesen auf, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und lenkte solches auf den Spazierritt des Königs. Dadurch ermittelte er, daß dieser mit einem Gerber gesprochen, aber nichts von dem Inhalt des Gesprächs; darüber konnte ihm der Reitknecht keine Auskunft geben, weil er, in solchen Fällen, sich entfernt zu halten, ein für allemal angewiesen war.

Der Spur etwas näher, verfolgte v. K*** sie eifrig und ging in die Gegend, wo der König den Gerber getroffen, in der

Hoffnung, ihn dort wieder zu finden. Sie wurde nicht getäuscht; der Gerber war wieder mit seiner Arbeit beschäftigt.

Herr v. K***g redete ihn an und fragte hingeworfen:

Apropos! Er hat ja wohl gestern mit dem König gesprochen?

„Wie wissen Sie das?“

Ich hab's aus seinem eigenen Munde.

„So? — Nun, dann will ich's nicht läugnen.“

Was hat er denn mit Ihm gesprochen?

„Das darf ich nicht sagen.“

Geheimnisse sind es doch gewiß nicht?

„Das gerade nicht; aber vor der Hand will ich's doch für mich behalten.“

Wenn Er's mir sagt, soll's sein Schaden nicht seyn.

„Das ist noch die Frage.“

Es kommt mir auf ein oder ein Paar Goldstücke nicht an, meinte der Frager und klingte dabei mit Geld in der Tasche.

Das war ein verführerischer Ton für den Gerber, und als er es in der Hand des Forschers blinken sah, sagte er:

„So zeigen Sie mir's doch einmal.“

Dies hier! Er zeigte ein Goldstück.

Der Gerber schüttelte mit dem Kopfe und lehnte das Anerbieten dadurch ab.

Jetzt zog v. K***g mehrere Goldmünzen hervor und hielt sie dem Gerber hin. Dieser untersuchte sie und fand darunter einige Louisd'or.

„Die kann ich nicht brauchen,“ äußerte er: „wohl aber die,“ — einige Friedrichsd'or wählend; hinzusetzend: „es sind zu wenige darunter.“

Für jeden Preis wollte v. K***g die Zunge des Gerbers lösen, er leerte also seine Tasche und der Gerber fand acht Friedrichsd'or.

Sie wurden ihm als Geschenk versprochen, wenn er die gewünschte Auskunft gäbe. Da trug er kein Bedenken, solche ausführlich zu ertheilen.

Des folgenden Tages erinnerte der König an der Mittagstafel seine Gäste an das Räthsel, und fragte Jeden der Reihe nach: ob er es errathen habe? Jeder gestand, daß er die Auflösung noch nicht

auffinden können; von K***g brannte vor Begier, damit den König zu überraschen und vor ihm und allen Anwesenden sich das Ansehen von großem Scharfsinn zu geben. Er konnte den Moment kaum erwarten, wo auch ihn der König fragen würde; dies verrieth sein Muskelnspiel, sein Blick, sein ganzes Wesen. Friedrich's Scharfblick konnte es nicht entgeh'n. Als er ihm nun auch die Frage machte, war er mit der Antwort, die ihm schwer auf dem Herzen gedrückt, rasch bei der Hand.

Da drohte der König mit dem Finger, rufend: „Schäker, Schäker, Ihr pflügt mit einem fremden Kalbe!"

Der in seinen stolzen Hoffnungen so bitter Getäuschte, sich getroffen fühlend, wagte nicht, dieser Bemerkung zu widersprechen und bereute jetzt die acht Friedrichsd'or, die er so ohne allen Nutzen vergeudet hatte.

Friedrich war überzeugt, daß der Räthselrather den Schlüssel zu dem Räthsel von dem Gerber erfahren haben müsse. Es verdroß ihn, daß dieser seinen Befehl übertreten habe.

Am folgenden Morgen ritt er wieder nach der nämlichen Gegend, um den Gerber dort zu finden. Seine Erwartung hatte ihn nicht betrogen. Er näherte sich dem Gerber mit ernsten Blicken und machte ihm harte Vorwürfe über seine Schwatzhaftigkeit und seinen Ungehorsam.

Ew. Majestät halten zu Gnaden, versetzte der Gerber, ohne die Fassung zu verlieren; ich habe mein Wort pünktlich und redlich gehalten. Sie befahlen mir, Keinem von dem Gespräch zwischen Ihnen und mir etwas zu sagen, bevor ich Sie nicht wieder gesehen hätte. Ich habe Sie aber nicht ein-, sondern achtmal gesehen, denn Sie wurden mir auf acht Friedrichsd'or gezeigt, die ich dafür in meine Tasche stecken konnte. Hätt' ich Ew. Majestät nicht gesehen, keine Sylbe wäre über meine Lippen gekommen.

„Er ist ein durchtriebener Schelm!" rief der König aus, und ein unterdrücktes Lächeln milderte seinen frühern Ernst: „Für diesmal mag es so hingehen; aber wer Ihm traut, der thut sehr unrecht daran."

Bei Sanssouci wollte er ein Treibhaus zu Ananas anlegen lassen; man schlug dazu ein an der Mittagssonne liegendes Häuschen mit Gärtchen vor; das Eigenthum einer Wittwe. Er ließ bei ihr anfragen, ob sie ihre Grundstücke verkaufen und wie viel sie dafür haben wolle? — Sie gab zur Antwort: „Mir hat alles zusammen vier hundert Thaler gekostet. Will es aber der liebe Landesvater gern haben, so laß' ich's für drei hundert Thaler."

Er befahl darauf, ihr sechs hundert Thaler auszuzahlen, und sich genau nach ihren Umständen zu erkundigen. Man berichtete ihm: sie sey eine alte Wittwe, die bloß von dem Ertrage dieses Gartens lebe, und so eben einen Karren mit Gartenwaaren nach Potsdam gebracht habe. „Ich sehe, daß die Frau sich redlich nährt;" sprach er: „sie ist überdies alt; sie soll acht hundert Thaler und ein neues Kolonistenhaus haben."

Der Prediger und Schullehrer eines schlesischen Dorfes erhielten, bei ihrem übrigens beschränkten Einkommen, aus den Forsten eines Edelmannes ihr benöthigtes Bau- und Brennholz unentgeldlich. Seit langen Zeiten hatten Beide dies Emolument genossen. Ein neuer Gutsbesitzer, Rittmeister eines in der Nähe garnisonirenden Kürassier-Regiments, entzog ihnen nicht nur jenes Holz, sondern behandelte sie auch sehr schnöde, als sie ihre Ansprüche geltend machen wollten.

Ein Bruder des Predigers stand als Wachtmeister bei der Leibeskadron dieses Regiments. Er rieth seinem Bruder, sich unmittelbar an den König zu wenden und zugleich anzuführen, daß der Vater in einer der Schlachten des zweiten schlesischen Krieges geblieben, sein älterer Bruder aber als Wachtmeister im Kürassierregimente ** diene. Der Prediger befolgte den Rath seines Bruders; in den letzten Monaten des Jahres sandte er die Bittschrift an den König, aber es erfolgte kein Bescheid. Im folgenden Jahre hielt der König die Revue in Schlesien wieder ab. Mit dem Kürassierregiment, bei welchem des Predigers Bruder stand, war er sehr zufrieden, er äußerte dies bei der Parade und ging dann auf und nieder. Auf ein Mal befahl er einem seiner Adjudanten: „Ruf' Er doch den Rittmeister von *** und den Wachtmeister ** her."

Beide kamen. — „Ist Er der Wachtmeister, dessen Vater als Unteroffizier bei Striegau blieb?“ — Ja, Ihro Majestät! — „Ist der Prediger ** sein Bruder?“ — Ja, Ew. Majestät! — „Nun dann schreib Er seinem Bruder, daß die Sache wegen des Holzes, das er vom Gute des Rittmeisters erhält, ein bloßes Mißverständniß gewesen. Sein Bruder und der Schulmeister bekommen nach wie vor das Holz. Schreib' Er ihm das nur, die Sache ist arrangirt. Der Rittmeister macht gewiß nicht die mindeste Schwierigkeit mehr, denn sonst hat er's mit mir zu thun.“

Mit dem Rittmeister sprach der König kein Wort; jetzt aber gab er durch ein Zeichen mit der Hand zu verstehen, daß sich Beide, dieser und der Wachtmeister wieder entfernen möchten.

Ehe noch der Wachtmeister seinem Bruder von dem Gespräch mit dem Könige Nachricht geben konnte, hatte schon der Gutsbesitzer die Anweisung zu der unentgeldlichen Verabfolgung des Holzes an den Prediger und Schullehrer ertheilt.

Der König pflegte in seinen jüngeren Jahren zuweilen mehrere Rollen Friedrichsd'or auf das Gesims des Kamins zu legen, vielleicht zufällig, vielleicht auch absichtlich, um seine Leute auf die Probe zu stellen.

Er wurde oft bestohlen, ohne daß man wußte, von wem. Einst kam auch vieles Silbergeschirr weg; der Verdacht fiel auf einen Kammerhusaren, und da dieser sich nicht sicher glaubte, entwich er. Man setzte ihm nach und holte ihn ein.

Wir haben den Dieb, Ew. Majestät! riefen Mehrere dem Könige zu.

„Still,“ sprach er: „meint Ihr, ich allein hätte nicht gewußt, wer der Dieb sey? — Ich wollt' es nur nicht wissen. Was hab' ich davon, wenn ich den armen Teufel hängen lasse?“

In den ersten Jahren seiner Regierung wurde ein Prozeß über eine Grenzstreitigkeit zwischen einer adlichen Familie in Pommern und dem Fiskus endlich entschieden, der über zwei hundert und funfzig Jahre gedauert, ungeheure Kosten verursacht

hatte, und wobei der Fiskus um so mehr zu kurz kam, da er im Besitz des bestrittenen Distriktes gewesen, und nun solchen, mit den daraus unrechtmäßig bezogenen Einkünften, zurück geben mußte.

Der König unterwarf sich dem Urtelsspruch; aber der Chef des Provinzial-Departements machte dagegen einen Bericht und stellte darin vor, welchen großen Verlust er dadurch erleide.

Friedrich schrieb eigenhändig auf diesen Bericht: „Sehet Ihr darum so scheel, weil Ich so gnädig bin?“

Von allen Franzosen, welche Friedrich in den ersten funfzehn Jahren seiner Regierung um sich hatte, schätzte er den Marquis d'Argens am meisten. Alle übrigen mißbrauchten mehr oder minder die Herablassung und das Wohlwollen, das ihnen der König schenkte, durch Arroganz, Selbstüberschätzung und Trotz auf die Gunst, in der sie standen. Keiner lohnte sein Wohlwollen durch Anhänglichkeit und einige vergalten es sogar mit dem schnödesten Undank, wie Voltaire*). Friedrich glaubte in ihnen literarische Freunde zu finden, in deren Gesellschaft er die Sorgen der Regierung vergessen und bei ihren Unterhaltungen er Geist und Herz öffnen könnte. Sie wollten aber den König ganz als ihres Gleichen behandeln, und ihren Zänkereien und Neckereien durch ihn Gewicht verleihen; dann trug die Leidenschaft über alle Rücksichten der Weltklugheit den Sieg davon, und ihr indiscretes Benehmen zeigte zu deutlich, daß ihr Selbst der Centralpunkt war, um den sich ihr Thun und Treiben drehte, und daß sie nur den König für ein Mittel hielten, sich selbst ein größeres Ansehen zu geben. Dem Scharfblick des Königs konnte dies nicht lange entgehen; nur der Marquis d'Argens machte darin eine ehrenvolle Ausnahme und deshalb behandelte er ihn auch mit Liebe und Vertrauen. Der König gab ihm davon den sprechendsten Beweis, indem er ihm, während des siebenjährigen

---

*) Seine Umgebungen bestanden aus Darget, de la Metrie, Voltaire, dem Italiener Algarotti u. a.; von Voltaire urtheilte der Marquis d'Argens sehr richtig: „Le Roi tache, de se faire aimer de lui, mais il ne réussira pas.“

(Der König bemüht sich, von ihm geliebt zu werden, aber es wird ihm nicht gelingen.)

Krieges, unter oft sehr schwierigen, mißlichen und alle seine Geisteskräfte in Anspruch nehmenden Verhältnissen, posttäglich und zuweilen sehr lange Briefe schrieb, und darin seine Erholung und Trost suchte, daß er ihm seine Gefühle und Gedanken mittheilte.

Er scherzte vielfältig mit d'Argens, selbst kaustisch; dem Marquis fehlte es nicht an Witz, solche Scherze zu erwiedern, aber er vergaß nie den Abstand zwischen sich und seinem königlichen Gönner und würde sich nie eine auch nur entfernt unziemliche Replik erlaubt haben, wenn der König nicht in der Stimmung war, sie nachsichtig aufzunehmen.

Im Jahr 1744 ließ der König den Bau von Sanssouci beginnen. Das erste, welches gemacht wurde, war sein Grab auf dem offenen Platze, den Fenstern seines Studierzimmers gegenüber in einer halben Rundung, gleich nach Anlegung der Terrassen, bevor noch der Grund zum Schlosse gelegt ward; das Gewölbe wurde mit Marmor bekleidet und in der Folge die Bildsäule, eine ruhende Flora vorstellend, darauf gesetzt.

Der König wünschte in diesem Gewölbe beigesetzt zu werden, er äußerte dies gegen den Marquis d'Argens. Der Letztere erbat sich als eine Vergünstigung von dem Könige, ebenfalls in dessen Nähe und zwar unter eine schöne marmorne Vase von Ebenhecht beerdigt zu werden. Der König versprach es ihm, und er würde sein Versprechen auch unstreitig gehalten haben, wenn der Marquis nicht in seine Heimath, die Provence, zurückgereist und dort gestorben wäre.

Der König nannte dieses Schloß und seine Anlagen anfänglich sein Lusthaus, auch sein Weinbergslusthaus, als er aber einst mit dem Marquis auf dem zu dieser Anlage bestimmten Platze spazieren ging, sprach er zu diesem:

„Als ich hier mir einen Sommeraufenthalt bauen zu lassen beschloß, war es auch gleich meine Absicht, mir ein Grab dort einrichten zu lassen," und auf die verborgene Gruft zeigend, setzte er hinzu: „Quand je serai là, je serai sans-souci!"

Das war die erste Veranlassung zu der Benennung dieses demnächst in der Geschichte so berühmten Schlosses.

Er hatte in dem neuen Schlosse bei Sanssouci dem Marquis d'Argens eine Wohnung einrichten lassen, und als Alles darin in Stand gesetzt war, sprach er zu dem Marquis sehr wohlwollend:

„Ich will Sie und die Marquise nun selbst in Ihre neue Wohnung einführen und erbitte mir dabei von Ihnen eine Tasse Thee."

Ein Paar Tage darauf geschah diese Einführung. Der König war ungemein heiter; er führte den Marquis und seine Gattin durch alle für sie bestimmte Zimmer, zeigte ihnen in jedem die Einrichtungen zu ihrer Bequemlichkeit; in einem befand sich eine kleine Bibliothek. Auffallend waren darin viele prachtvoll gebundene Folianten, auf deren Rücken mit großen goldenen Buchstaben die Titel von den Werken der berühmtesten Kirchenväter standen.

„Hier," sprach Friedrich, sich an den Marquis wendend; „werden Sie Ihre guten Freunde, die Kirchenväter, in ihrer ganzen Glorie finden."

Als der Marquis demnächst diese Bücher besah, fand er, daß sie nichts als weißes Papier enthielten.

Als man in das Schlafzimmer kam, sprach der König:

„Zu lange werd' ich nicht bleiben; ich will Sie, mein lieber Marquis, Ihrer Bequemlichkeit und Ihrer Schlafmütze überlassen."

Mit einem Scherzwort verließ er das Paar.

Einst erkrankte er in den ersten Jahren seiner Regierung. Der Marquis d'Argens, der dies erfahren, schrieb an ihn und erkundigte sich sehr theilnehmend nach seiner Gesundheit. Er erhielt zur Antwort: „Ich bin nach einer bedeutenden Krankheit wieder hergestellt, obgleich sich zwei berühmte Ärzte mit mir alle erssinnliche Mühe gegeben haben."

Der Marquis hegte die größte Verehrung und die treueste Zuneigung für den König; ihm konnte sich dieser unbedingt vertrauen, er war einer indiscreten Kundmachung aus Eitelkeit oder aus noch verächtlichern Motiven unfähig.

Bei des Marquis Eigenheiten wurde ihm aber doch das Leben an einem Hofe lästig, so wenig ihm auch Friedrich Zwang auflegte, hierzu kam daß ihm, einem Provencalen, das kalte nördliche Klima lästig fiel; daher äußerte er schon im Jahre 1768 den Wunsch gegen den König, daß er auf ein Jahr nach Frankreich reisen dürfte.

Mehrmals gab er dies zu erkennen, der König hatte dafür kein Gehör, denn er besorgte, der Marquis möchte nicht wiederkehren. Endlich bat er schriftlich um einen solchen Urlaub; er erhielt keinen schriftlichen Bescheid; mündlich suchte ihn aber der König von seinem Vorsatz abzubringen, indem er ihm sehr wohlwollend versicherte: „Mein lieber Marquis! Ich kann mich nicht von Ihnen trennen.“

Der Marquis bildete sich ein, daß der König ihn nur deshalb nicht von sich lassen wolle, weil er eine Menge Briefe von ihm hätte, von denen er, nach Frankreich zurückgekehrt, einen Mißbrauch machen könnte. Er ordnete alle diese Briefe sorgfältig nach der Reihenfolge, packte sie ein und schickte sie dem Könige mit einem Briefe, in welchem er ihm schrieb: er besäße ein sehr schätzbares Unterpfand des Vertrauens, dessen ihn der König zu würdigen geruht. Er übermache es ihm hierbei, weil es sich nicht ziemen würde, es mit sich in ein fremdes Land zu nehmen.

Seine beständige Kränklichkeit hindere ihn, ihm ferner nützlich zu seyn, und er habe die Überzeugung, solche könne nur in einem milderen Klima ihm minder lästig werden. Er bäte daher um seinen Abschied, danke für die viele ihm erwiesene Gnade mit der Versicherung, daß sein Herz ihm dafür ewig treu ergeben bleiben werde.

Als der König diesen Brief mit dem Packet empfing, und den ersteren gelesen hatte, traten ihm Thränen in die Augen und er rief aus:

„Wie? denkt der alte Mann, ich werde nicht Geld genug haben, ihm, so lange er lebt, seine Pension zu zahlen?“

Er beantwortete des Marquis Brief in einem Tone, wo er sein Herz sprechen ließ; er schilderte darin auf eine rührende Weise, wie schwer es ihm falle, sich von ihm zu trennen, wie er ihm aber keinen Zwang anthun und ihm daher den erbetenen Abschied bewilligen wolle.

Dabei sandte er ihm das Packet Briefe unentsiegelt zurück, mit der Versicherung: daß er noch sein ganzes Vertrauen besäße und daher diese Briefe nicht zurücknehmen könne und wolle*).

Im Anfange seiner Regierung hatte der reiche Jude Ephraim zu Berlin einen tödtlichen Haß auf einen andern Juden, Namens David Poser geworfen, weil dieser ihm in manchen Handlungsunternehmungen in den Weg gekommen war. Poser nahm es sich heraus, — eine damals ganz unerhörte Emanzipation — sich den Bart rasiren zu lassen, und Ephraim benutzte diese Gelegenheit, seinen Feind zu chikaniren. Er verklagte ihn deshalb bei dem Ober-Landesrabiner, und es wurde ihm bei Strafe angedeutet, künftig sich den Bart nicht abnehmen zu lassen.

Poser verdroß dieser Ausspruch, er suchte daher bei dem Könige unmittelbar die Erlaubniß nach, sich nach wie vor den Bart rasiren lassen zu dürfen.

Friedrich schrieb an den Rand der Bittschrift:

„Der Jude Poser soll mich und seinen Bart ungeschoren lassen."

Ein gewesener französischer Oberstlieutenant bei'm Ingenieur-Corps war nach Potsdam gekommen, und bat den König um eine ähnliche Anstellung.

Da es nach einer Prüfung mit ihm sich ausgewiesen, daß er sich zu einer solchen Anstellung eigene, gewährte der König sein Gesuch, und stellte ihn bei dem Ingenieur-Corps an.

Der Neuangestellte wollte sich jetzt bei dem Könige in Gunst setzen, und zu dem Ende überreichte er ihm verschiedene Pläne von französischen Festungen.

Er verfehlte aber, den Charakter des Königs verkennend, seinen Zweck. Friedrich nahm sie und sprach dann:

---

*) Zur Ehre des Marquis d'Argens darf nicht unerwähnt bleiben, daß er aus Zartgefühl, und aus Besorgniß, es könnten diese Briefe wider seinen Willen, oder nach seinem Tode veröffentlicht werden, solche nicht mit nach Frankreich nahm, sondern sie einem Manne, dem er vertraute, zur Aufbewahrung zurückließ.

„Ich dank' Euch für Euer Geschenk. Ihr sollt aber nie mit einem Fuß in meine Festungen kommen, weil Ihr einen so schlechten Gebrauch von Euren Talenten macht. Richtet meine Mineurs und Sappeurs ab, dazu will ich Euch brauchen."

Der König gab gewöhnlich einem Violoncellisten seiner Kapelle anfänglich drei hundert Thaler Gehalt. Ein Neuangestellter trug eine große Allongenperrücke. Als ihn der König zum ersten Male in der Oper sah, fiel ihm dies auf, er äußerte lächelnd: „Der Mann sieht in seiner großen Perrücke für drei hundert Thaler zu stattlich aus; er muß wenigstens hundert Thaler auf seine Perrücke haben."

Die Zulage wurde ihm auch gleich angewiesen.

Die Statistinnen, die in den Opern im Gefolge der Prima Donna als stumme Personen erscheinen mußten, baten den König um eine jährliche bestimmte Gage, wie sie den übrigen bei der Oper angestellten Personen angewiesen sey. Der Bescheid war:

„Ihr habt Euch sehr falsch an mich addressirt. Dies ist eine Sache, die Eure Kaiser und Könige angeht; an diese müßt Ihr Euch wenden. Es ist ganz wider mein Prinzip, mich in Angelegenheiten fremder Höfe zu mischen."

Ein angeblicher Virtuose auf der Flöte, ein Franzose, kam nach Potsdam, prahlte viel von seinem ausgezeichneten Spiel, und sprach sehr verächtlich von den deutschen Künstlern. Er bat den König um Erlaubniß, vor ihm sich hören lassen zu dürfen. Der Gasconnadenton in der Eingabe des Franzosen mißfiel dem König, er ließ den Kapellmeister Graun zu sich rufen.

„Höre Er, lieber Graun!" redete er ihn an: „da will ein Franzose vor mir spielen. Mach' Er doch, daß der Windbeutel erfährt, daß es hier auch Musiker giebt. Diesen Abend will ich ihn hören." — Graun erschien in dem vom Könige angeordneten Konzert mit einigen seiner eigenen Kompositionen. Der Franzose

spielte ein Konzert flüchtig und geziert. „Kann Er Alles vom Blatte weg spielen?“ fragte ihn der König. — Alles! versicherte der Befragte im Tone der Arroganz.

„So leg' Er ihm einige von Seinen Kompositionen vor,“ sprach der König zu Graun.

Dies geschah. Das erste Allegro blies der Franzose so ziemlich; das Adagio aber desto schlechter. Friedrich verließ, ehe er es noch geendet, das Zimmer; er schickte dem Franzosen ein Geschenk und ließ ihm dabei sagen: „Er müsse noch viel lernen, wenn er in Deutschland sein Glück machen wolle.“

Während der Karnevalszeit besuchte er fast jedesmal die Redouten in dem großen Opernhause zu Berlin, und es wurden dort für seine Kosten mehrere Tafeln servirt; eine, an welcher er selbst nebst den Prinzen vom Hause, eine andere, an welcher fürstliche und hohe Personen speisten, eine für das Militair, und mehrere für die Civilbedienten.

Es war aber Gesetz, daß sich Jeder an diesen Tafeln entlarven mußte, damit sich nicht ein Unberufener einschleiche.

Auf einer dieser Redouten wurde der Monarch, an der Tafel an welcher er speiste, ihm gerade gegenüber einen Mann in einem rothen Domino gewahr, der ihm ganz unbekannt vorkam.

Er ließ also den wachthabenden Garde du Corps Offizier rufen und trug ihm auf, sich zu erkundigen, wer die fremde Maske sey?

Der Offizier näherte sich dem Unbekannten und fragte: Mein Herr, wer sind Sie?

„Und Sie?“ entgegnete die Maske.

Ich bin der wachthabende Lieutenant von ***.

„So bin ich mehr, als Sie!“

Der Lieutenant entfernte sich, und meldete dieses dem Könige. Dieser befahl darauf dem die Wache kommandirenden Rittmeister, die nämliche Frage zu wiederholen.

Dies geschah, und er erhielt die vorige Antwort.

Der Rittmeister setzte den anwesenden Gouverneur davon in Kenntniß, ehe er dem König darüber Rapport erstatten wollte.

Der Gouverneur ging selbst zu der Maske und legte ihm die vorige Frage vor.

„Und Sie sind?“ erhielt er zur Rückantwort.

Der Gouverneur von Berlin.

„So bin ich mehr, als Sie.“

Dies fiel dem Gouverneur nicht wenig auf, und er erzählte den sonderbaren Vorfall dem Kronprinzen.

Nun, sagte dieser: mir wird die Maske doch Rede stehen, ich will sie examiniren.

Er stand also von der Tafel auf, trat hinter den Unbekannten mit der nämlichen Frage:

Unbekannte Maske, wer sind Sie?

„Und Sie?“ war wieder die Gegenfrage.

Der Kronprinz von Preußen.

„So bin ich mehr, als Ew. Königl. Hoheit!“

Der Scherz schien dem Prinzen etwas zu weit getrieben, er ging also zu dem der Maske gegenübersitzenden König und erzählte ihm den ganzen Vorfall.

Friedrich erhob sich jetzt von seinem Sitz, fixirte den Allen Räthselhaften, und fragte mit ernstem Ton:

„Wer ist Er?“

Die Maske erhob sich ehrerbietig und antwortete: Ew. Majestät! ich bin der Schlitzen-König aus Breslau. Er wollte davon gehen; aber bei dieser drolligen Antwort verzog sich die ernste Miene des Königs in ein leichtes sarcastisches Lächeln und indem er sich wieder niedersetzte, winkte er ihm mit der Hand freundlich, und rief ihm zu:

„Bleib' Er und freß' Er sich erst satt.“

In der Schlacht bei Soor (den 30. September 1745) war der Oberst von Forcade am rechten Fuß schwer verwundet worden, und hatte lange auf dem Schlachtfelde hülflos gelegen.

Forcade hatte, nach des Königs Geständniß, viel zu dem erfochtenen Siege beigetragen, und daher wurde er von solchem mit Gunstbezeugungen überhäuft.

Bei einer großen Cour auf dem Schlosse in Berlin erschien auch Forcade und hatte sich, wegen seines verwundeten Fußes in eine Fenstervertiefung angelehnt.

Der König, ihn gewahr werdend, brachte ihm einen Stuhl und sprach zu ihm:

„Mein lieber Oberster von Forcade, ein so braver Mann als Er ist, verdient es, daß der König selbst Ihm einen Stuhl bringt.“

Ein Hauptmann übersandte dem Könige eine Abhandlung von der Länge und Breite des Meeres und bat um die Erlaubniß, solche als eine Preisschrift der Londner Akademie der Wissenschaften einsenden zu dürfen. Der König schrieb ihm:

„Das kann geschehen. Ich werde aber das Frühjahr Eure Compagnie revidiren, und wenn ich Euch dann mit den Gedanken auf dem Meere, und nicht auf dem Lande, wo Ihr zu Hause seyd, treffe; so werdet Ihr es mit mir, und nicht mit der Londner Akademie zu thun haben.“

„Ich rathe Euch übrigens wohlmeinend, Euch nicht ferner mit dergleichen Dingen, die nicht zu Eurem Ressort gehören, zu beschäftigen, sondern einzig nur dasjenige Euch angelegen seyn zu lassen, was Euer eigentlicher Beruf ist. Ich verbleibe

Euer wohlaffectionirter König
Friedrich.“

Ein Tenorsänger der Königlichen Oper in Berlin, Romani, war sehr dem Trunk ergeben, und im Rausch beging er dann oft Unanständigkeiten.

Friedrich, der seine Kunstfertigkeit schätzte, gab sich viele Mühe, ihn zu bessern, aber sein Hang zur Trunkenheit nahm noch zu.

Einst befand sich der König bei einer Generalprobe. Nachdem er wohl eine Stunde, vor dem Orchester stehend, der Musik zugehört hatte, fiel es ihm ein, auf das Theater zu gehen, um den Sängern und Sängerinnen etwas zu sagen. Zufällig kam er an ein Kabinet, in welchem Romani einen Kapaun, bei einer Flasche

Pontak mit vielem Appetit verzehrte. Der König sprach sehr laut und heftig. Romani, es hörend, gerieth in Furcht, und zweifelte nicht, Friedrich werde in das Kabinet kommen. Die Flasche Wein unter den Arm, und die Schüssel mit dem Kapaun in die Hand nehmend, sprang er eiligst in einen leeren Schrank, für die Kleider der Opernsänger bestimmt. Der Schrank stand nicht fest, und durch Romani's heftige Bewegung fiel er mit ihm um. Der Sänger zerbrach bei dem Fall die Flasche und wurde mit dem rothen Wein über und über begossen. Er sollte bald darauf selbst in der Probe auftreten. Man suchte ihn überall, und konnte ihn nicht finden. Friedrich ward darüber unwillig, befahl ernstlich, den Fehlenden herbei zu schaffen, und folgte selbst den Suchenden.

Endlich kam man in das Kabinet, sah den umgefallenen Schrank, hörte darin ein Geräusch, hob ihn auf und Romani kam zum Vorschein, aber durch den Pontak, womit das ganze Gesicht übertüncht war, fast unkenntlich.

Der König lachte und sagte: „He, Monsieur Romani, womit man sündiget, damit wird man bestraft!“

Der König fand in den Konduitenlisten, die ihm jährlich von den General-Inspecteurs eingeschickt wurden, einen gewissen Lieutenant Wideborn, der bei einem schlesischen Regimente stand, immer mit den Worten aufgeführt:

„Ein schlechter Soldat, ein schlechter Dichter.“

Bei einer Revue fragte der König nach dem Lieutenant, und verlangte von ihm, er möchte auf der Stelle ein Paar Verse machen. Dieser fing sogleich an:

Gott sprach in seinem Zorn:
Ich will, daß Wideborn
Mir auf der Menschen Erde
Nie mehr als Lieutenant werde.

„Ich will Euch beweisen, daß Ihr Euch irrt,“ sagte der König: „und daß Gottes Zorn dies nicht gesprochen hat. Ihr seyd Hauptmann; aber geschwind macht mir noch einen Vers.“

Wideborn besann sich nicht lange und fuhr fort:

Der Zorn hat sich gewandt,
Hauptmann bin ich genannt;
Doch hätt' ich Equipage,
So hätt' ich mehr Kourage.

„Nun Ihr sollt auch Equipage haben," antwortete der König: „aber verschont mich auch künftig mit allen weitern Versen."

Die Herzogin von *** schrieb an den König: „Ich nehme mir die Freiheit Ew. Majestät zwei Subjecte seltener Art zu empfehlen. Der Eine ist ein junger Philosoph, von Natur leichtsinnig und unbeständig, den aber Fleiß, Überlegung und Unglücksfälle vernünftig gemacht haben. Der Andere ist ein gesetzter Mann, die Redlichkeit selbst, sehr kalt und abgemessen in seinen Handlungen, klug und in jedem Betracht achtungswerth. Er lebt einsam aus Neigung, und zerstreut sich nur aus Pflicht. Kurz, er ist einer von den seltenen Menschen, an die man sich gewöhnlich wendet, wenn man Raths bedarf."

Der König antwortete lakonisch und sarkastisch:

Madame!

Der erste von diesen seltenen Männern braucht mich nicht, und den andern brauch' ich nicht. Ich bin u. s. w.

Friedrich."

Bei einer von den freundschaftlichen Zusammenkünften, welche der König mit seinen gelehrten Lieblingen hatte, sagte Jemand: das Jahrhundert Friedrichs sey das Jahrhundert der Revolutionen. „Es sind die kleinen Leidenschaften, die sie erzeugen," antwortete der König: „sie fachen den Geist an, und so nähern und berühren sie sich. Gott allein kann die unermeßliche Kette berechnen. So wie die Musik," hierbei hob er die in der Hand haltende Flöte empor, „nur aus sieben Grundtönen besteht, eben so wird das Rad des harmonischen Systems der Ursachen und Wirkungen im menschlichen Leben von sieben oder acht Leidenschaften getrieben, die sich in's Unendliche ändern und moduliren, und welche

die kalte menschliche Vernunft nicht zu entwickeln vermag."

Der König erhielt einst einen Bericht von einem Minister, und der Kanzlist, der ihn in's Reine geschrieben, hatte vergessen, den darauf zum schnellen Trocknen der Tinte gestreuten Sand abzureiben.

Als der König den Bericht entfaltete, fiel der nun sich abgelöste Sand auf dessen Schreibtisch.

Er fand diese Unachtsamkeit unschicklich, und um solches dem Minister versteckt zu erkennen zu geben, ließ er die ihm darauf ertheilte Kabinetsresolution mit folgenden Worten anfangen:

„Euren Bericht vom 7. Mai d. J. mit dem vielen Sande habe ich den 9. richtig erhalten, und gebe Euch auf Eure Anfrage zum Bescheid u. s. w."

Eines Morgens ritt er durch eine der kleineren Straßen Berlin's. Eine große Menge Menschen hatte sich vor einem Hause versammelt. Der König befahl dem neben ihm reitenden Flügeladjudanten von Hanstein sich nach der Veranlassung zu diesem Auflauf zu erkundigen. Er erfuhr durch solchen, daß ein Ziegeldecker von dem Dache eines Hauses heruntergestürzt und auf der Stelle todt geblieben sey. Er sey ein Trommelschläger und man habe den Leichnam in ein nahes Haus gebracht; seine Frau wäre außer sich vor Schreck und wehklage, daß sie nun mit ihren Kindern Hungers sterben müsse.

„Reit' Er gleich wieder hin, lieber Hanstein, und sag' Er der Frau, sie soll sich bei mir melden," befahl der König dem Flügeladjudanten.

Dies geschah, es vergingen aber mehrere Tage; die Frau meldete sich nicht. Der König hatte sie aber nicht vergessen. Als er nach Potsdam zurückkehrte, erinnerte er sich ihrer, da er einen Dachdecker auf einem Hause dort gewahr wurde.

„Hat sich keine arme Frau gemeldet?" fragte er.

Das nicht, erhielt er zur Antwort: aber seit ein Paar Tagen zeigt sich mehr als einmal des Tages eine Frau vor dem Schlosse,

und sieht immer nach den Fenstern empor. Das ist wahrscheinlich die Frau, die Ew. Majestät meinen.

„Wenn man sie wieder sieht, bringe man sie zu mir.“

Dies geschah noch den nämlichen Tag.

Es war die Wittwe des verunglückten Trommelschlägers.

„Und warum kamt Ihr nicht gleich in Berlin zu mir?“ fragte Friedrich.

Die Polizei verbot es, weil Ew. Majestät so schon zu viel überlaufen würden.

„Der Unglückliche hat ein Recht, in jeder Stunde zu mir zu kommen! dazu bin ich da. Wollte Gott, ich könnt' Allen helfen!“

Er ließ sich von der Frau eine ausführliche Schilderung ihrer Lage machen, gab ihr zehn Friedrichsd'or und sie erhielt eine Verfügung an das Armen-Direktorium in Berlin, mit der Weisung: ihre Kinder in das große Friedrich-Wilhelms-Waisenhaus aufnehmen zu lassen.

Ein reformirter Prediger in Valangin hatte auf der Kanzel gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen Zweifel geäußert.

Das fanden die Stände so anstößig, daß sie diesen Geistlichen seines Amtes entsetzten.

Der Letztere wandte sich deshalb unmittelbar an den König, und den Ständen wurde, mittelst Kabinetsordre, die Weisung ertheilt, den Abgesetzten wieder anzustellen, mit einer Ermahnung, mehr Toleranz zu üben.

Die Stände schickten einen weitläuftigen Aufsatz an den König, worin sie, zwar sehr ehrerbietig, doch ihr Verfahren zu rechtfertigen suchten, vorzüglich dadurch, daß die große Volksmasse unbedingt an die Ewigkeit der Höllenstrafe glaube, und sie zu einem Lehrer der Religion, der solche bezweifle, auch in allen andern Glaubensartikeln kein Vertrauen hegen, mithin er auf seine Gemeinde weiter keinen heilsamen Einfluß haben könne. Sie würden, wenn sie den erhaltenen Befehl vollziehen sollten, nicht allein ihr Ansehen bei dem Volke verlieren, sondern solches auch auf dessen Sittlichkeit nachtheilig wirken, und, mit Berufung auf ihre Gerechtsame, baten sie: es bei ihrer Anordnung zu lassen.

Friedrich sandte den Ständen ihre weitschweifige Rechtfertigung zurück, und hatte darunter als Bescheid eigenhändig geschrieben:

„Si mes sujets en Valangin veulent être damnés eternellement, je ne trouve rien à redire.“

(Wenn meine Unterthanen in Valangin ewig verdammt seyn wollen, so habe ich nichts dawider.)

Bei dem Vorüberdefiliren eines Regimentes der Berliner Garnison, bemerkte der König einen Offizier, der eine lange Uhrkette mit einer Menge Breloqs trug.

„Herr, was hat Er da?“ fragte er ihn, indem er auf die Uhrkette zeigte.

Es ist meine Uhrkette, Ew. Majestät.

„So? Ich glaubte schon, Er zöge mit einem Glockenspiel herum. Laß' Er doch das dumme Zeug weg!“

Er ließ im Sommer die Garde oft zum Exerziren aus Potsdam rücken, wenn er aber gewahr ward, daß die Burschen ermüdet waren, und schwitzten, so kommandirte er sogleich: „Halt!“ ritt dann an das Bataillon, schob dem Ersten Besten den Hut in die Höhe, und fuhr mit der Hand über dessen Stirne; fand er, daß sie naß war, so sagte er:

„Ihr armen Leute, Ihr schwitzt wohl recht sehr?“

Er ließ dann sogleich mit Zügen abmarschiren und rief ihnen mehrmals zu:

„Kinder, marschirt sacht, ganz sacht, damit sich Keiner Schaden thut.“

Die Wittwe eines Offiziers, den der König geschätzt, schrieb an ihn: sie sey hochbejahrt, leide an Gicht und Chiragra, welches, wie er wohl selbst wissen werde, sehr schmerzhaft sey. Ihre beiden Töchter ernährten sie zwar jetzt kümmerlich von ihrer Hände Arbeit; sie wären aber schwächlich, und wenn diese vor ihr sterben sollten,

so müsse sie schlechterdings verhungern. Sie bäte also um schleunige Hülfe.

Der König antwortete der Bittstellerin sogleich:

„Ihre Armuth und betrübten Umstände, so wie Ihre Schwachheit, gehen Mir sehr zu Herzen. Warum hat Sie sich nicht schon längst bei Mir gemeldet? Gegenwärtig ist gar keine Pension vorhanden, aber Ich muß Ihr helfen, da Sie einen so braven Mann gehabt hat, dessen Verlust Ich sehr bedaure. Ich werde Mir täglich eine Schüssel von meinem Tische abziehen; dieses beträgt jährlich 365 Thaler und diese Summe, womit Sie sich vor der Hand beruhigen muß, bis eine Pension vakant geworden ist, soll mit dem Ersten künftigen Monats, wozu Ich den Befehl ertheilt, ihren Anfang nehmen.“

Die Potsdamsche Garnison war, auf Befehl des Kommandanten zu Potsdam, des Generals von Lestwitz, zum Manoeuvriren aus der Stadt marschirt; der König wartete auf sie vor dem Thore.

Während er dort sich befand, hörte er Glockengetön; er fragte den Kommandeur der reitenden Artillerie, Hauptmann von Anhalt:

„Was hat das zu bedeuten?“

Es ist heute Charfreitag.

„Was!“ rief der König erschrocken aus; er ritt sogleich dem General von Lestwitz rasch entgegen und redete ihn mit finstern Blicken an:

„Wie kann man so unverständig seyn, an einem solchen Tage die Leute zum Exerziren ausmarschiren lassen? Laß' Er sie gleich wieder links um machen und zurück in die Stadt marschiren. Er hätte dies überlegen sollen; ich habe mehr zu bedenken.“

Der König hatte einst einige französische Offiziere zur Tafel gezogen. Bei solcher kam auch die Rede auf den Kardinal Rohan.

„Ich werd' ihn für den klügsten Mann in ganz Frankreich halten,“ sagte der König: „wenn er es so weit bringen kann, die Leute zu überreden, daß er ein Dummkopf ist.“

In Cleve wurde jährlich von den Katholiken eine große Prozession zum wunderthätigen Marienbilde gehalten.

Der Kutscher des dortigen Kammerpräsidenten ging, weil er sonst eine Stunde und länger hätte warten müssen, durch die Reihen, um zu der Wohnung seines Herrn zu kommen.

Er wurde darüber gröblich gemißhandelt und es entstand ein so tumultuarischer Aufruhr, daß man sogleich die kräftigsten Maßregeln ergreifen mußte, um ihn zu hemmen. Die Thore wurden verschlossen, und die Rädelsführer verhaftet.

Als es dem Könige gemeldet wurde, schrieb er an das dortige Domkapitel:

„Hochwürdige und Andächtige!

„Ich habe Euren durch die Prozession veranlaßten Unfug in der geschehenen unterthänigsten Anzeige von meinem Präsidenten vernommen, und rathe es Euch wohlmeinend, wenn Ihr Eure possenvolle Promenade ferner begehen wollt, Niemanden von anderseitiger Religion dabei zu beleidigen, noch weniger aber, wie geschehen, zu mißhandeln; widrigenfalls bin Ich genöthigt, die Thorheit aufzuheben. Die den Unfug begangenen Soldaten sollen tüchtig Spießruthen laufen und nie zu dieser Zeit wieder Urlaub erhalten; die Bürger aber nach Umständen an Leib und Geld hart gestraft und das Kapitel zur Bezahlung der Unkosten verurtheilt werden.“

Der Graf von *** hatte sich in seinen jüngeren Jahren geraume Zeit in Paris aufgehalten; dies hatte aber keinen vortheilhaften Einfluß auf seine Börse und Gesundheit gehabt.

Sein Sohn stand als Offizier bei einem Regiment, er starb in der Blüthe seiner Jahre.

Der Vater schrieb demnächst an den König, und bat um die Erlaubniß, eine Reise nach London machen zu dürfen, um dadurch Linderung für den Schmerz eines solchen Verlustes zu suchen.

Der König bezeugte ihm in seiner Antwort viele Theilnahme über den erlittenen unersetzlichen Verlust, schloß aber mit den Worten: „die Luft ist in Berlin reiner und gesünder, als in London, und Ihr werdet daher Euren Zweck eher und besser in Berlin als dort erreichen.“

Ein invalider Feldwebel bat ihn um eine erledigte Civilstelle.

Der König sandte dessen Vorstellung an den Departementsminister, zu dessen Ressort die Besetzung dieser Stelle gehörte, mittelst einer Kabinetsordre, er machte aber unter solche nachstehenden eigenhändigen Beisatz:

„Ihr werdet doch Meine Invaliden nicht verstoßen wollen? Ihr seyd ja selbst Soldat gewesen. Ich bin es noch und sehe es gern, wenn Meine Kameraden versorgt werden.“

Eine adliche Gutsbesitzerin, eine Wittwe, war Schulden halber von ihren Gläubigern verklagt worden, und es stand ihr eine gerichtliche Subhastation bevor.

Sie wandte sich deshalb unmittelbar an den König und bat um ein Moratorium. Er forderte Bericht von der Justizbehörde über dies Gesuch, welcher nicht zu Gunsten der Supplicantin ausfiel, indem, bei der Bewilligung eines Moratoriums, die Gläubiger, die schon jetzt schwerlich befriedigt werden dürften, noch mehr zu verlieren Gefahr liefen, da die Schuldnerin eine notorische Verschwenderin sey. Über diesen letzten Punkt zog der König noch anderweitig Erkundigungen ein, welche ihn bestätigten. Die Bittstellerin wurde daher abschlägig beschieden.

Jetzt bat sie ihren Sohn, der Rittmeister bei einem Kavallerieregiment war, ein ähnliches Gesuch bei dem Könige einzureichen, von dem sie sich einen günstigern Erfolg versprach, weil sie wußte, daß ihn der König persönlich kannte und wohlwollte.

Friedrich ertheilte ihm zum Bescheid:

„Ich bedauere, daß Ich Euer Gesuch abschlagen muß, die Achtung, die Ich für Eure kindliche Liebe hege, hindert Mich, Euch die Ursache anzuführen, weshalb Ich Eurer Bitte kein Gehör geben kann.“

Der Oberforstmeister von K***r in Preußen mußte, wie es sein Amt erheischte, dem Könige jährlich einen Bericht von dem Zustande der seiner Aufsicht anvertrauten Forsten einreichen.

K***r war in diesen Berichten eben nicht sehr genau; sie gaben in der Regel ein zu vortheilhaftes Resultat. Friedrich wußte dies zwar, überging es aber mit Stillschweigen.

Einst hatte der Oberforstmeister es doch zu merklich gemacht. Der König antwortete ihm darauf:

„Mein lieber Oberforstmeister von K***r! Ich habe Euren Bericht von dem diesjährigen Zustand der Forsten in Preußen richtig erhalten, und wenn auch nur die Hälfte davon wahr ist, so will Ich doch auch schon dafür bleiben Euer wohlaffectionirter König

Friedrich."

„Was giebt es da?" sprach der König zu einem Offizier seiner Suite, als er in Berlin vor einem Hause vorbeiritt, wo sich eine große Menge Menschen versammelt hat.

Der Befragte ritt sogleich nach dieser Volksmasse und benachrichtigte den König:

Ew. Majestät! Es steht dort vor der Thüre ein armer Handwerksmann mit Frau und Kindern, nebst einigem elenden Hausgeräth, und weiß nicht, wo er ein Obdach finden soll. Der Wirth hat ihn, wegen schuldiger Miethe, mit Abpfändung seiner Habseligkeiten, bis auf diese werthlosen, aus dem Hause gestoßen.

„Erkundige Er sich gleich nach den nähern Umständen."

Der Offizier that solches und meldete dem Könige: Der Ausgestoßene sey dem Wirthe zwanzig Thaler für halbjährige Miethe schuldig, und obgleich der letztere die Wohnung nicht anderweitig vermiethet, habe er doch den Schuldner mit seiner Familie gerichtlich exmittiren lassen.

„So reit' Er gleich zu dem Wirth und sag' Er ihm: er solle den Miether auf der Stelle wieder in das Quartier ziehen lassen. Ich befohl' es. Er aber und der Miether sollen sich nach einigen Stunden bei dem Kabinetsrath Köper melden, wo sie nähern Bescheid erhalten würden."

Der Befehl des Königs wurde befolgt, und Beide meldeten sich darauf bei dem Kabinetsrath.

„Ich habe von Sr. Majestät den Befehl erhalten," sprach dieser zu dem Wirthe: „Ihm die schuldige Miethe des armen Mannes hier mit zwanzig Thalern zu zahlen und noch zwanzig Thaler für

das künftige halbe Jahr. — Stell' Er mir darüber eine Quittung aus, so kann er Sein Geld in Empfang nehmen."

Dann wandte er sich an den Handwerker:

„Der König ist so gnädig gewesen, Ihn aus Seiner Noth zu ziehen und Ihm auch die Sorge für die Herbeischaffung der Miethe auf ein halbes Jahr zu ersparen; er hofft aber auch nun, daß er um so fleißiger und ordentlicher seyn wird, um künftig nicht wieder in solche Noth zu gerathen. Er ist Ehemann und Vater, Er hat daher doppelte Pflichten, ordentlich, fleißig und sparsam zu seyn, und nun auch die, des Königs Gnade nicht mit Undank zu vergelten."

Der Lieutenant von S*** hatte das Regiment, bei dem er stand, heimlich verlassen und war in die weite Welt gegangen.

Der Desertionsprozeß wurde ihm gemacht, und sein Vermögen zum Besten des Invalidenfonds eingezogen.

Seine Schwester schrieb an den König, schilderte die Desertion ihres Bruders als einen unüberlegten Jugendstreich und bat, da sie arm sey, ihr das Vermögen ihres Bruders zu schenken.

Der König forderte von dem Regimente einen Bericht über den Lieutenant von S***. Nach dessen Eingang schrieb er an den Rand der Bittschrift:

„Seinen Herrn, dem man Gehorsam schuldig, sein Vaterland, dem man zu dienen verpflichtet ist, böslicher Weise verlassen, ist kein Jugendstreich, sondern ein Hauptverbrechen. Sie kann dies schon daraus sehen, daß der Name und das Portrait eines solchen Deserteurs an den Galgen geschlagen wird. Da Sie übrigens arm ist, kann Sie das Vermögen behalten."

An des Königs Tafel kam das Gespräch auf einen Mann, von dem man einige witzige Einfälle erzählte. Der König fragte: ob ihn Jemand persönlich kenne? Alle verneinten es. Da nahm der General von Renzel das Wort: Ich erinnere mich des Menschen, Ew. Majestät! Er wohnt zwei Häuser von meinem Quartiere, es ist ein ganz obscurer Mann, den Keiner kennt, und von dem Niemand etwas weiß! —

„Dann beneide ich ihn!“ sagte der Monarch; „es ist keiner glücklicher, als der, von dem die Welt nichts weiß.“

Dieser General hatte als Kadet, auf Befehl Friedrich Wilhelm's I. den König, als Kronprinz, in den ersten Elementen des kleineren Soldatendienstes unterrichten müssen. Auf diesen Vorzug bildete sich Renzel noch in seinem hohen Alter viel ein, und wenn nach dem siebenjährigen Kriege die Rede auf einen Sieg Friedrich's und auf die dabei glücklich getroffenen Pläne kam, unterließ er nicht, zu erwähnen, daß er dessen erster Lehrer gewesen sey.

Eine solche auf nichts gegründete Ruhmredigkeit fand man lächerlich, und man spöttelte darüber. Dies geschah auch einst an der Tafel des Königs.

Da sprach Friedrich:

„Wir wollen nicht über den ehrlichen Mann lachen; ich hab' ihm viel zu verdanken; er hat nicht Unrecht. Lassen wir den alten braven Mann bei seinem Glauben, er macht ihn glücklich, wer wollte ihm diese Freude nicht gönnen?“

Der Magistrat einer Stadt in Westphalen hatte die jährliche Kontribution erhöht und erhob sie in dreizehn Terminen, der letzte wurde der dreizehnte Monat genannt.

Die Bauern der Kämmereidörfer machten gegen diese neue Anordnung die meisten Vorstellungen, da sie aber erfolglos blieben, so schickten sie heimlich einen Schulzen als Deputirten nach Potsdam.

Der Abgeschickte ging nach Sanssouci und stellte sich an die Terrasse des Schlosses, um den König zu erwarten. Kaum erblickte ihn Friedrich, so fragte er ihn auch: wer er sey, woher er käme und was er wolle?

Ich bin ein Schulze aus Westphalen, war die Antwort: und ich will Ew. Majestät nur fragen: wie viel Monate im Jahre sind?

Der König erwiederte lächelnd: „Wenn Ihr's nicht wißt, so seht nur in den Kalender.“

Ja, im Kalender stehen nur zwölf; aber unser Magistrat hat dreizehn gemacht.

Der König ließ sich das erklären und gab dem Schulzen darauf folgende Kabinetsordre an den Magistrat mit.

„Überbringer dieses, der Schulze ***, soll von nun an Assessor Eures Collegii mit Sitz und Stimme seyn, und soll darauf sehen, daß nur zwölf Abgabenmonate des Jahres statt finden und kein dreizehnter eingeführt werde; dafür sollt Ihr ihm jährlich zwei hundert Thaler aus Eurer Kämmerei geben und ihm die Reise vergüten."

Ein Schutzjude in einer Provinzialstadt wurde von einem Offizier öfters auf das Schändlichste behandelt und gekränkt, weil er ihm nichts mehr borgen wollte. Der Israelit beschwerte sich darüber vielfältig bei dem Kommandeur des Regiments, erhielt aber gewöhnlich den Bescheid:

Herr, warum giebt Er sich mit Offizieren ab! Er hat immer Schuld, sonst würden sie Ihn nicht attaquiren, scher' Er sich seiner Wege.

Unter diesen Umständen, aus Besorgniß, noch gröberen Mißhandlungen Preis gegeben zu seyn, wandte er sich, seiner Sicherheit wegen, unmittelbar an den König.

Friedrich erließ nachstehendes Schreiben an den Kommandeur:

„Herr Obrist! Was hält Er für schlechte Ordnung bei Seinem Regimente! Seine Offiziers insultiren ja Meine treuen Unterthanen, die Ihn und Mich ernähren müssen, aller Orten. Das rathe Ich Ihm, daß Er das sogleich abstellet, und die jungen Fähndrichs in Zucht hält, oder Ich werde Ihn besonders dafür ansehen. Vorzüglich schaffe Er mir dem Juden Ruhe, denn dieser Unterthan ist Mir so lieb als ein anderer. Weiß Er das? Richte Er sich hiernach auf das genaueste nach Meiner Willensmeinung, und laß Er sich dieses zur Warnung und Befolgung dienen.

Friedrich."

Ein Sachwalter wurde bei ihm verklagt: daß er von seinen Klienten zu viele Gebühren verlangt und erpreßt habe.

Der Angeklagte reichte eine Vertheidigungsschrift unmittelbar ein und entschuldigte sich unter andern: daß er das Jus habe genau beobachten wollen.

Der König antwortete:

„Das ist nicht wahr; denn Er hat das Wort Jus verdreht, und Vis daraus gemacht.“

Ein Wolkenbruch hatte in Westpreußen großen Schaden verursacht. Diejenigen, welche dadurch in tiefes Elend gerathen waren, wandten sich an den König, und, ihre unglückliche Lage schildernd, baten sie um seine landesväterliche Hülfe.

Friedrich antwortete ihnen: „Ich habe Euer Unglück vernommen. Es kommt von Gott; aber Ich werde den Schaden bei Heller und Pfennig aus Meiner Kasse ersetzen lassen. Nächstens werde Ich Euch einen ehrlichen Mann schicken, der Alles untersuchen und Euch Euren Schaden baar ersetzen soll.“

Ein Hauptmann bat den König um eine erledigte Präbende.

Der Bescheid war:

„Die von Euch nachgesuchte Kanonikatspräbende habe Ich bereits einem armen Gelehrten gegeben, und ihn dadurch den geldgierigen Händen der Buchhändler entrissen.“

„Ihr bedürfet vor der Haud einer solchen geistlichen Pfründe nicht, denn Eure Compagnie ernährt Euch redlich. Und wenn Ihr älter werdet, und Euch nichts erspart haben solltet, welches doch ein jeder guter Wirth thun muß, so werde Ich, so wie eines jeden braven Offiziers treugeleistete Dienste, auch die Eurigen nicht vergessen zu belohnen; Ich bin

Euer wohlaffectionirter König
Friedrich.“

In einer Bittschrift hatte sich ein Supplikant des Ausdrucks bedient: „Deshalb bin ich gleich vor die rechte Schmiede gegangen.“ Der König fand das Gesuch billig, er schickte die Bittschrift mit ihren Beilagen an die betreffende Behörde, und schrieb darunter:

„Der gute Mann hat sich freilich in der Schmiede geirrt; sehet aber zu, was sich aus seinem Eisen schmieden läßt.“

Die Chefs der Regimenter konnten die bei solchen erledigten Feldpredigerstellen nach ihrer Wahl besetzen, in so fern nur der Gewählte in dem diesfälligen Examen bestanden und zu einem Predigeramte für fähig erklärt worden war.

Der Feldprobst Kletschke trug bei dem Könige darauf an: daß nur ihm die Besetzung dieser Stellen überlassen seyn möchte, weil es besser und schicklicher sey, als wenn dies von den Regimentschefs abhinge.

Friedrich schrieb unter die Eingabe:

„Sein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Ein Künstler, dessen Werke er schätzte, erhielt bei ihm Zutritt.

Da der Künstler sehr stammelte, so machte dies einen unangenehmen Eindruck auf den König; indeß hörte er ihn geraume Zeit mit Geduld an. Endlich wurde es ihm zu arg, und er fragte ihn, jedoch mit sanftem Ton:

„Sag' Er mir, stammelt Er auch, wenn Er singt?“

Nei — nei — nei — nein! war die Antwort.

„Nun, so sing' Er mir vor, was Er mir sagen will.“

Ein Schäfer in der Neumark hatte sich von seinem schwärmerischen Aberglauben so weit verleiten lassen, daß er seinen einzigen Sohn umbrachte, weil Abraham seinen auch hatte opfern wollen. Der Verbrecher gab sich gleich selbst an, und rühmte sich dieser That, die, seiner Ansicht nach, ihn der Gnade Gottes um so würdiger machen müsse, je zärtlicher er sein Kind geliebt habe. Er wurde als Mörder zum Tode mit dem Rade verurtheilt. Als das Urtheil dem Könige zur Bestätigung vorgelegt wurde, schrieb er unter die Sentenz:

„Galgen und Rad bessern solche Narren nicht. Bringt den Kerl in's Tollhaus, und laßt ihn dort menschlich und vernünftig behandeln.“

Ein Kavallerie-Regiment sandte einen Lieutenant mit einer ansehnliche Summe in's Ausland zum Ankauf von Pferden zur Remonte. Er ließ sich zum Spiel verleiten und verspielte nicht nur sein, sondern auch das Remontegeld. Der Lieutenant wurde zur Untersuchung gezogen, und auf drei Jahre zum Festungsarrest verurtheilt. Der König bestätigte das Urtheil. Der Lieutenant war mit zwei Generalen nahe verwandt; er bat solche: sich bei dem Monarchen für ihn um Begnadigung zu verwenden, weil sie bei solchem in Gunst standen.

Beide legten auch eine Fürbitte für den Verurtheilten ein, und motivirten ihr Gesuch dadurch, daß ihnen selbst eine große Gnade dadurch erwiesen werden würde, weil er ihnen so nahe verwandt und die Strafe eine Schande für die ganze Familie sey.

„Er ist also nahe mit Euch verwandt?“ fragte Friedrich.

Ja, Ihro Majestät, erwiederte der Eine: er ist meiner leiblichen Schwester Sohn, und ich hab' ihn nach seines Vaters Tode so lange erzogen, bis er in's Regiment trat.

„Also so nahe verwandt?“ wiederholte der König: „und noch dazu von einem so braven Manne erzogen? Das ändert die Sache! Der junge Herr bleibt so lange im Arrest, bis ich versichert bin, daß er sich gebessert habe.“

Dies hatten Beide nicht erwartet, Bestürzung zeigte sich auf ihren Gesichtern, sie wußten nicht, was sie sagen sollten.

„Der Mensch, der aus solcher Familie und bei solcher Erziehung ein grobes Verbrechen begehen kann,“ fuhr der König in sehr ernstem Tone fort: „ist von Grunde aus verdorben und unverbesserlich.“

Manche Äußerungen des Königs hatten ihn in den Ruf gebracht, daß er sehr freie Ansichten über Gegenstände der Religion hege. Es konnte daher nicht fehlen, daß Mancher, in dem Wahne, sich bei ihm beliebt zu machen, den frivolen Spötter spielte und den Verächter religiöser Gebräuche machte. Zu diesen gehörte auch

der General von ***, den der König übrigens wegen seiner Entschlossenheit und seines Diensteifers schätzte.

Einst wollte er einen Soldaten seines Regiments am Charfreitage Gassen laufen lassen. Dies machte Aufsehen. Der Magistrat der Garnisonstadt und die Geistlichkeit machten dagegen Vorstellungen, um einen solchen Tag nicht zu entheiligen.

Der General erklärte mit einem an Frechheit grenzenden Spott mit Heftigkeit: „Was ist da zu entheiligen? — Der Kerl soll gerade deshalb heute Gassen laufen, weil es Charfreitag ist. Er kann sich desto lebhafter vorstellen, was sein Erlöser für ihn gelitten hat, er wird desto frömmer werden.“

Das Gassenlaufen geschah wirklich zum Ärgerniß der Bürgerschaft und des Militairs.

Der Magistrat und die Geistlichkeit machten darauf gemeinschaftlich von diesem Vorfall einen Bericht an den König.

Er erließ nicht nur sogleich einen sehr harten Verweis an den General, sondern er bekam auch dafür vier Monat Arrest.

Bei'm Exerziren eines Regiments machte ein Hauptmann mehrere Versehen. Dem König fiel es um so mehr auf, da er diesen Hauptmann als einen Mann von der größten Pünktlichkeit kannte. Die Fehler wurden so auffallend, daß sie endlich auf das ganze Regiment und dessen Richtung Einfluß hatten. —

„Aber in's Teufels Namen!“ rief Friedrich unwillig: „Hauptmann von L***, was macht Er denn heute?“

Kaum hörte der Chef des Regiments diese Worte, so ritt er zu dem Könige und sprach:

Ew. Majestät werden heute dem Hauptmann gewiß jeden Fehler verzeihen!

„Weshalb?“

Der arme Mann hat heute kurz vor dem Ausrücken Nachricht von einem großen Unglück erhalten.

„Unglück? wie so?“

Sein einziger Sohn ist ehegestern ertrunken.

„Allmächtiger Gott! ja, das ist etwas anderes!“

Der König kommandirte: „Halt!“ und ritt an den Hauptmann. Ihm die Hand reichend, sprach er mit dem Tone der Milde und Rührung:

„Lieber Hauptmann! ich höre so eben, welch' Unglück Ihn betroffen hat. Ich nehme herzlich Theil daran. Aber beruhige Er sich. — Das Exerziren wird Ihm heute gewiß sehr schwer, wohl gar unmöglich. Glaubt Er, daß es zu Seiner und Seiner Gattin Beruhigung beiträgt, so kann Er mit ihr auf sein Gut reisen und dort so lange bleiben, als Er will. Seine Lieutenants werden gewiß von Ihm so viel gelernt haben, die Kompagnie zu kommandiren.“

Der König pflegte das Kurmärkische Stipendium für junge Leute, welche die Universität bezogen, unmittelbar zu vergeben. Das Oberkonsistorium mußte ihm dazu immer eine Liste derjenigen einsenden, die sich wegen ihrer Kenntnisse, sittlichen Aufführung und beschränkten Vermögensumständen dazu vorzüglich eigneten.

Einst fand er auf dieser Liste die Söhne von Predigern, Schulmännern und andern Beamten; nach ihnen folgten erst die von Bürgern und Landleuten. Er strich die Namen der Ersteren durch, und wählte unter den Letztern diejenigen, welche das beste Zeugniß für sich hatten.

Des Königs Gesandter am Londoner Hofe stellte ihm vor: seine ihm bestimmte Besoldung sey so geringe, daß er bei den dortigen hohen Preisen aller Bedürfnisse, sich bald in die Nothwendigkeit versetzt sehen würde, seine Equipage abzuschaffen, und zu Fuß an den Hof zu gehen, wenn er keine Zulage erhielte.

Friedrich antwortete ihm lakonisch:

„Geh' Er immer zu Fuß, das verschlägt nichts, und wenn Jemand darüber Glossen machen sollte, so darf Er nur sagen: Er sey mein Gesandter und hinter ihm gingen 300,000 Mann.“

Zu den Lieblingen Friedrich's gehörte der Oberst von Balby, und er genoß den seltenen Vorzug, oft der Gesellschafter an des Königs Tafel zu seyn.

Schon ein Mann in einem ziemlich vorgerückten Alter, verliebte er sich leidenschaftlich in eine junge, schöne und geistreiche Dame, und war auch so glücklich, Gegenliebe zu erhalten.

Er verlobte sich förmlich mit ihr, in der Überzeugung, keine Hindernisse bei seiner ehelichen Verbindung zu finden, und bat dann, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, den König um die Erlaubniß dazu.

Aber aus einer eigenen Grille verweigerte Friedrich nicht allein seine Bitte, sondern spöttelte auch vielfältig bei Tafel über diese Leidenschaft seines Günstlings, so daß dieser sich oft darüber gekränkt fühlte.

Einst brachte der König bei Tische das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand, zum großen Mißvergnügen des Obersten, der manchen sarkastischen Scherz unerwiedert anhören mußte.

Das Gespräch nahm endlich eine andere Wendung, und es kam die Rede auf einen Gegenstand, worüber der Oberste eine genaue Nachricht in seiner Schreibtafel hatte. Er zog also solche aus der Tasche hervor, öffnete sie, um das Papier heraus zu nehmen, und in dem nämlichen Augenblick griff auch halb scherzweise der König darnach.

Durch einen unglücklichen Zufall enthielt diese Brieftasche einige Briefe seiner Geliebten, und da er fürchtete, daß der König sie finden und nicht Schonung genug haben möchte, sie nicht laut zu lesen, und darüber zu satirisiren, so vergaß er sich in der ersten Aufwallung des Affekts, und riß dem Könige die Schreibtafel ziemlich heftig aus der Hand.

Friedrich entrüstete sich sehr über diese Kühnheit, rief mit aufwallender Hitze aus: „Das ist zu viel!“ verließ augenblicklich die Tafel und ging in das daran stoßende Kabinet.

Alle Gäste waren bestürzt, einer nach dem andern entfernte sich stumm und verlegen, niemand war aber mehr außer Fassung, als der Oberste.

Unschlüssig stand er noch da, von allen verlassen, als der Geheime Kämmerier des Königs, Zeising, der bei Friedrich viel galt, in den Speisesaal trat.

Balby kannte ihn lange Zeit genau und hatte ihm einſt bei dem Könige einen nicht unwichtigen Dienſt geleiſtet. Er näherte ſich ihm alſo, erzählte ihm mit kurzen Worten den unglücklichen Vorfall, den er tauſendmal bereute, und bat ihn, ſich für ihn dahin zu verwenden, daß er nur noch einmal den König ſprechen und ihn um Verzeihung bitten dürfe, denn er ſey feſt entſchloſſen, wie ein Hund ſo lange vor der Schwelle der Kabinetsthür liegen zu bleiben, bis der König ihn gehört oder über ihn weggetreten ſey.

Der Geheime Kämmerier verſprach ſein Beſtes zu thun, ging zu dem Könige und erzählte ihm, was ihm der Oberſte geſagt hatte.

Der Monarch, ſchon wieder etwas beſänftigt, ſagte darauf:

„Laß ihn herein kommen!“

Der Geheime Kämmerier öffnete die Thür und der Oberſte von Balby ſtürzte zu den Füßen des Königs mit den Worten:

„Sire! ich habe mich ſchwer vergangen, aber ich erkenne mein Unrecht mit tiefer Reue. Hier iſt meine Schreibtafel, ſie iſt noch ſo unberührt, als vorher, als ich ſie ſo unbeſcheiden Ihren Händen entriß. Sie enthält nichts, was mich ſtrafbar machen könnte, nichts, als die Briefe meiner Geliebten.“

Der König nahm die Schreibtafel, ſah ſie an, als ob er daran die Wahrheit der Betheuerung des Oberſten entdecken wollte, und da er ſie ganz wie vorher fand, ſo gab er ſie freundlich lächelnd zurück mit den Worten:

„Schon gut, es iſt Alles vergeſſen und vergeben!“

und als in dem nämlichen Moment ein Lakai mit einem Präſentirteller herein trat, auf welchem der Kaffee für den Monarchen ſtand, ſagte er zu dieſem, zum Beweis ſeiner gänzlichen Ausſöhnung:

„Noch eine Taſſe!“

dieſe wurde gebracht, und der Oberſte mußte, eine ſehr ſeltene Vergünſtigung, Kaffee mit dem Könige trinken.

Alle die bei der Mittagstafel Zeuge der Scene zwiſchen dem Könige und dem Oberſten geweſen waren, hatten nichts eiligeres zu thun gehabt, als den Vorfall weiter zu erzählen und die Nachricht zu verbreiten, daß der Oberſte auf immer in Ungnade gefallen ſey.

Als Viele davon sich am Abend wieder, wie gewöhnlich, zu einer bestimmten Zeit, bei dem König einfanden, erstaunten sie nicht wenig, auch den Obersten von Balby dort schon zu finden.

Sie erschracken über seine Frechheit, und da sie ihn für einen gefallenen Günstling hielten, so mied ihn Jeder wie einen Verbrecher, aus Furcht, der König möchte in das Zimmer treten, Einen von ihnen mit ihm im Gespräch finden, und seine Ungnade dann auch auf ihn ausdehnen.

Der Oberste stand also ganz einsam in der äußersten Ecke des Zimmers. Der König trat endlich ein; bei'm ersten Blick schien er die Gesinnungen der Anwesenden errathen zu haben; jeder neigte sich ehrfurchtsvoll, er warf einen flüchtigen Blick auf die Menge, eilte auf den fernstehenden Obersten zu, faßte ihn am Arm, ging mit ihm an ein Fenster, unterredete sich lange mit ihm, und wandte sich dann zu den Übrigen.

Friedrich pflegte in der Regel jährlich Musterungen über die in seinen Staaten stehenden Truppen zu halten, und sie mußten vor ihm Manoeuvers machen. Die Pläne dazu entwarf er selbst, oder übertrug solches einer andern Militairperson, der er dazu Kenntnisse und Geschicklichkeit zutraute; dann sah er jedoch solche zuvor genau durch, und änderte oft manches darin.

Im Februar begann das Exerziren der Soldaten in der Mark Brandenburg, in Pommern, im Magdeburgschen und im Halberstädtschen. Wenn die Beurlaubten der potsdamschen Garnison sich dort eingefunden hatten, so mußten sie vor dem Thore ihre Übungen vornehmen; der Soldat mußte, so oft es die Witterung nur gestattete, in freie Luft kommen, darauf hielt er, und er war vielfältig bei diesem Exerziren zugegen.

Zu Anfang des Mai's hielt er Spezialrevue über die potsdamsche und berlinische Garnison. Die Musterung der letzteren geschah im Thiergarten auf dem Exercierplatz zwei Tage hinter einander. Am ersten besah er gewöhnlich fünf Infanterieregimenter, am zweiten die beiden übrigen nebst den Gensd'armes und den Husaren. In den letzten Jahren seines Lebens, wo ihm dies zu beschwerlich ward, wollte er diese Musterung auf einen Tag be-

schränken, aber es ist nur höchstens zweimal geschehen. Die Nacht vor der Spezialrevue schlief er gewöhnlich in Charlottenburg. Am ersten Tage besah er, in den frühern Jahren, nach abgehaltener Musterung, die von ihm angeordneten Bauten in Berlin, besuchte dann seine Schwester, die Prinzessinn Amalie, bei welcher er auch speisete. Dann kehrte er nach Charlottenburg zurück, wo er wieder schlief, hielt den Tag darauf noch die Musterung über die noch nicht besichtigte Infanterie und die Kavallerie; dann fuhr er gleich vom Exercierplatz wieder nach Potsdam.

Am 15., 16. und 18. Mai war Revue über die potsdamsche Garnison, den 18. Ruhetag, den 19. speisete der König zu Mittage in Spandau und besah dort die Infanterieregimenter Prinz Heinrich und Ferdinand. Von dort ging er nach Charlottenburg, wo er übernachtete und am folgenden Morgen hielt er Spezialrevue über ein Kürassierregiment der Kurmark und über das Garnisonregiment, dessen Standquartier Bernau war; dann besah er die drei Infanterieregimenter, welche aus ihren Garnisonen Frankfurt an der Oder, Prenzlau und Königsberg in der Neumark zur Revue nach Berlin gekommen waren. Wenn der König sie besichtigt, bezog er seine Zimmer auf dem Schlosse; es war Cour bei ihm, und sämmtliche Ober- und Unteroffiziere mußten sich vor dem Schlosse versammeln, um die Parole, die er selbst ausgab, zu empfangen.

Nach der Tafel ließ er die Dispositionen zum Manoeuvre des folgenden Tages ausgeben. Um 9 Uhr des Abends begab er sich zur Ruhe und stand des Morgens um 4 Uhr wieder auf. Die Grenadierbataillone des rechten Flügels vom ersten Treffen waren dann schon vor dem Schlosse aufmarschirt, und sobald er zu Pferde stieg, setzten sie sich in Marsch. Er ließ aber, wenn er mit seiner Begleitung vor das hallesche Thor gekommen war, die Kavallerie besonders manoeuvriren, während die Infanterie herausrückte und vor ihm aufmarschirte.

Es erfolgte nun ein Signalschuß aus einer sogenannten Lärmkanone; die beiden Treffen machten dann Front, der König ritt beide hinauf und richtete sie selbst. Dann folgten die vorgeschriebenen Evolutionen.

Der dritte Revuetag war der wichtigste, weil an solchem vorzügliche Manoeuvres ausgeführt wurden; bald wurde ein Dorf eingenommen oder bestürmt, bald der Feind aus einer vortheilhaften Stellung in einem Walde vertrieben, und bald wurden Quarrees zum Rückzuge gebildet, wobei die Reiterei hauptsächlich viel zu thun hatte.

Nach diesem letzten Revuetage begab sich der König, sobald er beendet war, von dem Revuefelde nach Schöneberg, wo er in den für ihn bereitstehenden Wagen stieg und nach Potsdam zurückfuhr. Hier ruhete er einen Tag aus und am folgenden trat er die Reise zur Revue nach Magdeburg an. Nach Abhaltung dieser Revue kehrte er nach Potsdam zurück, ruhte sich einige Tage aus, und ging dann am 1. Juni nach Küstrin. Hier um 10 Uhr des Morgens angekommen, besah er schon am Nachmittag die drei neumärkschen Dragoner-Regimenter und hielt am folgenden Morgen Revue, von dem Revuefelde fuhr er gleich nach Stargard in Pommern, wo er um 1 Uhr Mittags eintraf. Gleich nach seiner Ankunft und bevor er noch zu Mittag speisete, hielt er Spezialrevue über die fünf pommersche Infanterie- und die vier Kavallerie-Regimenter, und ließ sich am Nachmittage die Rekruten und die Remonte vorzeigen. Diese Revue währte drei Tage*).

Von Stargard begab er sich nach Preußen und besah die dortigen Truppen bei Mockerau.

Nach Ostpreußen ging er nicht, weil es ihm unangenehm war, fremdes Gebiet zu berühren, und er konnte das von Danzig nicht füglich vermeiden. Wenn er daher dahin gehen mußte, ließ er die Vorhänge an den Wagenfenstern nieder, sobald er das danziger Gebiet berührte, und sie wurden nur erst aufgezogen, wenn er wieder auf preußischem Grund und Boden war.

Die Musterungen in Schlesien und Westphalen hielt er nicht so regelmäßig ab; jedoch durften sie nicht unterbleiben, in dem Fall, wo er solchen nicht selbst beiwohnte, übertrug er einem General, gewöhnlich dem General-Inspecteur der Infanterie der Provinz, die Abhaltung solcher Musterungen.

*) In den ersten Jahren hielt er solche in Stettin ab, die Umgegend war aber nicht zu Manoeuvers geeignet, er verlegte sie daher nach Stargard.

War er dann wieder nach Potsdam zurückgekehrt, welches oft erst zu Anfang des Septembers geschah, so wurden am 20. in Potsdam die Herbstmanoeuvres abgehalten.

Aber der König verband mit diesen Revuereisen auch noch andere Zwecke; er suchte sich auch über die Verwaltung seiner Staaten zu unterrichten, und forderte Auskunft über die verschiedenen Zweige derselben von den Präsidenten der Regierungen (die Rechtspflege betreffend), von denen der Kammern (die Landeskultur, Industrie u. dgl. betreffend); er sprach mit den Landräthen, Domainenbeamten, Forstbedienten. Er erkundigte sich nach der Bevölkerung der Kreise, nach dem Verhältniß der beiden Geschlechter, und des Alters; nach dem Ackerbau, dem Viehstande, nach der Konsumtion der Städte an Getreide, nach den urbar gemachten Steppen oder Morästen, nach den Fabriken und dem Handel u. dgl. Über den letzten Gegenstand sprach er in Schlesien oft und viel mit Kaufleuten.

Da der König für Jeden zugänglich war, so fehlte es zwar nie an Personen, die aus allen, selbst den entferntesten Provinzen nach Potsdam reiseten, um unmittelbar bei ihm Schutz und Hülfe zu suchen, aber sehr Viele benutzten dazu die Gelegenheit, wo er sich zur Abhaltung der Musterungen auf Reisen befand, und fast überall wurde er entweder mündlich angeredet, oder man überreichte ihm persönlich ein schriftliches Gesuch.

Es giebt daher eine große Menge von Anekdoten, die sich auf diesen Revuereisen ereignet haben, und, da sie ihn so lebendig darstellen, dürfen sie nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Er versagte zwar Keinem Gehör, aber er hatte es wiederholt und ernstlich verboten, daß man ihm bei der Parade oder andern feierlichen Gelegenheiten Bittschriften überreichen sollte.

Doch setzte er stets nach einem solchen Verbote hinzu: „Zu strenge muß es nicht genommen werden. Die armen Leute wissen, daß ich Landesvater bin, und oft haben sie gewiß Ursache genug, sich zu beschweren.“

Solche Äußerungen wurden bald allgemein bekannt; es fehlte nun nicht an Personen jeden Standes und Geschlechts, die ihn mit Bittschriften behelligten. Eine große Zahl darunter machte

unerfüllbare Forderungen, selbst solche, welche ganz gesetzwidrig waren.

Auf der Reise zu einer Revue in Pommern hielt er in einem kleinen Städtchen an. Die Offiziere einer dort liegenden Dragoner-Eskadron hatten sich um ihn versammelt. Eine bejahrte Frau drängte sich so ungestüm durch, daß weder die Wache, noch die Offiziere sie zurückhalten konnten.

„Der König kennt mich gewiß noch!“ rief sie fortwährend, gelangte so zu dem Könige und reichte ihm eine Bittschrift in den Wagen. Er nahm, las sie und lachte:

Es war die Wittwe eines Schneiders, eine arme Frau, sie hatte den König um eine Unterstützung gebeten und in ihrer Eingabe angeführt: Sie hoffe um so mehr keine Fehlbitte zu thun, da sie auf dem Schlosse des Königs, seines Vaters, in jüngeren Jahren gedient, und ihm einst, als kleinem Prinzen, ein Butterbrod gegeben. Damals hätte er dies so hoch aufgenommen, daß er ihr versprochen, für sie zu sorgen.

Friedrich sah die Wittwe freundlich lächelnd an, und sprach:

„Da muß ich mich wohl revangiren! Sie soll eine Pension von hundert Thalern jährlich erhalten.“

Diese wurde ihr angewiesen.

Nach einer in Pommern abgehaltenen Truppenmusterung ritt der König nach Stettin. Nahe vor dem berliner Thore stand die kleine Tochter eines dortigen Kaufmanns mit ihrem Hündchen, um ihn zu sehen. Der kleine Hund lief dem Pferde des Königs bellend nach, und fiel solchem mehrmals in die Hinterfüße. Ein Feldjäger hieb mit seiner Parforce-Peitsche nach dem Hunde, die Peitsche schlang sich um den Hund, und alles Schüttelns ungeachtet, konnte er ihn nicht wieder von der Schlinge befreien. Das Mädchen erhob ein Jammergeschrei, während der so gemißhandelte Hund winselte. Der König sah sich um. Der Jäger war bereits abgestiegen und damit beschäftigt, den Hund los zu machen.

Der König äußerte sich sehr unwillig gegen den Jäger, und sprach dann zu dem Mädchen: „Sey nur ruhig, mein Töchterchen, geh' zu Hause, ich werde Dir den Hund schicken, und alles wieder gut machen.“

Der Jäger mußte den Hund auf dem Pferde mit nach der Stadt nehmen. Nach Verlauf einer Stunde brachte ein anderer Jäger den Hund in die Wohnung des Kaufmanns, nebst zehn Friedrichsd'or, als Entschädigung für den Schreck seiner kleinen Tochter. Der Feldjäger kam drei Tage in Arrest.

Auf einer Reise zur Revue in dieser Provinz fuhr der König neben einem Dorfe vorbei, dessen Bauern an der Heerstraße standen, um ihn zu sehen.

Ein Lakai des Königs, der auf dem Bock saß, erhob ein Freudengeschrei und wollte von dem schnellfahrenden Wagen springen. —

„Was giebt's da?" fragte der König.

Ew. Majestät, da stehen Vater und Mutter!

„Die mögtest Du wohl gern sprechen?"

Ach ja, Ew. Majestät! ich bin ja im vorigen Jahre nicht mit hier gewesen!

„Nun, dann laß halten!"

Der Wagen hielt.

„Geh' in Gottes Namen! Du kannst bis Morgen bei Deinen Ältern bleiben. Übermorgen aber mußt Du in Köslin seyn."

Der König wandte sich jetzt an den neben dem Wagen reitenden Landrath:

„Sorge Er dafür, daß der Mensch morgen Abend Vorspann bekommt; zu Fuß ist der Weg zu weit."

Eine hochbejahrte Bauerfrau trat dicht an den Wagen, als bei einer Revuereise die Pferde gewechselt wurden.

„Mütterchen! was wollt Ihr?" fragte er sehr leutselig.

Nur Sie sehen, und weiter nichts, versetzte sie treuherzig.

Der König nahm einige Friedrichsd'or aus der Tasche und gab sie der Alten mit den Worten:

„Liebe Mutter! seht, hier auf diesen Dingern steh' ich weit besser, und hier könnt Ihr mich ansehen, so lang' Ihr wollt und so lang' Ihr könnt; — ich habe jetzt nicht Zeit, mich länger ansehen zu lassen."

Bei der Erledigung einer Kompagnie eines Infanterie-Regiments in Pommern bestätigte Friedrich den von dem Regimentschef gemachten Avancementsvorschlag nicht, sondern das Regiment erhielt einen Offizier der Armee als Einschub.

Es war gewöhnlich ein Beweis der Unzufriedenheit des Königs mit dem Regimente; der General empfand dies sehr, und der neue Kompagniechef war ihm ein Dorn im Auge. Er wünschte nichts sehnlicher, als ihn wieder los zu werden; das mußte er aber auf eine feine Weise einleiten.

Nach Verlauf von einem Jahre kam Friedrich nach Pommern, zur Abhaltung der jährlichen Musterung über die Regimenter dieser Provinz.

Am ersten Tage, der sogenannten Specialrevue gewidmet, ritt der König die Fronte der Regimenter entlang, welche in Parade aufgestellt waren. Sie mußten das Gewehr präsentiren und demnächst vor ihm defiliren. Er sah daraus ihre Haltung, die gleichförmige Genauigkeit bei'm Präsentiren des Gewehrs und ob sie bei'm Marsch gehörig Schritt hielten.

Bei dieser Gelegenheit nah'te sich der General dem Könige, und sagte zu ihm:

Ich schmeichle mir, daß Ew. Majestät mit meinem Regimente zufrieden seyn werden, nur muß ich unterthänigst um Nachsicht bitten, wenn bei der letzten Kompagnie (diese hatte der fremde Offizier erhalten) einige Placker vorfallen sollten.

„Wie so?"

Ja, Ew. Majestät halten zu Gnaden, der Hauptmann supt ein Bätken (säuft ein wenig).

„Nun, so will ich bei Seinem Regimente von unten anfangen," äußerte der König: „daß ich mich nicht zuletzt ärgere."

Dies geschah. Die Kompagnie zeichnete sich durch Haltung und Genauigkeit bei ihren Handgriffen aus. Der König erkannte in dem Offizier vor der Fronte den Einschub. Ohne ein Wort zu äußern, ritt er die Fronte der übrigen Kompagnien entlang, und als die Besichtigung beendet war, wandte er sich an den General und sprach:

„Die letzte Kompagnie hat ihre Sache am besten gemacht; mit den anderen bin ich nicht so zufrieden. Weiß Er was; ich

rath' Ihm, daß Er mit den übrigen Kompagniechefs auch ein Bätken supt."

Wenn er zur Revue nach Küstrin ging, nahm er gewöhnlich seine Wohnung bei einem Dorfgeistlichen in der Nähe.

Nach seiner humanen Weise unterhielt er sich oft mit seinen Wirthen in solchen Quartieren.

Auch mit diesem Landpfarrer ließ er sich gern in ein Gespräch ein, weil er in ihm einen offenen Kopf fand, der ihm über Alles seine Meinung mit treuherziger Freimüthigkeit sagte.

Einst fragte ihn der König: „Hat Er auch eine Bibliothek?"

O ja, Ew. Majestät, aber wie sie ein armer Landprediger haben kann.

„Laß' Er doch sehen."

Der Prediger führte den Monarchen in sein kleines Studierzimmer, und zeigte ihm einige theologische Schriften, Predigten u. dgl.

Als der König sie durchgesehen, sprach er:

„Ei, die Bücher taugen nichts; er muß sich bessere anschaffen."

Dazu fehlt es mir an Geld, Ew. Majestät.

„Dafür laß' Er mich sorgen, setz' Er sich hin und schreib' Er, ich werd' Ihm diktiren."

Der Geistliche gehorchte, der König fuhr fort:

„Oeuvre de Voltaire, Systeme de la Nature" nun nannte er mehrere ähnliche Schriften.

„Solche Bücher muß Er lesen," fuhr er fort: „und wenn Er nicht französisch genug versteht, so schaff' Er sich die Übersetzung davon an, ich werd' Ihm fünf hundert Thaler dazu schenken."

Der Prediger bedankte sich, erhielt das Geld und befolgte den Befehl des Monarchen.

Das Jahr darauf fragte Friedrich den Pfarrer bei der Revue: ob er sich auch die Bücher angeschafft habe?

O ja, versetzte dieser.

„So zeig' Er sie mir."

Der Geistliche wies seine neue Bücher.

Friedrich durchblätterte einige, und als er fand, daß sie fleißig gelesen worden, sprach er:

„Ich sehe doch, daß Er Lust hat, sich zu unterrichten; ich werd' Ihm noch fünf hundert Thaler schenken, dafür kann Er sich wieder andere werthvolle Bücher anschaffen."

Ich danke unterthänigst, da aber Ew. Majestät so gnädig sind, so hätt' ich wohl eine andere Bitte.

„Laß Er hören!"

Meine Pfarre bringt mir nur ein Paar hundert Thaler ein; ich habe Frau und Kinder, ihr Unterhalt und ihre Erziehung werden mir sehr schwer. Wenn Ew. Majestät geruhen wollten, mir eine bessere Pfarre zu konferiren, so würd' ich ein solches Gnadengeschenk nicht weiter bedürfen, und dabei im Stande seyn, mir aus eigenen Mitteln die nöthigen Bücher kaufen zu können.

„Ja, darin kann ich nichts thun, das ist des Ministers Zedlitz Sache, bei dem muß Er sich melden."

Da möchte wohl die Reihe noch lange nicht an mich kommen.

„Nun, so meld' Er sich einmal bei mir, wenn eine Stelle vakant wird; ich will sehen, was ich thun kann."

Der Geistliche hatte dies Gespräch nicht vergessen. Einige Jahre darauf starb der geistliche Inspektor in Bunzlau und er bekam davon gerade um die Zeit Nachricht, als der König wieder zur Revue nach Küstrin kommen sollte.

Kaum war Friedrich bei ihm abgestiegen, so bat er ihn um diese Inspektorstelle.

„Ja," sagte der König: „da muß Er sich an Zedlitz wenden; reis' Er nach Berlin und meld' Er sich bei dem."

Ach, das wird wenig helfen; wer weiß, ob ich nur vorgelassen werde, es sind gewiß eine große Menge Mitbewerber.

„Beruf' Er sich auf mich."

Das wird er mir nicht glauben. Wenn Ew. Majestät mir nur ein Paar Zeilen schriftlich geben wollten, daß ich die Stelle haben soll; das wär' etwas anders.

Der König schrieb darauf mit kurzen Worten, daß er dem Dorfpfarrer die erledigte geistliche Inspektorstelle in Bunzlau ertheilt habe.

„Da hat Er, was Er wünscht! Nun reis' Er nach Berlin, bitt' Er aber erst den Minister um die Stelle, denn auf den kommt es doch hauptsächlich an, dem darf ich nichts vorschreiben."

Mit der Kabinetsordre in der Tasche machte sich der Geistliche auf den Weg, ließ sich bei dem Statsminister von Zedlitz melden, und bat, befohlenermaßen, um die Ertheilung des Inspektorpostens.

„Das kann nicht geschehen," versetzte der Minister: „solche Stellen sollen, nach dem ausdrücklichen Befehl des Königs, nur an langgediente Feldprediger gegeben werden. Ich habe sie daher auch schon einem solchen ertheilt, und die Vokation ist bereits ausgefertigt."

Nun überreichte der Pfarrer den Befehl des Königs.

Als ihn der Minister gelesen, sprach er:

„Ja, das verändert die Sache! Der König hat Ihnen ausdrücklich die Stelle verliehen. Es thut mir um den vozirten Feldprediger leid, aber ich muß gehorchen. Ich wünsch' Ihnen Glück."

Der Dorfgeistliche trat sein neues einträgliches Amt an, und lebte dort einige Jahre ganz zufrieden.

Es wurden aber nach der Zeit einige Konsistorialrathsstellen in Breslau erledigt; und, im Vertrauen auf die Gunst des Königs, beschloß er, sich unmittelbar um eine solche Stelle zu bewerben. Er reisete also schnell nach Potsdam und trat den König an.

„Wie geht es Ihm?" fragte ihn dieser, als er ihn gewahr wurde.

O recht gut, Ew. Majestät, aber der Mensch behält immer doch noch etwas zu wünschen übrig.

„Das muß auch seyn."

Da hätt' ich nun wohl auch noch eine Bitte. — In Breslau ist eine Konsistorialrathsstelle vakant, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollten, mir solche zu konferiren.

„Er weiß ja, daß ich dabei nichts thun kann, das muß Er mit Zedlitz abmachen."

Wenn Ew. Majestät mir wieder ein gnädiges Schreiben an ihn mitgeben wollten.

„Ja, einmal geht das wohl, aber nicht öfter, der Zedlitz ist ein eigener Mann, der läßt sich nicht viel vorschreiben. Doch — (nach einer Pause) — ich will seh'n; Er soll einen Brief an ihn mit nach Berlin nehmen, bring' Er mir hernach darüber Bescheid."

Voll Hoffnung entfernte ſich der Inſpektor, und am andern Morgen erhielt er auch ein Kabinetsſchreiben an den Miniſter.

Mit dieſem begab er ſich nach Berlin, und überreichte es mit der Bitte um die Konſiſtorialrathsſtelle.

Als der Miniſter das Kabinetsſchreiben entſiegelt hatte, fand er darin den Befehl: den Supplikanten mit ſeinem Geſuche abzuweiſen, da es den Anſchein gewinne, daß er ſeinen Forderungen ſonſt nie ein Ziel ſetzen werde.

Mit kurzen Worten erklärte ihm darauf der Miniſter: daß er die nachgeſuchte Stelle ſchlechterdings nicht erhalten könne und entließ ihn, nicht wenig betroffen, über eine ſo niederſchlagende Antwort.

Unmuthig kehrte er nach Potsdam zurück und ließ ſich bei dem Könige melden.

Er wurde vorgelaſſen. Friedrich redete ihn gleich mit den Worten an:

„Nun, wie iſt es abgelaufen? Hat Er die Stelle?“

Ach, verſetzte der Inſpektor mit traurigem Tone: der Miniſter hat ſie mir rund abgeſchlagen.

„Sieht Er nun wohl, daß ich Recht habe? Einmal läßt er ſich wohl ſo etwas gefallen, aber öfter darf man ihm damit nicht kommen. Ja, wenn er nicht will, ſo kann ich nichts machen; er wird ſonſt verdrüßlich, und erzürnen darf ich ihn doch nicht, ſonſt iſt er im Stande, und nimmt ſeinen Abſchied, und ich kann ihn nicht entbehren. — Reiſ' Er nur in Gottes Namen wieder nach Hauſe und bleib' Er, was Er iſt, das wird wohl das Beſte ſeyn.“

Auf einer Reiſe zur Revue in's Magdeburgiſche ſtieg unterwegs ein Mädchen auf den Kutſchenſchlag, und erzählte ihm, daß ihr Vater, ein braver Offizier, geſtorben ſey, ſie nichts zu leben habe und um eine Unterſtützung bitten müſſe.

„Du mußt heirathen,“ ſagte der König: „willſt Du nicht?“

O, erwiederte das Mädchen: ich wollt' es wohl, aber ich habe keinen Bräutigam.

„Schöne Mädchen, wie Du,“ verſetzte Friedrich: „finden Liebhaber, ohne ſie zu ſuchen.“

Im Gespräch legte der König zufällig die Hand vertraulich dem Mädchen auf das Busentuch, und die Bittende küßte sie.

„Nun," sagte er: „geh' nur, ich will für Dich sorgen."

Er erließ darauf eine Kabinetsordre: „Man solle der Tochter des verstorbenen Lieutenants *** einen Brautschatz von zwei tausend Thalern zahlen, für wesentlich ihm erzeigte Gefälligkeiten, die er in dreißig Jahren nicht erfahren habe."

Bei den Revuen, die er bei Möckern abzuhalten pflegte, wohnte er gewöhnlich in einer Dorfschenke.

Bei'm Abreiten aus diesem Standquartier führte der kürzeste Weg zu den versammelten Truppen einst durch ein eine reiche Erndte versprechendes Saatfeld.

Einige von dem Gefolge des Königs waren eben im Begriff, hindurch zu sprengen, als der König, dies bemerkend, mit halbbefehlendem Ton ihnen zurief:

„Wir müssen die Hoffnungen armer Leute respektiren!"

Er machte nun selbst einen weiten Umweg und Keiner von seiner zahlreichen Umgebung hätte es gewagt, einen kürzern Weg einzuschlagen. Gehorsam folgten ihm Alle.

Über einen Offizier waren bei dem König Beschwerden wegen Jagd-Defraudationen eingegangen. Er ertheilte darauf den Bescheid, er werde dafür sorgen, daß solcher deshalb zurecht gewiesen werde.

Er that dies bald darauf bei einer Specialrevue. Als der Zug, den dieser Offizier führte, vor ihm vorbei marschirte, rief er ihm zu:

„Mein Gott, so marschir' Er doch ordentlich! Er geht ja gerade so, als wenn Er einen Hasen beschleichen wollte. Er verlernt über die Jagd den Dienst ganz und gar."

Ein Offizier wurde in hundert Thaler Strafe genommen, weil er einen Hirsch in den königlichen Forsten geschossen hatte.

Besorgt, daß diese Forstdefraudation ihm noch überdies die Ungnade des Königs zuziehen möchte, schrieb er an den König und bat demüthig um Verzeihung.

Friedrich ertheilte ihm die Resolution:

„Hat nichts zu sagen; für den Preis steh'n mehr Hirsche zu Diensten."

Bei einem Infanterieregiment der magdeburgschen Inspektion stand ein Lieutenant, der die personifizirte Indolenz war. Dies sprach sich in seinem ganzen Wesen, seiner Haltung und der Nachläßigkeit seines Anzuges aus.

Bei einer Musterung fiel dem Könige dieser Offizier auf; bei dem ersten Blick erkannte er gleich, was an ihm war, und ohne sich erst bei dem Chef des Regiments nach ihm zu erkundigen, ritt er an ihn heran und fragte ihn:

„Wie heißt Er?"

Der Befragte nannte seinen Namen.

„Künftig soll er sich Fuhlstein nennen," mit Anspielung auf das Wort faul, plattdeutsch fuhl.

Der Lieutenant, nichts von dieser sarkastischen Äußerung ahnend, welche ihn charakterisirte, befolgte diesen Befehl pünktlich; er nannte und schrieb sich seit dieser Zeit Fuhlstein, und ist demnächst als Stabskapitain bei dem Regiment Herzog von Braunschweig gestorben.

Friedrich hatte, bei den Revuereisen, mehrere Jahre hinter einander, bei dem Umspannen an einem kleinen Orte einen großen und fetten Amtmann gefunden, auch gewöhnlich einige Worte mit ihm gewechselt.

Als einst dort wieder umgespannt wurde, vermißte er diesen, und sah an dessen Stelle einen langen sehr hagern Mann, der sich mit dem Vorspann zu schaffen machte.

„Wer ist Er?" fragte ihn der König.

Ich bin der Amtmann hier von Ew. Majestät Domainen.

„Ei, nicht doch! das ist ja ein dicker Mann."

Der ist gestorben, Ew. Majestät, und ich bin an seine Stelle gekommen.

„So, so," versetzte der König, und sich an einen mit ihm im Wagen sitzenden General wendend, sprach er zu diesem ganz ernsthaft:

„Der wird mir noch viel kosten, eh' er so fett wird, wie sein Vorgänger."

Königsberg in Preußen wurde von jeher von Feuersbrünsten heimgesucht, und Friedrich nannte daher, weil er von dort sehr oft Nachrichten von Feuerschäden erhielt, die Königsberger zuweilen: die Mordbrenner.

Bei einer Reise zu einer Truppenmusterung nach Preußen, fragte er einst den Statsminister, Grafen von D***, der sich ihm bei dieser Gelegenheit präsentirte:

„Was machen die Mordbrenner?"

O, Ew. Majestät, versetzte der Minister: unsre Feueranstalten sind jetzt sehr gut.

„Das glaub' ich, aber nicht wahr, die Löschanstalten desto schlechter?"

Bei einer Revue war er einst bei einem Amtmanne, mit Namen Hahn, eingekehrt.

Solche Musterungen dauerten in der Regel drei Tage, und er ließ dem Wirthe in dem Hause, wo er gewohnt hatte, jedesmal dafür hundert Dukaten zahlen.

Als sein geheimer Kämmerier den Auftrag bekam, bei der Abreise des Königs, dies Geld ebenfalls dem Amtmann Hahn zu geben, äußerte dieser:

„Ich befürchte, Ew. Majestät, daß es ihm nicht einmal lieb seyn wird; er ist ein reicher Mann und macht sich eine Ehre daraus, daß Ew. Majestät bei ihm haben wohnen wollen." —

Der König schwieg, verlangte aber, als er im Begriff stand, in den Wagen zu steigen, den Amtmann zu sprechen.

Hahn erschien. Friedrich sagte zu ihm:

„Ich danke Ihm für sein Quartier; ich mag Ihm nichts dafür anbieten, denn ich höre, daß Er Vermögen haben soll. Ist das wahr?"

Ja, Ew. Majestät.

„Wie ist Er dazu gekommen?“

Dadurch, daß ich immer Einen Groschen theurer eingekauft und Einen Groschen wohlfeiler verkauft habe.

„Das ist unzeitiger Scherz. Er sieht, daß ich auf dem Sprunge stehe, abzureisen, ich habe nicht Zeit, mit Ihm zu spaßen. Sag' Er mir kurz und ernsthaft die Wahrheit.“

Wie könnt' ich mich unterstehen, mit Ew. Majestät scherzen zu wollen. Es ist die reine lautere Wahrheit, was ich Ew. Majestät gesagt habe. Wenn das Getreide wohlfeil war, hab' ich immer den Scheffel mit Einem Groschen theurer bezahlt, als der Preis war, und es aufgeschüttet, und wenn es im Preise stieg, es wieder immer Einen Groschen wohlfeiler losgeschlagen, als Andere, dadurch hab' ich mir einen hübschen Thaler Geld ehrlich erworben.

„Er ist ein braver Mann!“ sagte Friedrich, ihn auf die Schulter klopfend: „ich will Ihn in den Adelstand erheben.“

Der Amtmann lehnte dies ab, aber dessenungeachtet erhielt er bald darauf das Adelsdiplom.

Bei einer Revuereise des Königs nach Westphalen wurden die Vorspannpferde in Schauen gewechselt.

Das Gebiet gehörte damals zu einer unmittelbaren Reichsfreiherrnschaft eines Herrn von Grote.

Während des Pferdewechsels näherte sich der Herr von Grote dem Könige, bezeigte ihm seine Ehrfurcht und schloß mit den Worten: wie er sich sehr glücklich schätze, Se. Majestät auf seinem Territorium begrüßen zu können.

Der König wandte sich an sein Gefolge und sprach lächelnd:

„Voilà deux souverains, qui se rencontrent!“

(Hier sieht man zwei Souveraine zusammenkommen.)

Auf einer Reise des Königs in dieser Provinz stellte sich, bei dem Wechsel des Vorspanns, ein junger Mann ein; er war nach der damaligen Mode auf das Zierlichste gekleidet, frisirt, und gepudert, mit einem Haarbeutel, einem Galanteriedegen an der Seite

und einem Chapeaubas-Hut unter dem linken Arm. Mit vielen Bücklingen und tanzmeisterlichen Entrechats näherte er sich dem Wagen des Königs und ordnete die Umspannung an.

Der König nahm nur so viel Notiz von ihm: daß er sich erkundigte, wer diese auffallende Figur wäre? worauf er die Antwort erhielt: es sey ein Edelmann aus der dortigen Gegend, der, da der Landrath erkrankt, dessen Dienste interimistisch versehe.

Einige Jahre darauf berichtete der Departementsminister dem Könige: der damals kranke Landrath sey gestorben, und man hätte diesen Edelmann an dessen Stelle gewählt. Mehrere Jahre habe er schon, während der Krankheit des Verstorbenen, dessen Stelle zur Zufriedenheit der Stände und der Kriegs- und Domainen-Kammer verwaltet, weshalb er darauf antrage: die Wahl zu genehmigen.

Friedrich schrieb eigenhändig unter diesen Bericht:

„Ich kenne ihn auch. Er ist ein Affe! Man muß einen Andern wählen, dieser taugt nicht, und geschieht dies nicht, so werde Ich schon einen bessern finden.“

Als er einst in Breslau die Garde mustern wollte, trat ihm ein verunglückter Kaufmann mit der Bitte an, ihm eine Stelle bei dem Kriegskommissariate zu geben. Mißgelaunt, fuhr er den Bittenden mit den harten Worten an: „Pack' Er sich!“ und ritt weiter.

Bei der Rückkehr von der Besichtigung der Truppen näherte sich ihm der Kaufmann wieder und wiederholte seine Bitte. Noch unwilliger, rief er, den Krückstock emporhebend:

„Will Er wohl fort! Gleich pack' Er sich!“

Am folgenden Morgen wollte er die Festungswerke vor dem Oberthore besehen. Der Kaufmann harrte seiner vor der Thüre seiner Wohnung und flehte zum drittenmale um eine Versorgung. Diese Zudringlichkeit brachte den König auf; schneller reitend, befahl er, diesen Menschen nicht wieder vor zu lassen.

Als er nach einigen Tagen des Mittags von der Parade zurückritt, und um eine Straßenecke bog, kam der Kaufmann wieder zum Vorschein, sein Gesuch wiederholend. Höchst aufgebracht, wandte sich der König mit der Frage an den neben ihm reitenden General Lentulus:

„Gebe Er mir doch einen Rath, wie ich den Kerl los werde?“

Der General schwieg.

„Hör' Er mal;“ sprach er darauf zu dem Kaufmann: „Ich hab' Alles versucht, Ihn mir vom Halse zu schaffen, aber Alles war umsonst. Jetzt weiß ich ein Mittel, das helfen wird. Komm' Er morgen um zehn Uhr zu mir. Das Wiederkommen soll Ihm schon vergehen!“

Der ungewöhnliche Ernst, mit dem Friedrich diese Worte gesprochen, beunruhigte den Supplikanten sehr. Er schwebte in der größten Angst, was ihm bevorstehen würde, aber er überlegte, daß er den Zorn des Königs noch mehr reizen dürfte, wenn er seinem Befehl nicht Gehorsam leistete. Am folgenden Morgen hatte er sich daher schon um neun Uhr eingefunden. Mit beklommenem Herzen wartete er die zehnte Stunde ab, um sich melden zu lassen. Dieser Meldung bedurfte es nicht, denn sobald es zehn schlug, fragte der König einen Lakaien:

„Ist der Grünrock da?“

Ja, war die Antwort.

„Laß' ihn herein kommen!“

Er wurde hereingerufen. Friedrich redete ihn in sehr strengem Ton an:

„Jetzt werd' ich Ihm schon zeigen, daß es in meiner Macht steht, mich nicht weiter von Ihm belästigen zu lassen!“

Der so ernst Angeredete zitterte heftig.

„Hier,“ fuhr er jetzt fort, von einem Schreibtisch ein Papier nehmend: „hier hat Er ein Schreiben an den Herzog Ferdinand von Braunschweig. Ich hab' Ihn dem Herzog zum Proviantkommissair empfohlen. Und hier,“ — indem er ihm ein kleines Packet gab — „hat Er Reisegeld. Nun reis' Er mit Gott und bleib' Er ein ehrlicher Mann!“

In dem Päckchen befanden sich zehn Friedrichsd'or.

Zu den Musterungen und Manoeuvres, welche der König über und mit seinen Truppen hielt, kamen sehr viele Offiziere fremder Mächte nach Berlin. Sie durften jedoch nur mit seiner ausdrücklichen Erlaubniß diesen militairischen Übungen beiwohnen.

Ein französischer Offizier wurde dem Könige vorgestellt; sein ganzes Benehmen hatte das Gepräge eines Gascogner, seine Arroganz mißfiel ihm, und da der Franzose das Ludwigskreuz trug, fragte er ihn:

„Was ist das?

C'est notre ordre pour le mérite, erwiederte der Befragte.

„Haben Sie auch dergleichen?“ fragte Friedrich.

Bei Abhaltungen der Musterungen der Truppen in den Provinzen pflegte Friedrich gewöhnlich, nach deren Beendigung, entweder die Präsidenten und Direktoren der Kriegs- und Domainen-Kammern, oder die sämmtlichen Mitglieder derselben zu sich kommen zu lassen, um sich mit ihnen über einige ihm besonders wichtige Gegenstände, die Verwaltung der Provinz betreffend, zu besprechen. Dies war auch der Fall mit den Provinzial-Justiz-Kollegien, besonders, wenn über die Rechtspflege bei ihm unmittelbar Beschwerden eingereicht worden waren.

Bei einer Revue der Regimenter der magdeburgschen Inspektion, die bei Möckern abgehalten wurde, befahl einst der König am Abend des letzten Revuetages, daß das ganze Personal der magdeburgschen Kriegs- und Domainen-Kammer am folgenden Morgen bei'm Anbruch des Tages vor seiner Abreise vor ihm erscheinen solle.

Der König bewohnte, während dieser Revue, damals in der Vorstadt vor Magdeburg ein Absteigequartier. Zufällig sah er am Abend, kurz zuvor, ehe er sich zur Ruhe begab, aus dem Fenster, und wurde einen jungen Mann gewahr, der nach der damaligen Mode, zierlich gekleidet, das Haar künstlich frisirt und gepudert, in Schuhen und weißen seidenen Strümpfen, einen Galanteriedegen an der Seite, den Hut unter dem Arm, vor seiner Wohnung mit abgemessenen Schritten auf und nieder ging.

Kaum graute der Morgen, so wurde der König von seinem Kammerdiener geweckt; er frühstückte, ließ sich ankleiden und erwartete die Mitglieder der Kammer, um, nach einer kurzen Unterredung mit denselben, sogleich in den schon mit Vorspann versehenen Reisewagen zu steigen. Um frische Luft zu schöpfen, öffnete er das Fenster; er erstaunte aber nicht wenig, als er den Spaziergänger

von gestern Abend, ganz in dem nämlichen Anzuge, noch vor seiner Wohnung erblickte.

Dies fiel ihm auf, er befahl daher den Kammerdiener, sich bei dem Unbekannten zu erkundigen: wer er sey und weshalb er so lange vor des Königs Quartier auf und nieder gehe?

Auf diese Frage antwortete der Spaziergänger: er sey der Kriegs- und Domainen-Rath von Blumenthal, und da des Königs Majestät die Mitglieder der Kammer heute ganz früh zu sich beschieden hätte, so sey er schon seit gestern Abend hier herumgegangen, um nicht zu spät zu kommen.

Als dem Könige diese Antwort hinterbracht wurde, ließ er sogleich dem Präsidenten sagen: er kenne die Kammer schon und es wäre nicht nöthig, daß sich deren Mitglieder ihm präsentirten.

Einige Minuten darauf fuhr er davon, und Keiner konnte errathen, weshalb der König seinen Entschluß so plötzlich geändert habe.

Mehrere Monate verflossen, da starb der Direktor der Magdeburgschen Kammer. Der Departementsminister meldete dem Könige dessen Tod und machte Vorschläge zur Wiederbesetzung dieser Stelle.

Friedrich achtete aber nicht darauf, sondern schrieb auf den Bericht des Ministers eigenhändig:

„Kriegsrath von Blumenthal."

Bald darauf ernannte ihn der König zum Präsidenten und endlich zum Staatsminister; er schenkte ihm wegen seiner Pünklichkeit und seines Biedersinnes immer sein besonderes Zutrauen. Unter Friedrich's Nachfolger, Friedrich Wilhelm II. wurde er in den Grafenstand erhoben.

Auf einer Reise nach Schlesien zur Revue fuhr der König allein. Ein Soldat vom ersten Bataillon Garde, Namens Schlauch, der ihn zu rasiren pflegte, saß hinten auf dem Wagen. Es war außerordentlich heiß und Schlauch auf seinem Sitz eingeschlummert. Auf einmal weckte ihn ein Geräusch im Wagen; er sprang hinab, sah in den Wagen und den König ohnmächtig.

„Halt!" rief er ängstlich. Als dies geschehen war, riß er den Wagenschlag auf, zerschnitt den Rockärmel des Königs und öffnete

diesem mit einem Rasirmesser eine Ader. Kaum war etwas Blut gelaufen, kam der König wieder zu sich und fragte ungestüm:

„Schlauch, was machst Du mit mir?“

Schlauch erstattete Bericht von dem Zustande, in welchem er ihn gefunden, und setzte hinzu: aus Angst, daß Ew. Majestät nicht wieder erwachen könnten, ließ ich Sie auf der Stelle zur Ader, so gut es gehen wollte.

„Das hast Du gut gemacht!“

Schlauch verband die Ader und die Reise ging weiter.

Nach Potsdam zurückgekommen, mußte ihn Schlauch, wie gewöhnlich, rasiren. Eines Morgens sprach er zu ihm:

„Höre, Schlauch, ich will Dich in Ruhe setzen. Du bekommst von heute an jährlich sieben hundert Thaler, dabei freie Wohnung, Holz, Essen und Trinken; auch soll Dir ein Mensch zur Aufwartung gegeben werden, der monatlich sieben Thaler Lohn bekommt; aber Du mußt mich nach wie vor rasiren, und wenn ich krank bin, mir die Medizin nach Vorschrift des Arztes reichen. Bist Du damit zufrieden?“

Dankbar und mit Freudenthränen im Auge nahm Schlauch das großmüthige Anerbieten an und genoß diese Wohlthat bis zu seinem Tode, der wenige Monate nach des Königs Tode erfolgte.

Der englische Gesandte, Lord Marshal*), galt viel bei Friedrich.

---

*) Dieser Mann zeichnete sich eben so sehr durch seine Denkungsart, als Schicksale aus. Aus Großbritannien verbannt, trat er in Friedrich's Dienste, der über ihn das ihn ehrende Urtheil fällte: daß er ihn gezwungen, wieder an die Tugend zu glauben, obschon er so viele Treulosigkeit, Undankbarkeit und Bosheit unter den Menschen gefunden habe. Ein preußischer Generallieutenant hinterließ bei seinem Tode seiner Gattin, die Marshall sehr schätzte, nur Schulden und zwei Kinder. Da ihm ihre bedrängte Lage sehr zu Herzen ging, so sann er auf Mittel, sie zu erleichtern, ohne ihr Ehrgefühl zu verletzen. Ohne Neigung zu einer ehelichen Verbindung, entschloß er sich, die Wittwe zu heirathen und ihr ein Witthum von 1750 Thaler jährlich auszusetzen, das sie während seines Lebens schon genießen sollte.

Einſt fand ihn der König ſehr niedergeſchlagen; er fragte ihn um die Urſache, und der Geſandte antwortete: er ſey deshalb ſo betrübt, weil ſein Freund, J. J. Rouſſeau*), in der Schweiz verfolgt würde.

„So ſchreiben Sie Ihrem Freund,“ erwiederte der König: „daß er in meine Lande kommen ſoll; ich will ihm ein ſicheres Aſyl und eine Penſion von zwei tauſend Franks jährlich geben. Er ſoll in Pankow, dicht bei dem Schloßgarten von Schönhauſen, eine Stunde von Berlin, ein geräumiges Haus mit Garten und Wieſe haben, ſo daß er dort eine Kuh füttern, ſich hinlänglich Federvieh halten und Gemüſe bauen kann. Dort kann er in Ruhe und ohne Nahrungsſorgen leben, und ſeine Einſamkeit wird nichts ſtören. Von ſeinem Garten kann er in die ſchattigen Gänge des ſchönhauſer Gartens herumwandeln, denn die Königin hält ſich nur wenige Monate des Jahres dort auf.“

Marſhall war ſehr dankbar und froh über dies großmüthige Anerbieten, und ſchrieb ſogleich an den genfer Philoſophen. Er legte ſeinen Brief dem Könige vor der Abſendung noch vor, und Friedrich ſchrieb eigenhändig darunter:

„Venez, mon cher Rousseau: Je vous offre maison, pension et liberté.“

(Kommen Sie, lieber Rouſſeau; ich biete Ihnen ein Haus, eine Penſion und Freiheit an.)

„Dies frühzeitige Witthum iſt um ſo billiger,“ ſprach er: „da ſie von einem Manne, wie ich es ſeyn will, alle Ehre und Vorrechte des Wittwenſtandes im voraus genießen muß.“

Er verlangte von ſeiner Gattin nichts weiter, als daß ſie ſeinen Namen führe, und ob ihm gleich ihr Umgang viele Annehmlichkeiten hätte verſchaffen können, ſo hatte er doch feſtgeſetzt, daß weder er, noch ſie, ihre bisherige Wohnung verändern ſollte, damit Keiner der Freiheit des Andern Abbruch thäte.

Der Lord würde auch dieſe beabſichtigte eheliche Verbindung wirklich geſchloſſen haben, wenn ihn nicht der König von dem der Wittwe gegebenen Verſprechen dadurch befreit hätte, daß er die Gläubiger ihres verſtorbenen Mannes befriedigte und ihr eine ſolche Penſion anwies, wovon ſie mit ihrer Familie anſtändig leben konnte.

*) Jean Jacques Rouſſeau, geb. zu Genf den 28. Juni 1712, geſt. am 2. Juli 1778 zu Ermenonville.

Rouſſeau antwortete bald darauf:

Votre Majesté m'offre un asyle, et m'y promet la liberté! Mais Vous avez une épée, et Vous êtes Roi! Vous m'offrez une pension, à moi, qui n'ai rien fait pour Vous? Mais en avez Vous donné à tous les braves gens, qui ont perdu bras ou jambes en Vos services? —

(Ew. Majeſtät bieten mir ein Aſyl an, und verſprechen mir dort Freiheit! Sie haben aber ein Schwert und ſind König! Sie verheißen mir eine Penſion, mir, der nichts für Sie gethan hat? Haben Sie aber ſchon allen den braven Leuten eine Penſion gegeben, die in Ihrem Dienſte Arme und Beine verloren haben?)

So oft nach der Zeit die Rede auf Rouſſeau kam, ſagte Friedrich beſtändig:

„Oh celui-là est un fou!“

(O der iſt ein Narr!)

Als Lord Marſhall wieder von ſeinem Geſandtſchaftspoſten aus Paris nach Potsdam zurückgekommen, beſchloß er, nach Schottland zurückzukehren, und in ſeiner Heimath die übrigen Tage ſeines Lebens zuzubringen.

Friedrich willigte höchſt ungern in dieſen Entſchluß, er gab jedoch endlich nach.

Als Marſhall von dem Könige Abſchied nahm, umarmten ſich Beide mit thränenden Augen und Friedrich ſprach zu dem Lord:

„Wenn es Ihnen in Schottland nicht gefallen ſollte, ſo erinnern Sie ſich, daß Sie hier einen Freund haben, der Sie immer vermiſſen wird, und deſſen Kummer Sie jeden Augenblick enden können, ſobald Sie es nur wollen.“

Nach Marſhall's Reiſe ſchrieb ihm der König:

„Hätte ich eine Seemacht, ſo würde ich Sie aufheben und aus Schottland wegführen laſſen. So aber kann ich Ihnen, lieber Marſhall, nur freundſchaftliche Arme entgegen ſtrecken; kehren Sie wieder in den Schoß der Freundſchaft zurück, leben Sie mit ihr.“

Dieſer Wunſch des gefühlvollen Königs wurde auch bald erfüllt. Marſhall fand in Schottland die alten Freunde nicht mehr, und obgleich ſeine Landsleute ihm mit zuvorkommender Ach-

tung und Liebe begegneten, so wollte ihm doch das Klima nicht behagen; er kehrte zu seinem königlichen Freunde zurück.

Friedrich ließ ihm nun ein hübsches und bequemes Haus bei Potsdam bauen, aus welchem er durch den Garten nach Sanssouci gehen konnte. Es stand ihm frei, täglich bei dem Könige zu speisen oder auch nach Gefallen weg zu bleiben. Ließ er dem Könige sagen: daß er bei ihm speisen wolle, so setzte sich dieser nicht eher zu Tische, als bis der Lord erschien. Bei Tafel legte ihm der König selbst vor, und wählte immer das aus, was nach Marshall's Geschmack war und dieser hielt nach aufgehobener Tafel seine Mittagsruhe in einem für ihn besonders dazu bestimmten Zimmer.

Als der Lord, wegen seines hohen Alters nicht mehr ausgehen konnte, besuchte ihn der König oft, um sich mit ihm zu unterhalten.

Friedrich befahl dem Kapellmeister Graun*), sogleich eine Probe seiner neuen Oper zu veranstalten, weil er der Generalprobe, die in wenigen Tagen seyn sollte, nicht beiwohnen könnte.

Die Probe begann; der König, mißgelaunt, ließ sich die Partitur geben, und strich mehrere Seiten in derselben. Graun wartete ruhig das Ende ab.

„Alles was ich gestrichen habe, muß anders gemacht werden," sagte endlich der König: „das ist Seiner nicht werth, und gefällt mir nicht."

Das bedaure ich sehr, erwiderte Graun: indessen werd' ich keine Note ändern, denn Übermorgen ist Generalprobe und bis dahin kann nichts Neues einstudirt werden — und dann hab' ich noch ein wichtigeres Argument, das kann ich Ew. Majestät aber nur sagen, wenn Sie gnädiger seyn werden.

„Graun!" rief Friedrich aus: „auf Ihn bin ich nicht ungnädig, und es nie gewesen, deshalb will ich Sein Argument gleich wissen."

Nun dann! versetzte Graun, indem er seine Partitur in die Hand nahm, über dies hier bin ich König.

---

*) Karl Heinrich Graun (Kapellmeister) geb. 1701 zu Wehsenbrück, gest. den 8. August 1759.

Der König lächelte, und sagte liebreich:
„Er hat Recht! Es bleibt Alles bei'm Alten.“

Der König trug einst in einem seiner Privatkonzerte auch eigene Kompositionen vor. In einer derselben befand sich ein fehlerhafter Satz.

Bei dem Vortrage konnte Quanz*) sich nicht erwähren, ziemlich laut zu räuspern und Benda**) hob durch seine Begleitung den Fehler so sehr heraus, daß er noch auffallender werden mußte.

Dem Könige entging es nicht, er äußerte sich jedoch darüber mit keiner Sylbe. Nach beendigtem Konzert sprach er aber darüber mit Benda und fragte ihn um Rath, wie dieser Fehler zu ändern sey. Benda ertheilte solchen; der König änderte den Satz und sprach dann zu ihm:

„Wir dürfen Quanz keinen Katarrh zuziehen.“

Der König hatte von Quanz eine neue Flöte verlangt, und dieser für deren Anfertigung zu sorgen versprochen. Einige Male erinnerte er Quanz daran, erhielt aber zur Antwort: wie die Anfertigung eines solchen Instruments Zeit erfordere, und er ihm eine Flöte von vorzüglichem Werth zu überreichen wünsche.

Da der König seine Anfragen mit sichtbarer Ungeduld über die Verzögerung erneuert hatte, so brachte ihm Quanz eine Flöte, übergab sie ihm, aber mit den Worten:

Hier ist die neue Flöte, Ew. Majestät! Sie ist, — ich kann es mit Wahrheit sagen — ganz vortrefflich; aber ich muß es mir ausdrücklich ausbedingen, da sie erst geölt worden, sie noch ge-

---

*) Johann Jakob Quanz war am 30. Januar 1697 geboren in dem Dorfe Oberschaden bei Göttingen. Er starb am 12. Juli 1783 zu Potsdam.

**) Georg Benda, geboren im Jahre 1721 zu Jung-Bunzlau in Böhmen, wurde von dem Könige in dessen Kapelle bei der zweiten Violine angestellt. Im Jahre 1748 ward er Kapellmeister bei dem Herzog von Gotha. Er lebte die letzten Jahre, abgeschieden von der Welt, in Köstritz und starb daselbst am 6. November 1795.

raume Zeit liegen zu lassen, ehe Sie darauf blasen. Versprechen Sie mir das?

Der König, die Flöte mit Wohlgefallen besehend, erwiderte:

„Ich versprech's Ihm.“

Des Abends pflegte der König mit einigen seiner Kammermusikern bei Quartetten die Flöte zu blasen.

Dies war der Fall am folgenden Abend. Als die musikalische Unterhaltung beginnen sollte, erinnerte er sich der von Quanz erhaltenen neuen Flöte, machte die Mitspieler mit dieser Acquisition und der Bedingung, die ihm dabei gemacht worden, bekannt, meinte aber, er wolle sie doch einmal versuchen.

Dagegen hat, wie leicht zu denken, Keiner etwas zu erinnern. Er stellte sich mit ihr vor das Notenpult, wobei er gewöhnlich das Knie des rechten Fußes auf einem Sessel ruhen ließ. Mit beiden Händen führte er schon die Flöte an den Mund; da ließ er die eine Hand plötzlich los, die Flöte sinken und sprach:

„Quanz will es noch nicht haben, daß ich auf dieser Flöte blasen soll, ich hab's ihm versprochen und muß Wort halten.“

Er legte die Flöte auf den Stuhl, worauf er mit dem einen Knie ruh'te, nahm eine andere, und die Musik begann.

Während des Blasens hatte sich der König hin und her bewegt, der Schooß seines Kleides die neue Flöte berührt, deren Klappe sich in solchen eingehäckelt und als er raschen Schrittes von dem Pulte zurücktrat, schleuderte er die Flöte auf die Dielen. Durch diesen Fall hatte das Mittelstück einen Sprung bekommmen, und den König schien es zu beunruhigen.

Die Flöte in der Hand haltend und den Sprung an dem einen Stück davon betrachtend, sprach er:

„Was wird nun Quanz sagen? — Der wird gewiß doppelt böse seyn, denn er wird sich einbilden, daß ich, seinem Verbot zum Trotz, schon darauf gespielt habe. — Wenn ich's ihm auch versichere, daß dies der Fall nicht gewesen, er glaubt es mir nicht. — Was ist dabei zu thun?“

Nach einem kleinen Nachsinnen setzte er sich zum Schreiben nieder, es war eine Art Protokoll über den ganzen Vorfall, zu seiner Rechtfertigung. Die Musiker mußten es, als Zeugen, unterschreiben; er sandte es mit der zerbrochenen Flöte an Quanz.

Der Schaden wurde durch diesen wieder gut gemacht und er gab darauf die Flöte dem Könige zurück.

Fasch*) sprach einst mit dem Könige von Graun's Passionsmusik: der Tod Jesu, mit dem größten Lobe.

„Ja," sagte der König: „das ist seine beste Oper! Wenn er länger gelebt hätte, würd' er's immer besser gemacht haben. Sein Te deum hat mir damals in meiner Lage sehr gut gefallen, obgleich es mitunter auch sehr lustig darin hergeht. Selbst die Freude muß in der Kirche einen Ernst behalten, der dem geheimnißvollen Wesen zukommt."

In einem Adagio, das der König blies, kam eine Stelle zweimal vor, die mit der großen Sexte beziffert war, Fasch griff auf dem Klavier an deren Stelle ein anderes Intervall.

Als die Stelle zum zweitenmal vorkam, rief der König kurz zuvor: „Die große Sexte!"

Wie Ew. Majestät befehlen! sagte Fasch und schlug die Sexte derb an.

Nach Beendigung des Stücks fragte der König:

„Glaubt Er, daß die Sexte falsch ist?"

Ja, Ew. Majestät.

„Wenn's aber der Komponist haben will?"

So bleibt sie doch falsch.

„Quanz sagt aber, daß die Sexte hier stehen könne."

Herr Quanz kann Recht haben; ich halte mich an die Sexte und diese ist falsch.

„Nu, nu! Es ist doch keine verlorne Schlacht!"

Einst phantasirte der König auf der Flöte meisterhaft, und sein schmelzendes Adagio machte einen so tiefen Eindruck auf Fasch, daß er ein leises Bravo nicht unterdrücken konnte.

*) Karl Friedrich Christian Fasch, Kammermusikus, geboren am 18. Nov. 1736 zu Zerbst, gestorben am 3. August 1800 zu Berlin.

Als dies Friedrich hörte, schien es ihm Vergnügen zu machen, und nach beendigtem Spiel sagte er zu Fasch:

„Mein Spiel gelingt mir vorzüglich, wenn ich mich vorher in eine solche Lage denke, die meine Einbildungskraft beschäftigt, und mein Gemüth bewegt. Jetzt dacht' ich mir den Augenblick, wo die patriotische Römerin Volumnia in ihren Sohn Coriolan dringt, das Heer der Volsker von Rom's Grenzen abzuführen. Daher ist auch mein Adagio gut ausgefallen."

Er unterhielt sich einst mit Tonkünstlern über Musik. Es kam die Rede auf den Canon. Da sprach er:

„Viele Musiker wissen nichts davon, und die es verstehen, thun so gelehrt damit, als wenn unser Einem das überhohe Dinge wären. Mich aber freut's immer, wenn ich finde, daß sich auch der Verstand mit der Musik zu schaffen macht. Wenn eine schöne Musik auch gelehrt klingt, das ist mir so angenehm, als wenn ich bei Tische klug reden höre."

Als Friedrich einst von Schlesien nach Berlin zurückgekommen war, ließ er sogleich den Kapellmeister Graun zu sich rufen.

„Graun!" sagte er zu ihm: „spiel' Er mir doch den Anfang seines ersten Rezitativs im Tod Jesu vor."

Graun that es.

„Gerade so, gerade so!" rief der König: „ich habe mich nicht verhört."

Graun wußte nicht, was der König damit sagen wollte; doch dieser fuhr fort:

„Ich will Ihm sagen, was ich damit meine. Ich hab' in Breslau ein Abendlied gehört; davon fängt sich jeder Vers wie sein Rezitativ an. Das Lied heißt: Der gold'nen Sonne Lauf und Pracht. Sieht Er, da hab' ich Ihn auf einem musikalischen Diebstahl ertappt. — Aber laß Er's nur gut seyn, es macht Ihm Ehre, mit dem frommen Liederkomponisten auf den nämlichen Gedanken gestoßen zu seyn."

Graun, der dieſen Vorfall nicht vergeſſen konnte, ließ ſich die ihm unbekannte Melodie des Liedes von Schleſien ſchicken, und fand, daß der König vollkommen recht gehört hatte.

Als er mit Quanz davon ſprach, fragte ihn dieſer: wollen Sie nun nicht die Stelle ändern?

„Gott behüte mich!“ rief Graun aus: „ſie iſt mir der theuerſte Beweis von dem Gedächtniß und dem Beifall meines Königes.“

Jeder, auch der Geringſte, wandte ſich mit Bittſchriften an den König, da jeder die Überzeugung hegte, daß ſie in ſeine Hände kämen und er ſie ſelbſt läſe, und Jeder das Vertrauen hegte, ſein Geſuch würde gewährt werden.

Es konnte daher auch nicht fehlen, daß er ſehr oft mit ganz ſonderbaren, oft albernen Bitten behelligt wurde, und daß man Geldunterſtützungen von ihm verlangte; dann ſchrieb er wohl auf ſolche Eingaben: „non habeo pecuniam, — ich habe keinen Groſchen übrig, — ich bin arm, wie Hiob.“

Ein Landgeiſtlicher bat ihn mit treuherziger Einfalt um einen Befehl, daß ſeine Eingepfarrten ihm Fourage für ein Pferd liefern ſollten, weil er nach ſeinem Filial zu Fuße gehen müſſe, und es ihm ſehr beſchwerlich falle.

Der König ſchrieb unter die Eingabe:

„Es heißt nicht: reitet in alle Welt, ſondern gehet in alle Welt und predigt allen Völkern.“

Der König erhielt einſt eine Eingabe, deren Gegenſtand höchſt abgeſchmackt und deren Darſtellung höchſt breit, unlogiſch nnd ſchlecht ſtyliſirt war.

Dennoch las er ſie mit großer Geduld bis zum Schluß und ſagte darauf zu einem Kabinetsrath, indem er ihm die Eingabe hinreichte:

„Antwort' Er dem Manne; ich habe da meine Gedanken aufgeſetzt.“

Bei näherer Beſichtigung fand man auf der Kehrſeite der Eingabe einen Eſelskopf von der Hand des Königs.

Es wurde ihm die Bestätigung der Wahl eines Landraths vorgelegt. Der Vorgeschlagene hatte die meisten Stimmen gehabt, und der Bericht des Ministers enthielt eine vortheilhafte Schilderung desselben.

Der König stutzte bei dem Namen des Vorgeschlagenen, und verlangte den Minister zu sprechen.

„Wie kommt man auf diesen Mann?“

Die Familie ist Ew. Majestät gewiß bekannt; sie hat viele treffliche und verdienstvolle Männer aufzuweisen.

„So macht dieser keine rühmliche Ausnahme.“

Der Minister erschrack, war verlegen, und suchte sein Urtheil über den zum Landrath Gewählten zu rechtfertigen; gab auch dabei zu verstehen, daß man wohl dem Monarchen eine nachtheilige Meinung beigebracht haben könne, und Jenem Dinge anschuldige, die nicht erwiesen wären.

„Da irrt er sich sehr,“ sprach Friedrich: „ich werd' Ihm beweisen, daß ich meine Leute kenne.“

Er befahl, daß man ein Aktenstück, das bei dem Kammergericht vorhanden sey, holen solle.

Als Friedrich die Akten erhielt, blätterte er in solchen, und zeigte dem Minister darin eine Verhandlung.

„Seh' Er hier,“ sprach er zu ihm: „dieser Mann hat mit seiner leiblichen Mutter um einige Hufen Acker einen weitläuftigen Prozeß geführt und sie hat um eine solche Lumperei auf ihrem letzten Krankenlager noch einen Eid schwören müssen. Wie kann ich von einem Menschen mit solchem Herzen erwarten, daß er für das Beste meiner Unterthanen sorgen wird? — Daraus wird nichts, man mag einen Andern wählen.“

Der Oberst von G*** im Gefolge des Königs besaß bei einer sehr zahlreichen Familie so wenig eigenes Vermögen, daß er die Ausgaben, die sein Verhältniß forderten, nicht bestreiten konnte, und sich genöthigt sah, Schulden zu machen. An zwei tausend Thaler waren diese angewachsen, und der sonst so rechtliche Mann sah kein Mittel, diese zu tilgen. Er wurde tiefsinnig darüber, suchte die Einsamkeit und entzog sich aller heitern Gesellschaft.

Dem Monarchen fiel solches auf; er erkundigte sich bei einem Freunde des Obersten, und erfuhr von diesem den Grund dieser Verstimmung.

Einst, nach einem Spazierritte, befahl ihm der Monarch, ihm auf sein Zimmer zu folgen.

„Hör' Er, lieber Oberst von G***," redete ihn Friedrich an: „ich sehe mit Bedauern, wie Er seit einiger Zeit so auffallend gealtert hat. Sag' Er mir, was Ihm fehlt; Er weiß, ich bin Sein Freund; Er wird wissen, daß gute Freunde sich ihren Kummer entdecken müssen."

Der Oberst schwieg. Dem Monarchen entging es nicht, in welchem Kampfe Armuth und Ehrgefühl bei ihm waren.

„Ich weiß, Er ist krank, und da will ich ihm mit einer Arznei zu Hülfe kommen, die ihn gewiß curirt. Komm' Er her."

Friedrich winktete ihn an den Schreibtisch.

„Ich habe erfahren, daß Er zwei Tausend Thaler schuldig ist."

Bei diesen Worten nahm der König zwei unter mehreren Papieren versteckte Rollen.

„Hier sind zwei tausend Thaler, damit bezahl' Er Seine Schulden."

Darauf nahm er zwei andere Rollen und sagte:

„Und hiermit richt' Er sich so ein, daß Er keine Schulden weiter zu machen braucht."

Der König stand eines Morgens im Schlosse zu Potsdam am Fenster.

Ein Handwerksbursche stand auf der langen Brücke, er hatte sein Felleisen bei Seite gelegt, und sah mit emporgerichtetem Kopfe gen Himmel.

Der König wurde es gewahr, und da der Handwerksbursche in dieser Stellung blieb, fiel es ihm auf; er befahl, den Menschen zu ihm zu bringen.

„Wer seyd Ihr?" fragte er ihn, als er vor ihm erschien.

Ein Weißgerbergeselle.

„Wo wollt Ihr hin?"

Nach Berlin.
„Wie kommt Sie her?“
Auf Reisigs.
„Gefällt denn da seine Arbeit, seinen Verdienst?“
Ei ja, es leben gieb's wohl, aber —
„Aber?“
Wenn will sich auch weiter in der Welt umsehen, und Berlin soll eine schöne Stadt sein.
„Da?“
Ja, und man soll auch da recht gut leben können.
„Wenn man arbeitet.“
Ich bin mein Lebtage über kein Faullenzer gewesen.
„Nun, das ist gut! Geht in Gottes Namen und lebt fleißig.“
Er selbst, dem Handwerksburschen zum Freundschaft zu geben.
Mit dieser Ermahnung, sprach er: Zunächst Dank. Die Gesellschaft — Kenner ich wieder nach Sachsen, will ich's aller Welt erzählen, und Sie für ein gnädiger und freigebiger Herr sind.
„Nein! nein! das laß' Er bleiben! Ich möchten somit meine Wohlgewogenheiten sich bei mir weisen, und sich erkundigen wollen, ob Er auch die Wahrheit gesagt hat.“

Friedrich machte sich oft über den Fürsten von G***, wegen seiner bodenständigen Unterschiede, lustig.
Als er sich die Ehre von der verwitweten Frau war, die, nach der Tage des Abenteuerlichen, sich zuweilen auf dem königlichen Schlosse in Berlin, wenn sich merkwürdige Originale in der Königlichen Familie zugetragen, sehen ließen, fragte Friedrich den Fürsten:
„Haben Sie auch in Ihrer Familie eine ähnliche Tradition?“
Was einer weisen Frau wissen wir nicht, versetzte der Fürst, und um ein Exempel zu sagen, sage es lieber: aber wohl von einer grünen.
Wenn der sich nur etwas gehen läßt, empfiehlt der König: aber desto mehr von grünen Affen!

Ein Domainenpächter, mit Namen Ochs, war viele Jahre über in dem Besitze eines Domainenamtes gewesen, und hatte sich dadurch ein ansehnliches Vermögen erworben.

Dies erweckte Neider; Mehrere meldeten sich bei dem bevorstehenden Ablauf seines Pachtkontrakts, und boten ein höheres jährliches Pachtquantum, um ihn aus der Pachtung zu verdrängen. Vorzüglich gab ein Mann, Namens Krebs, sich alle erſinnliche Mühe, das Domainenamt des Amtmanns Ochs zu erhalten, und erbot sich, sechs tausend Thaler jährlich mehr Pacht zu zahlen.

Dem Amtmann Ochs wurde von der Behörde die Wahl gelassen, ob er dies höhere Pachtgeld zahlen, oder nach Ablauf seines Kontraktes abziehen wolle. Alle Vorstellungen von seiner Seite waren fruchtlos; es blieb bei diesem Beschlusse.

Der Amtmann Ochs schrieb nun unmittelbar an den König, trug ihm kurz und bündig vor, in welcher Lage er sich befände, und daß ein gewisser Krebs ihn, durch das Anerbieten von einer mehr zu zahlenden Pacht von sechs tausend Thalern jährlich, zu verdrängen suche. Er schloß seine Vorstellung mit den Worten:

„Bei der bisher gezahlten Pacht haben sich Ew. Majestät Unterthanen auf dem mir anvertrauten Domainenamte sehr wohl befunden, und ich habe die Genugthuung gehabt, daß sie mir alle den Namen Vater gegeben, weil ich väterlich für sie sorgen konnte und es auch gethan habe. Sollte ich aber noch sechs tausend Thaler jährlich zu der bisher entrichteten Pacht zahlen, so würde ich dies nur durch Bedrückungen der Unterthanen leisten können, und unter diesen Umständen will ich lieber auf das Amt, als auf den mir erworbenen Namen Verzicht thun.“

Friedrich schrieb am Rande der Vorstellung:

„Es bleibt der Ochs, der feste steht,
Und nicht der Krebs, der rückwärts geht.“

Der Amtmann Ochs behielt das Domainenamt gegen die alte Pachtsumme nach wie vor.

Friedrich unterhielt sich oft sehr herablassend mit dem Juwelier Reclam.

Einst fragte er ihn, da er sehr munter gelaunt war:

„Wie viel Kinder hat Er?“

Vier, Ew. Majestät, drei Söhne und eine Tochter.

„Töchter sind leichte Waare, die muß Er je eher, desto lieber los zu werden suchen.“

Ja, Ew. Majestät, das ist leicht gesagt, aber schwer gethan. Ich bin kein reicher Mann.

„Weiß Er was? Ich will Ihm einen guten Rath geben. Er muß fleißig unter den Linden spatzieren gehen, die Nase in die Luft, die Hände auf dem Rücken tragen, und die Backen aufblasen. Dann wird Er bald für einen reichen Mann gelten.“

Der Kammerdirektor von M., früher Offizier, gerieth mit einem Rath des Kollegiums, bei'm Vortrage, in harten Wortwechsel. Er vergaß sich dabei so sehr, daß er diesem mit Ohrfeigen und Stockschlägen drohte, und dabei ausrief:

„Der König hat mich hierher gesetzt, daß ich Ordnung halten, und Euch Herren zur Raison bringen soll.“

Über diese Insolenz beschwerte man sich sogleich bei'm Könige; er schrieb an den Kammerdirektor:

„Wie könnt Ihr Euch unterstehen, und Männern von Ansehen mit Ohrfeigen drohen? Habt Ihr das im Militairstande gelernt, und ist das Mein Wille? Gewiß nicht! Eure Grobheit macht Euch keine Ehre. Versöhnt Ihr den Mann nicht gleich auf die beste Art, und Ich erfahre dergleichen Streiche von Euch wieder; so habt Ihr es mit Mir zu thun, und Ich werde Euch dann nach der Strenge bestrafen, und vom Dienst setzen; wißt Ihr das?

Friedrich.“

„Was ist das für ein Mensch?“ fragte der König, als er, umgeben von seinen Adjutanten und andern Offizieren seines Gefolges auf den Paradeplatz in Potsdam gekommen war, um der Parade seiner Garde beizuwohnen; „er scheint hier etwas zu suchen.“

Er ist mir auch aufgefallen, nahm Einer seiner Umgebung das Wort: eh' Ew. Majestät kamen, ist er hier überall umhergegangen, hat Jeden forschend angesehen, mit dem Kopf geschüttelt und sich abgewandt.

„Geh' Er doch einmal hin zu dem jungen Menschen," sprach der König zu einem Flügeladjutanten: „und frag' Er ihn, wen oder was er hier sucht?"

Der Beauftragte erfüllte den erhaltenen Befehl mit ziemlich barschem Tone.

„Ich such' einen Vetter," erwiederte der Befragte schnell, ohne sich zu besinnen.

Der Flügeladjutant hinterbrachte dem Könige diese Antwort.

„Warum hat Er nicht gefragt, wie dieser Vetter heißt und was er ist? — Darnach erkundige Er sich noch."

Der Adjudant ging auf's neue zu dem jungen Manne, und legte ihm diese Fragen vor.

„Das weiß ich nicht."

Das sollten Sie nicht wissen? meinte der Adjutant, und setzte entrüstet hinzu: Herr! das bilden Sie einem Andern ein, nur mir nicht! Ich frage Sie nicht in meinem Namen, sondern im Namen Sr. Majestät des Königs, der mich zu Ihnen schickt.

„Ich kann's Ihnen heilig betheuern, daß ich den Stand und Namen des Vetters nicht weiß, den ich hier suche. Warum sollt' ich ein Geheimniß daraus machen, wenn ich's wüßte. Wenn mich der König selbst früge, könnt' ich ihm keine andere Antwort geben."

Der Adjutant versuchte durch Vorstellungen, selbst Drohungen den Unbekannten zu einer vernünftigen und bestimmten Antwort zu bringen; aber umsonst. Er hinterbrachte dem Könige, welche alberne Antwort er erhalten und wie der Befragte hartnäckig bei solcher geblieben, mit der Bemerkung, er glaube, der junge Mensch sey nicht recht bei Sinnen.

„Ich will ihn selbst sprechen!" rief der König aus. Er wurde sogleich herbeigerufen.

Ohne Schüchternheit, aber mit dem Anstand eines gebildeten jungen Mannes näherte er sich dem Könige mit ehrerbietiger Verneigung.

„Wer ist Er?"

Ich bin ein Kandidat der Theologie, Ew. Majestät.

„Er sucht hier einen Vetter, wie Er gesagt hat, und weiß doch dessen Stand und Namen nicht; was soll man davon denken?"

Ew. Majestät! dazu hab' ich sehr gute Gründe. Ich habe das Meinige erlernt, bin im Examen bestanden und kann es mit gutem Gewissen behaupten, daß Niemand auftreten und mich einer unsittlichen Handlung beschuldigen wird. Dennoch muß ich mich fortwährend durch Privatunterricht kümmerlich ernähren und auf alle meine Bewerbungen um Predigerstellen bin ich abschlägig beschieden worden. Es waren immer Andere da, denen solche zu Theil wurden, weil sie ein Vetter oder sonstiger Anverwandter, der Einfluß hatte, dazu empfahl. Nun ist es mir wohl nicht zu verdenken, daß ich mich auch nach einem solchen Vetter umsehe. Den wollt' ich hier suchen. Wenn ich also gesagt, daß ich seinen Stand und Namen nicht wußte, so ist das nur die reine Wahrheit.

Friedrich lächelte über den Kunstgriff des Kandidaten, um sich ihm bemerkbar zu machen und seine Beschwerde anzubringen.

„Nachmittag um drei Uhr komm' Er auf's Schloß zu mir," sprach er zu dem Kandidaten und entließ ihn.

Nach der Parade heimgekehrt in das Schloß, befahl er: einen Geistlichen, der in dem Ruf gründlicher Gelehrsamkeit stand, um drei Uhr ebenfalls zu sich zu bescheiden.

Dieser und der Kandidat stellten sich zur bestimmten Zeit ein. Sie wurden gemeldet und mußten zu ihm eintreten.

Der König wandte sich an den Geistlichen mit den Worten:

„Examinir' Er mir hier diesen Kandidaten; es ist mein Vetter, und ich will wissen, ob er so viel gelernt hat, daß ihm eine Predigerstelle anvertraut werden kann."

Der Geistliche gehorchte. Es begann ein Examen, der Befragte blieb keine Antwort schuldig, und wurde nur selten in solchen von dem Examinator rektifizirt. Der König hörte der Prüfung aufmerksam zu und fragte nach deren Beendigung den Geistlichen:

„Was hält Er von dem Kandidaten?"

Ew. Majestät, er ist im Examen sehr gut bestanden.

„So soll meinem Vetter die erste konvenable Pfarre ertheilt werden. Das ist nicht mehr wie billig!" Dann wandte er sich an den Kandidaten und fragte ihn: „Hat Er gehört, was ich beschlossen habe?"

Dieser verneigte sich tief und stammelte seinen Dank.

Beide wurden entlassen, und es erging sogleich eine Kabinetsordre an das Departement der geistlichen Angelegenheiten, in welcher diesem befohlen wurde: den Kandidaten nach der ihm mündlich ertheilten Zusicherung zu versorgen. Dies erfolgte auch bald.

Als Lord S*** als englischer Gesandter nach Berlin reisete, traf er den Parlamentsrath D** im Haag an.

Der Letztere äußerte den Wunsch, den Gesandten begleiten zu dürfen, in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit dem Könige vorgestellt zu werden.

Beide kamen in Potsdam gerade zur Revuezeit an. Friedrich schickte gleich nach ihrer Ankunft zu dem Gesandten und ließ ihn einladen, der Revue mit beizuwohnen.

Der Gesandte und der Parlamentsrath nahmen dazu Miethpferde; unglücklicher Weise erhielt der Letztere ein ausrangirtes Offizierpferd.

Kaum angekommen in der Gegend, wo die Truppen ihre Evolutionen machten, setzte sich das Pferd des Parlamentsraths bei'm Klange der Trompeten und Pauken in Galopp, und schloß sich an die Linie der Kavallerie an. Trotz allen Anstrengungen seines Reiters, der dabei Hut und Perrücke verlor, machte es alle Manoeuvres mit.

Als Friedrich diese lächerliche Scene gewahr ward, ritt er zu dem Gesandten und sagte zu ihm:

„Ihr Parlamentsrath ist sicher der schlechteste Reiter in Ihres Königs Staaten, aber hoffentlich wird er seinen Sitz mit mehrerer Würde auf seinem Wollsack behaupten."

Als der König von der Reise nach Preußen zur Huldigung zum erstenmale wieder nach Berlin kam, fiel, nach einer anhaltend rauhen und dürren Witterung, ein warmer und erquickender Regen.

Der neben ihm im Wagen Sitzende sprach zu ihm:

Sire, ein solcher Regen ist eine glückliche Vorbedeutung von einer an großen Thaten fruchtbaren Regierung.

„Ich danke für das Kompliment," erwiederte Friedrich mit ſarkaſtiſchem Lächeln: „ich muß aber ſehr bitten, Niemand von dieſem Prognoſtikon etwas zu ſagen, ſonſt möchten die Leute glauben, ich hielte mir einen Hofpropheten."

Er ſah es ungern, wenn Männer, die in ſeinem Dienſte ſtanden, mit fremden Geſandten Umgang hatten, ſelbſt, wenn ſie zufällig mit ihnen in Geſellſchaft zuſammentrafen, ſich mit ihnen in ein längeres Geſpräch einließen. So bald er etwas davon erfuhr, blieb ein Verweis, mehr oder minder groß, nie aus.

Einſt bemerkte er einen Offizier aus ſeinem Gefolge, der bei einer Aſſemblee auf dem Schloß mit dem öſterreichiſchen Geſandten in einer Ecke des Saales ſehr lebhaft ſprach.

Am andern Tage rief er bei der Parade den Offizier zu ſich.

„Mit wem ſprach Er geſtern bei der Cour da im Winkel?"

Ew. Majeſtät, es war der öſterreichiſche Geſandte.

„Und wovon ſprach Er mit ihm?"

Von ganz gleichgültigen Dingen.

„Nun wenn das iſt, ſo iſt's ſehr unanſtändig von Ihm, daß Er zu gleichgültigen Dingen nicht auch gleichgültige Geſten macht. Gewöhne Er ſich das ab, ſonſt mögte man in Wien davon ſprechen."

Friedrich ſchätzte den Großkanzler, Freiherr von Cocceji ſehr. Dieſer hatte einen Sohn, der, nach Beendigung ſeiner Studien auf der Univerſität, wo er ſich der Rechtsgelahrtheit gewidmet, wieder nach Berlin zurückgekommen war, aber nun als Diplomat ſeine Karriere machen wollte, und dem der König den Titel Hof- und Legationsrath gegeben hatte.

Der junge von Cocceji war ein baumſtarker, faſt rieſengroßer Mann, von ſehr heftigem Temperamente. Damals machte eine Tänzerin bei der italieniſchen Oper, mit Namen Barbarini, Furore. Sie hatte eine Menge mehr oder minder begünſtigte Verehrer, und zur Zahl der leidenſchaftlichſten gehörte auch der Legationsrath von Cocceji.

So oft sie tanzte, suchte er sich einen Platz dicht an der Bühne zu verschaffen, wo seine Augen ihren künstlichen Luftsprüngen unausgesetzt folgten. Ein anderer junger Mann, der ihr nicht minder huldigte, suchte ebenfalls immer einen solchen Platz, und so traf es sich dann, daß Beide Nachbarn wurden.

Cocceji bildete sich ein, daß die schöne Tänzerin seinem Nachbar freundlichere Blicke zuwerfe als ihm. Seine Eifersucht entbrannte, und seiner nicht mächtig, ergriff er voll Wuth den Nebenstehenden plötzlich, der im Anschauen versunken, nichts ahnete, hob ihn, bei seiner Körperstärke, wie ein Kind in die Höhe und schleuderte ihn auf das Theater.

Dies Intermezzo machte allgemeine Sensation, da aber Friedrich selbst der Oper in einer Loge beiwohnte, so verhielt sich das Publikum ruhig. — Der so plötzlich auf die Bühne Geschleuderte raffte sich von seinem Fall empor, und glaubte, sich über diese unziemliche Störung vor dem Könige und den Zuschauern rechtfertigen zu müssen. Er sagte also, sich nach der Loge wendend, in welcher der König saß:

„Es ist nicht meine Schuld; der Legationsrath von Cocceji“— mit dem Finger auf ihn deutend — „hat mich hierher geschleudert, eh' ich's mir versah.“

Er verschwand hinter den Koulissen. Die Oper wurde bis zum letzten Ballet, ohne weitere Störung, gespielt.

Der Großkanzler von Cocceji erfuhr noch am nämlichen Abend den Vorfall. Er war außer sich vor Schreck. Am folgenden Morgen fuhr er zum Könige und bat um eine Audienz. Sie wurde ihm bewilligt.

„Sire,“ sprach er mit zitternder Stimme: „ich komme zu Ew. Majestät, als ein sehr unglücklicher Vater, tief gebeugt durch die Aufführung meines ungerathnen Sohnes. Er hat sich gestern Abend, in Ew. Majestät Gegenwart, einen Frevel erlaubt, bei dessen Gedanken mich noch ein eiskalter Schauer überläuft. Eine solche Verletzung alles schuldigen Respekts für Ew. Königl. Majestät, alles Anstandes, den er dem gebildeten Theil des hiesigen Publikums schuldig war, verdient die strengste Ahndung, und ich fleh' Ew. Majestät daher um die einzige Gnade, mir eine solche strafbare

Handlung nicht entgelten, den Verbrecher aber, ohne Schonung, exemplarisch bestrafen zu lassen."

Friedrich hatte den Großkanzler, ohne ihn zu unterbrechen, ruhig angehört. Dann sprach er zu ihm in sehr freundlichem Tone:

„Sey Er ganz ruhig, mein lieber Cocceji! was kann Er dafür? Aber Sein Wunsch soll erfüllt werden; ich werde den Brausekopf auf eine Festung schicken, da wird er schon zur Raison kommen."

Cocceji bedankte sich unterthänigst für diesen Bescheid und beurlaubte sich mit leichterm Herzen, als er vor den König getreten war. Friedrich hielt Wort, er schickte — zur großen Ueberraschung des Großkanzlers — dessen Sohn nach der Festung Glogau als — Geheimen-Justizrath*).

Einige Jahre vor dem siebenjährigen Kriege bemerkte Friedrich bei der Specialrevue eines Regiments einen Fahnenjunker, der ihm älter zu seyn schien, als diese gewöhnlich zu seyn pflegen.

„Wie alt ist Er, und wie lange hat Er gedient?" fragte ihn der König.

Ich diene jetzt neun Jahre, und bin schon sechs und zwanzig alt, war die Antwort.

Der König betrachtete ihn einige Augenblicke aufmerksam, und fragte dann den Kommandeur:

„Warum ist dieser Junker noch nicht zum Offizier vorgeschlagen? Hat er etwa Fehler und dumme Streiche gemacht?"

Keinesweges, Ew. Majestät! Er zeigt den größten Diensteifer, besitzt die erforderlichen Kenntnisse und führte sich musterhaft auf.

„Weshalb ist er denn noch nicht zum Offizier vorgeschlagen worden?"

Ew. Majestät! Er ist zu arm, um die Equipage zu bezahlen.

---

*) Die Tänzerin Barbarini kam 1743 nach Berlin. Der König ernannte den Hof- und Legationsrath Freiherrn Karl Ludwig von Cocceji, ältesten Sohn des Großkanzlers, 1748 zum Geheimen Justizrath. Er heirathete demnächst diese Tänzerin und wurde, nachdem er schon mehrere Jahre Vice-Präsident des Oberkonsistoriums gewesen, 1764 zum Präsidenten der Oberamts-Regierung zu Glogau ernannt.

Unwillig sprach der König: „Ei, was arm! Weshalb hat man mir das nicht gemeldet? Armuth ist keine Ursache, ihn zurück zu setzen, wenn er sonst tauglich ist. Ich werde für seine Equipage sorgen.“ —

Der König ernannte ihn auf der Stelle zum Offizier, ließ ihm hundert Friedrichsd'or zu seiner Equipirung auszahlen, erkundigte sich bei jeder Revue nach ihm, und die guten Zeugniße, die er von ihm erhielt, machten ihm sichtbar Freude.

Minister, Generale und andere Personen von Gewicht hatten ihren Wirkungskreis und Einfluß dazu benutzt, denjenigen, welche in ihrem Privatdienst standen, Stellen bei den Behörden zu ertheilen oder durch ihre Empfehlung zu verschaffen.

Der König erfuhr dies dadurch, daß Mancher, der auf diese Weise zurückgesetzt worden, sich bei ihm unmittelbar beschwerte, auf die Gefahr, die Gunst seiner Vorgesetzten zu verscherzen; denn so groß war das Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe Friedrich's, daß man keine Verfolgungen über solche Beschwerde fürchtete, und falls sie doch statt haben sollten, seines Schutzes versichert war, wenn man sich vorwurfsfrei wußte.

Er erließ darauf die nachstehende Kabinetsorder an sämmtliche Kammer-Präsidenten.

Friedrich, König in Preußen ꝛc.

Unsern ꝛc. Wir haben bishero vielfältig angemerket, daß allerhand Subjecta, so etwa als Laquayen eine Zeitlang gedienet, sich nachhero in die Canzleyen einzuschleichen und Charakters anzuschaffen gewußt, wodurch denn geschehen, daß nicht nur schlechte Leute, die weder Conduite noch Sentiments haben, in die Collegia und Canzleyen gekommen, sondern haben auch nachhero, um sich und ihre Depenses zu soutenіren, solche Mittel zu ergreifen, die nicht erlaubt, vielmehr Unserm Dienst und Interesse höchst schädlich und sehr onereux gewesen.

Wann wir nun dergleichen schändlichen Mißbrauch abgeschafft, und unsere Collegia wie auch Canzleyen mit solchen Subjectis besetzt wissen wollen, die eine gute Education und Sentiments von

Ehre und Honneteté bekommen haben, und die, soviel es möglich ist, zu den Stellen, wozu sie employret werden sollen, gleichsam von Jugend auf zugezogen und angeführet worden sind, als befehlen Wir Euch hierdurch allergnädigst, daß ins künftige kein Laquay und Bediente in die Registraturen und Canzleyen gebracht, sondern vielmehr dahin gesehen werden solle, daß dazu zwar geschickte Leute, die aber auch zugleich dabey von guter Education und Conduite sind, und wie oben erwähnet, wo möglich bey denen Bedienungen, wozu sie gelangen sollen, von ihrer Jugend her angezogen worden, vorgeschlagen und angenommen werden.

Wobei Wir allewege declariren: daß wenn Söhne von Krieges- und Domainen-Räthen und dergleichen mehr sich finden, die von Natur die gehörigen Talente und Fähigkeiten haben, dergleichen Bedienungen, worin ihre Väter stehen, einmal wieder bekleiden zu können, wenn ihre Väter ihnen dabei eine recht gute und convenable Education gegeben, und diese zugleich zu denen Sachen, so sie tractiren angezogen, alsdann, und wann letztere sich weiter zu ihrer Väter Function ausgearbeitet, auch wohl bey Unseren Ministres einige Jahre als Secretairs gestanden haben, bey Erledigung dergleichen Bedienungen auf selbige vor allen andern reflectiret, und sie dazu vorgeschlagen werden sollen.

Gleichergestalt wollen Wir es auch mit den Söhnen derer Secretarien, Registratoren und Canzlisten gehalten wissen, denen ihre Väter eine gute Education gegeben, sie von Jugend auf zu ihrer Function nach und nach angeführet haben und die dabey von guter irreprochabler Conduite und erforderter Geschicklichkeit sind.

Jedoch geht Unsere allergnädigste Willensmeinung gar nicht dahin, daß die Bedienungen ganz erblich werden und jedesmal von dem Vater auf den Sohn fallen, mithin dadurch andere geschickte und gute Subjecta ganz und gar ausgeschlossen werden sollen, sondern es ist Unsere Allergnädigste Intention diese, daß, wenn zum Exempel ein Krieges-Rath zu Berlin einen seiner Söhne dergestalt, wie vorgemeldet, erzogen und angeführet, dieser auch sich nachher noch weiter zu solchem metier habilitiret haben wird, alsdann derselbe bey entstehender Vacanz in der Preußischen oder in einer andere Kammern dazu preferablement employret, es auch auf

solchen Fuß wegen derer Registraturen und Canzleyen gehalten werden soll.

Wir verhoffen dadurch nicht nur eine gute Baumschule von geschickten und von Jugend auf zu ihrem metier angeführten Leuten zu bekommen, sondern daß sich auch Unsere Bediente um so viel mehr Mühe geben werden, ihren Söhnen gute Education und rechtschaffene Sentiments beyzubringen, auch solche zu ihrem metier (daferne solche sonsten die natürliche Geschicklichkeit dazu haben) wohl anzuführen, maaßen dieselbe es vor eine Königliche Gnade rechnen können, daß auf ihre Söhne dereinst vor andern reflectiret werden soll, und sie selbige versorget sehen, ohne fürchten zu dürfen, daß solche durch allerhand schlechte Leute abgedrungen werden mögten.

Ihr habt nun Eures Ortes bey vorkommenden Fällen Euch darnach allergehorsamst zu achten, auch dahin zu sehen, daß bey dem ganzen Collegio solches auf das genaueste observiret werde, zu welchem Ende Ihr Unsere Allerhöchste Ordre denen unter Euch stehenden Räthen und übrigen Bedienten, in so weit es denen zu wissen nöthig ist, bekannt machen könnet. Sind ꝛc.

Berlin, den 26. Decembris 1747. Friedrich.

Er kannte die adlichen Familien in seinem Staate genau *), und war daher darauf bedacht, daß sie in ihren Gütern und Besitzungen erhalten würden. Daher erließ er an den Großkanzler Freiherrn von Cocceji dieserhalb die nachstehende Kabinetsordre:

„Mein lieber Großkanzler und Geheimer Staatsminister, Freiherr von Cocceji. Weil ich bemerke, wie es noch beständig continuiret, daß Güter von alten adelichen Familien, die dabey von Importance sind, von Personen bürgerlichen Standes angekauft und

*) Dem General von Rothkirch erzählte er einst: die Tatarn hätten bei ihrem Einfall in Schlesien seine Familie, die aus vierzig Personen bestanden, bis auf ein Kind in der Wiege, vertilgt. Der General war nicht wenig überrascht, daß der König eine solche Einzelnheit von der Geschichte seines Geschlechts wußte, die nur von einigen schlesischen Chronikenschreibern erwähnt ist und als Tradition bei seiner Familie bekannt war.

acquiriret werden; Ich aber es bedenklich und Meinem Dienste nachtheilig finde, daß die Anzahl alter adelicher Familien dadurch beträchtlich verringert werde; als habt Ihr auf ein convenables Mittel zu denken, wodurch dergleichen abus auf eine convenable Weise Ziel und Maaß gesetzt werden könne, sonder, daß dadurch allerhand unnöthige états gemacht werden. Wie denn vorerst die Sache dahin zu fassen seyn wird, daß vornehmlich diejenigen Landgüter, welche jetzt schon in bürgerlichen Händen sind, zwar darin bleiben, und für das künftige an Personen bürgerlichen Standes wiederum verkauft werden können; dahergegen künftighin schlechterdings keine Güter, so den hiesigen alten adelichen Familien zuständig sind, verkauft werden müssen, dafern Ich nicht etwa aus ganz besonderen vorkommenden Ursachen Meinen expressen Consens dazu ertheile. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Berlin, den 20. December 1750. Friedrich."

Dieser Ansicht blieb er auch in der Folge treu. Das beweist die folgende Kabinetsordre:

„Mein lieber Großkanzler, Freiherr von Fürst. Die in originali angeschlossene anderweite Vorstellung des gewesenen Majors von Röbel auf Lingenwalde, vom 26. d. M. hat Mich veranlasset, auf Mittel und Wege zu denken, um Meinen Adel bey dem Besitz der adelichen Güter nicht allein zu erhalten, sondern auch denselben bey dem unauszuweichenden Verkauf an andere Personen adelichen Standes, in Ansehung welcher Ich es lediglich bei Meinen bisherigen Gesetzen belasse, gegen allen Verkauf unter dem wahren Werth zu decken und in Sicherheit zu stellen. Der Ausschlag aller Meiner angestellten Betrachtungen ist dahin ausgefallen, und Ich setze nach solchem ein für allemal fest:

Daß, sobald ein adeliches Gut in Concurs fällt, die Justiz-Collegia sofort davon die Krieges- und Domainen-Kammern in der Provinz, worin dies Gut belegen ist, benachrichtigen, diese aber sodann, ohne den geringsten Anstand, einen Kriegsrath aus ihrer Mitte benennen, und dieser die Administration desselben, auf eben den Fuß, als ob es ein Domainengut wäre, dergestalt einrichten und dirigiren soll, daß dasselbe während des Concurses nicht deterioriret, und unter seinem vorigen Werth nicht herunter gesetzt werden möge."

„Ich habe auch bereits hiernach sowohl Mein General-Directorium, als Meinen Etats-Minister von Hoym, wegen Obliegenheit Meiner Kammern hinlänglich instruiret, und Ihr werdet Eures Orts nicht ermangeln, Meine sämmtliche Regierungen und Justiz-Collegia die von Schlesien mit einbegriffen, darnach gleichfalls anzuweisen, und ihnen dabey zugleich einzubinden, bey dem Verkauf dergleichen Güter ihr ernstes Augenmerk dahin zu richten, daß solche den jedesmaligen Besitzern, so viel es nur immer rechtlicher Art nach geschehen kann, erhalten, wo aber nicht, niemals an Personen bürgerlichen Standes, sondern nach Vorschrift Meiner Gesetze, einzig und allein an adeliche verkauft werden mögen. Es soll auch mit Beobachtung dieser Ordre, in Ansehung obbenannten Röbelschen Guts, sogleich der Anfang gemacht werden, und müßt Ihr deshalb das Erforderliche an das dortige Kammergericht sogleich mit verfügen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 29. Januar 1724. Friedrich.“

Dagegen war er sehr sparsam mit der Erhebung in den Adelstand und äußerte sich darüber oft sehr sarkastisch, um Andern den Muth zu benehmen, sich mit ähnlichen Gesuchen an ihn zu wenden.

Ein Herr von Quadt im Cleveschen, ein sehr reicher Gutsbesitzer, war von dem Dämon des Hochmuths besessen, und wünschte daher immer höher zu steigen. Er bat also den König, ihn in den Grafenstand zu erheben, und dieser gewährte ihm sein Gesuch, in Rücksicht der von dem neuen Grafen dafür zu zahlenden beträchtlichen Gebühren an die königlichen Kassen. Kaum war er zum Grafen gemacht worden, so genügte ihm diese Auszeichnung nicht mehr, und er wünschte andere Vorrechte vor seines Gleichen.

Da keinem Unterthan erlaubt ist, sich bei'm Fahren eines Postillions mit einem Posthorn zu bedienen, und solches nur den königlichen Posten gestattet ist; so kam der Graf auf den Einfall, sich für seine Person von dem Könige die Erlaubniß zu erbitten, mit einem Postillion und Posthorn fahren zu dürfen.

Friedrich antwortete dem Supplikanten:

„Ich erlaube Euch alle Arten von Hörner zu tragen, nur keine Posthörner.“

Der Geheime Rath Hundt in Berlin war ein Mann, der überall wegen seiner Kenntnisse und Rechtlichkeit geachtet wurde; auch kannte ihn der König von dieser Seite.

Da er ein beträchtliches Vermögen und Söhne hatte, so wünschte er in den Adelstand erhoben zu werden, damit solche ihr Glück machen könnten. Er bat den König, ihn zu adeln; dieser schlug es ihm aber ab.

Während des siebenjährigen Krieges benutzte der Geheime Rath Hundt den Zeitpunkt, in welchem vielfach die bestehenden gesetzlichen Vorschriften ungestraft überschritten wurden, und ließ sich von dem Kaiser adeln.

Friedrich erfuhr es nach dem Frieden, und ließ darauf den Geheimen Rath zu sich bescheiden. Der Gerufene erschien; der Monarch war sehr freundlich und während er sich an einem hellen Kaminfeuer wärmte, unterredete er sich mit ihm sehr herablassend über mehrere Gegenstände, die dessen Amt betrafen.

Endlich fing er an:

„Ich muß Ihm auch noch Glück wünschen, ich höre, der Kaiser hat Ihn geadelt. Zeig' Er mir doch Sein Adelsdiplom, ich habe solch' Ding noch nie gesehen."

Hundt entfernte sich sogleich, und überreichte das verlangte Diplom.

Friedrich besah es von allen Seiten, schien es zu bewundern, plötzlich ließ er es aber — als sey es zufällig — in das hellloderude Feuer des Kammins fallen, wo es in wenigen Minuten in Asche verwandelt war.

Er entschuldigte sich über dies Unglück, setzte aber hinzu:

„Er sieht nun wohl selbst ein, ein Hund bleibt immer ein Hund."

Er war überhaupt geneigt, Dinge, die ihm mißfielen, den Flammen zu opfern (m. s. S. 12).

Einst kam er in den Vorsaal vor seinem Zimmer im Schlosse, in welchem sich der diensthuende Kammerherr und der wachthabende Offizier aufzuhalten pflegten, und wo beständig ein Kaminfeuer brannte.

Der Kammerherr, Graf von Kamecke, hatte sich entfernt und nur der wachthabende Offizier war in dem Saale.

Der König wurde auf einem Stuhl einen großen Muff gewahr, und in der Meinung, daß solcher dem Offizier gehöre, nahm er ihn fort, besah ihn sehr aufmerksam, fixirte dann wieder den Offizier mit einem finsteren Blick und warf endlich den Muff unwillig in's Feuer.

Gleichgültig sah der Offizier, wie die Flammen solchen verzehrten.

„Thut Ihm denn der schöne Muff nicht leid?“ fragte der König endlich.

Er gehört mir nicht, versetzte der Offizier, sondern Ew. Majestät Kammerherrn, dem Grafen von Kamecke.

Verstimmt über seinen Irrthum, ging der König in sein Zimmer zurück.

Ein gewisser Roer, ein reicher Partikulier im Clevischen, kaufte dort viel adeliche Güter, er durfte aber damals, nach der bestehenden Verfassung, von den darauf haftenden adelichen Rechten keinen Gebrauch machen, und solche mußten so lange ruhen, bis diese Güter wieder einen adelichen Besitzer erhielten.

Er verheirathete sich darauf mit einem Fräulein aus einem adelichen, aber ganz verarmten Geschlechte, das zwar sein Vermögen, aber keinesweges auch mit solchem seinen Ahnenstolz verloren hatte. Roer's Gattin und deren Verwandten von väterlicher und mütterlicher Seite drangen daher fortdauernd in das neue Mitglied ihrer Familie, sich auch in den Adelstand erheben zu lassen, so daß er sich entschloß, deshalb an Friedrich zu schreiben.

Der Monarch schlug dem Supplikanten sein Gesuch ab, er wiederholte es nach Verlauf von einem halben Jahre, erhielt jetzt wieder einen abschlägigen Bescheid, und auf seine dritte Vorstellung ebenfalls kein Gehör, sondern vielmehr eine verweigernde Resolution mit dem Zusatze:

„Ich habe Edelleute genug in meinem Lande, und mag sie nicht unnütz vermehren.“

Als Kaiser Joseph II. aber viele Klöster in seinen Staaten säkularisirte, so wurden auch in Brabant mehrere aufgehoben, und

viele derselben hatten Besitzungen im Clevischen, die durch diese Säkularisirung dem Könige von Preußen anheim fielen.

Die clevische Kriegs- und Domainen-Kammer fragte bei dem König an: ob diese Besitzungen zu Domainen gemacht werden sollten? Friedrich erwiederte aber: er habe Domainen genug, und sie sollten verkauft werden.

Dieser Bestimmung nach, wurden sie öffentlich zum Kauf ausgeboten, es fanden sich aber nur wenige Liebhaber, und die Krieges- und Domainen-Kammer berichtete deshalb an den König, mit der Äußerung: daß es nöthig sey, den Käufern solcher Güter noch besondere Vortheile zu bewilligen, um dadurch mehr Konkurrenz zu bewirken.

Friedrich bestimmte darauf: daß Bürgerliche, welche solche Güter, 50,000 Thaler an Werth, kaufen würden, entweder in den Adelstand erhoben, oder die erste zu seiner Disposition kommende Präbende eines Domstifts erhalten sollten.

Diese Gelegenheit benutzte Roer; kaufte ein Gut von 50,000 Thaler und trug dabei auf die Erhebung in den Adelstand an.

Sein Gesuch wurde ihm, nach der königlichen Bestimmung, gewährt, er mußte aber, was ihm ganz unerwartet kam, dafür die beträchtlichen Gebühren an die königlichen Kassen entrichten.

Er beschwerte sich deshalb bei dem Könige, da die Erhebung in den Adelstand allen denen, welche solche säkularisirte Güter, 50,000 Thaler an Werth, erkaufen würden, als eine Belohnung verheißen worden, mithin auch die Ausfertigung des Adelsdiploms kostenfrei seyn müsse.

Friedrich antwortete ihm aber:

„Ich kann meiner Oberrechenkammer nichts vergeben.“

Im Jahre 1767 bat der ehemalige Kriegsrath Krause zu Stettin um Erneuerung des vorgeblichen frühern Adels seiner Familie; der König schrieb auf die Eingabe:

„Wenn man solche Schäker adeln wollte, so müßte man es in der Raserei thun.“

Die Gebrüder Ellenberger baten im Jahr 1768: sich „Kellner von Zimmdorf, sonst Ellenberger genannt“ schreiben und nennen zu dürfen, weil ihr Oheim, Johann Kellner von Zimmdorf in seinem Testamente bestimmt habe, daß seine Schwesterſöhne seinen Namen führen sollten.

Den Bescheid darauf ertheilte der König durch folgende unter der Eingabe geschriebene Worte:

„Das geht nicht an, und würde zu einer Prostitution des Adels und denen Leuten selbst zur Last und Schande seyn, da sie vorher nicht adelich gewesen. Es muß Ihnen genügen, daß Ich ihnen permittire, sich nach dem Namen ihres Erblassers zu schreiben.“

Ein sehr reicher Bürgerlicher, Besitzer einer Mühle, mit Namen L**, wollte eine große Rolle in der bürgerlichen Gesellschaft spielen. Er gab also sein Geschäft auf und kam nach Berlin, um ein großes Haus zu machen. Sein früheres Gewerbe und seine Abkunft waren ihm dabei hinderlich, er bat daher den König mehrmals um die Erhebung in den Adelstand, und bot Alles auf, seinen Wunsch durchzusetzen, aber vergebens; — der König blieb unerbittlich.

Der Adelsüchtige wandte sich also nach Wien, und es kostete ihm dort weniger Mühe, seinen Zweck zu erreichen, er wurde von dem Kaiser zum Baron ernannt. Kaum erfuhr dies Friedrich, so verbot er ihm, bei einer fiskalischen Strafe von hundert Dukaten, sich in seinen Staaten Baron zu nennen.

Dreimal mußte er diese Strafe erlegen, da er sich als Baron unterschrieben hatte, und seine Unterschriften bei gerichtlichen Verhandlungen zum Vorschein kamen.

Eine lange Reihe von Jahren war verstrichen, der neugemachte Baron längst verstorben, und nur die Wittwe desselben lebte noch, die schon erwachsene Kinder hatte. Ein Herr von A**, der bei Hofe eine ehrenvolle Charge bekleidete, bewarb sich um die Tochter der Wittwe, und da er ihr Jawort erhielt, so schrieb er an den König und bat ihn um den Consens zur Ehe mit der Baronesse von L**.

Friedrich erinnerte ſich ſogleich des Mannes, und daß er den Adel der Familie in ſeinen Staaten nie anerkannt habe, er ertheilte daher dem Herrn von A** folgenden Beſcheid:

„Eine Baroneſſe von L** kenne Ich nicht, aber die Jungfer L** könnt Ihr heirathen.“

So ſparſam er mit Verleihung des Adels war, eben ſo ſelten verſtand er ſich dazu, Titel zu ertheilen, und er lehnte ſolche Geſuche oft ſehr ſarkaſtiſch ab, weil ihn eine ſo läppiſche Eitelkeit anwiderte.

In den erſten Jahren der Regierung hielt ſich der König noch Affen. Einer davon hatte ſich los gemacht und unter einem behängten Tiſche verkrochen. Der König glaubte, er ſey im Vorzimmer, öffnete die Thüre und rief:

„Nun, Herr Hofrath! hervor mit ihm!“

Ein Kanzliſt befand ſich in dieſem Moment in dem Vorzimmer, um dem Könige Reinſchriften zur Vollziehung zu bringen. Er glaubte, daß er damit gemeint ſey und näherte ſich dem Monarchen mit tiefen Verbeugungen.

Friedrich wunderte ſich, dieſen Menſchen dort zu finden und ſprach:

„Ihn hab' ich nicht gemeint. Doch es mag dabei bleiben; Er mag Hofrath ſeyn.“

Ihm wurde demnächſt das Hofrathspatent ausgefertigt.

Ein Glückspilz, der früher Laufer geweſen, und der die Stelle eines Landrentmeiſters erhalten, bat den König, um in der bürgerlichen Geſellſchaft mehr zu gelten, ihm einen Rathstitel zu ertheilen.

Er erkundigte ſich näher nach ſeinen frühern Verhältniſſen und als er ſolche erfahren, ſchrieb er unter deſſen Bittſchrift:

„Der Laufer kann laufen!“

Ein Pferdearzt bat um den Hofrathstitel. Friedrich schrieb eigenhändig unter die Vorstellung:

„Die Pferde gehören so wenig zu meinem Hofe, als der Pferdearzt unter die Räthe. Indessen hat der Supplikant seine Verdienste, und in dieser Hinsicht soll er künftig den Titel: Vieh-Rath führen.“

Ein Tabacksmagazinverwalter bat um den Titel Kommissionsrath. Friedrich schrieb zurück:

„Ich kenne Ihn zu wenig, als daß Ich Ihm Kommissionen auftragen sollte. Passender für Ihn ist der Titel: Tabacks-Rath, den Ich Ihm hierdurch beilege, und Ihm gegen Entrichtung der Gebühren zu führen erlaube.“

Der König hatte schon von früherer Zeit einen entschiedenen Widerwillen gegen alle Eigennamen, die sich mit der lateinischen Sylbe us schlossen; wahrscheinlich weil er nur unbeholfene und engherzige Pedanten mit solchen Namen hatte kennen lernen, und durch eine Assoziation der Ideen in Jedem, dessen Name diese Endsylbe hatte, einen solchen Pedanten vermuthete.

Eben solchen Widerwillen äußerte er gegen die polnischen Namen; er hegte keine günstige Meinung von einer Nation, wo die höheren Stände durch Luxus, die unteren durch Unterdrückung und Mißhandlungen demoralisirt waren, und wo es an dem Kern eines Volkes, an einem Mittelstand gebrach, der durch seine Thätigkeit und Industrie gerade so viel erwirbt, um weder durch Schwelgerei, noch durch Elend in Barbarei zu versinken. Der Partheienhaß der Großen erregte fortdauernd Zerwürfnisse im Innern, in allen diesen Kämpfen galt es nur, die Obermacht über seine Gegner zu erringen, um desto ungehinderter despotische Willkür üben zu können, so wie bei der letzten Empörung Keiner das Beste seiner Nation vor Augen hatte, sondern sie nur, wie in frühern Zeiten, unter den schmählichen Druck von tyrannischen Staroſten zurückführen wollte. Während der ganzen Zeit der Revolution hat nicht Einer von denen, welche an der Spitze der Empörung standen, daran gedacht, nur einen Vorschlag zum Besten des Volks zu machen, und auf welcher

niedrigen Stufe der Intelligenz die Masse stehen muß, beweist, daß sie sich zu ihr ganz fremden und offenbar schädlichen Zwecken blindlings mißbrauchen ließ.

Dieser Widerwillen war bei dem Könige jedoch nicht so groß, daß er davon nicht hätte Ausnahmen machen sollen. Er gab dem Obersten Guichard, den er doch sehr schätzte, den Namen Quintus Icilius, und von dem Pagen von Malschitzky, den er sehr lieb gewonnen, verlangte er nicht, daß er seinen polnischen Namen ändern sollte.

Da ihm die Bestallung des Referendarius Haccius bei der mindenschen Kammer zum Kriegs- und Domainen-Rath zur Vollziehung vorgelegt wurde, schrieb er darunter:

„Jedoch mit dem Beding, daß er Hase heiße, und den cius weglasse."

Bei einer Revue in Pommern fragte er einen Offizier, wie er heiße? Er antwortete Intrzenka.

„Nein!" sprach er: „er heißt eigentlich Morgenstern."

Das polnische Wort hat diese Bedeutung, und von dieser Zeit ab nahm dieser Offizier den deutschen Namen an.

Verschiedene Personen der polnischen Familie von Pockrzwinicky (Bock) standen als Offiziere in der Armee, auf seinem Befehl mußten sie sich Bock nennen.

Der General-Lieutenant von Winterfeld*) gehörte zur Zahl derjenigen, welche der König nicht blos wegen seiner Kenntnisse und seines Muthes schätzte, sondern dem er auch, überzeugt von seiner treuen Anhänglichkeit an seine Person und seinem enthusiastischen Patriotismus, sein volles Vertrauen schenkte, und zu den Wenigen, die er in die geheimsten Pläne einweihte.

---

*) Hans Karl von Winterfeldt (so schrieb er sich) wurde am 4. April 1707 zu Vanselow in Vorpommern geboren und starb an der Wunde, die er in dem Gefecht bei Moys am 7. September 1757 erhalten hatte.

Winterfeld war dem Naſenbluten ſehr unterworfen; eines Tages wurde er davon überfallen, als er ſich mit dem Könige allein in einem Zimmer befand. Er wollte ſich entfernen, aber Friedrich hielt ihn zurück, befahl ihm die Uniform auszuziehen, war ihm dabei ſelbſt behülflich, ſtreifte dann den Aermel des Hemdes empor, machte ſich ſein Zopfband los und wickelte es dem General feſt um den bloßen Arm. Augenblicklich hörte das Naſenbluten auf.

Nach der Schlacht von Collin, den 18. Juni 1757 hob der König den 20. d. M. die Belagerung von Prag auf, er eilte darauf mit einem Theil des vor Prag ſtehenden Heeres zu Unterſtützung des bei Collin geſchlagenen nach Nimburg. Er ging am 23. d. M. mit 14 Bataillons und 7 Kuraſſierregimentern nach Leutmeritz, und ließ das colliner Heer und einen Theil der von Prag mit gebrachten Truppen unter dem Herzog von Bevern und dem General von Winterfeld bei Nimburg zurück. Der Letztere ſollte gewißermaßen mehr den Oberbefehl haben als der Herzog*).

Er hatte Winterfeld ein Corps von 40,000 Mann verſprochen. Der General fand aber, daß es kaum 12,000 Mann ſtark war. Er meldete ſolches dem Könige, erhielt aber die Antwort: „Die Armee iſt meines Bedünkens ſtark genug, Er kommandirt ſie ja.“

Als der König ſich von dieſem Korps trennte, hatte er ſchon von allen Generalen Abſchied genommen, und ſein Pferd beſtiegen. Er ritt vorwärts, kehrte aber plötzlich um, hielt an, ſprang vom Pferde und ſprach zu Winterfeld.

„Ich hätte bald vergeſſen, Ihm Seine Inſtruktion zu geben. Nur dieſe weiß ich für Ihn: Erhalt' Er ſich mir!“

Als der König ſeinen Tod erfuhr, rief er bewegt aus:

„Einen Winterfeld bekomm' ich nicht wieder!“

---

*) Le roi remit le commandement au duc de Bevern en lui adjoignant Mr. de Winterfeldt, auquel proprement il donnoit sa confiance. (Guerre de VII. ans Ch. VI.).

Der Feldmarschall Graf von Schwerin*) hatte im zweiten schlesischen Kriege 1744, nicht einverstanden mit dem Könige in seinen Operationsplänen, nach einer Unterredung, in welcher der König sehr heftig geworden, seinen Abschied genommen**). Er zog sich auf seine Güter in Pommern zurück und widmete sich dort der Landwirthschaft und den Wissenschaften.

Ohngeachtet dieses an Trotz gränzenden Benehmens schätzte Friedrich seine Verdienste, seine kriegerischen Einsichten, seine Vaterlandsliebe und seinen Heldenmuth. Schwerin konnte den ersten Schritt zu einer Annäherung nicht thun; eine mögliche Zurückweisung wäre für seinen edlen Stolz, bei dem Bewußtseyn, daß er bei seinem Widerspruch nur das Beste des Königs und seines Vaterlands, nach seiner innersten Überzeugung, vor Augen gehabt, eine zu tiefe Demüthigung gewesen.

Der König, dies fühlend, beschloß daher diesen ersten Schritt zu thun, jedoch ohne seiner Würde etwas zu vergeben.

Im Jahre 1746 fragte er daher dessen Bruder, den Oberjägermeister Graf von Schwerin, in einer Redoute hingeworfen:

---

*) Graf von Schwerin geboren zu Ducherow in Pommern am 26. October 1684, blieb am 6. Mai 1757 in der Schlag von Prag, und erkämpfte durch seinen heldenmüthigen Tod den Sieg für seinen König und sein Vaterland. Ihn zu charakterisiren mögen hier einige Stellen aus Briefen an seine Gattin stehen. Am 31. März 1757 schrieb er an sie: „Ich habe mich wieder etwas erholt, und vertrauensvoll in den Willen Gottes ergeben. Ich erwarte von Seiner Gnade nun alles das, was Ihm über mich zu verhängen gefallen wird. Der gute Feldmarschall Buddenbrock hat ehegestern seinen Lauf geendigt. Es wird ihn hinfort nichts mehr in dieser Welt beunruhigen. Wie glücklich sind, die bei Jesu Christo sind."

Zehn Tage vor der prager Schlacht schrieb er noch ein Mal an seine Gattin:

„Gott, der uns bisher augenscheinlich geführt hat, wird uns ferner zur Seite stehen. Wenn der Feind nicht weicht, werde ich ihm mich herzhaft entgegensetzen, um mein Ziel seelig zu beschließen und mit Ehren zu endigen, warum ich Gott mit Inbrunst, und daß er Dir Gesundheit geben möge, auch dabei Dich erhalten wolle, täglich anrufe."

**) Friedrich erwähnt dieses Vorfalles in seinen hinterlassenen Werken mit den kurzen Worten: il prit de l'humeur et abandonna l'armée.

„Was macht Sein Bruder?“

Er beschäftigt sich mit der Landwirthschaft und den Angelegenheiten seiner Güter, Ew. Majestät, war die Antwort: übrigens befindet er sich ganz wohl.

„Wenn Er an ihn schreibt,“ fuhr der König fort: „so grüß' Er ihn doch in meinem Namen. — Er ist ein großer Mann; er ist aber auch eigensinnig, und vergißt, daß ich König bin.“

Der Oberjägermeister schrieb dies an seinen Bruder, worauf Schwerin dem Erstern auftrug, sich bei dem Könige gelegentlich für das gnädige Andenken zu bedanken. Dabei blieb es.

Im Jahre 1747 vermuthete schon der König, daß er bald einen harten Kampf mit seinen Feinden werde bestehen müssen, und Schwerin darüber zu Rathe zu ziehen, hielt er für nöthig. Er schrieb ihm daher: er möchte doch einmal wieder nach Berlin kommen.

Der Feldmarschall gehorchte dieser Einladung. Er reiste dorthin und trat eines Morgens um acht Uhr in das Vorzimmer des Königs. Er fand dort den Kammerhusaren Deybert. Dieser war eben im Begriff, dem Könige den Kaffee zu bringen. Schwerin verbot ihm, seine Anwesenheit anzuzeigen; und erst als solcher wieder in das Vorzimmer zurückkam, und er von diesem erfahren, daß der König gut gelaunt sey, verlangte er von ihm, gemeldet zu werden.

Dies geschah. Der König antwortete nicht darauf, nahm seine Flöte, ging auf und nieder und phantasierte auf solcher beinahe eine Viertelstunde, legte sie dann bei Seite, steckte den Degen an und sprach zu Deybert:

„Laß den General-Feldmarschall hereinkommen.“

Der Kammerhusare öffnete die Thüre und winkte Schwerin mit der Hand. Sobald ihn der König erblickte, rief er ihm zu:

„Guten Morgen, Schwerin! wie geht's?“

und deutete dem Kammerhusaren durch einen Wink an, daß er sich entfernen solle. Dieser ging in das Vorzimmer, wo er, des Königs Befehlen harrend, blieb.

Von dieser Unterredung Friedrich's mit Schwerin ist nichts bekannt geworden, da sowohl der Erstere als der Letztere darüber ein fortwährendes Schweigen beobachtet.

Nach des Kammerhusaren Aussage wurde aber das Gespräch zwischen Beiden immer lauter, und endlich so heftig, daß er darüber in Angst gerieth. Dieser Sturm legte sich indeß bald, die Unterredung wurde ruhiger und endlich so leise, daß man im Nebenzimmer keinen Laut davon hören konnte. Es öffnete sich die Thüre; Schwerin verneigt sich gegen dem König, in seiner Miene sah man Heiterkeit und Zufriedenheit; Friedrich sprach aber noch zu ihm:

„Ew. Excellenz essen zu Mittag bei mir."

Mit Mühe fand man Schwerin's Leichnam unter den Todten und Verwundeten im Gewühle der Schlacht, man brachte ihn nach dem Kloster Margarethe und legte ihn dort vor dem Altar nieder.

Der König begab sich in das Kloster und stand vor der Leiche mit sichbarer Rührung und Thränen in den Augen.

Er hat diesem Helden, außer dem Denkmal von Marmor auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, ein eigenhändiges in seinen hinterlassenen Schriften gesetzt. Er sagt von ihm:

Le Maréchal de Schwerin, malgré son grand âge, conservoit encore tout le feu de la jeunesse, voyant avec indignation des Prussiens repoussés, le conduit à la charge, et fit des efforts de valeur extraordinaires; mais comme il n'y avoit point encore des troupes pour le soutenir, il succomba et fut tué, terminant ainsi une vie glorieuse par une mort qui la couvroit d'un nouveau lustre.

Oeuvres posthumes T. III. p. 152.

(Der Marschall von Schwerin, so hoch bejahrt er auch war, besaß doch noch all' das Feuer der Jugend. Tief gekränkt sah er, daß die Preußen zurückweichen mußten, und mit außerordentlichem Muthe bot er dem Feinde die Spitze. Da er aber noch nicht Truppen genug hatte, um dies durchsetzen zu können, so erlag er und wurde getödtet, ein so glorreiches Leben durch einen Tod endend, der solchem neuen Glanz verlieh.)

In dem nämlichen Theil seiner hinterlassenen Schriften S. 155. liest man:

La perte des Prussiens monta à 18,000 combattans, sans compter le Maréchal de Schwerin, qui seul valoit au-dela de 10,000 hommes. La mort flétrissoit les lauriers de la victoire, achetée par un sang trop précieux.

(Der Verlust der Preußen belief sich auf 18,000 Krieger, ohne den Marschall von Schwerin zu zählen, der allein 10,000 Mann werth war. Der Tod entblätterte den Lorbeer des Sieges, mit einem zu kostbaren Blute erkauft.

Im Jahre 1750 begegnete Friedrich, auf einem Spaziergang in den Gärten von Sanssouci einem jungen Menschen von fremdartigem Äußern.

Der König ging auf ihn zu und fragte ihn:

„Wer ist Er?“

Ew. Majestät! ich bin der Kandidat Hebhessl, ein Ungar, reformirter Religion, habe in Frankfurt an der Oder Theologie studirt, und bin im Begriff, in mein Vaterland zurück zu kehren, habe aber vorher noch, was ich immer so sehnlich gewünscht, Berlin, Potsdam und Sanssouci sehen wollen.

„Nun, das ist recht gut! Hat Er auch Alles recht angesehen?“

Der Kandidat beantwortete diese Fragen mit Ja, und dies veranlaßte den König, sich mit ihm darüber in ein Gespräch, Einzelnheiten betreffend, einzulassen. Die schnellen, verständigen Antworten des jungen Mannes gefielen dem Könige so sehr, daß er endlich zu ihm sagte:

„Weiß Er was, bleib' Er in meinen Landen; ich will für Ihn sorgen. Hört Er?“

Ich würde mich glücklich schätzen, in Ew. Majestät Staaten bleiben und unter Ihrem Schutze meinem geistlichen Amte gewissenhaft vorstehen zu können, versetzte der Kandidat: aber wegen meiner Familienverhältnisse muß ich in mein Vaterland zurückkehren. Gott weiß! wie gern ich hier bliebe.

„Das ist ja recht schlimm, daß Er nach Hause muß. Muß Er denn schlechterdings nach Hause?“

Ja, Ew. Majestät, ich muß; ich habe Vermögen und liegende Gründe.

„Das ist fatal! — Hör' Er, bitt' Er sich eine Gnade von mir aus."

Ew. Majestät, ich wüßte nicht, — ich weiß in der That nicht. —

„Kann ich Ihm denn gar keinen Gefallen thun?"

Etwas könnte Ew. Majestät doch für mich thun, wenn Sie die Gnade haben wollten. Ich habe mir verschiedene theologische und philosophische Bücher gekauft, die, meines Wissens, in Wien verboten sind; die wird man mir gewiß wegnehmen. Die Jesuiten haben die Revision der Bücher, und die sind sehr strenge. — Wollten nun Ew. Majestät die Gnade für mich haben —

Der König unterbrach ihn schnell und sprach:

„Nehm' Er Seine Bücher nur in Gottes Namen mit, kauf' Er sich noch dazu, was Er denkt, das in Wien recht verboten ist, und was Er nur immer brauchen kann. Hört Er! Und wenn sie Ihm in Wien die Bücher wegnehmen wollen, so sag' Er nur: ich habe sie Ihm geschenkt. Darauf werden die Herren Paters wohl nicht viel achten: das schadet aber nichts. Laß' Er sich die Bücher nur nehmen, geh' Er aber dann gleich zu meinem Gesandten und meld' Er sich bei ihm: erzähl' Er dem die ganze Geschichte und was ich Ihm gesagt habe. Hernach geh' Er in den vornehmsten Gasthof, und leb' Er recht kostbar. Er muß aber täglich wenigstens einen Dukaten verzehren, und bleib' Er so lange, bis sie Ihm seine Bücher wieder in's Haus schicken; das will ich schon machen. Hört Er? So mach' Er's, sie sollen Ihm Seine Bücher in's Haus schicken, dafür steh' ich Ihm, verlaß Er sich auf mein Wort, aber einen Dukaten muß Er, wie gesagt, jeden Tag verzehren."

Darauf befahl der König dem Kandidaten, zu warten, ging in das Schloß und kam kurz darauf mit einem Zettel zurück, worauf die Worte standen:

Bon pour rester à Vienne à nos dépens.

Fréderic.

„Da! Hier hat Er meinen Namen," sprach der König: „dies zeig' Er nur meinem Gesandten und damit ist es gut. Er bekommt Seine Bücher wieder, aber leb' Er flott in Wien, das sag' ich Ihm."

Aber, Ew. Majestät!

„Nichts von Aber! Verlaß' Er sich auf mich und Er soll auch noch die beste Pfarre in Ungarn kriegen. Nun reis' Er in Gottes Namen und schreib' Er mir einmal."

Der König entfernte sich, und ließ Hedhessi stehen, der so erstaunt über diese Unterhaltung war, daß er an ihrer Wirklichkeit gezweifelt, wenn er nicht das Blatt Papier, von dem Könige beschrieben, in der Hand gehabt hätte.

Er reisete ab, und was er gefürchtet, traf ein. In Wien wurden ihm seine schon an der Grenze versiegelten Bücher von der Bücherzensurkommission konfiszirt.

Hedhessi sagte, was ihm Friedrich befohlen; nämlich, daß sie ein Geschenk des Königs wären. Die Kommission erwiederte aber: „was geht uns in Wien der König von Preußen an."

Der so schnöde Abgefertigte ging nun zu dem preußischen Gesandten, erzählte ihm sein Gespräch mit Friedrich und zeigte ihm auch den von diesem erhaltenen Zettel.

Friedrich hatte inzwischen auch schon seinem Gesandten geschrieben und aufgetragen, was er zu thun habe. Der Gesandte rief einen seiner Bedienten, und befahl ihm: Hedhessi in den besten Gasthof zu bringen und dem Wirth anzudeuten, der junge Mann werde auf Kosten der preußischen Gesandtschaft verpflegt, und man möchte es ihm daher an nichts fehlen lassen.

Der Gesandte erstattete darüber sogleich Bericht an den König. Dieser ertheilte darauf dem Gouverneur zu Breslau und dem Staatsminister von Münchow daselöst den Befehl: eine Kommission von einem Staabsoffizier und einem Kriegsrath nebst Subaltern-Offizianten in das Jesuiter-Collegium zu Breslau zu schicken, die darin befindliche Bibliothek versiegeln zu lassen und zwei Mann Wache vor deren Eingang zu stellen. Alle Tage sollte das Siegel früh Morgens durch einen Subalternoffizier und einen Kalkulator visitirt werden, und jeder dafür täglich einen Thaler, die sechs Schildwachen der drei Ablösungen zu zwei Mann, jeder acht Groschen, für ihre vier und zwanzig Stunden Wache also überhaupt zwei Thaler täglich erhalten, und diese vier Thaler, imgleichen dreißig Thaler Versiegelungskosten das Jesuiter-Kollegium bezahlen.

Die Jesuiten erschracken nicht wenig, als man ihnen diese königliche Verfügung bekannt machte und ihre kostbare Bibliothek ver-

ſiegelte. Sie wußten ſchlechterdings nicht, wodurch ſie die Gnade des Königs verloren, denn Friedrich hatte ihnen bisher immer Wohlwollen gezeigt. Weder der Gouverneur, noch der Miniſter konnten dem beſtürzten Konvent darüber Auskunft geben, denn von der Veranlaſſung zu dieſer Maßregel hatte kein Wort in den deshalb ergangenen Kabinetsbefehlen geſtanden.

Die Jeſuiten beſchloſſen alſo, aus ihrer Mitte eine Deputation nach Potsdam zu ſchicken; man wählte dazu zwei Paters, von denen man wußte, daß ſie der König wohl leiden konnte, und mit denen er ſich, bei ſeiner Anweſenheit in Schleſien, ſchon mehrmals unterhalten hatte.

Sie kamen nach Potsdam, und ließen den König um eine Audienz bitten. Vier Wochen mußten ſie warten, ehe ihnen ſolche bewilligt wurde. Als es endlich geſchah, ſprach der König von ganz gleichgültigen Dingen mit ihnen, ſo daß ſie geraume Zeit gehindert wurden, ihr Anliegen vorbringen zu können. Als ſie endlich einen günſtigen Moment benutzten und es wagten, demüthigſt um die Urſache zu fragen, welche den König veranlaßt habe, ihre Bibliothek verſiegeln zu laſſen und wodurch der Konvent und die katholiſche Univerſität zu Breslau das Unglück gehabt, ſeine Gnade zu verlieren, antwortete Friedrich kurz:

„Aha! Wegen der Bibliothek? Wegen der Verſiegelung? — Ganz recht, das hab' ich befohlen! — Die Veranlaſſung dazu müßt' Ihr bei meinem Geſandten in Wien erfragen. Adieu, Meſſieurs! Ich laſſe mich Euren Herren Konfratres, den Herren Bücher-Reviſionskommiſſarien in Wien empfehlen. Wider Euch hab' ich nichts. Adieu!“

Mit dieſer Abfertigung mußten ſich die Abgeordneten begnügen. Sie merkten daraus, daß in Potsdam nichts mehr für ſie zu machen ſey, ſie reiſeten daher eiligſt nach Breslau zurück.

Nachdem ſie dort ihren Bericht über ihre mißlungene Reiſe erſtattet, beſchloß der Pater Rektor und die Pater Profeſſoren, daß zwei andere Deputirte nach Wien reiſen ſollten.

Als dieſe dort dem preußiſchen Geſandten ihre Aufwartung machten und erzählten, was in Breslau vorgefallen ſey, und was der König ihren Deputirten zur Antwort gegeben, ſprach dieſer:

„Ja, meine Herren, den Zusammenhang der Sache weiß ich selbst nicht; es ist aber ein junger Mensch hier, dem haben Ihre Herrn Konfraters, die zur Bücher-Revisionskommission gehören, einen Kasten mit Büchern weggenommen.“

Nun ging den Abgeordneten ein Licht auf; sie eilten zu ihren Kollegen und nach Verlauf einer Stunde hatte der reformirte Kandidat Hedhessi seine sämmtliche Bücher wieder zurück. Damit war aber die Sache noch nicht abgemacht. Die Pater mußten für ihn im Gasthofe sechs und neunzig Dukaten Zehrungskosten bezahlen.

Mit der Bescheinigung des Gesandten, daß der Kandidat Hedhessi wieder im Besitz seiner konfiszirten Bücher, und seine Wirthshausrechnung, während seines Aufenthalts in Wien, bezahlt sey, kehrten die Jesuiten nach Breslau zurück und reiseten von dort gleich nach Potsdam.

Diesmal wurde ihnen ohne Aufenthalt vom Könige der Zutritt bewilligt. Sie überreichten ihm das Zeugniß des Gesandten, und sogleich wurden an den Gouverneur zu Breslau und den dirigirenden Minister in Schlesien Kabinetsbefehle ausgefertigt: die Bibliothek wieder zu entsiegeln, und den Abgeordneten eingehändigt.

Mit diesem erfreulichen Befehl versehen, und mit mündlichen Versicherungen der königlichen Huld eilten sie nach Breslau zurück. Die Entsiegelung geschah. Das Kloster hatte aber 134 Thaler Kosten gehabt.

Der König schickte an den damaligen Pater Rektor ein eigenhändiges Schreiben mit, in welchem er den Konvent seiner Gnade versichert, aber folgende Worte hinzugefügt hatte:

„Ihr werdet Eure Konfraters in Wien und das Personale des dortigen Konsistoriums wohlmeinend warnen, daß sie an dem Kandidaten Hedhessi keine Rache üben. Ich werde mich fleißig nach diesem Menschen erkundigen.; bekommt er nicht die beste reformirte Pfarre in Ungarn, oder er und die Seinigen, oder überhaupt die Reformirten, werden cujonirt und chicanirt, so müßt' Ihr und Euer Kloster dafür stehen; da halte Ich mich an Euch.“

Der Kandidat Hedhessi blieb nicht allein unangefochten, sondern bekam, wenn auch nicht die beste, doch eine der besten reformirten Predigerstellen in Ungarn.

Nachdem Friedrich 1751 die Grafschaft Lingen besucht hatte, schrieb er eigenhändig die hier abgedruckte Kabinetsordre an den ostfriesischen Kammer-Direktor Lentz. Sie war ohne Ort, Tag und Jahr, und da sie sogleich nach dem Niederschreiben zusammengeschlagen worden, voll Tintenkleckse. Der Präsident erhielt sie am 17. Juni.

„alle beikommende subliquen werden den Presidenten zugeschickt, was bagatellen Seindt die denen Leuten ohne prejudiz Könen accordihret werden Müsen geschehen, damit Sie Wissen, daß ich in's Landt gewesen bin, und gegen eine Neue Regirung zutrauen fassen, was aber grave Sachen Seindt müsen auf eine gühtige ahrt abgewisen werden. Friedrich."

Früher hatte der König schon die nachfolgende eigenhändige Kabinetsordre an den erwähnten Kammer-Direktor erlassen:

„Ich bin Mit den anfang von Seiner Conduite Sehr Wohl zu Friden, wenn aber die Sache wegen denen Cassassen *) richtig ist so wirdt vornehmlich der Schuldenstandt vom Lande mit viehler exactitude zu Untersugen Seindt damit durch Bezahlung der Zinsen und einigen Capitalien das Credit Wesen des Publici wieder restituiret wirdt, und Wan ja dergleichen überschwemmung dem Laude wieder begegnen sollte, man in Solchem fal Credit finden Könte. Friedrich."

Des Königs Herz war sehr empfänglich für die Gefühle der Freundschaft. In seinen frühern Jahren war der Generallieutenant Graf von Rothenburg nicht bloß sein Günstling, sondern im edelsten Sinne, sein Freund. Er unterhielt sich mit ihm vertraulich, und fand in seiner Gesellschaft mehr Erholung, als in allen Genüssen, die ihm zu Gebote standen.

Während Rothenburg's letzter Krankheit besuchte er ihn oft und verweilte stundenlang an dessen Krankenlager. Da man ihm die Nachricht brachte, daß der Graf im Sterben liege, eilte er am 29. December 1751 aus seinem Schlosse in Potsdam, nur halb angekleidet über die Straße in dessen Wohnung. Er fand den Arzt bei ihm, dieser zuckte die Achsel, dem Könige stürzten Thränen aus

---

*) Wahrscheinlich Kassen.

den Augen, und als man, als letztes Rettungsmittel, dem Grafen eine Ader schlug, hielt er den Teller, um das Blut aufzufangen. Da dieser Aderlaß die gehoffte Wirkung nicht that, so verließ er den Sterbenden tief ergriffen von Schmerz, und nach seinem Tode verschloß er sich, um diesen Verlust zu betrauern, mehrere Tage in seinem Zimmer.

Das pommersche Regiment von Jeetz, dessen Friedensgarnisonen Anclam und Demmin waren, gehörte zu denen, welche Friedrich vorzüglich achtete und schätzte*).

Da es im Jahre 1752 erledigt wurde, verlieh er es dem General von Uchtländer.

Bevor dieser zu dem Regimente abging, mußte er bei dem Könige in Sanssouci speisen. Nach aufgehobener Tafel ging er mit dem General in den Garten, um einen Spaziergang zu machen.

Bei solchem sprach er zu ihm:

„Nun hör' Er, mein lieber Uchtländer! Ich geb' Ihm ein gutes und braves Regiment, daß es aber gut und brav bleibt, das ist nun Seine Sache. Die Menschen arten leicht aus, wenn sie nicht in Zucht gehalten werden, und das Letztere muß er daher fleißig beobachten. Er muß den Offizieren nicht zu viel durch die Finger sehen, sonst verwildern sie. Was meint Er wohl, wenn diese Hecke — auf eine solche mit der Hand deutend — in einem oder zwei Jahren nicht beschnitten würde, ob sie wohl noch so aussähe, wie jetzt? — Ich mach' Ihn zum Gärtner bei dem Regimente, das ich Ihm anvertraut; Er muß aber auch nichts Brauchbares wegschneiden; Er muß vielmehr abwarten, was daraus werden wird. Künftiges Jahr werd' ich Ihn und sein Regiment sehen, und dann wollen wir von unsrer Gärtnerei mehr sprechen. Leb' Er wohl!“

---

*) Es hatte sich in der Schlacht bei Kesselsdorf am 15. December 1745 durch Tapferkeit ausgezeichnet. Es eroberte 20 Kanonen, 4 Mörser, 1 Fahne, 1 Paar Pauken und entschied mit den Sieg. Der König verlieh allen Staabsoffizieren dieses Regiments den Orden pour le mérite, und gab dem Regiment ein Siegel, auf welchem diese Trophäen und die Worte: Kesselsdorf, den 15. December 1745. sich befanden.

Auf der Reise des Königs, die er ganz im strengsten Inkognito in Holland machte, wo er sich für einen reisenden Musiker ausgab, befand er sich einst auf einer Jacht, die voller Menschen war, auf welcher er aber doch noch ein Zimmerchen für sich und seinen Reisegefährten, den Obersten von Balby, erhielt.

Die Zeit wurde dem Könige lang, er schickte also Balby in den großen Raum, um sich nach Jemand umzusehen, mit dem sich wohl ein Wort sprechen ließe.

Nach einer Viertelstunde kam Balby mit der Nachricht zurück, es wäre ein Mensch da, der feine Sitten mit vielen soliden Kenntnissen zu vereinigen scheine. Hierauf erhielt er den Auftrag, ihn zum Frühstück einzuladen, welches bloß noch aus einer Pastete bestand.

Der Fremde nahm die Einladung an und folgte Balby zum Könige, Balby stellte ihn mit den Worten vor: „Hier, mein Freund, bring' ich Ihnen einen artigen Mann, der auch seine Portion Pastete haben will."

Nach einigen Höflichkeitsbezeigungen von Seiten des Königs, fragte dieser:

„Mein Herr, was für ein Landsmann sind Sie?"

Mein Herr, ich bin ein Schweizer.

„Ein achtungswerthes Volk! — Aus welcher Gegend?"

Aus dem kleinen Städtchen Morges.

„Also nicht weit von Lausanne, von den Ufern des Genfersees; aus dem Kanton Bern. Sind Sie mit Ihrer Regierung zufrieden? Sind Ihre Patrizierfamilien nicht ein wenig stolz, sogar die Bürger von Bern, wenn Sie zu ihnen kommen? Sind sie nicht preciös, anmaßend und hart?"

Darüber haben wir uns nur selten zu beschweren und wir werden durch so manche Vorzüge schadlos gehalten.

„Haben Sie sich hier in diesem Lande niedergelassen?"

Nein, ich bin hier nur ein Reisender.

„Weshalb sind Sie hergekommen?"

Meine Studien zu vollenden.

„Werden Sie sich hier niederlassen?"

Ich glaube nicht, oder vielmehr, ich weiß es selbst noch nicht.

„Verwirrt das Buntscheckige der vielen in der Schweiz angenommenen Regierungsformen nicht die Begriffe in politischer Hin-

ſicht? Oder führt es nicht mindeſtens zum Skeptizismus oder zur Gleichgültigkeit?“

Nein, denn man weiß, daß jeder Kanton frei iſt, ſo wie er es ſeyn wollte.

Kurz der König fuhr ſo beharrlich zu fragen fort, ging in ſolche Details, und that dies mit ſo wenig Zurückhaltung, daß der Fremde, der nun gefrühſtückt hatte, ungeduldig und ſogar etwas empfindlich wurde, ſo daß er endlich, ſtatt zu antworten, den König unterbrach und ihm ſagte:

Erlauben Sie, mein Herr, zu bemerken, daß für einen Biſſen Paſtete der Fragen beinahe zu viel ſind.

„Ich bitte deshalb um Verzeihung,“ ſagte der König: „Sie wiſſen ja, man reiſt, um ſich zu unterrichten und Sie werden mich um ſo eher entſchuldigen, wenn ich mich dieſem Triebe zu unbeſcheiden überließ, je ſelt'ner die günſtige Gelegenheit ſich dazu findet.“

Als ſie ſich trennten, ſagte der König zu dem Schweizer:

„Da Sie ſich noch zu keinem Stande beſtimmt haben, ſo bitt' ich Sie um Ihre Adreſſe. Vielleicht hab' ich Gelegenheit, Ihnen nützlich zu werden und einen annehmlichen Vorſchlag zu machen.“

Der Schweizer gab ihm dankend ſeine Adreſſe. So trennten ſich Beide. Friedrich vergaß dieſe Unterredung nicht. Nach einigen Jahren ſchlug er ihm die Stelle eines Vorleſers bei ſich vor. Sie wurde angenommen, Herr le Cat, ſo hieß der Schweizer, kam zu dem König und genoß gegen dreißig Jahre ſeine Gnade und Achtung.

In einem Gaſthofe zu Amſterdam wünſchte er eine holländiſche Paſtete zu eſſen, deren Geſchmack man ihm als etwas ſehr Leckeres gerühmt hatte. Er gab dem Oberſten von Balby den Auftrag, eine bei der Wirthin zu beſtellen.

Der Oberſte that es; die Wirthin, welche ihre Gäſte, wegen ihrer unſcheinbaren Bekleidung, nicht für Kapitaliſten hielt, maß ihn von oben bis unten mit Forſcheraugen und ſprach dann:

„Es iſt ſchon recht gut, daß Sie eine Paſtete eſſen wollen, können Sie aber ſo etwas auch bezahlen? Wiſſen Sie wohl, daß eine ſolche Paſtete dreißig Gulden koſtet?“

Balby antwortete:

Der Herr, mit dem ich reise, kann sie unbedenklich bezahlen. Es ist ein Virtuose auf der Flöte, der, wenn er sich hören läßt, in wenigen Stunden viel Geld verdienen kann.

„Was ist denn ein Virtuose?“ fragte die Wirthin.

Balby erklärte es ihr.

„Ei, so muß ich ihn auch hören!“ rief sie aus, eilte nun vor Balby in das Zimmer des Königs, und sprach sehr höflich:

„Mein Herr! Da Sie so schön pfeifen können, würden Sie mir auch wohl etwas vorpfeifen.“

Friedrich wußte nicht, was die Frau meinte, Balby erklärte ihm aber die Veranlassung dieser sonderbaren Äußerung in französischer Sprache. Der König lächelte, ergriff die Flöte und spielte so meisterhaft, daß die Holländerin voll Verwunderung da stand, und als er endlich, zu ihrem Mißvergnügen, aufhörte, ausrief:

„Gut! mein Herr! Sie können gar schön pfeifen, und wohl einige Batzen verdienen. Ich werd' Ihnen eine Pastete machen.“

Als Voltaire*) im Jahre 1750 zu dem Könige nach Potsdam reisete, gab ihm die Marquise von Pompadour, als er in Compiegne von ihr Abschied nahm, den Auftrag, den König ihrer Ehrerbietung zu versichern.

Voltaire fand sich sehr geschmeichelt, der Überbringer dieser Huldigung von der allmächtigen und deshalb kriechend verehrten Geliebten Ludwigs XV. zu seyn.

Bei seiner Ankunft, im August, war es mit sein erstes Geschäft, sich dieses Auftrages zu entledigen. Er war aber nicht wenig überrascht, als Friedrich trocken antwortete:

„Ich kenne sie nicht.“

Die Marquise du Chatelet, die Freundin Voltaire's, hatte einen Prozeß in Brüssel.

---

*) François Marie Arouet de Voltaire wurde zu Chatenay bei Paris den 20. Februar 1694 geboren und starb am 20. Mai 1785.

Friedrich erbot sich, zu ihren Gunsten sich zu verwenden, damit dieser Rechtsstreit bald entschieden werde, dabei äußerte er: „die dortigen Richter eilen aber nicht mit ihren Sentenzen, und man versichert: wenn Jemand von dem kaiserlichen Hofe eine Ohrfeige zu fordern hätte, so würd' er wenigstens drei Jahre lang sollizitiren müssen, eh' er sie bekäme."

Im Jahre 1752 hatte ein Engländer Zutritt bei dem Könige. Dieser Mann besaß ein außerordentliches Gedächtniß. Wenn man ihm mehrere Bogen vorlas, konnte er sie, Wort für Wort wieder hersagen. Friedrich stellte ihn deshalb auf die Probe, und fand bestätigt, was er von seinem großen Gedächtniß gehört hatte. In diesem Moment ließ Voltaire bei'm Könige anfragen: ob er Muße hätte, ihm eine halbe Stunde zu schenken, er wünsche, ihm ein so eben vollendetes Gedicht vorzulesen. Schnell blitzte der Gedanke bei dem Könige auf, seinen Scherz mit dem eitlen Voltaire zu treiben. Er ließ den Engländer hinter einen Schirm treten, und trug ihm auf, jedes Wort, was Voltaire lesen würde, sich genau in's Gedächtniß zu prägen. Voltaire erschien und las dem Könige seine Verse mit Selbstgefälligkeit deklamatorisch vor. Der König benahm sich sehr gleichgültig und sprach dann:

„Ich muß ehrlich gestehen, lieber Voltaire! es fällt mir auf, daß Sie fremde Arbeiten für eigene ausgeben. Ich hab' es schon einigemal bemerkt. Dies Gedicht ist davon wieder ein neuer Beweis."

Der Zorn, eines Plagiats beschuldigt zu werden, machte Voltaire's schon karikaturmäßiges Ansehen noch zu einem komischern Zerrbilde. Er fand sich höchlich beleidigt und versicherte: der König irre sich, sein untreues Gedächtniß verleite ihn zu einem großen Mißgriff und einer noch größern Ungerechtigkeit.

„Wenn ich Sie aber überzeuge, daß diese Verse von einem Engländer sind; wie denn?"

Voltaire bestritt dies immer heftiger.

„Alle Ihre Widersprüche kann ich nicht gelten lassen, alle Ihre Betheuerungen sind für mich leere Worte, denn ich kann Ihnen das Gegentheil beweisen."

Der König befahl darauf, der Engländer, der sich hinter dem Schirm aus dem Zimmer geschlichen, solle vor ihm erscheinen.

„Rezitiren Sie mir doch noch einmal die Verse, die Sie mir vor Kurzem vordeklamirt haben.“

Der Engländer wiederholte Voltaire's Gedicht Wort für Wort. Außer sich rief der Gefoppte:

O Himmel! zerschmettere mit deinem Blitzstrahl diesen Dieb meiner Verse? Hier ist Zauberei im Spiele, die mich zur Verzweiflung bringt!“

Friedrich ergötzte diese Mystifikation sehr. Ein Beweis, wie wenig er im Herzen Voltaire und andere Franzosen, die er um sich litt, achtete. Das geht schon aus seinem Briefwechsel mit diesem und andern Männern hervor, die nicht zu der ersten Klasse gehörten. Hier sprach sich das Gemüth des Königs aus, in dem mit Voltaire und seines Gleichen nur Ironie und Persiflage über deren gränzenlose Eitelkeit und verächtliche Selbstsucht.

Voltaire speisete einst bei Friedrich. Ein Page stieß ihn bei dem Auftragen einer Schüssel mit dem Ellenbogen in die Frisur, daß der Puder umherstäubte. Voltaire ward darüber höchst aufgebracht.

„Was giebt's?“ fragte der König.

Sire, versetzte Voltaire: ich war unter den Klauen eines pommerschen Thieres.

Der König fand diese Antwort so unpassend, daß er verdrüßlich mit dem Kopfe schüttelte. Noch mehr verdroß aber den Pagen diese Äußerung. Er sann auf Rache. Auf einer Reise des Königs, bei welcher Voltaire ihn begleitete, erzählte der Page auf einer Station den Bauern: in dem einen Wagen, vor den sie Vorspann gäben — in welchem Voltaire sich befand — säße der größte Leibaffe des Königs, ein gewaltig böses Thier, das immer heraus in die Freiheit wolle; sie möchten es aber um des Himmels Willen nicht heraus lassen.

Unterweges wollte Voltaire aussteigen, dem widersetzten sich die Bauern, und drohten ihm sogar mit der Peitsche, wenn er nicht still säße.

Bei'm neuen Vorspann gab es noch eine größere tragikomische Scene. Die neuen Vorspannbauern erfuhren von den Vorgängern, wen sie fahren sollten; dies wurde bald im ganzen Dorfe ruchbar. Jeder Bauer wollte den Affen sehen, sie wunderten sich, daß ein solches Thier so große Ähnlichkeit mit einem Menschen habe und fingen endlich an, ihn mit Knitteln zu necken und schlugen ihm auf die Finger, wenn er darnach greifen wollte.

Ein Lakai des Königs machte der Sache ein Ende; die Veranlassung wurde bald ermittelt und Voltaire beschwerte sich bitter darüber bei dem Könige.

„Was soll ich Ihnen für Genugthuung geben?“ fragte Friedrich.

Zu allen Teufeln mit ihm! rief Voltaire zornig.

„Das soll geschehen, er soll Offizier unter den schwarzen Husaren werden.“

Dies geschah auch.

Voltaire, den der König zu seinem Kammerherrn ernannt hatte, verlor bald, bei seinem Aufenthalt in Berlin, einen großen Theil der frühern Gunst, wegen seiner beständigen Zänkereien mit Maupertuis und andern französischen Gelehrten, die der König um sich versammelt hatte, und wegen mancher niedriger Handlungen, die Letzterem nicht unbekannt blieben. Indeß wurde er doch noch immer zu den kleinen Abendgesellschaften gezogen, wo Jeder ziemlich zwanglos sich seiner Laune überlassen durfte.

Bei einer solchen Abendgesellschaft war Voltaire anmaßend genug, folgende Verse auf eine Karte zu schreiben und sie der Schwester des Königs, der Prinzessin Amalie, zu überreichen:

Souvent un peu de verité
Se mêle au plus grossier mensonge;
Cette nuit, dans l'erreur d'un songe,
Au rang des Rois j'étais monté.
Je Vous aimais alors et j'osais Vous le dire,
Les Dieux à mon réveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire.

(Es mischet sich der Wahrheit Schimmer
Selbst in den gröbsten Wahn fast immer;

Ein Traum, in dieſer Nacht, zum Rang
Der Könige empor mich ſchwang,
Ich liebte Dich, und durft' es wagen,
Es unverholen Dir zu ſagen;
Die Götter raubten nicht, als ich erwacht,
Gleich alles mir, nur meine Herrſchermacht.)

Der König, höchlich entrüſtet darüber, ſchrieb ſogleich nachſtehende Verſe auf eine Karte:

On remarque pour l'ordinaire
Qu'un songe est analogue à notre caractère,
Un héros peut rêver, qu'il a passe le Rhin,
Un chien, qu'il aboie à la lune,
Un joueur, qu'il a fait fortune,
Un voleur, qu'il a fait butin.
Mais que Voltaire, à l'aide d'un mensonge,
Ose se croire Roi, lui, qui n'est qu'un faquin!
Ma foi! c'est abuser du songe.

(Wie man bemerkt, im Traumgebild
Sich der Charakter oft enthüllt;
Im Traum geht über'n Rhein ein Held,
Ein Hund empor zum Monde bellt,
Im Traum das Glück dem Spieler lacht,
Und Beut' ein Straßenräuber macht.
Doch wenn Voltair', voll Zuverſicht,
Daß Lüg' ihn ſchütz', frech ungereimt
Auf einem Herrſcherthron ſich träumt,
Er — ein gar jämmerlicher Wicht —
Das Recht, das man den Träumen giebt,
Mißbrauchend gar zu ſchamlos übt.)

Voltaire und Maupertuis*), waren bekanntlich beſtändig mit einander in Zwieſpalt. Der König hatte zur Beſeitigung dieſer Zänkereien eine Kommiſſion niedergeſetzt, um zu unterſuchen, wer der ſchuldigſte Theil ſey, und ihm darüber Bericht zu erſtatten befohlen. Nach einem Beſuch bei'm Letztern, kehrte er höchſt aufge-

*) Pierre Louis Morcau de Maupertuis wurde 1697 zu St. Malo geboren, und ſtarb zu Baſel am 27. Juli 1759.

bracht gegen Voltairen in sein Zimmer zurück. In der ersten Hitze befahl er seinem Sekretair d'Argent:

„Schreibe Er an Voltaire, daß er in vier und zwanzig Stunden meine Staaten räumen soll."

d'Argent erschrack, und ließ sich den Befehl einigemal wiederholen. Der Zorn des Königs hatte sich dadurch etwas abgekühlt.

„Was denkt Er davon?" fragte er d'Argent.

Sire, Sie haben ihn zu sich gerufen, die Kommission ist in Begriff in seiner Sache zu sprechen, finden sie ihn strafbar, so wird es immer noch Zeit seyn, ihn fortzuschicken.

Der König schwieg eine Weile, und sagte dann in einem besänftigten Ton:

„Er hat Recht; Er ist ein ehrlicher Mann, d'Argent."

Bei Voltaire's Charakter, seiner Scurrilität und Überschätzung seines Ich's konnte es nicht fehlen, daß er sich Feinde machte und in manche Zwistigkeiten muthwillig gerieth.

Dies war auch der Fall mit dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften Maupertuis. Um seinen Übermuth zu kühlen, hatte er 1753 eine bittre Persiflage auf ihn unter dem Titel: Diatribe du Docteur Akakia verfertigt, und solche dem Könige vorgelesen.

Friedrich hatte über manche Stelle gelächelt, dann aber zu Voltaire gesagt:

„Für einen Scherz unter vier Augen laß' ich mir die Sache gefallen; aber ich verbiete Ihnen, Ihre Persiflage nicht publik zu machen. Ich schätze Maupertuis als einen Mann von Kenntnißen und Gelehrsamkeit, und es ist unwürdig, ihn öffentlich lächerlich zu machen."

Voltaire, sich auf die Gunst des Königs verlaßend, konnte dem Kitzel nicht widerstehen, diesen Aufsatz gedruckt und verbreitet zu sehen; wider den Befehl ließ er die kleine Brochüre drucken.

Kaum erfuhr dies Friedrich, so ließ er, mit Recht entrüstet über solche Frechheit, die ganze Auflage konfisziren und als ein ehrenrühriges Pasquill durch den Schinder in Berlin auf dem Gens-d'armes-Markt zwischen den beiden dort stehenden Kirchen, so ver-

brennen, daß Voltaire, der in der Taubenstraße nicht weit von dem Durchgange, der nach dem Schinken- (jetzt Hausvoigtei-) Platz führt das Feuer aus seinem Fenster sehen konnte. Zugleich schickte er den Abbé des Prades an Voltaire, mit dem Auftrage, ihn im Namen des Königs aufzufordern: eine Entschuldigung an Maupertuis zu schreiben, und setzte hinzu: „ich rath' Ihnen wohlmeinend, sich dazu ohne Umstände zu verstehen, denn der König hat mir ausdrücklich aufgetragen, im Fall Ihrer Weigerung, ihm Wort für Wort zu sagen, wie Sie sich darüber äußern würden.

Voltaire kam diese Aufforderung sehr unerwartet; durch die Konfiskation und Verbrennung seiner Brochüre glaubte er sich schon beschimpft, und die Anmuthung zu einem Entschuldigungsschreiben schien ihm noch eine tiefere Demüthigung; seine Antwort war daher im höchsten Grade unziemlich.

Und das soll ich dem Könige Alles wieder sagen? fragte der Abbé, in der Meinung, daß Voltaire zu ruhiger und vernünftiger Besinnung kommen würde.

Dieser versetzte aber, kirschbraun vor Wuth: „Ja!" fügte noch Äußerungen im Tone einer pariser Poisarde hinzu, und gab ihm den erhaltenen Kammerherrnschlüssel zurück.

Der Abbé erzählte dem Könige die Scene, doch wahrscheinlich schilderte er mehr den Ingrimm des Franzosen, als dessen rohe Äußerungen.

Der König lachte bei dieser Erzählung, ließ sich solche wiederholen, und da er Voltaire durch die Konfiscation seines Pamphlets und durch die Aufforderung, Maupertuis schriftlich Abbitte zu thun, hinlänglich gedemüthigt zu haben glaubte, sandte er ihm nach einigen Tagen den Kammerherrnschlüssel zurück, und forderte ihn auf, nach Potsdam zu ihm zu kommen.

Wäre Voltaire konsequent gewesen, so hätte er diese Einladung ablehnen und wieder in seine Heimath zurückkehren müßen. Es schmeichelte aber seiner Eitelkeit viel zu sehr, um den großen Friedrich seyn zu dürfen, als daß er ihr nicht hätte Folge leisten sollen.

Doch wollte er aus dieser Zusammenkunft eine Theaterscene machen.

Er erſchien alſo vor dem Könige in der Hand einige Exemplare ſeiner Schmähſchrift, und indem er ſich dem Kaminfeuer näherte und ſolche in dieſes warf, rief er mit Pathos aus:

Sire! dies ſind die Ueberbleibſel jener unſeligen gedruckten Bogen, die mich um Ihre Freundſchaft gebracht haben.

„Gemach!“ rief der König, und ſuchte dieſe Bogen aus den Flammen zu retten, während Voltaire mit einer Feuerzange ſie immer tiefer in die Kohlen ſchob. Doch auch dies war ein Theatercoup, denn dem Könige gelang es, die Exemplare, obſchon er ſich dabei etwas die Manſchetten verbrannte, zu retten.

„Sie ſehen,“ ſprach der König mit Milde und Huld: „wie ich hier, unter vier Augen, gern Nachſicht übe und Ihren Talenten Gerechtigkeit widerfahren laſſen will. Ein anderes iſt es aber, wenn man es zur Schmähung eines Achtung verdienenden Gelehrten mißbraucht und meinen Befehlen trotzig zuwider handelt.“

Voltaire fand keinen Trieb, die Rolle eines Gekränkten weiter zu ſpielen, und Friedrich vergaß ſeinen frühern Unwillen, da er dieſem gezeigt, wie man nicht ungeahndet ſich Unziemlichkeiten gegen ihn erlauben dürfe.

Das Original war vertilgt, indeß doch ein und das andere Exemplar der Vernichtung entgangen, und es erſchien davon eine Überſetzung in's Deutſche, vermehrt mit einer hämiſchen Zueignung an Maupertuis, die aber auch unterdrückt wurde.

Da dieſes Pamphlet noch ein hiſtoriſches Intereſſe hat, verdient es der Vergeſſenheit entriſſen zu werden, und daher hier einen Platz.

Diatribe

du

Docteur Akakia,

Médecin du Pape,

Decret de l'Inquisition et Rapport des Professeurs de Rome au sujet d'un prétendu President.

Rome MDCCLIII.

Rien n'est plus commun aujourd'hui, que des jeunes Auteurs ignorés, qui mettent sous des noms connus des ouvrages peu

dignes de l'être. Il y a des Charlatans de toute espèce. En voici un, qui a pris le nom d'un Président d'une très-illustre Académie, pour débiter des drogues assez singulières. Il est démontré, que ce n'est pas le respectable Président, qui est l'Auteur des livres, qu'on lui attribuë; car cet admirable Philosophe, qui a découvert, que la Nature agit toujours par les Loix les plus simples, et qui ajoute si sagement, qu'elle va toujours à l'Epargne, auroit certainement épargné au petit nombre de Lecteurs, capables de le lire, la peine, de lire deux fois la même chose, dans le livre intitulé ses Oeuvres, et dans celui, qu'on appelle ses Lettres. Le tiers au moins d'un de ses volumes est copié mot pour mot dans l'autre. Ce grand Homme, si eloigné du charlatanisme, n'auroit point donné au Public des Lettres, qui n'ont été écrites à personne, et sur tout ne seroit point tombé dans certaines petites fautes, qui ne sont pardonnables, qu'à un jeune homme. Je crois, autant qu'il est possible, que ce n'est pas point l'intérêt de ma profession, qui me fait parler ici. Mais on me pardonnera de trouver un peu facheux, que cet Ecrivain traite les Médecins comme ses Libraires; il prétend nous faire mourir de faim. Il ne veut pas, qu'on paye les Médecins, quand malheureusement le malade ne guérit point.

On ne païe point, dit il*), un Peintre, qui a fait un mauvais tableau. O jeune homme! que vous êtes dure et injuste. Le Duc d'Orleans, Régent de France, ne païa-t-il pas magnifiquement le barbouillage, dont Coipel orna la galerie du Palais Royal? Un client, prive-t-il d'un juste salaire son Advocat, parce qu'il a perdu sa cause? un Médecin promet ses soins et non la guérison. Il fait ses efforts, et on le lui paye. Quoi? seriez-vous jaloux même des Médecins.

Que diroit, je vous prie, un homme, qui auroit, par exemple, douze cents ducats de pension, pour avoir parlé de Mathématique et de Métaphysique pour avoir disséqué deux crapaux, et s'être fait peindre avec un bonnet fouré, si le Trésorier venoit lui tenir ce langage: Monsieur, on vous retranche

*) p. 124.

cent ducats, pour avoir écrit, qu'il y a des astres, faits comme de meules de moulin; cent autres ducats, pour avoir écrit, qu'une Comète viendra voler notre Lune, et porter ses attentats jusqu'au Soleil-même; cent autres ducats, pour avoir imaginé, que des Comètes toutes d'or et de diamant tomberont sur la terre; vous êtes taxé à trois cent ducats, pour avoir affirmé, que les enfans se forment par attraction dans le ventre de la mère*), que l'oeil gauche attire la jambe droite**), etc. On ne peut vous retrancher moins de quatre cent ducats, pour avoir imaginé à connoitre la nature de l'ame par le moyen de l'opium, et en disequant des têtes de Géans, etc. etc. Il est clair, que le pauvre Philosophe perdroit de conte fait toute sa Pension.

Seroit-il bien aise apres cela, que nous autres Médecins, nous nous moquassions de lui, et que nous assurassions, que les recompenses ne sont faites, que pour ceux, qui écrivent des choses utiles, et non pas pour ceux, qui ne sont connus dans le monde, que par l'envie de se faire connoitre.

Ce jeune homme inconsidéré reproche a mes Confrères les Medecins, de n'etre pas assez hardis. Il dit***), que c'est au hazard et aux nations sauvages, qu'on doit les seuls specifiques connus, et que les Médecins n'en ont pas trouvé un. Il faut lui apprendre, que c'est la seule experience, qui a pu enseigner aux hommes les remèdes, que fournissent les plantes. Hippocrate, Boerhave, Chirac et Senac, n'auroient jamais certainement deviné, en voyant l'arbre du Quinquina, qu'il doit guérir la fièvre; ni en voyant la Rhûbarbe, qu'elle doit purger, ni en voyant des Pavots, qu'ils doivent assoupir. Ce qu'on appelle hazard peut seul conduire à la découverte des plantes; et les Médecins ne peuvent faire autre chose, que de conseiller ces remèdes suivant les occasions. Ils en inventent beaucoup avec le secours de la Chimie; ils ne se vantent pas de guerir toujours, mais ils se vantent de faire tout ce qu'ils

*) Dans les Oeuvres et Lettres.

**) Voyez la Venus physique.

***) pag. 205.

peuvent, pour soulager les hommes. Le jeune Plaisant, qui les traite si mal, a-t-il rendu autant de services au genre humain, que celui, qui tira contre toute apparence des portes du tombeau le Maréchal de Saxe après la victoire de Fontenoi?

Notre jeune Raisonneur prétend, qu'il faut, que les Médecins ne soient plus qu'empiriques*), et leur conseille de bannir la Théorie. Que direz-vous d'un homme, qui voudroit, qu'on ne se servît plus d'Architectes, pour bâtir des maisons; mais seulement de Maçons, qui tailleroient des pierres au hazard?

Il donne aussi le sage conseil de négliger l'Anatomie**). Nous aurons cette fois-ci les Chirurgiens pour nous. Nous sommes seulement étonnés, que l'Auteur, qui a eu quelques petites obligations aux Chirurgiens de Montpellier dans des maladies, qui demandoient une grande connoissance de l'intérieur de la tête, et de quelques autres parties du ressort de l'Anatomie, en ait si peut de reconnoissance.

Le même Auteur, peu savant apparemment dans l'Histoire, en parlant de rendre les supplices de criminels utiles, et de faire sur leurs corps des experiences, dit***): que cette proposition n'a jamais été éxécutée; il ignore, ce que tout le mond sait, que du temps de Louis XI. on fit pour la prémiere fois en France, sur un homme condamné à mort, l'epreuve de la taille; que la Reine d'Angleterre fit essayer l'inoculation de la petite vérole sur quatre Criminels; et qu'il y a d'autres exemples pareils. Mais si notre Auteur est ignorant, on est obligé d'avouer; qu'il a en recompense une imagination singulière: il veut en qualité de Physicien, que nous nous servions de la force centrifuge, pour guérir une apoplexie****), et qu'on fasse pirouetter le malade. L'idée, à la vérité, n'est pas de lui, mais il lui donne un air fort neuf.

---

*) pag. 119.

**) pag. 120.

***) pag. 198.

****) pag. 206.

Il nous conseille *) d'enduire un malade de poix raisine, ou de percer sa peau avec des aiguilles. S'il exerce jamais la Médecine, et qu'il propose de tels remèdes, il y a grande apparence, que ses malades suivront l'avis qu'il leur donne, de ne point payer le Médecin.

Mais ce qu'il y a d'étrange, c'est que ce cruel ennemi de la Faculté, qui veut, qu'on nous retranche notre salaire si impitoyablement, propose **) pour nous adoucir, de ruiner les malades. Il ordonne (car il est despotique), que chaque Médecin ne traite qu'une seule infirmité: de sort que si un homme a la goutte, la fièvre, le devoiement, le mal aux yeux, ou mal à l'oreille, il lui faudra païer cinq Médecins, au lieu d'un. Mais peut-être aussi que son intention est, que nous n'aïons chacun que la cinqième partie de la rétribution ordinaire. Je reconnois bien là sa malice. Bientôt on conseillera aux Devots, d'avoir des Directeurs pour chaque vice: un, pour l'ambition sérieuse des petites choses, un, pour la jalousie cachée sous un air dur et impérieux, un, pour la rage de caballer beaucoup pour des riens, un, pour d'autres misères; mais ne nous égarons point, et revenons à nos confrères.

Le meilleur Médecin, dit-il, est celui, qui raisonne le moins. Il paroit être en Philosophie aussi fidèle à cet Axiome, que le Père Canaie ***) l'étoit en Theologie: cependant, malgré sa haine contre le raisonnement, on voit, qu'il a fait de profondes méditations sur l'art de prolonger la vie. Prémièrement, il convient avec tous les gens sensés, et c'est de quoi nous le félicitons, que nos Pères vivoient huit à neuf cents ans.

En suite aïant trouvé tout seul, et indépendamment de Leibnitz, que la maturité n'est point l'age de la force, l'age viril; mais que c'est la mort, il propose de reculer ce point de maturité ****), comme on conserve des oeufs, en les empéchant d'éclore. C'est un beau secrêt!

---

*) pag. 206.

**) pag. 208.

***) Voyez St. Evremond.

****) pag. 76.

et nous lui conseillons de se faire bien assûrer l'honneur de cette Découverte, dans quelques poulailliers, ou par sentence criminelle de quelque Académie.

On voit par le compt que nous venons de rendre, que si ces lettres imaginaires étoient d'un Président, elles ne pourroient être que d'un Président de Bedlam*), et qu'elles sont incontestablement, comme nous l'avons dit, d'un jeune homme, qui s'est voulu parer du nom d'un Sage respecté, comme on sait, dans tout l'Europe, et qui a consenti d'être declaré grand Homme. Nous avons vû quelquefois au Carneval en Italie, Arlequin deguisé en Archevêque: mais on démêloit bien-vite Arlequin, à la manière, dont il donnoit la bénédiction. Tôt ou tard on est reconnu! Cela rapelle une fable de la Fontaine:

Un petit bout d'oreille, échappé par malheur,
Découvrit la fourbe et l'erreur.

Ici on voit des oreilles toutes entières.

Decret de l'inquisition de Rome.

Nous, Père Pancrace, et Inquisiteur pour la foi, avons lû la Diatribe de Monsignor Akakia, Médecin ordinaire du Pape, sans savoir ce que veut dire Diatribe, et n'y avons rien trouvé de contraire à la foi ni au décrétales. Il n'en est pas de même des Oeuvres et Lettres du jeune inconnu, déguisé sous le nom d'un Président.

Nous avons, après avoir invoqué le St. Esprit, trouvé dans les Oeuvres, c'est-a-dire dans l'in quarto de l'Inconnu, force propositions téméraires, malsonantes, hérétiques et sentant l'héresie. Nous les condamnons collectivement, séparément, et respectivement.

Nous anathématisons specialement et particulièrement l'Essai de Cosmologie, ou l'inconnu aveuglé par les principes des enfans de Belial, et accoutumé à trouver tout mauvais, insinuë, contre la parole de l'Ecriture**), que c'est un defaut de

*) Les petites maisons de Londres.

**) Oeuv. pag. 9.

providence, que les araignées prennent des mouches, et dans laquelle Cosmologie, l'Auteur fait ensuite entendre, qu'il n'y a d'autre preuve de l'existence de Dieu, que dans Z égal à Be divisé par A plus B*). Or ces caractères étant tiré du Grimoire, et visiblement diabôliques, nous les déclarons attentatoires à l'autorité du St. Siège.

Et comme selon l'usage nous n'entendons pas un mot aux matières, qu'on nomme de Physique, Mathématique, Dynamique, Metaphysique etc., et nous avons enjoiet aux révérends Professeurs de Philosophie, du collège de la Sapience, d'examiner les Oeuvres et les Lettres du jeune inconnu, et de nous en rendre un compte fidéle.

Ainsi Dieu leur soit en aide.

Jugement des Professeurs du College de la Sapience.

1.

Nous declarons, que les loix sur le choc des corps parfaitement durs sont puériles et imaginaires, attendu**), qu'il n'y a aucun corps connu parfaitement dur, mais bien des esprits durs, sur les quels nous avons en vain tâché d'opérer.

2.

L'assertion, que le produit de l'espace par la vitesse est toujours un minimum***), nous a semblé fausse; car ce produit est quelquefois un maximum, comme Leibnitz le pensoit, et comme il est prouvé. Il paroit, que le jeune Auteur n'a pris que la moitié de l'idée de Leibnitz; et en cela nous ne disculpons de l'imputation, qu'il dit, qu'on lui a faite d'avoir pris l'idée de Leibnitz toute entière.

3.

Nous adhérons en outre à la censure que Monsignor Akakia, Médecin du Pape, et tant d'autres ont faite des Oeuvres

*) Oeuv. pag. 45.
**) — pag. 4.
***) — pag. 44.

du jeune Pseudonyme et surtout*) de la Venus Physique. Nous conseillons au jeune Auteur, quand il procédera avec sa femme, (s'il en a une) à l'oeuvre de la génération, de ne plus penser, que l'enfant se forme dans l'uterus par le moyen de l'attraction, et nous l'exhortons, s'il commet le péché de la chair, à ne pas envier le sort des colimaçons en amour; ni celui des crapaux, et à imiter moins le stile de Fontenelle, quand la maturité de l'âge aura formé le sien.

Nous venons à l'examen des Lettres, qui nous avons jugées contenir, par un double emploi vicieux, presque tout ce qui est dans les Oeuvres: et nous l'exhortons à ne plus débiter deux fois la même marchandise, sous des noms différens, parce que cela n'est pas d'un honnête Negociant, comme il devoit l'être.

Examen des Lettres.

1.

Il faut d'abord que le jeune Auteur aprenne, que la prévoyance**) n'est point appellé dans l'homme, prévision: que ce mot prévision est uniquement connoissance, par laquelle Dieu voit l'avenir. Il est bon, qu'il sache la force des termes, avant de se mettre à écrire. Il faut qu'il sache, que l'ame ne s'appercoit point d'elle même: elle voit des objets et ne se voit pas; c'est la sa condition. Le jeune Ecrivain peut aisément réformer ses erreurs.

2.

Il est faux, que la memoire nous fasse plus perdre que gagner***). Le Candidat doit apprendre, que la memoire est la faculté de retenir des idées, et que sans cette faculté l'homme ne pourroit rien faire entendre, ni même presque rien connoitre, ni se conduire sur rien, qu'il seroit absolument imbécile; il faut que le jeune homme consulte sur cela ses Professeurs.

---

*) pag. 248,

**) pag. 3.

***) pag. 5.

3.

Nous sommes obligés de déclarer ridicule cette idée*), que l'ame est comme un corps, qui se remet dans son état après avoir été agité, et qu'ainsi l'ame revient à son état de contentement, ou de détresse, qui est son état naturel. Le Candidat s'est mal exprimé. Il vouloit dire apparement, que chacun revient à son caractère; qu'un homme par exemple après s'être efforcé de faire le Philosophe revient aux petitesses ordinaires etc. mais des vérités si triviales ne doivent pas être redites: c'est le défaut de la jeunesse de croire, que des choses communes pouvent recevoir un caractère de nouveauté par des expressions communes et obscures.

4.

Le Candidat se trompe, quand il dit, que l'étenduë n'est qu'une perception**) de notre ame. S'il fait jamais de bonnes études, il verra que l'étenduë n'est pas, comme le son et les couleurs, qui n'existent que dans nos sensations; mais que l'étenduë existe independamment de nos sensations, comme le sait tout Ecolier.

5.

A l'égard de la nation Allemande, qu'il vilipende***), et qu'il traite d'imbecile, en termes équivalens, cela nous paroit ingrat et injuste; ce n'est pas tout de se tromper, il faut être poli. Il se peut faire, que le Candidat ait cru inventer quelque chose après Leibnitz, mais nous dirons à ce jeune homme, que ce n'est pas lui, qui a inventé la poudre.

6.

Nous craignons, que l'Auteur n'inspire à ses camerades quelques petites tentations de chercher la pierre Philosophale****): car, dit-il, sous quelque aspect qu'on la considère,

*) pag. 8.

**) pag. 15.

***) pag. 50. 52.

****) pag. 84.

on ne peut en prouver l'impossibilité. Il est vrai, qu'il avouë, qu'il y a de la folie, à emploir son bien à la chercher; mais comme en parlant de la somme du bonheur, il dit, qu'on ne peut demontrer la Religion Chretienne, et que cependant bien des gens la suivent: il se pourroit à plus forte raison, que quelques personnes se ruïnassent à la recherche du grand Oeuvre, puis qu'il est possible selon lui de le trouver.

7.

Nous passions plusieurs choses, qui fatigueroient la patience du lecteur, et l'intelligence de Mr. l'Inquisiteur; mais nous croyons, qu'il sera fort surpris d'apprendre, que le jeune étudiant*) veuille absolument disséquer des cervaux de Géants hauts de douze piés, et des hommes vélûs, portant queuë, pour sonder la nature de l'intelligence humaine; qu'avec l'opium et des rèves il modifie l'ame, qu'il fasse naitre des anguilles grosses d'autres anguilles, avec de la farine délayée, et des poissons avec des grains de blé**). Nous prenons cette occasion de divertir Monsieur l'Inquisiteur.

8

Mais Mr. l'Inquisiteur ne rira plus, quand il verra, que tout le monde peut devenir Prophète; car l'Auteur ne trouve pas plus de difficulté à voir l'avenir, que le passé. Il avouë***), que les raisons en faveur de l'Astrologie judiciare sont aussi fortes que les raisons contre elle. Ensuite il assure****) que la perception du passé, du présent et de l'avenir, ne different †) que par le dégré d'activité de l'ame. Il espère qu'un peu plus de chaleur et d'exaltation dans l'imagination pourra servir à montrer l'avenir, comme la mémoire montre le passé. Nous jugeons unanimement, que sa cervelle est fort exaltée, et qu'il

*) pag. 222. 223.

**) pag. 143.

***) pag. 147.

****) pag. 151.

†) pag. 154.

va bientôt prophétiser. Nous ne savons pas encore, s'il sera prophète dans son païs, s'il sera des grands, ou des petites Prophètes; mais nous craignons, qu'il ne soit Prophète de malheur: puisque dans son traité du bonheur même, il ne parle que d'affliction; il dit*) sur tout, que tous les fous sont malheureux. Nous faisons à tous ceux, qui le sont, un compliment de condoleance; mais si son ame exaltée a vu l'avenir, n'a-t-elle pas vu un peu de ridicule?

9.

Il nous paroit avoir quelque envie d'aller aux terres australes**), quoiqu'en lisant son livre, on soit tenté de croire, qu'il en revient; cependant il semble ignorer, qu'on connoit il y a longtems la Terre de Fréderic Henri, située par de-là le quarantiéme dégré de latitude meridionale; mais nous l'avertissons, que si, au lieu d'aller aux terres australes, il prétend***) naviger tout droit directement sous le Pole arctique, personne ne s'embarquera avec lui. Il doit encore être assuré, que s'il parvient à faire, comme il le prétend****), un Trou, qui aille jusqu'au centre de la terre (ou il veut apparement se cacher de honte d'avoir avancé de telles choses), on ne le suivra pas dans son trou, plus que sous le Pole.

10.

Pour conclusion nous prions Mons. le Docteur Akakia, de lui prescrire des ptisannes refraichissantes; nous l'exhortons à étudier dans quelque Université, et à y être modeste.

Si jamais on envoye quelques Physiciens vers la Finlande, pour verifier, s'il se peut par quelques mesures, ce que Newton a decouvert par la sublime Théorie de la gravitation, et des forces centrifuges, s'il est nommé de ce voyage, qu'il ne cherche point continuellement à s'élever au dessûs de ses

*) pag. 9.

**) pag. 172.

***) pag. 174.

****) pag. 186.

Compagnons, qu'il ne se fasse point peindre seul applatissant la terre, ainsi qu'on peint Atlas portant le ciel, comme si l'on avoit changé la face de l'Univers, pour avoir été se rejouir dans une ville, ou il y a Garnison Suédoise; qu'il ne cite pas à tont propos le Cercle Polaire.

Si quelque Compagnon d'étude vient lui proposer avec amitié un avis différent du sien, s'il lui fait confidence, qu'il s'appuie sur l'autorité de Leibnitz et de plusieurs autres Philosophes, s'il lui montre en particulier une lettre de Leibnitz, qui contredise formellement notre Candidat; qu'il n'aille pas s'imaginer sans réflexion et crier par tout: qu'on a forgé une lettre de Leibnitz, pour lui ravir la gloire d'être un Original.

Qu'il ne prenne pas l'erreur, où il est tombé, sur un point de Dynamique absolument inutile dans l'usage, pour une découverte admirable.

Si ce Camerade après lui avoir communiqué plusieurs fois son ouvrage, dans lequel il le combat avec la discretion la plus polie, et avec éloge, l'imprime de son consentement, qu'il se garde bien de vouloir passer cet Ouvrage de son adversaire pour un crime de Lèse Majesté Académique. Si ce Camerade lui a avoué plusieurs fois, qu'il tient la lettre de Leibnitz, ainsi que plusieurs autres, d'un homme mort il y a quelques années, que le Candidat n'en tire pas d'avantage avec malignité, qu'il ne se serve pas à peu près des mêmes artifices, dont quelqu'un s'est servi contre les Mairan, les Cassini et d'autres vrais Philosophes; qu'il n'exige jamais dans une dispute frivole, qu'un mort ressuscite, pour rapporter la minute inutile d'une lettre de Leibnitz, et qu'il réserve ce miracle pour le tems, où il prophétisera; qu'il ne commette personne dans une querelle de néant, que la vanité veut rendre importante, et qu'il ne fasse point intervenir les Dieux dans la guerre des rats et des grenouilles. Qu'il n'écrive point lettres sur lettres à une grande Princesse, pour forcer au silence son adversaire, et pour lui lier les mains, afin de l'assassiner à loisir.

Que dans une miserable dispute sur la Dynamique, il ne fasse point sommer, par un exploit Académique, un Profes-

seur de comparoitre dans un mois; qu'il ne le fasse point condamner par contumace, comme aïant attenté à sa gloire, comme forgeur de lettres et faussaire, sur-tout quand il est évident, que les lettres de Leibnitz sont de Leibnitz; et qu'il est prouvé, que les lettres sous le nom d' un Président n'ont pas été plus reçuës de ses correspondans, que luës du Public.

Qu'il ne cherche point à interdire à personne la liberté d'une juste défense; qu'il pense qu'un homme, qui a tort, et qui veut deshonorer celui, qui a raison, se deshonore soi-même.

Qu'il croyra, que tous les gens de lettres sont égaux, et il gagnera à cette égalité.

Qu'il ne s'avise jamais de demander, qu'on n'imprime rien, sans son ordre.

Nous finissons par l'exhorter à être docile, à faire des études sérieuses, et non de caballes vaines; car ce qu'un savant gagne en intrigues, il le perd en génie; de même que dans la Méchanique, ce qu'on gagne en tems on le perd en forces. On n'a vu que trop souvent des jeunes gens, qui ont commencé à donner de grandes espérances et par de bons oeuvres et finissent enfin par n'écrire que des sottises, parce qu'ils ont substitué la vanité à l'étude, et la dissipation, qui affoiblit l'esprit, au recueillement, qui le fortifie; on les a loués, et ils ont cessé d'être louables; on les a recompensés, et ils ont cessé de mériter de recompenses; ils ont voulu paroitre, et ils ont cessé d'être; car lorsque dans un Auteur une somme d'erreurs est égale à un somme de ridicules, le néant vaut son existence.

Dieſe Schmähſchrift wurde ſogleich überſetzt und mit einer Zueignung an Maupertuis gedruckt, die aber ebenfalls konfiszirt wurde. Beide folgen hier mit diplomatiſcher Treue; man kann daraus zugleich ſehen, wie ſteif und ſchwerfällig man damals noch in deutſcher Sprache ſchrieb, obgleich die Zueignung ganz den Ton der Perſiflage des Originals beibehalten hat.

Diatribe

des Doktors Akakia

Päbstlichen Leibarztes.

Decret der Inquisition, und Bericht der Professoren zu Rom, wegen eines vorgegebnen Präsidenten.

Aus dem Französischen übersetzt. 1753.

Zueignungsschrift an den Herrn Peter Ludwig Moreau von Maupertuis, aus St. Malo gebürtig, Präsidenten der Königlichen Akademie der Wissenschaften und freyen Künste in Berlin.

Würdiger Herr Präsident!

Und wenn Sie mir auch sonst gar nicht bekannt wären, als aus einem Stammbuche, in welches Sie, wie ich selbst gesehen, ausser Ihrem Namen, nichts geschrieben, als die erhabenen Worte: J'ai mésuré la Terre: so würde ich doch, bloß aus diesem Grunde, nicht unterlassen können, Ihnen die Uebersetzung eines Werkes zuzueignen, welches Ihnen so viel Ehre macht. Ich weis, daß Sie, aus einer nur den größten Geistern eigenen edlen Ruhmbegierde, die Uebersetzungen derjenigen Schriften in allerley Sprachen, und die verschiedenen Ausgaben derjenigen Werke lieben, welche Ihren Ruhm ausbreiten. Ihre Cosmologie, zum Exempel, ist nicht nur, auf Dero Befehl, in verschiedenen Formaten einzeln, nachdem das meiste davon vorher schon in Paris und Berlin war gedruckt worden, herausgekommen, und hernach in einer Sammlung erschienen; sondern sie ist auch auf Ihre Veranstaltung ins Deutsche übersetzt worden. Von Ihrer bestimmten Figur der Erde hat man mehr als eine Deutsche und eine Lateinische Uebersetzung. Ihr Versuch einer Sittenphilosophie ist etliche mal und an verschiedenen Orten gedruckt und unter Ihren Augen von einem General ins Deutsche, und von einem Musketier ins Italiänische übersetzt worden. Ihre Briefe über den Fortgang der Wissenschaften hatten kaum einzeln das Licht der Welt erblicket, so er-

ſchienen ſie ſchon mit der Cosmologie und der Sittenphiloſophie in einer Sammlung, und wurden auch, zu Dero beſonderm Wohlgefallen, ins Deutſche überſetzt. Aber gleichwie nicht nur Ihre eigene Schriften Ihnen allemal Ehre machen müſſen: ſo iſt dieſes auch nicht weniger von denen zu erwarten, welche der Welt Dero Lob kund machen, und worinne der Verfaſſer stans pede in uno die faſt unendliche Anzahl Ihrer großen Verdienſte her erzählet. Von dieſer Art iſt der Brief eines Berliniſchen Akademiſten an einen Pariſiſchen Akademiſten, von welchem faſt zu gleicher Zeit das Franzöſiſche Original, und eine Deutſche und eine Italiäniſche Ueberſetzung, herauskamen. Die bekannten Briefe, welche Herr Euler und der berühmte Herr Merian, aus der Bärenſtraße unter die Linden, und unter den Linden in die Bärenſtraße, Lateiniſch zu Dero Vertheidigung an einander geſchrieben haben, wurden, nebſt dem Original, zugleich Franzöſiſch, auf Unkoſten Ihrer Akademie, wie alles, was Ihnen, als ihrem lieben Präſidenten, Vergnügen und Ehre ſchaffen kann, gedruckt. Gegenwärtiges Werk Ihres großen Verehrers, des Herrn Doctors Akakia, nebſt dem, was ihm anhängig iſt, verdienet mit größerem Rechte, als alle itzt genannte Schriften, in alle Sprachen überſetzt zu werden, da es Ihre Ehre nachdrücklich gegen einen verwägenen Jüngling rettet, welcher ſeinen Oeuvres und Lettres Dero bis unter den Polarzirkel berühmten Namen, um durch denſelben gleichfalls berühmt zu werden, vorgeſetzet, und die Welt dadurch bereden wollen, als könnte er Sachen ſchreiben, die eines Mannes würdig wären, welcher die Erde gemeſſen, und Lappland geſehen. Ich hoffe alſo, daß dieſe meine Deutſche Ueberſetzung, welcher eine Italiäniſche, eine Engliſche und eine Holländiſche bald folgen dürften, von Ihnen nicht nur Dero Beyfalls, ſondern auch eines jährlichen Gehalts, aus der zum gemeinen Nutzen beſtimmten Caſſe der Akademie, würdig geſchätzt werden wird. Dieſes letztere iſt auch hauptſächlich die Urſache, warum ich für Dero Ehre arbeite, und warum ich, bis zum Austrag der Sache, unaufhörlich bin

meines würdigen Herrn Präſidenten

Tripstrille, unterthäniger Diener,

den 24. Decemb. 1752. Der Ueberſetzer.

Diatribe des Doctors Akakia, Päbstlichen Leibarztes.

Nichts ist heutiges Tages gemeiner, als daß junge unwissende Schriftsteller ihre Werke unter bekannten Namen, deren dieselben gar nicht würdig sind, herausgeben. Es giebt allerley Arten von Charlatanen. Itzo ist einer aufgestanden, welcher den Namen eines Präsidenten einer sehr berühmten Akademie angenommen hat, um gar besondere Arzneymaterialien los zu werden. Es ist ausgemacht, daß nicht der verehrungswürdige Präsident der Verfasser derjenigen Bücher ist, welche man ihm zuschreibet; denn dieser vortreffliche Philosoph, welcher entdecket hat, daß die Natur allezeit nach den einfachsten Gesetzen wirket, und welcher so weislich hinzusetzet, daß sie alles auf das sparsamste einrichtet, hätte gewiß der kleinen Anzahl der Leser, welche dieses lesen können, die Mühe erspart, einerley Sache in dem Buche, welches seine Oeuvres betitelt ist, und in dem, welches man seine Lettres nennet, zweymal zu lesen. Der dritte Theil des einen dieser seiner Bücher ist wenigstens von Wort zu Wort in dem andern ausgeschrieben. Dieser große Mann, welcher so weit von der Charlatanerie entfernet ist, würde gewiß nicht Briefe herausgegeben haben, welche an keinen Menschen geschrieben sind, und vornehmlich würde er nicht in gewisse kleine Fehler verfallen seyn, welche nur einem jungen Menschen vergeben werden können.

Ich glaube, so viel es möglich ist, daß nicht der Nutzen meiner Profession mich hier reden heist. Aber man wird mir verzeihen, daß ich es ein wenig übel nehme, daß dieser Schriftsteller mit den Aerzten so umgehet, wie mit seinen Verlegern; er will sie vor Hunger sterben laßen. Er will nicht, daß man die Aerzte bezahle, wenn unglücklicher Weise der Kranke nicht gesund wird. Er sagt*): Man bezahlt einen Mahler nicht, welcher ein schlechtes Gemählde verfertigt hat. O mein junger Herr, wie hart und ungerecht sind Sie! Bezahlte nicht der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, die Schmiererey sehr hoch, mit welcher Coipel die Gallerie des Königlichen Palastes zierte? Entzieht ein Client einem Advokaten eine billige Belohnung, weil er seinen Proceß verlohren hat? Ein Arzt verspricht seine Sorgfalt, und nicht die Heilung. Er wendet

*) 124. Seite.

seine Mühe an, und man bezahlt sie ihm. Wie? sollten Sie auch auf die Aerzte eifersüchtig seyn?

Ich bitte Sie, sagen Sie mir, was würde ein Mann sagen, welcher zwölfhundert Ducaten Gehalt hätte, weil er von der Mathematik und Metaphysik geredet, weil er zwei Kröten anatomiret, und weil er sich mit einer Pelzmütze mahlen lassen, was würde der sagen, wenn der Schatzmeister zu ihm käme, und ihn also anredete: Mein Herr, man ziehet Ihnen hundert Ducaten ab, weil Sie geschrieben haben, es gäbe Sterne, welche aussähen, wie Mühlsteine; ferner hundert Ducaten, weil Sie geschrieben haben, es werde ein Comet kommen, und unsern Mond stehlen, und sich sogar über die Sonne her machen; noch ferner hundert Ducaten, weil Sie sich eingebildet haben, es würden ganz goldene und demantene Cometen auf die Erde fallen. Es ist Ihnen eine Strafe von dreihundert Ducaten zuerkannt worden, weil Sie behauptet haben, die Kinder würden im Mutterleibe durch die Anziehungskraft gebildet *), das linke Auge zöge den rechten Fuß an **), u. s. w. Man kann Ihnen nicht weniger als vierhundert Ducaten abziehen, weil Sie geglaubet haben, Sie könnten die Natur der Seele durch Zergliederung der Riesenköpfe kennen lernen, ꝛc. ꝛc. Man sieht, daß der arme Philosoph nach gemachter Rechnung sein ganzes Gehalt verliehren würde. Würde es uns übrigen Aerzten hernach wohl leicht seyn, uns über ihn aufzuhalten, und zu behaupten, die Belohnungen gehörten nur für diejenigen, welche nützliche Sachen schreiben, und nicht für die, welche in der Welt durch nichts bekannt sind, als durch ihre Begierde, sich bekannt zu machen?

Dieser unbedachsame Jüngling wirft meinen Mitbrüdern, den Aerzten, vor, daß sie nicht dreiste genug wären. Er sagt ***), man hätte dem Zufalle und wilden Völkern die einzigen bekannten besondern Mittel wider einzelne Krankheiten zu danken, und die Aerzte hätten kein einziges entdeckt. Man muß ihm sagen, daß nichts, als die Erfahrung, die Menschen diejenigen hat lehren können, welche die Pflanzen darreichen. Hippokrates, Boerhave, Chirac und

*) In den Oeuvres und Lettres.

**) Man sehe die Venus physique.

***) 205. Seite.

Senac würden es gewiß niemals errathen haben, wenn ſie den Chinabaum geſehen, daß er das Fieber heilen müſſe, auch nicht, wenn ſie die Rhabarber geſehen, daß ſie purgiren müſſe, auch nicht, wenn ſie Mohnköpfe geſehen, daß ſie den Schlaf verurſachen müſſen. Das, was man Zufall nennet, kann uns allein zu Entdeckung der Eigenſchaften der Pflanzen verhelfen, und die Aerzte können nichts anders thun, als ſich dieſer Mittel bey Gelegenheit bedienen. Sie erfinden ihrer viel durch Hülfe der Chymie; ſie rühmen ſich nicht, allemal heilen zu können: aber ſie rühmen ſich, alles zu thun, was ſie können, um den Menſchen zu helfen. Hat der luſtige Jüngling, welcher ihnen ſo übel mitfährt, dem menſchlichen Geſchlechte wohl ſo viel Dienſte gethan, wie derjenige welcher den Marſchall von Sachſen, nach der Schlacht bey Fontenoi, wider alles Verhoffen, dem Grabe entriß?

Unſer junger Naſeweiß will haben, die Aerzte ſollen künftig nur empiriſch verfahren*), und er räth ihnen, die Theorie zu verbannen. Was würde man von demjenigen ſagen, welcher verlangte, daß man ſich zum Häuſerbauen keiner Baumeiſter mehr, ſondern nur der Maurer, bedienen ſollte, welche die Steine auf ein Gerathewohl zuſchneiden würden?

Er giebt auch den weiſen Rath, das Anatomiren zu unterlaſſen**). Hierinne werden wir die Wundärzte auf unſerer Seite haben. Wir wundern uns nur, daß der Verfaſſer, welcher gegen die Wundärzte zu Montpellier bey gewiſſen Krankheiten, welche eine große Kenntniß der innern Theile des Kopfes, und einiger andern zur Anatomie gehörigen Theile, erfordern, einige kleine Verbindlichkeiten gehabt hat, ſo undankbar gegen dieſelben iſt.

Eben dieſer Schriftſteller, welcher, wie es ſcheint, in der Hiſtorie nicht ſehr erfahren iſt, ſagt, indem er erwähnet, daß man die Hinrichtung der Uebelthäter nützlich machen, und an ihren Körpern Verſuche anſtellen ſollte, daß dieſer Vorſchlag niemals ausgeführt worden***). Er weis nicht, was jedermann weis, daß man nämlich unter Ludwigen dem XI. in Frankreich zum erſtenmal an einem

*) 119. Seite.

**) 120. Seite.

***) 198. Seite.

zum Tode verurtheilten Menschen die Probe mit dem Steinschnitt gemacht hat, daß die Königinn in England die Inoculation der Pocken an vier Uebelthätern versuchen ließ, und daß man mehr dergleichen Exempel hat.

Aber wenn unser Autor unwissend ist, so muß man doch gestehen, daß er dafür eine besondere Einbildungskraft hat. Er will, als ein Naturkündiger, daß wir uns zu Heilung des Schlagflusses der Centrifugalkraft bedienen sollen*), und daß man den Kranken Pirouetten machen lasse. Der Einfall kömmt wirklich nicht von ihm; aber er giebt ihm ein sehr neues Ansehen.

Er räth uns**), einen Kranken zu überpichen, oder ihm die Haut mit Nadeln zu zerstechen. Wenn er ja ein Arzt ist, und solche Mittel vorschlägt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß seine Kranken dem Rathe folgen werden, welchen er ihnen giebt, daß sie nämlich den Arzt nicht bezahlen werden.

Aber das ist was ganz besonders, daß dieser grausame Feind der Facultät, welcher uns so unbarmherziger Weise unsere Besoldung verringern will, um uns zufrieden zu stellen, vorschlägt***), die Kranken zu ruiniren. Er befiehlt, (denn er ist despotisch) jeder Arzt soll nur eine einzige Krankheit heilen, so, daß, wenn einer das Podagra, das Fieber, den Durchfall, böse Augen, und Ohrenschmerzen hat, derselbe fünf Aerzte, an statt einen, bezahlen muß. Aber vielleicht will er auch, daß wir jeder nur den fünften Theil von der gewöhnlichen Bezahlung haben sollen. Ich kenne seine Bosheit schon. Bald wird man den Andächtigen den Rath geben, über jedes Laster Aufseher zu haben; einen über den ernsthaften Ehrgeiz in Kleinigkeiten, einen über die unter einem harten und gebieterischen Wesen verborgene Eifersucht, einen über die Raserey, viel Händel um Nichts anzuspinnen, einen über andere Schwachheiten. Aber wir wollen uns nicht verirren, sondern auf unsere Mitbrüder zurück kommen.

Er sagt: Der beste Arzt ist der, der am wenigsten überlegt. Er scheint in der Philosophie eben so sehr an diesen

*) 206. Seite.

**) 206. Seite.

***) 208. Seite.

Grundsatz zu glauben, als ehemals in der Theologie der Pater Canaie. Inzwischen sieht man doch, so sehr er auch das Ueberlegen hasset, daß er tiefsinnige Betrachtungen über die Kunst, das Leben zu verlängern, angestellt hat.

Erstlich kömmt er darinne mit allen gescheuten Leuten überein, und wir wünschen ihm dazu Glück, daß unsere Vorältern acht bis neun hundert Jahr gelebet haben. Nachdem er hernach ganz allein und unabhängig von Leibnitzen gefunden, daß die Reife nicht das Alter der Kräfte, das männliche Alter, ist, sondern der Tod, so schlägt er vor, diesen Punkt der Reife weiter hinaus zu setzen*), wie man Eyer erhält, indem man macht, daß keine Jungen auskriechen können. Dieses ist ein schönes Geheimniß, und wir rathen ihm, sich die Ehre dieser Entdeckung in einigen Hünerställen, oder durch eine Criminalsentenz einer Akademie wohl versichern zu lassen.

Man sieht aus dem von uns itzo erstatteten Berichte, daß, wenn diese eingebildeten Briefe von einem Präsidenten wären, sie von keinem andern, als von einem Präsidenten von Bedlam**), seyn könnten, und daß sie unwidersprechlich, wie wir gesagt haben, von einem Jünglinge herrühren, welcher sich mit dem Namen eines Weisen hat schmücken wollen, eines Weisen, der, wie man weis, in ganz Europa verehrt wird, nnd welcher seine Einwilligung gegeben hat, zum großen Manne erkläret zu werden. Wir haben einige mal bey dem Carnaval in Italien, den Harlequin in einen Erzbischof verkleidet gesehen: aber man erkannte den Harlequin gar bald aus der Art, mit welcher er den Segen ertheilte. Erkannt muß man werden, es sey über kurz oder über lang. Hierbey fällt uns eine Fabel des la Fontaine ein:

Un petit bout d'oreille, échappé par malheur,
Découvrit la fourbe et l'erreur.

Hier sieht man ganze Ohren.

Decret der Inquisition zu Rom.

Wir Pater Pancraz ꝛc. Inquisitor des Glaubens, haben die Diatribe des Signor Akakia, Päbstlichen Leibarzts, gelesen, ohne

*) 76. Seite.

**) Die Narrenhäuser zu London.

zu wiſſen, was Diatribe heiſt, und wir haben nichts darinne gefunden, was dem Glauben oder den Decretalen zuwider wäre. Ganz anders verhält es ſich mit den Werken und Briefen des jungen Unbekannten, welcher ſich unter dem Namen eines Präſidenten verſtecket hat.

Wir haben, nachdem wir den h. G. angeruffen, in den Werken, das iſt, in dem Quartanten des Unbekannten, eine Menge verwägener, übellautender, ketzeriſcher und ketzerhafter Sätze gefunden. Wir verdammen ſie zuſammengenommen, beſonders und verhältnißweiſe.

Wir anathematiſiren vornehmlich und beſonders den Verſuch der Cosmologie, worinne der durch die Grundſätze der Kinder des Belial verblendete Unbekannte, welcher gewohnt iſt, alles böſe zu befinden, wider die Worte der Schrift, behauptet *), daß es ein Fehler der Vorſicht iſt, daß die Spinnen Fliegen fangen, und in welcher Cosmologie der Autor hernach zu verſtehen giebt, daß man keinen andern Beweis des Daſeyns Gottes habe, als Z gleich Bc dividiret durch A plus B **). Da aber dieſe Charaktere aus dem Höllenzwange genommen, und offenbar teufliſch ſind, ſo erklären wir ſie als dem Anſehen des heiligen Stuhls nachtheilig.

Und da wir, wie gewöhnlich, kein Wort von denen Materien verſtehen, welche man Phyſik, Mathematik, Dynamik, Metaphyſik ꝛc. nennet, ſo haben wir den ehrwürdigen Profeſſoren der Philoſophie im Collegio der Weisheit aufgetragen, die Werke und die Briefe des jungen Unbekannten zu unterſuchen, und uns davon treulichen Bericht zu erſtatten. Gott ſtehe ihnen bey!

Urtheil der Profeſſoren des Collegii der Weisheit.

1. Wir erklären, daß die Geſetze des Stoßes vollkommen harter Körper kindiſch und eingebildet ſind, indem kein vollkommen harter Körper bekannt iſt ***), wohl aber giebt es harte Geiſter, auf welche wir vergebens zu wirken geſucht haben.

---

*) Oeuv. pag. 9.

**) — pag. 45.

***) — pag. 4.

2. Das Vorgeben, daß das Product des Raumes durch die Geschwindigkeit allezeit ein Kleinstes ist*), hat uns falsch geschienen. Denn dieses Product ist zuweilen ein Größtes, wie Leibnitz urtheilte, und welches auch bewiesen ist. Es scheint, als ob der junge Autor Leibnitzens Begriff nur halb genommen habe: und hierinne sprechen wir ihn von der Beschuldigung frey, welche er sagt, daß man sie ihm gemacht, nämlich, daß er Leibnitzens Begriff ganz genommen.

3. Wir geben ferner der Censur Beyfall, welche Signor Akakia, Päbstlicher Leibarzt, und so viele andere, von den Werken des jungen Pseudonymus, vornehmlich von seiner physikalischen Venus**), gemacht haben. Wir rathen dem jungen Autor, wenn er mit seiner Frau (wofern er eine hat) zum Werke der Erzeugung schreiten wird, nicht mehr daran zu gedenken, daß das Kind im Mutterleibe durch die Anziehungskraft gebildet wird; und wir vermahnen ihn, wenn er die Sünde des Fleisches begeht, den Wasserjungfern und den Kröten ihr Glück in der Liebe nicht zu beneiden, und die Schreibart des Fontenelle nicht zu sehr nachzuahmen, wenn ein reifes Alter die seinige wird gebildet haben.

Wir kommen zur Untersuchung der Briefe, aus welchen wir geurtheilt haben, daß sie, durch eine doppelte unrechte Anwendung, fast alles das, was in den Werken steht, in sich enthalten; und wir ermahnen ihn, nicht mehr einerley Waare unter verschiedenen Namen zu verkaufen, weil sich dieses für einen rechtschaffenen Kaufmann, wie er seyn sollte, nicht schickt.

Untersuchung der Briefe.

1. Anfänglich muß der junge Autor wissen, daß die Ahndung***) bey den Menschen nicht Vorhersehung genennet wird, und daß das Wort Vorhersehung bloß der Erkenntniß gewidmet ist, durch welche Gott das Zukünftige siehet. Es ist nöthig, daß er vorher die Kraft der Kunstwörter wisse, ehe er sich mit dem Schreiben einläßt. Er muß wissen, daß sich die Seele nicht selbst empfin-

*) Oeuv. pag. 44.

**) 248. Seite.

***) 3. Seite.

det; sie sieht Gegenstände: aber sich selbst sieht sie nicht. So ist sie beschaffen. Der junge Schriftsteller kann seine Irrthümer leicht verbessern.

2. Es ist falsch, daß wir durch das Gedächtniß mehr verliehren, als gewinnen*). Der Candidat muß lernen, daß das Gedächtniß das Vermögen ist, Begriffe zu behalten, und daß der Mensch ohne dieses Vermögen nichts zu verstehen geben, ja nichts einsehen, und sich in nichts einlassen könnte, und daß er ohne dasselbe ganz unvermögend wäre. Der junge Mensch muß hierüber seine Professoren um Rath fragen.

3. Wir sind verbunden, die Meynung für lächerlich zu erklären**), daß die Seele wie ein Körper ist, welcher sich wieder in seinen Stand setzt, nachdem er beunruhiget worden, und daß also die Seele zu ihrem vergnügten oder schwermüthigen Zustande, welcher ihr natürlich ist, wieder zurück kömmt. Der Candidat hat sich nicht gut ausgedrückt. Er wollte ohne Zweifel sagen, daß ein jeder seinen Charakter wieder annimmt; daß zum Exempel ein Mensch, nachdem er sich Mühe gegeben, einen Philosophen vorzustellen, wieder auf seine gewöhnlichen Kleinigkeiten zurückkömmt. Aber solche gemeine Wahrheiten muß man nicht noch einmal sagen. Es ist ein Jugendfehler, wenn man glaubt, daß gemeine Dinge durch dunkle Ausdrückungen das Ansehen der Neuigkeit bekommen können.

4. Der Candidat irret sich, wenn er sagt, daß die Ausdehnung nichts anders sey, als ein innerer Begriff***) unserer Seele. Wenn er einmal was rechtschaffenes lernen wird, so wird er sehen, daß die Ausdehnung nicht so etwas ist, wie der Schall und die Farben, welche nur in unseren innern Empfindungen vorhanden ist, welches jeder Schüler weis.

5. Daß er die Deutsche Nation geringschätzet****), und daß er sie in zweydeutigen Ausdrückungen für schwach von Verstand erkläret, dieses scheinet uns undankbar und ungerecht zu seyn. Es ist

---

*) 5. Seite.

**) 8. Seite.

***) 15. Seite.

****) 50. 52. Seite.

nicht genung, daß man sich irret; man muß höflich seyn. Es kann seyn, daß der Candidat geglaubt hat, er erfinde etwas nach Leibnitzen: aber wir müssen diesem jungen Menschen sagen, daß er nicht das Pulver erfunden hat.

6. Wir befürchten, der Autor werde machen, daß seine Cameraden in kleine Versuchungen gerathen, den Stein der Weisen zu suchen*). Denn er sagt, man mag ihn betrachten, auf welcher Seite man will, so kann man nicht die Unmöglichkeit desselben beweisen. Es ist wahr, er gestehet, daß es närrisch wäre, sein Vermögen zu Erfindung desselben anzuwenden. Da er aber, indem er von der Summe des Glücks redet, sagt, daß man die christliche Religion nicht demonstriren könne, und daß dennoch viel Leute derselben anhängen, so könnte es um desto mehr seyn, daß etliche Leute sich vereinigten, das große Werk zu suchen, weil er es für möglich hält, dasselbe zu finden.

7. Wir übergehen viele Sachen, welche die Gedult des Lesers und die Einsicht des Herrn Inquisitors ermüden würden. Aber wir glauben, daß er mit Erstaunen vernehmen wird, daß der junge Student**), durchaus Gehirne 12 Fuß langer Riesen und rauche Menschen mit Schwänzen anatomiren will, um die Natur des menschlichen Verstandes zu untersuchen; daß er die Seele durch Opium und durch Träume modificiret; daß er die Aale durch zergangen Mehl mit andern Aalen, und Fische durch Roggenkörner***) trächtig machen will. Wir ergreifen diese Gelegenheit, den Herrn Inquisitor zu belustigen.

8. Aber der Herr Inquisitor wird nicht mehr lachen, wenn er sehen wird, daß jedermann ein Prophet werden kann. Denn der Verfasser findet es nicht für schwerer, das Zukünftige, als das Gegenwärtige zu sehen. Er gestehet****), daß die Gründe für die Sterndeuterey eben so stark sind, als die Gründe wider dieselbe. Hernach versichert er†), daß die Empfindungen des Vergangenen,

*) 85. Seite.

**) 222. 223. Seite.

***) 143. Seite.

****) 147. Seite.

†) 151. Seite.

des Gegenwärtigen und des Zukünftigen, in nichts von einander unterschieden sind*), als in dem Grade der Wirksamkeit der Seele. Er hofft, daß ein wenig mehr Hitze und Feinigkeit in der Einbildungskraft dienen kann, das Zukünftige zu zeigen, gleichwie das Gedächtniß das Vergangene zeiget. Wir urtheilen, daß sein Gehirn sehr fein ist, und daß er bald propheceyen wird. Wir wissen noch nicht, ob er ein Prophet in seinem Lande seyn wird, ob er einer von den großen oder kleinen Propheten seyn wird: aber wir befürchten, er werde ein Unglücksprophet seyn. Denn selbst in seiner Abhandlung vom Glück redet er von lauter Qual. Er sagt**) vornehmlich, daß alle Narren unglücklich sind. Wir bezeugen allen denen, welche es sind, unser Mitleiden: aber wenn seine gereinigte Seele das Zukünftige gesehen hat, hat sie nicht etwas lächerliches darinne gesehen?

9. Es kömmt uns vor, als ob er nicht übel Lust hätte, in die südlichen Länder zu reisen***), ob man gleich, wenn man sein Buch ließt, glauben sollte, er käme schon von daher wieder zurück. Inzwischen scheint er nicht zu wissen, daß schon längst die Landschaft Friedrich Heinrich, welche jenseits des vierzigsten Grades südlicher Breite liegt, bekannt ist. Aber wir sagen ihm zur Nachricht, daß, wenn er, anstatt in die südlichen Länder zu reisen, gerades Weges unter den Nordpol zu schiffen, vorgiebt****), kein Mensch mit ihm zu Schiffe gehen wird. Er kann auch versichert seyn, daß, wenn er, wie er vorgiebt†), wirklich ein Loch machen sollte, welches bis zum Mittelpuncte der Erde ginge, (worein er sich vielleicht aus Schaam, solche Dinge geschrieben zu haben, verstecken will) man ihm dahin eben so wenig nachfolgen wird, als unter den Pol.

10. Zum Beschluß bitten wir den Herrn Doctor Akakia, ihm kühlende Tränke zu verschreiben, und wir ermahnen ihn, auf einer Universität zu studieren, und sich daselbst bescheiden aufzuführen.

---

*) 154. Seite.

**) 9. Seite.

***) 172. Seite.

****) 174. Seite.

†) 168. Seite.

Wenn etwan einmal einige Naturforscher nach Finnland geschickt würden, um das, was Newton durch die erhabene Lehre von der Schwere und den Centrifugalkräften entdecket hat, durch einige Abmessungen, wenn es seyn kann, zu bestätigen, und er würde mitgeschickt, so suche er nicht beständig, sich über seine Reisegefährdten zu erheben; er lasse sich nicht allein mahlen, wie er die Erde eindrückt, so wie man den Atlas mahlt, welcher den Himmel trägt, gleich als ob man die Gestalt der Welt verändert hätte, weil man sich in einer Stadt lustig gemacht, worinnen Schwedische Besatzung ist; auch citire er nicht bey aller Gelegenheit den Polarzirkel.

Wenn ein Wissenschaftsverwandter ihm, als ein guter Freund, eine Meynung vorträgt, welche von der seinigen unterschieden ist; wenn er ihm im Vertrauen sagt, daß er sich auf Leibnitzens und verschiedener anderer Philosophen Ansehen gründet; wenn er ihm besonders einen Brief von Leibnitzen zeigt, welcher unsrem Candidaten förmlich widerspricht: so glaube und schreye besagter Candidat nicht überall aus, daß man einen Brief von Leibnitzen erdichtet habe, um ihm die Ehre zu rauben, ein Original zu seyn.

Er halte nicht den Irrthum, in welchen er in Ansehung eines die Dynamik betreffenden zum Gebrauch ganz unnützen Puncts, verfallen ist, für eine vortreffliche Entdeckung.

Wenn dieser Cammerad, nachdem er ihm verschiedenemal seine Schrift gezeigt, in welcher er ihn mit der artigsten Höflichkeit und mit Lobsprüchen bestreitet, selbige hernach mit seiner Einwilligung drucken läßt, so nehme er sich wohl in Acht, daß er nicht diese Schrift seines Gegners für ein Verbrechen der beleidigten akademischen Majestät wolle gehalten haben.

Wenn dieser Cammerad ihm unterschiedene mal gestehet, daß er Leibnitzens Brief und einige andere von einem vor einigen Jahren verstorbenen Manne bekommen, so ziehe der Candidat nicht boshafterweise hieraus für sich einen Vortheil; er bediene sich nicht beynahe eben der Künste, deren sich jemand wider Mairan, Caßini und andere wahre Philosophen bedienet hat; er verlange niemals bey einer abgeschmackten Streitigkeit, daß ein Todter wieder aufwache, um ein unnützes Fragment von einem Leibnitzischen Briefe wieder zu bringen, und er hebe dieses Wunderwerk bis zu derjenigen Zeit auf, da er prophezeyen wird; er menge niemanden

in eine nichtswürdige Zänkerey, welche die Eitelkeit wichtig machen will, und er lasse nicht die Götter bey dem Kriege der Mäuse und Frösche mit zu Felde ziehen. Er schreibe nicht Briefe über Briefe an eine große Prinzeßin, um seinen Gegner zu zwingen, und ihm die Hände zu binden, daß er ihn mit Muße todt machen könne.

Er lasse nicht in einem elenden Streite über die Dynamik, durch eine akademische Forderung, einem Professor andeuten, innerhalb eines Monats zu erscheinen; er lasse ihn nicht, als einen, welcher seine Ehre angegriffen, als einen Betrüger und Briefunterschieber, contumaciren, vornehmlich, wenn es klar ist, daß Leibnitzens Briefe von Leibnitzen sind, und wenn es bewiesen ist, daß die unter dem Namen eines Präsidenten herausgekommene Briefe seine Correspondenten eben so wenig erhalten haben, als sie das Publicum gelesen hat.

Er suche niemanden die Freyheit einer gerechten Vertheidigung zu untersagen; er glaube, daß ein Mensch, welcher unrecht hat, und den, welcher recht hat, entehren will, sich selbst entehrt.

Er glaube, daß alle Gelehrte einander gleich sind. Und bey dieser Gleichheit wird er gewinnen.

Er lasse sichs niemals einkommen, zu verlangen, daß man nichts ohne seinen Befehl drucke.

Wir schließen mit der Ermahnung, daß er Lehre annehme, und daß er was ernsthaftes studiere und nicht eitle Cabalen. Denn das, was ein Gelehrter durch listige Streiche gewinnet, das verliert er am Verstande; eben so wie man in der Mechanik das, was man an der Zeit gewinnet, von den Kräften verlieret. Man hat nur gar zu oft junge Leute gesehen, welche anfangs gute Hoffnung von sich gemacht, und gute Schriften verfertiget, welche aber endlich damit beschlossen, daß sie lauter Thorheiten geschrieben, weil sie geschickte Hofleute haben seyn wollen, anstatt Schriftsteller zu seyn; weil sie die Eitelkeit an die Stelle des Studierens, und die Zerstreuung, welche den Verstand schwächet, an die Stelle der Sammlung seiner Gedanken, welche ihn stärket, gesetzet haben. Man hat sie gelobet, und sie haben aufgehöret, lobenswürdig zu seyn; man hat sie belohnet, und sie haben aufgehöret, Belohnungen zu verdienen; sie haben wollen scheinen, und sie haben aufgehöret, zu seyn. Denn wenn bey einem Schriftsteller eine Summe Irrthümer einer Summe Lächerlichem gleich ist, so ist seine Existenz gleich Null.

Friedrich hatte von J. J. Rousseau das Urtheil gefällt: „c'est un fou“ (m. s. S. 135) zum Beweise, daß er ihn richtiger beurtheilt, wie ein Theil von dessen Zeitgenossen und derjenigen, die nach ihm gelebt, und ehe noch seine Bekenntnisse erschienen waren, in welchen sich die Eitelkeit eines Thoren auf die grellste Weise kund macht, da er darin selbst mit Verirrungen, deren sich jeder Andere schämen würde, noch prunken will.

Aber Friedrich durchschaute Voltaire nicht minder, und wie er einst einen Zeitungsartikel über den Balletmeister Potier und die Tänzerin Roland (m. s. S. 45) in die berliner Zeitungen hatte abdrucken lassen, entwarf er eine Schilderung Voltaire's, welche er in einer französischen Zeitschrift einrücken ließ. Sie lautet also:

Schilderung Voltaire's.

Herr von Voltaire ist von Natur kleiner, als ein großer Mann, oder, was eben so viel sagt, er ist ein wenig größer, als Leute von mittlerer Größe. Er ist sehr mager, sein Blick durchdringend, und von einem feurigen Temperamente, hitzig, und voll schwarzer Galle. Sein Gesicht ist mager und in seinen Augen zeigt sich eine boshafte Lebhaftigkeit. Eben das Feuer, das seine Schriften belebt, erfüllt seine Handlungen, die bis zum Ungereimten lebhaft sind. Er ist eine Art von feurigem Meteor, das immer erscheint und verschwindet und mit seiner schnellen Bewegung und seinem schillernden Lichte unsere Augen blendet. Ein Mann von dieser Beschaffenheit muß kränklich seyn, die Klinge verzehrt die Scheide. Er ist, seiner Gemüthsart nach, lustig und aus Gewohnheit ernsthaft; offenherzig ohne Aufrichtigkeit, politisch ohne Gründe, gesellig, ohne Freunde. Er kennt die Welt und vergißt sie; des Morgens ist er Aristipp, des Abends Diogenes. Er liebt die Größe und verachtet die Großen; gegen Vornehmere ist seine Aufführung ungezwungen, gegen seines Gleichen steif; er ist Anfangs höflich, dann kalt, zuletzt unangenehm zurückstoßend. Er liebt den Hof, und ist der Erste, der sich ihm lästig macht; aus Wahl liebt er nichts, aus Unbeständigkeit alles. Wie er ohne Grundsätze schließt, so hat er Anfälle von Vernunft, wie andere Menschen von Narrheit. Er hat einen guten Kopf, aber ein böses Herz, er denkt über Alles, und lacht über Alles. Er begeht Ausschweifungen, ohne dazu die Körperkraft zu

haben, und redet Sittensprüche, ohne vernünftig zu leben; gemacht, um zu genießen, will er nur sammeln. — Sein Geschmack ist eher fein als richtig, er ist ein sinnreicher Satiriker, ein schlechter Kunstrichter und ein Schwätzer in den abstrakten Wissenschaften. Die Phantasie ist sein Element, und doch, so seltsam es auch klingt, hat er keine Erfindungskraft. Man wirft ihm vor, er falle immer aus einem Extreme in das andere; bald ein Menschenfreund, bald ein beißender Spötter. Mit einem Worte: Voltaire wollte ein außerordentlicher Mann seyn und er ist es gewiß*).

Übrigens ist diese Schilderung Voltaire's noch sehr glimpflich, da der König den Letztern von zwei Seiten genau kennen lernte, die solchem, nach seiner Denkungsart, im höchsten Grade verhaßt seyn mußten: seinen unversöhnlichen Haß gegen Jemand, dem er nicht wohl wollte, und seinen schmutzigen Geiz, der ihn selbst zu Nichtswürdigkeiten verleitete. Diese Schattenseiten erfüllten den Monarchen mit Verachtung gegen einen Mann, dessen Talente er schätzte.

Voltaire wollte einst, als Hoftrauer eingetreten war, sich kein neues schwarzes Kleid machen lassen. Er stand mit dem Mode- und Bücherhändler Fromery zu Berlin in ziemlich genauer Verbindung. Er bat daher Fromery: ihm seinen schwarzen Abendmahlsrock zu leihen, damit er solchen die Paar Trauerwochen über benutzen könne. Waren Beide von gleicher Größe und gleichem Wuchs, so war doch Voltaire magerer und schmächtiger, als Fromery. Der Philosoph von Ferney ließ daher den geliehenen Rock, durch Einlegung der Näthe, für sich passend machen, und sandte ihn, nach beendigter Hoftrauer, an den Eigenthümer zurück. Dieser legte ihn bei Seite, bis er ihn zur nächsten Kommunion nöthig hatte. Als dieser Fall eintrat, und er ihn des Morgens brauchen wollte, fand er ihn, zu seinem großen Verdruß, viel zu enge. Er konnte sich das Räthsel nicht erklären, bis es ihm ein Schneider löfete, der auch demnächst,

*) Man findet diese Schilderung in den Supplementen zu den hinterlassenen Werken Friedrich's des Zweiten, Königs von Preußen 1. Bd. Cöln 1798, mit der Überschrift: Portrait des Herrn von Voltaire.

Sie wurde bald, nachdem sie in einer französischen Zeitschrift gestanden, in's Englische übersetzt und im Gentlemen Magazin (Juni 1759) abgedruckt, aus der sie wieder 1827 in's Deutsche übersetzt, in die Zeitung für die elegante Welt No. 208. aufgenommen wurde.

durch Auslassen der eingelegten Näthe, ihn wieder tragbar machte. Aber Fromery konnte doch an diesem Tage nicht zu dem heiligen Abendmahle gehen.

Voltaire erlaubte sich gegen einen Israeliten einen wahren Spitzbubenstreich. Friedrich schrieb darüber ein kleines Theaterstück: „Tantalus im Prozeß," mit einer Geschichtserzählung, wer die Veranlassung zu diesem Stücke gegeben habe, welche also lautete:

„Species Facti,

die man als den Prolog ansehen kann."

„Gerechtes und billiges Publikum! Ich bin ein Jude und mein Gegner ein Poet mit Namen Arouet von Voltaire. Die Streitsache, die ich dir hiermit vorlege, kann dir seinen Charakter entwickeln, und du wirst daraus sehen, wie gefährlich es ist, mit meinem Gegner zu thun zu haben. Ich werde nicht, wie er, das Publikum durch ein Memoire an die Richter zu hintergehen suchen, das mit groben Lügen und mit Dingen angefüllt ist, die den Aktenstücken, welche beide Partheien bei dem Großkanzler niedergelegt haben, geradezu widersprechen. Eben so wenig werde ich an alle Thüren klopfen, wie er es gethan hat, um Jeden durch die partheiische Erzählung des Faktums zum voraus für mich zu gewinnen."

„Ich kann mir nicht von einem Bücherhändler einen schwarzen Rock borgen, um in diesem Aufzuge an den Hof zu gehen, mich den Prinzen und Prinzessinnen zu Füßen zu werfen und um ihren Schutz zu bitten. Ich bin nicht so thörigt, wie er, meinen Richtern vorschreiben zu wollen, was sie zu thun oder zu lassen haben; nie werde ich es wagen, wie er, Worte aus einem Billet auszuradiren, und ganze Zeilen zum Nachtheil meines Gegners wieder hinein zu schreiben. Ich werde endlich nie vermessen genug seyn, meinen Richtern Unwissenheit Schuld zu geben, und zu verlangen, daß man (meine Ehre zu retten) Gesetze abändern soll, die für das Glück der Gesellschaft, für die Sicherheit der Kleinen gegen die Großen, des Ärmern gegen den Reichen gemacht sind. Nein, ich achte dich zu sehr, gerechtes und aufgeklärtes Publikum, um nur den Versuch zu wagen, dich zu täuschen, und mich durch grobe Lügen deinem Unwillen, deiner Gleichgültigkeit und Verachtung auszusetzen. Ich bin ein Kaufmann, zwei tausend Reichsthaler können mich so wenig zu

Grunde richten, als mein Glück machen, dies hängt allein von der guten oder schlechten Meinung ab, die du von meinem Handel hast."

„Ich schwöre bei Allem, was heilig ist, bei dir selbst, daß ich dir die Umstände rein und unverfälscht vortragen will, die zu den Klagen, die ich vor den Thron Sr. Majestät gebracht und zu dem Prozesse Veranlassung gegeben haben, in welchen ich wider meinen Willen durch das schändliche Verfahren des niederträchtigsten und abscheulichsten aller Poeten und Menschen, (ich meine den Verfasser der „Henriade") verwickelt worden bin. Du wirst, gerechtes Publikum, diese Ausbrüche des gerechten Schmerzes einem jungen Manne zu Gute halten, dem Voltaire's grausame Rache gegen den Sohn, was diesem das Liebste auf der Welt war, einen Vater entriß, der seine Kinder auf das zärtlichste liebte, und eben so zärtlich wieder von ihnen geliebt wurde, der ihr einziges Glück machte, ein guter Bürger, und, ich darf es sagen, von Allen geschätzt war, die ihn kannten. Ja — dieser Vater ist es, den ich beweine, und den eine notorische Niederträchtigkeit, der schwärzeste Undank und der schmutzigste Geiz mir auf ewig geraubt haben. Die Wache, die man mir durch Voltaire's Vermittelung, wider Wissen des Großkanzlers, gab, war Schuld an dem schleunigen Tode dieses geliebten Vaters, und kann Herr von Voltaire Unmensch genug seyn, die Klagen und das Geschrei mehrerer Waisen zu hören? Kann er hart genug seyn, die Thränen und den Schmerz der ganzen Familie, ihre traurige Lage, ihre Verzweiflung, so ganz das Werk seiner Betrügereien, mit anzusehen? Noch einmal Verzeihung, geehrtes Publikum! Mein zerrissenes Herz läßt mich vergessen, was ich dir schuldig bin. Ich soll von meinem Prozesse reden, und weine über den unersetzlichen Verlust eines guten Vaters. Aber wer wäre harter Stoiker genug, die gerechten Thränen zu verdammen, die auf dieses Papier fließen?"—

„Darlegung des Prozesses."

„Den 23. November 1750 ließ mich Herr von Voltaire nach Potsdam kommen und bat mich, in seinen Geschäften nach Dresden zu reisen, um ihm daselbst Steuerscheine mit 35 Prozent Verlust zu verkaufen. — Ich gab dem Herrn von Voltaire zur Antwort: so eine Negoz müsse durchaus dem König von Preußen mißfallen; er versicherte mir aber: er wäre viel zu klug, irgend etwas

gegen den Willen Sr. Majestät zu unternehmen; im Gegentheil, wenn ich seinen Auftrag gut besorgte, so könnte ich sicher auf seine Protektion und auf einen sehr schmeichelhaften Titel Rechnung machen. Durch diese Aussichten bewogen, nahm ich einen Wechsel von 40,000 Livres auf Paris, einen audern von 4000 Thaler auf den Juden Ephraim und noch einen von 4404 Thaler auf meinen Vater an. Unserem Kontrakte zufolge, gab ich ihm einige Diamanten in die Hände, die er zu seiner Sicherheit für die 16,430 Thaler behielt, welche er mir vor meiner Abreise nach Dresden anvertraut hatte. Der Jude Ephraim wollte mir die 4,000 Thlr. nicht auszahlen, weil er, wie er sagte, dem Herrn von Voltaire nichts schuldig sey. Den Tag nach meiner Abreise, stellte Ephraim ihm vor, er hätte nicht wohl gethan, mich zu einem Negoz zu brauchen, womit ich mich schwerlich abgeben würde, weil ich dem dresdener Hofe oft Diamanten verkaufe, und ihn überdies leicht verrathen könne. Zu gleicher Zeit erbot Ephraim sich, er wolle ihm für 30,000 Thlr. Steuerscheine verschaffen, ohne weder Geld noch Wechsel zu verlangen, bis er ihm die Scheine selbst in die Hände gegeben, wofür er sich bloß seine Protektion bei Hofe ausbäte, die Voltaire um einen solchen Preis Niemanden zu versagen pflegt."

„Nach diesem Anerbieten des Juden Ephraim that es dem Herrn von Voltaire leid, daß er mir so einen Auftrag gegeben hatte, und er ließ sogleich mit der folgenden Post, ohne mein Vorwissen, gegen den Wechsel von 40,000 Livres protestiren, den ich in Paris ziehen sollte, und den ich schon durch Herrn Homann zu Leipzig betreiben ließ. Ich besitze ein eigenhändiges Billet vom Herrn von Voltaire, worin es heißt, daß ich ihm nur den 14. Dezember von diesem Wechsel von 40,000 Livres Rechnung ablegen soll; und doch war schon den 12. Dezember, auf Ordre des Herrn von Voltaire, zu Paris gegen diesen Wechsel protestirt worden. Dies Alles erfuhr ich bei meiner Zurückkunft von Dresden und ich machte dem Herrn von Voltaire Vorwürfe über den außerordentlichen Nachtheil den dieser Protest meinem Handel verursache. Ich stellte ihm vor, er würde mich ohne alle Rettung zu Grunde gerichtet haben, wenn ich so unglücklich gewesen wäre, Steuerscheine zu kaufen; aus seinem ganzen Verfahren könne man sehen, daß es seine Absicht gewesen sey, mich in der Verlegenheit stecken zu lassen, weil er gegen den

Wechsel protestirt habe, den ich doch allein ihm zu Gefallen angenommen, indem ich für mich selbst auf keine Protektion hätte rechnen können, um mich vor den Folgen eines solchen Handels sicher zu stellen.

Herr von Voltaire ewiederte: ich wäre für sein dringendes Geschäft viel zu langsam gewesen; jeder meiner Schritte sey ein Betrug, den ich wieder gut machen müsse; es wäre nichts leichter, als Steuerscheine um den gewöhnlichen Preis zu kaufen, wenn man sich an Ort und Stelle befände, und es thue ihm sehr leid, daß ich ihm keine Scheine mitgebracht, er würde sie ganz gewiß behalten haben. Ich sagte ihm, ich könne die Sache nicht so hingehen lassen, ohne klagbar zu werden. Um mich zu beruhigen, versprach er mir darauf völlige Entschädigung und Bezahlung aller Kosten, die sowohl der Protest, als die Reise veranlaßt hätten. Auch wolle er mich für meine Mühe und meinen Zeitverlust schadlos halten, und mir zuvörderst die Brillanten abkaufen, die ich während meiner Reise ihm in die Hände gegeben, und die er schon in Potsdam auf seinem Kreuz und seinem Theater-Habit getragen hatte. Auch kaufte er mir wirklich bei seiner Ankunft in Berlin für 3000 Thlr. Brillanten ab, worauf ich ihm den Überschuß der Summe herausgab, die auf meinen Vater assignirt war. Wir gaben uns jetzt gegenseitige Quittungen, so daß wir dieser Brillanten wegen nichts mehr an einander zu fordern hatten, den protestirten Wechsel und den Nachtheil, den dieser Schritt meinem Handel verursachte, abgerechnet."

„Drei Tage nach Abschluß dieses Handels verlangte der Herr von Voltaire noch für 2000 Thaler Ringe von mir, und bat mich, binnen einigen Tagen wieder zu kommen. Während dessen ließ er mich auch noch bitten, ihm einige Meubles verabfolgen zu lassen. Ich überließ ihm einen großen Spiegel, und ging zu ihm, um den Handel entweder zu schließen, oder mir meine Diamanten wieder abzuholen. Herr von Voltaire verschloß den Spiegel in seinem Kabinette und sagte: er würde mir weder den Spiegel noch die letzten Brillanten bezahlen, weil er sich wegen des vor drei Tagen mit mir übereilt geschlossenen Handels schadloshalten müsse, ungeachtet jene Brillanten zu 3,000 Thaler von Herrn Reclam waren taxirt worden, ehe wir den Handel schlossen.

Zu gleicher Zeit zog er mir im Schloſſe mit Gewalt einen Ring vom Finger; ſein Bedienter, Namens Piccard, war dabei zugegen. Er warf mir die Thür vor der Naſe zu und ſagte: ich könnte gehen, und klagen, wo ich wollte. Tages darauf begab ſich Voltaire zu einem Oberſtlieutenant in königlichen Dienſten, nahm ihn zum Richter in dieſer Sache, und bat ihn, mich holen zu laſſen. Kaum in die Stube getreten, packte mich Voltaire bei der Kehle und jagte mich in Gegenwart des Oberſtlieutenants durch das ganze Zimmer, nannte mich einen Spitzbuben, und ſagte, ich wüßte nicht, mit wem ich zu thun hätte; es ſtände nur bei ihm, mich zeitlebens in's Gefängniß werfen zu laſſen; aber dennoch wollte er mich mit Schonung behandeln, falls ich die an ihn verkauften Brillanten wieder nehmen und ihm die 3000 Thaler nebſt allen ſeinen Billets zurückgeben wolle. Ich gab ihm zur Antwort: dazu könne ich mich unmöglich verſtehen; er hätte es ja nicht nöthig gehabt, die Brillanten zu kaufen, wenn er ſeine Rechnung nicht dabei gefunden, um ſo mehr, da ſie noch vor Abſchluß des Handels wären taxirt worden. Voltaire ward äußerſt ergrimmt, und wollte mich mißhandeln; aber ich verließ das Zimmer, um bei Sr. Majeſtät klagbar zu werden."

„Der König, voll Unwillen über Voltaire's Verfahren, übergab die Sache dem Großkanzler, mit dem Befehl, uns auf's ſtrengſte zu richten. Ich bin bereits in zwei Terminen mit dem Herrn von Voltaire erſchienen. Sein Diener hat ſchon eidlich ausgeſagt, daß er mir den Ring mit Gewalt abgenommen, welches Voltaire leugnete. Ich forderte ihn auf, unſern Kontrakt vorzulegen. Er ſagte: wir hätten keinen gemacht, er habe mir die Summe von 18,030 Thaler anvertraut, ohne ſich einen Empfangſchein geben zu laſſen. Das ſieht dem Herrn von Voltaire auch ſehr ähnlich! — Ferner behauptet er, er habe mir dieſe Summe gegeben, um in Dresden Diamanten und Pelze für den gangbaren Preis, nämlich das Stück zu 35 Thlr., zu kaufen. Ich beweiſe ihm durch verſchiedene, eigenhändige Billets die Wahrheit meiner Ausſage; er iſt keck genug, zu behaupten, dies wären Billets, die ich wieder aus dem Kamin gezogen, nachdem er ſie in's Feuer geworfen hätte. Ich gab ihm einen Schein, der ſich anfing: „Ich habe an den Herrn nachſtehende Artikel verkauft." Er hat einige Federſtriche über dieſe Buchſtaben gemacht, damit es ſeiner Handſchrift ähnlich ſehen

ſollte, und oben an noch die Worte geſetzt: „zur Bezahlung der 3000 Thaler auf meine Ordre.“ Oben war nur wenig Platz gelaſſen, daher dieſer lakoniſche Styl. Ferner hatte er ſtatt des Wortes: „taxirt“ — zu taxirende geſetzt, eine ähnliche Abänderung konnte er aber in dieſem Scheine mit dem Worte „geſchätzt“ nicht machen, weil es den anderen Worten zu nahe ſtand. Dieſer Widerſpruch, der Styl, die verſchiedene Farbe der Tinte, die Verſtümmelung der Buchſtaben, der Anfang der Worte: „ich habe verkauft,“ mit einem großen J — dies Alles, ſage ich, beweiſet ſein Verbrechen zur Genüge. Ich zeige meinen Schein vor, daß er die Diamanten Herrn Reclam zugeſchickt hat, um ſie taxiren zu laſſen; er leugnet es gerade zu; er weiſt eine andere Taxe von fünf Juwelieren ausgeſtellt vor, von lauter Leuten, die für Ephraim arbeiten, und ſo taxiren, wie er es ihnen vorſchreibt.“

„Gerechtes und ehrwürdiges Publikum! Was habe ich nun zu erwarten? Sey Du mein Richter! Vergiß einen Augenblick die unſterblichen Werke des großen Dichters und Philoſophen, und dann ſprich ſelbſt mein Urtheil.“ —

Das kleine Luſtſpiel des Königs iſt nur leicht hingeworfen, aber doch voll witziger Einfälle und ſtellt Voltaire in der ganzen Größe ſeiner verächtlichen Knauſere: dar.

Der König, der es nur in einem Moment der Indignation flüchtig niedergeſchrieben hatte, legte keinen Werth darauf, ſo wenig, wie auf ein anderes Luſtſpiel: „Die Schule der Welt,“ das auf dem Titel den Zuſatz hatte: „vom Herrn Satirikus verfertigt, um incognito geſpielt zu werden;“ indeß ſind beide theatraliſche Verſuche von der Art, daß ſie manchem neuen franzöſiſchen Theaterſtücke den Rang ſtreitig machen können. — Nur erſt nach ſeinem Tode wurden ſie dem Druck übergeben, ſind aber längſt bei dem Publikum unverdient in Vergeſſenheit gerathen, wie ſelbſt ſeine übrigen Schriften nicht mehr ſo geleſen werden, wie in früherer Zeit und wie ſie es verdienen. In ihnen liegt ein ſolcher Schatz von Philoſophie des Lebens, findet man ſo viele ſcharfſinnige Bemerkungen über die verſchiedenſten Gegenſtände, von denen manche doppelten Werth erhalten müſſen, weil ſie ein König von ſeinem Thron herab verkündigt hat.

Im September des Jahres 1753 ließ der König zwischen Spandow und dem Dorfe Gatow ein Lager von etwa 36,000 Mann zusammen ziehen. Er lud zu demselben mehrere fürstliche Personen ein und beorderte aus allen Provinzen seines Staates Generale und Staabsoffiziere von der Infanterie und Kavallerie.

Für den König ward dazu ein besonderes Haus, 48 Fuß lang, und ein Speisesaal 76 Fuß lang, gebaut. Es war strenge verboten, daß Niemand, der nicht dahin gehörte, in dies Lager kommen, oder die Manoeuvres, welche gemacht wurden, sehen sollte. Es waren daher, wie im Kriege, überall Vorposten ausgestellt und die Husaren patrouillirten beständig. Doch konnten Einige der Neugier nicht widerstehen, sich heran zu wagen; sie wurden, auf Befehl, etwas geplündert und das schreckte Andere von ähnlichen Versuchen ab.

Solche Maßregeln mußten aber um so mehr die Neugier spannen, denn dadurch erhielt dieses Lustlager den Anstrich von etwas Geheimnißvollem. Bald darauf erschien, auf Befehl des Königs eine Schrift darüber, bei dem Buchhändler Voß, betitelt: Erklärung und genaue Beschreibung der Manoeuvers im Lager zwischen Spandow und Gatow, nebst einem großen Plan.

Mit großer Begierde wurde diese Brochüre gekauft, gelesen und studirt.

Nach ihr bestand das erste Manoeuvre aus der vor alten Zeiten bei den Römern und Karthaginiensern in großer Reputation*) gestandenen, sogenannten Tête de porc, auf Deutsch, Schweinskopf, so aus den Phalangen bestanden.

Das zweite war ein Übergang über einen Fluß auf Brücken, welche im Angesicht und unter den Kanonen eines jenseits aufmarschirten feindlichen Heeres erst geschlagen wurden, und die nur für drei Mann en fronte Breite hatten.

Das dritte war eine sogenannte Fouragirung, bei welcher die Fouragirenden unter einander gemischt, ihren Marsch zu dem bestimmten Orte hin und zurück gemacht hatten.

Das vierte bestand in der Deckung eines Transports, wobei die Avantgarde aus 30 Grenadieren stark war.

---

*) Worte der Schrift.

Bei dem fünften waren 12 Bataillone und 5 Esquadrone in 7 Kolonnen aus dem Lager marschirt, und bei dem Angriffe hatte sich die Infanterie in drei Zirkel, jeder von vier Bataillonen, formirt und diese in die Gestalt eines Triangels gestellt.

Bei dem sechsten hatte die Kavallerie die mittelste durch lauter Hohlwege gehende Kolonne ausgemacht, mittlerweile die äußerste, aus Infanterie bestehende Kolonne auf der Ebene marschirte. Bei dem darauf folgenden Treffen hatte die Kavallerie die im Walde verdeckt stehende feindliche Infanterie vertrieben und im Karriere einen Angriff auf den Wald gemacht.

Ohne ein Taktiker zu seyn, erkennt man in dieser Beschreibung, daß es eine Mystification für diejenigen seyn sollte, deren Aufmerksamkeit, hauptsächlich im Auslande, auf ein solches Lager nicht wenig rege gemacht worden war. Der König hatte dem Obersten von Balby dazu die Data geliefert, die solcher demnächst ordnen und mit dem Plane versehen, drucken lassen mußte. Zugleich verband der König auch damit eine Persiflage des Lustlagers, welches der König von Polen August II. 1730 bei Zeithayn veranstaltet, dem er damals in Begleitung seines Vaters mit beigewohnt hatte, und dessen nutzlose Spielereien ihm höchst lächerlich erschienen waren.

Wer die Beschreibung dieses Lustlagers bei Zeithayn liest, wird in den vorgeblichen Manoeuvres des Lagers zwischen Spandow und Gatow eine vollständige Parodie derjenigen finden, die bei Zeithayn executirt wurden.

Ein Kaufmann, mit Namen Mölder, in einer Stadt in Westphalen, machte sehr gute Geschäfte. Einige Frömmler seiner Bekanntschaft boten Alles auf, ihn für ihre Ansichten zu gewinnen. Es gelang ihnen solches vollkommen und diese Metamorphose hatte die Folge, daß er sich eines Theils von seinen frühern Bekannten, als Belialskindern, zurück zog, andern Theils ihn diese selbst vermieden und über seine Kopfhängerei manche Sarcasmen in Umlauf kamen.

Seine kaufmännischen Geschäfte litten auch darunter, denn er wollte mit denen, mit welchen er in solchen Verbindungen stand, nicht

bloß dergleichen, wie früher, abmachen, sondern sie auch bekehren. Er erklärte endlich: ein wahrer Christ könne kein Kaufmann seyn, und gab seine Geschäfte auf, in der Absicht, von den Zinsen seines Vermögens zu leben.

Dieses war aber so geringe, daß er bald die Erfahrung machen mußte, wie der Zinsenertrag nicht hinreiche. Er bewarb sich nun um einen Dienst bei einer Behörde. Alle seine diesfälligen Schritte blieben ohne Erfolg.

Er wandte sich endlich unmittelbar an den König, indem er um eine Anstellung im Civildienste bat. Er motivirte sein Gesuch dadurch: daß er zwar früher sich durch den Handel ernährt, aber ihm entsagt habe, weil sein Gewissen viel zu zart sey, um sich mit den listigen Streichen und falschen Vorspiegelungen, welche man dabei anwende, zu belasten. Er habe daher seinem frühern Erwerbszweig, um sein Gewissen unbefleckt zu erhalten, entsagt, und bäte nun, ihm eine Stelle zu ertheilen, wozu er sich eig'ne, indem der König überzeugt seyn könne, daß er solche gewiß mit der größten Treue und Redlichkeit verwalten würde.

Er erhielt folgenden Bescheid:

„Seine Königl. Majestät in Preußen, Unser allergnädigster Herr, lassen dem Kaufmann Mölder auf seine Eingabe vom 15. d. M., worinnen Er um eine Civilbedienung bittet, zur allergnädigsten Resolution ertheilen: daß Höchstdieselben nicht gemeinet sind, ein so überirdisches und delicates Gewissen in Dero Dienste, als welche nur irdisch sind, und in denen es auch Gelegenheit geben möchte, dasselbe zu irritiren, zu ziehen, und überlassen demselben allen den himmlischen Empfindungen, welche eine so seltene Herzensreinigkeit nothwendig gewähren muß. Welches demselben hiermit zum allergnädigsten Bescheid dienet.

Potsdam, den 27. Julius 1753. Friedrich."

Ein solcher Bescheid, der den wunden Fleck der Frömmler und Heuchler empfindlich berührte, mußte ihren Zorn reizen, und sie bedienten sich, um sich in ihrer Ohnmacht zu rächen, des schon zu allen Zeiten benutzten Mittels, diejenigen zu verketzern, die sie durchschauten. Auch Friedrich hat dies nicht nur bei seinen Lebzeiten, sondern auch noch lange nachher und bis jetzt erfahren, auch in der

Zukunft wird es daran nicht fehlen. „Es liebt die Welt, das Große anzuschwärzen.“

Im Januar 1754 ging der König Nachmittags um 4 Uhr ohne Begleitung vom Schlosse durch den Lustgarten spazieren. Er trug einen schlechten blauen Rock, sein Hut war eben so unansehnlich. Zwei Sackträger begegneten ihm; der Eine sagte zu dem Andern:

„Da kommt der König!“

Wo? fragte der Andere, der ihn noch nie gesehen hatte, als er dicht neben ihm war.

„Hier bin ich!“ sprach Friedrich und legte dem Sackträger die Hand auf die Schulter.

Der Sackträger rief voll Bestürzung:

Gott straf' mich, ich habe noch in meinem ganzen Leben keinen König gesehen.

„So? wie heißt Du und wo bist Du her?“

Ich heiße Körge und bin aus Lithauen.“

Der König sprach sich mit Lächeln entfernend:

„Komm' Morgen früh um neun Uhr auf's Schloß, dann sollst Du mich noch einmal sehen.“

Der Sackträger fand sich um die bestimmte Zeit ein. Ein Kammerlaquai gab ihm im Namen des Königs vier Friedrichsd'or mit dem Bedeuten: „er solle sich dafür einen guten Rock kaufen.“

Der König ging selten nach Ostpreußen zu Abhaltung der Revuen, weil es ihm zuwider war, fremdes Gebiet und namentlich das Danziger zu berühren.

Im Jahr 1754 hielt er in Preußen eine Truppenmusterung. Der Oberste von S***, Kommandeur eines dortigen Regiments, stand bei ihm in Gunst, doch hielt ihn dies nicht ab, diesem seine Unzufriedenheit über das Regiment strenge zu erkennen zu geben.

Kaum war der König in Potsdam, so forderte der Oberste, unter dem Vorwand der Kränklichkeit, seinen Abschied.

Friedrich antwortete ihm:

„Mein lieber Oberſter von S***! Ich kenne Euch zu gut, als daß Ich nicht auch einigermaßen die Urſachen Eurer Krankheit, die nicht von der Art iſt, um deshalb den Abſchied zu fordern, leicht errathen ſollte. Die Galle iſt Euch in den Magen getreten, und dazu giebt es noch immer Mittel genug, um ſolche wieder heraus zu ſchaffen. Fehlt es Euch dort an geſchickten Ärzten, die ſolches bewerkſtelligen können; ſo will Ich ſchon dafür ſorgen laſſen, daß Ihr einen erhalten ſollet. Einiger Muth gehört mit dazu, um wieder geſund zu werden, und Ihr müßet Euch nur ſorgfältig vor ſtarken Einbildungen hüten. Wenn Ich Euch künftiges Jahr bei der Revue ſehen werde, wird es ſchon beſſer mit Euch gehen, und Ihr werdet dann finden, daß Ihr Mir noch länger zu dienen im Stande ſeyd. Indeß verſichere Ich Euch, daß Ich Euer wohlaffectionirter König bin.“

Potsdam, den 10. Julius 1754.

Eigenhändige Nachſchrift:

„Mir geht es auch nicht immer, wie Ich es gern haben möchte, deswegen muß Ich immer König bleiben. Rhabarber und Geduld wirken vortrefflich. Friedrich.“

Bei der großen Revue im Jahre 1754 war der König mit den Truppen, vorzüglich aber mit dem Küraſſier-Regiment Prinz von Preußen zufrieden.

Der Kommandeur dieſes Regiments war der General-Major von Drieſen. Der König ließ ihm, um ihm ſeine Zufriedenheit zu erkennen zu geben, noch am Abend des letzten Revuetages 2000 Thaler zahlen.

Als ſich den Tag darauf der Beſchenkte dafür bei dem Könige bedankte, nahm er ihn freundlich bei der Hand und ſprach:

„Sein Dienſteifer muß belohnt werden! Dies iſt nur eine Kleinigkeit, ich werde mehr für Ihn thun, mein Lieber!“

Am nämlichen Tage machte ihm der König durch ein eigenhändiges Schreiben bekannt: daß er ihm die Amtshauptmannſchaft Oſterode in Preußen und eine jährliche Penſion von 1000 Thalern verliehen habe.

Als der König demnächst nach Wesel kam, nahm er auch das dort in Garnison stehende Regiment Graf von Dohna in Augenschein.

Einer der Junker fiel ihm auf und er fragte ihn:

„Wie heißt Er?“

Der General nahm gleich das Wort für den Gefragten, und sprach:

Er heißt Driesen, und ist ein Sohn des General-Majors von Driesen.

„Der hat ja keine Kinder!“

Ew. Majestät halten zu Gnaden. Es ist ein außer der Ehe erzeugter Sohn.

„So? — Wie kommt denn der hier her?“

Der General stand in seinen jüngeren Jahren in Westphalen auf Werbung. Da hat er diesen Sohn erzeugt. Er hat sich aber nicht weiter um ihn bekümmert: zufällig erfuhr sein Bruder, der bei meinem Regiment eine Kompagnie hat, etwas von diesem Kinde; er hat sich dessen angenommen, und auf sein inständiges Bitten ist er von mir als Junker bei seiner Kompagnie angestellt worden.

„Wie beträgt er sich?“

Ich muß ihm das beste Zeugniß geben, und er verspricht einmal ein tüchtiger Soldat zu werden. Freilich als ein unehliches Kind ist er zum Avancement unfähig.

„Wer sagt das? — Das thut nichts! Der Vater ist brav! Er ist Fähndrich und legitimirt! Der General muß aber nichts davon erfahren. Hört Er!“

Das Jahr darauf wurde der junge von Driesen Lieutenant.

Im Jahre 1756 befahl der König dem Grafen von Dohna, den Lieutenant von Driesen nach Potsdam zu schicken.

Der General von Driesen wurde bei dem Könige zur Tafel geladen; über Tafel fragte ihn Friedrich:

„Wie viele männliche Personen von Seiner Familie leben noch?“

Zwei Brüder und ein Bruderſohn, Ew. Majestät.

Der König sah ihn eine Weile scharf an und sprach dann:

„Hör' Er, er ist ein braver Mann und guter Soldat, aber ein schlechter Vater! Er verleugnet Sein Kind? — Das hätt' ich von Ihm nicht erwartet.“

Ew. Majestät halten zu Gnaden. Ich habe keine Kinder.

„Wie kann Er das so dreist behaupten? — Freilich hat Er einen Sohn. Das weiß ich besser, wie Er. Das gehört noch mit zu Seinen Avantüren als Werbeoffizier in Westphalen.“

Ein gefülltes Glas ergreifend und es emporhebend, rief er:

„Der Hauptmann von Driesen soll leben!“

Die Anwesenden stießen nun an, der König wandte sich an den General:

„Er hat doppelt Ursache, recht wacker anzustoßen, es gilt ja Seinen Sohn.“

Der Hauptmann von Driesen hatte, auf Befehl des Königs, während der Tafel in einem Vorzimmer warten müssen. Nach aufgehobener Tafel mußte er in das Speisezimmer kommen.

Friedrich führte ihn dem Vater mit den Worten zu:

„Werd' Er so brav, wie Sein Vater!“

Dann sprach er zu dem General:

„Hier ist Sein Sohn, nehm' Er ihn mit und equipir' Er ihn.“

Er verließ das Zimmer; alle Anwesende waren über diese Scene überrascht und gerührt, am meisten aber der General von Driesen und dessen Sohn.

Er entfernte sich jetzt auch mit seinem Sohne, und als er in seine Wohnung kam, fand er dort 2000 Thaler, die ihm der König zur Equipirung des Sohnes zum Geschenk gemacht hatte.

Der Hauptmann von Driesen erhielt eine Kompagnie bei dem von Hordtschen Freikorps. Als solches bei dem Beginn des siebenjährigen Krieges zum erstenmal mit dem Feinde in ein Gefecht kam, bemerkte der König einen jungen Offizier, der sich durch Unerschrockenheit auszeichnete.

„Wie heißt der Offizier?“ fragte er seine Umgebung.

Keiner konnte ihn namhaft machen.

„Wenn dieser Offizier in der Aktion mit dem Leben davon kommt,“ befahl er: „so soll er gleich zu mir in's Hauptquartier kommen.“

Es war dies der Hauptmann von Driesen gewesen. Er kam in das Hauptquartier, und als man ihm solches meldete, rief der König sichtbar frohgestimmt aus:

„Das hab' ich mir gleich gedacht, daß er brav seyn würde; ich hab's ihm gleich angesehn."

Er empfing ihn mit der größten Leutseligkeit, sagte ihm viel Schmeichelhaftes über seinen Muth und seine Geistesgegenwart, und ernannte ihn zum Major bei einem Feldregiment.

Unstreitig würde er eine schnelle Carriere gemacht haben, aber in einem Scharmützel dieses Regiments, das bald darauf gegen die Schweden im Felde stand, verlor er, nach eilf erhaltenen Wunden, das Leben. Als der König die Nachricht von seinem Tode erhielt, äußerte er sein Bedauern über diesen Verlust zwar nur in einigen Worten, aber daß sie aus dem Herzen kamen, verrieth der Ton der Stimme, mit dem sie gesprochen wurden.

Der König erließ gleich bei'm Antritt seiner Regierung unterm 3. Juni 1740 eine Kabinetsordre, nach welcher die früher oft gemißbrauchte Tortur bei Kriminalunterſuchungen nur noch in wenigen Fällen gestattet werden sollte. Der menschenfreundliche Zweck Friedrich's wurde dadurch nicht ganz erreicht, denn, gewöhnt an diese barbarische Verfahrungsweise, unterblieb sie nicht. Dies beweist die nachstehende Kabinetsordre an den Staatsminister von Bismark.

„Mein lieber Geheimer Etats-Minister von Bismark. Auf Euren Bericht vom 19. dieses, den in großem Verdacht wegen begangenen Mordes und Beraubung auf öffentlicher Landstraße stehenden Schäfer, Gört Heinrich Schmidt betreffend, gebe ich Euch hierdurch zur Resolution, daß, weil ich in dergleichen Criminalfällen die Tortur als ein theils grausames, theils aber ungewisses Mittel ansehe, die Wahrheit der Sache herauszubringen, Ich also das Erkenntniß des Berlinischen Criminalsenats confirmiret, und solches durch Vollziehung der hierbey zurückkommenden Expeditionen approbiret habe. Wobey Ich Euch denn zu Eurer und der Criminal-Collegiorum Direction hierdurch nochmalen declarire, daß wenn in dergleichen Criminalfällen, wo es auf die öffentliche Sicherheit ankommt, die Delinquenten, durch klare Indicia oder auch Zeugen und andere ganz deutlich sprechende Umstände, schuldig befunden werden, daß nichts an der Richtigkeit des Facti als nur allein die eigene Confes-

sion des Delinquenten fehlet, welche sonsten von letzterem durch die in den Gesetzen geordnete Tortur herauszubringen ist, sodann auf solchen Fall die gesetzmäßige Todesstrafe sonder Bedenken von den Criminal-Collegiis erkannt werden kann, ohne daß selbige nöthig haben, das eigene Bekenntniß eines schon ganz überführten Delinquenten zu erfordern und abzuwarten. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 27. Juni, 1754. Friedrich."

Den ehemaligen Stelzenkrug am Alexanderplatz zu Berlin besaß eine kinderlose Wittwe, und in demselben wohnte, außer ihr, Niemand, als ein armer Kandidat, der sich davon nothdürftig ernährte, daß er von Morgen bis zum Abend Kindern wohlhabender Bürger Unterricht in den ersten Elementen der lateinischen Sprache, der Erdbeschreibung, Geschichte, im Schreiben und Rechnen gab.

Eines Morgens kam die Wittwe nicht, wie gewöhnlich, aus ihrer Schlafkammer zum Vorschein; dies erregte endlich Besorgnisse, und als man die Thür öffnete, fand man sie todt in ihrem Bette. Ein um ihren Hals befindlicher Strick ließ keinen Zweifel, daß sie erdrosselt seyn mußte.

Auf die diesfällige Anzeige an die obrigkeitliche Behörde, veranlaßte diese sogleich, den einzigen Hausgenossen der Ermordeten, den Kandidaten vorfordern zu lassen, um ihn zu vernehmen, ob er über diesen Mord keine nähere Auskunft, zur Ausmittelung und Habhaftwerdung des Thäters, angeben könne.

Des Kandidaten Zimmer war ebenfalls verschlossen und er nicht aufzufinden. Nach Verlauf von einigen Stunden kehrte er in seine Wohnung zurück. Er wurde sogleich vor den Richter geführt, und über die Mordthat vernommen. Er versicherte, daß er hierüber nicht die mindeste Auskunft geben könne, indem er die Nacht über nicht in seinem Quartier gewesen sey. — Auf Befragen, wo er solche denn zugebracht? antwortete er: er habe gestern einen Freund, einen Landgeistlichen, einige Meilen von Berlin wohnhaft, besucht, solchen jedoch, um bei guter Zeit wieder in Berlin zu seyn, am Abend verlassen, um den Rückweg zu Fuß zu machen. Bei der eingetretenen Dunkelheit habe er sich verirrt, und die Nacht auf dem Felde zubringen müssen.

Diese Aussage, und da er schlechterdings nicht im Stande war, an welchem Orte er die Nacht außer dem Hause zugebracht, gehörig zu beweisen, machten ihn des Mordes verdächtig, er wurde daher sogleich verhaftet, und der That beschuldigt. Er läugnete solche standhaft; indeß achtete man darauf nicht und trug kein Bedenken, um ihn zum Geständniß zu bringen, an ihm die Tortur vollziehen zu lassen. Bei dem ersten Grad derselben flehte er, den Schmerzen erliegend, inne zu halten, und bekannte sich als Mörder.

Das Gerücht davon verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt. Am meisten erstauniten und erschracken aber diejenigen, die den Kandidaten als Hauslehrer kannten, und ihn, wegen seines frommen, stillen Wesens und der liebreichen Behandlung seiner Schüler, sehr liebgewonnen hatten. Sie hielten ihn eines solchen Frevels ganz unfähig, und beschlossen, in einer Deputation sich deshalb an den damaligen Großkanzler von Cocceji zu wenden, um ihn darauf aufmerksam zu machen, wie es höchst wahrscheinlich sey, daß dem Kandidaten, bei einem so lange unbescholtenen Lebenswandel, nur durch die Schmerzen der Folter ein Geständniß erpreßt worden, das keinesweges auf Wahrheit beruhen könne. Cocceji hörte die Abgeordneten ruhig an, und entließ solche sehr human, mit dem Trost, daß er ihre Winke gewiß berücksichtigen werde. Er ließ es auch nicht bei dieser leeren Versicherung bewenden, sondern forderte sogleich die über diesen Mord und über den Kandidaten verhandelten Untersuchungs-Akten ein.

Bei genauer Durchsicht fand er, daß man noch nicht gehörig untersucht, ob nicht etwa die Wittwe sich selbst erdrosselt habe, und er verfügte zu diesem Ende eine Besichtigung der Leiche, die man — nach einem damals herrschenden Vorurtheile — nicht zu berühren gewagt. Zu dieser Besichtigung wurde der Scharfrichter von Berlin zugezogen, um über die Erdroßelung sein Gutachten abzugeben. Er erklärte, die Ermordete sey durch einen kunstgerechten Knoten erwürgt worden. Cocceji fiel dieses Beiwort auf. Er ließ den Scharfrichter zu sich bescheiden, und fragte ihn, was er unter dem Worte kunstgerecht verstände?

Es ist eine eigene Art, in einen Strick einen Knoten zu schürzen, wenn ein Dieb von uns gehenkt werden soll, wodurch dessen gewaltsamer Tod beschleunigt und erleichtert wird.

„Ist denn das so etwas künstliches?“ fragte Cocceji.

Dies wohl nicht, versetzte der Scharfrichter; aber es ist doch ein besonderer Kunstgriff, der nur denjenigen bekannt seyn kann, welche zum Metier gehören.

Diesen Umstand beachtend, ließ nun der Großkanzler Erkundigungen einziehen, ob etwa fremde Scharfrichter oder ihre Knechte in dieser Zeit in Berlin gewesen wären. Es wurde auch bald ermittelt, daß zwei Scharfrichterknechte aus Spandau an dem Abend, wo in der darauf folgenden Nacht der Mord geschehen war, nach Berlin gekommen. Es waren die leiblichen Brüder der Ermordeten. Sie wurden auf seinen Befehl verhaftet, und bekannten die That. Sie hatten die Schwester erdrosselt, um, als die nächsten Erben ihres Vermögens, desto früher zu deßen Besitz zu gelangen.

Auf Cocceji's diesfälligen Bericht an Friedrich, untersagte dieser sogleich die Anwendung der Tortur in seinen Staaten durch die Kabinetsorder vom 4. August 1754 *). Friedrich hat das An-

*) An dem nämlichen Tage bekam Cocceji auf einen frühern Bericht über eine Räuberbande die nachstehende Kabinetsorder:

Mein lieber Großkanzler von Cocceji. Da ich ersehen habe, was Ihr bei Gelegenheit der in Schlesien entdeckten großen Räuberbande und der von der Breslauischen Oberamtsregierung deshalb zu dirigirenden Inquisition melden und anfragen wollen; so ertheile Ich Euch darauf zur Resolution etc. Was aber den zweiten Punkt wegen der Inquisiten anlanget,

daß diejenigen, welche einen rechtlichen Verdacht gegen sich haben und dennoch die That läugnen, durch die Tortur zum Bekenntniß gebracht werden sollen;

So ist Euch darauf in Antwort, daß nachdem Ich das grausame, und zugleich zu Herausbringung der Wahrheit sehr ungewisse Mittel der Tortur in dergleichen Fällen gänzlich abgeschafft habe, es also auch dabey sein Bewenden haben muß. Dahergegen aber wiederhole Ich hierdurch nochmalen, was Ich vorhin schon verschiedentlich an den Etats-Minister von Bißmark solcherhalb declariret habe, daß nehmlich, wenn gegen dergleichen Inquisiten sich so viele Umstände hervor thun, daß dieselben dadurch ihres Verbrechens völlig überzeuget werden, und daß alsdann nichts weiter, als ihr eigenes Geständniß fehlet, welches aber dieselben hartnäckig zurückhalten, sodann auf deren eigne Confession bei Abfassung der Sentenz nicht reflectiret, sondern solche dermaßen erkannt werden soll, als ob deren Geständniß wirklich vorhanden sey.

denken Cocceji's durch eine Marmorbüste, die er auf dem Hofe des Kammergerichts aufstellen lassen, noch geehrt, und wenn er auch sonst keine Verdienste um die Justizpflege hätte, verdient er schon deshalb ein solches Denkmal.

Wie Vielen wird es errichtet, weil sie viele Tausende in den Tod geführt; der biedere Cocceji hat aber viele Tausende von dem schmachvollen Tode der Verbrecher gerettet, die sonst als Märtyrer einer grausamen Justizverwaltung hingeopfert seyn würden.

Der König wollte den Chirurgus Scharp, der ihm gewöhnlich Ader ließ, von diesem Geschäfte entbinden, weil er bemerkt, daß er dabei zitterte, mithin keine feste Hand mehr hatte.

„Kann Er mir nicht einen geschickten und zuverläßigen Menschen zum Aderlassen zuweisen?“ fragte er den Regimentschirurgus Engel.

Engel schlug ihm einen Chirurgus mit der Versicherung vor, es sey ein sehr guter und geschickter Mann.

Friedrich ließ diesen bald darauf zu sich rufen. Er stellte sich ein, und als er in des Königs Zimmer trat, fragte ihn Friedrich gleich:

„Heißt Er V**?“

Ja, Ew. Majestät.

„Hör' Er mal, er soll mir zur Ader lassen, aber das will ich Ihm andeuten, daß er mit mir nicht anders umgeht, als mit einem Burschen von meiner Garde, denn in diesem Punkt sind wir Alle

---

Sollten aber die Umstände den Inquisiten nicht völlig compliciren, und dennoch der größeste Verdacht gegen solchen vorhanden seyn, daß der Inquisit das Verbrechen wirklich begangen habe, auch die Umstände solches zum höchsten wahrscheinlich machen, alsdann muß dergleichen Inquisiten, wenn schon er sich zu keinem Bekenntniß bequemen will, der Vestungsarrest oder die Vestungsarbeit auf Zeit seines Lebens, und daß er dabey in Eisen geschmiedet werde, zuerkannt werden. Wonach Ihr denn in solchen Fällen, wo es auf die publique Sicherheit ankommt, erkennen zu lassen, auch die Regierungen deshalb zu instruiren habt. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 4. August 1754. Friedrich.

einerlei; und zeigt er Furcht bei'm Aderlaſſen bei mir, ſo geräth's Ihm nicht. Verſteht Er mich?"

Ja, Ew. Majeſtät.

„Nun, ſo komm' Er her, und mache Er ſein Probeſtück."

Der Chirurgus unterband den Arm des Königs, bei'm Schlagen der Ader kam aber kein Blut.

„Sieht er wohl," ſprach der König milde: „Er hat ſich gefürchtet! Komm' Er her, und ſchlag' Er noch mal, aber ohne Furcht."

Dies geſchah, und jetzt kam Blut.

„Sieht Er, was die Furcht macht!" ſprach der König lächelnd: „Er ſoll mir immer zur Ader laſſen, aber ohne Furcht, das ſag' ich Ihm ein für allemal."

Der gewöhnliche Vorleſer Friedrich's, le Cat, war krank; auf deſſen Vorſchlag geſtattete er einem andern jungen Manne dies Geſchäft inzwiſchen zu verwalten.

Der neue Vorleſer wollte ſeine Sache recht gut machen, er deklamirte wie auf der Bühne, und machte dabei ſehr lebhafte Geſtikulationen.

Ihm zu beiden Seiten ſtanden koſtbare kryſtallene Armleuchter; im Affekt warf er den einen vom Tiſche, daß er zerſplitterte.

Der Vorleſer erſchrack heftig, ward leichenblaß und zitterte an allen Gliedern; endlich wollte er eine Entſchuldigung ſtammeln, aber Friedrich ſprach freundlich:

„Mein Freund! Bei der Sache iſt nichts weiter zu thun, als daß man ein anderes Licht anzünden läßt."

Der erſte Sohn des Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau Prinz Wilhelm Guſtav, hatte mit der Tochter einer Madame Schardius zwei Söhne außer der Ehe erzeugt, der Erſte bekam den Namen Wilhelm, der Zweite erhielt den Namen Philipp. Sie erhielten die Erziehung von Kindern des Bürgerſtandes. Ihr Vater ſtarb 1737 und jetzt nahm ſich ſein jüngerer Bruder, der Prinz Moritz, des älteſten verwaiſeten unehlichen Sohnes an, und ſolchen als Jäger zu ſich.

So beschränkt auch sein Wirkungskreis war, so verrieth er doch Gemüth, Geist, Muth und Gegenwart des Geistes; der Prinz konnte den Jüngling daher gut gebrauchen und sich auf ihn, bei Allem, was er ihm auftrug, verlassen.

Als im Jahre 1756 der Krieg zwischen Preußen und Österreich ausbrach, bat Prinz Moritz, da er als General seine Garnison Stargard verlassen mußte, den König, diesen Wilhelm, dem er den Namen Wilhelmi gab, und dessen wahre Abstammung er klüglich verschwieg, zum Lieutenant von der Armee zu ernennen, und zu gestatten, daß er ihn zu seiner Hülfe mitnehmen dürfe. Der König erfüllte diesen Wunsch, und der Lieutenant Wilhelmi war vier Jahre lang überall im Gefolge des Prinzen.

Der Prinz ging, wegen Kränklichkeit, im Winter des Jahres 1759 nach Dessau; seine Krankheit nahm zu, sie wurde gefährlicher, und ihn beunruhigte Wilhelmi's ferneres Schicksal sehr.

Um diese Zeit kam der General von Hülsen auf einer Reise von Halberstadt nach Sachsen durch Dessau; und er besuchte den kranken Prinzen. Bei diesem Besuch war Wilhelmi bei dem Prinzen, und dieses Zusammentreffen brachte letztern auf den Gedanken, Wilhelmi's Zukunft dadurch zu sichern, daß er ihn dem Schutz des Generals empfahl. Als sich solcher dazu bereit erklärte, gab der Prinz Wilhelmi einen Wink, sich zu entfernen, und unter vier Augen entdeckte er dem General die wahren Verhältnisse, empfahl ihm noch dringender den Verwaisten, und bat: für dessen ferneres Glück väterlich Sorge zu tragen. Als ihm dies der General gelobt, sprach er:

„Und nun noch eine Bitte: geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Herr General! daß Sie keiner Seele die Abstammung des jungen Mannes entdecken wollen."

Hülsen gab dem Prinzen dies Ehrenwort unbedenklich.

Auf diese Weise trat der Lieutenant Wilhelmi mit dem General in eben das Verhältniß, in welchem er mit dem Prinzen gestanden hatte, und fühlte sich eben so glücklich, als zuvor. Er begleitete den General nach Sachsen.

Hülsen wurde das Oberkommando eines beträchtlichen Theils der preußischen Armee in Sachsen anvertraut. Selbst, wo er nicht ganz glücklich war, wie bei Strehlen, gereichten ihm seine zweckmä-

ßigen Anstalten zum Ruhme, aber die meisten Gefechte, die er den Österreichern in Sachsen lieferte, waren glücklich.

Eins davon hatte den ersprießlichen Erfolg, daß die Österreicher weit zurückgedrängt wurden, und das preußische Heer sich weiter ausbreiten konnte. Dies Gefecht hielt Friedrich für so wichtig, daß er selbst zu dem General kam, die ganze Gegend übersah, und einem seiner Ingenieuroffiziere den Auftrag gab, einen genauen Plan der ganzen Gegend aufzunehmen. Wilhelmi hörte diesen Befehl, und bat den General, es bei'm Könige zu bewirken, daß auch ihm noch diese Arbeit übertragen würde. — Friedrich bewilligte es, und Wilhelmi beendete seine Zeichnung schneller, als der Ingenieur. — Er gab sie dem General. Dieser überreichte sie bei der Parole dem Könige, der sie, ohne sie anzusehen, in die Tasche steckte. — Erst am Nachmittage besah er sie. Sie fiel ihm nicht allein wegen ihrer Richtigkeit, sondern auch wegen ihrer ausgezeichneten Reinheit und Sauberkeit auf.

Als Hülsen am folgenden Tage zu ihm kam, fragte er gleich nach dem Offizier, der die Zeichnung verfertigt habe? Der General nannte ihn; Friedrich befahl ihm, diesen jungen Mann sogleich zu ihm zu schicken, er wolle ihn näher kennen lernen.

Diese nähere Bekanntschaft konnte leicht Veranlassung zu der Entdeckung der wahren Abstammung Wilhelmi's geben; dies beunruhigte Hülsen wegen seines dem Prinzen Moritz gegebenen Ehrenworts. In der Hoffnung, der König würde diesen Befehl vielleicht vergessen, schwieg er darüber gegen Wilhelmi.

Am folgenden Morgen wurde in des Königs Hauptquartier die Parole ausgegeben. Dazu stellte sich auch Wilhelmi ein.

Der König hatte ihn vor einigen Tagen bei dem General gesehen, und war durch dessen Bitte auf ihn aufmerksam geworden; kaum sah er ihn, so fragte er ihn sehr barsch:

„Warum ist Er nicht, meinem Befehle gemäß, gestern zu mir gekommen?“

Ich weiß von keinem solchen Befehl, Ew. Majestät! sonst würd' ich mich eines solchen Ungehorsams nicht schuldig gemacht haben.

„Hat Ihm denn Sein General nichts gesagt?“

Nicht ein Wort, Ew. Majestät.

„Folg' Er mir!“

Wilhelmi mußte in das Zimmer des Königs treten. Hier legte ihm dieser mehrere Pläne vor, sprach viel mit ihm, und da er bestimmte Antworten erhielt, so fragte er ihn endlich, auf mehrere Pläne zeigend:

„Getraut' Er sich wohl, einige dieser Zeichnungen zu copiren?"

Wilhelmi bejahete es und erhielt einen Plan zum Abzeichnen.

Er konnte ein Mißtrauen gegen den General nicht unterdrücken, daß er ihm des Königs Befehl verschwiegen, und er glaubte seiner Seits dadurch von der Verpflichtung entbunden zu seyn, ihn von dem Gespräche mit dem Könige und von dem erhaltenen Auftrage in Kenntniß zu setzen.

Mit großem Eifer machte er sich an die ihm aufgetragene Arbeit, opferte selbst einen Theil des nächtlichen Schlafs auf, und vollendete sie mit musterhafter Genauigkeit. Da ihn am folgenden Morgen der General zur Meldung in das Hauptquartier schickte, überreichte er dem Könige die Zeichnung.

Mit Wohlgefallen betrachtete sie Friedrich und fragte dann, immer noch auf die Zeichnung sehend:

„Wer ist Er eigentlich? Wo ist Er her?"

Ew. Majestät, ich heiße Wilhelmi und bin ein Sohn des verstorbenen Prinzen Gustav von Dessau.

„Was sagt Er?" die Zeichnung auf einen Tisch werfend; „Er ist ein Sohn des Prinzen Gustav? Ihm soll der Teufel auf den Kopf fahren, wenn das nicht wahr ist!"

Wie würd' ich mich unterstehen, Ew. Majestät eine solche Unwahrheit zu sagen!

„Weiß es Sein General?"

Ja, Ew. Majestät!

„Gut! Sag' Er Seinem General, daß er heute Mittag bei mir speisen soll!"

Wilhelmi meldete dem General des Königs Befehl, verschwieg aber alles übrige.

Hülsen fand sich ein.

„Weiß Er nicht," fragte ihn Friedrich: „wo Sein Lieutenant Wilhelmi her ist?"

Dem Befragten fiel die Frage auf. Er antwortete:

Nein! Ew. Majestät: der Prinz Moritz, bei dem er früher war, hat ihn mir empfohlen.

„So? Er weiß es also nicht, wo er her ist? Wenn Er's nicht weiß, so will ich's Ihm sagen: Der Lieutenant Wilhelmi ist ein Sohn vom Prinzen Gustav."

Hülsen war äußerst verlegen. Überzeugt, daß der König von Allem unterrichtet sey, gestand er, was er von dem Prinzen Moritz auf dessen Sterbebette erfahren, auch wie er ihm sein Ehrenwort geben müssen, es als ein Geheimniß Keinem zu offenbaren.

„Wenn es also wahr ist, so überlaß' Er mir diesen Wilhelmi und such' Er sich aus meiner Suite einen andern Offizier aus."

Wenn Ew. Majestät geruhen wollten, mir den Lieutenant Wilhelmi zu lassen, so würde mir dadurch eine große Gnade wiederfahren. Ich habe mich sehr an ihn gewöhnt. Er versteht mich, ohne viele Worte, und in der jetzigen Lage ist er mir fast unentbehrlich.

„Nein! Was ich gesagt, dabei bleibt es!"

Kaum war Hülsen in sein Quartier zurückgekommen, als er dem Lieutenant Wilhelmi die härtesten Vorwürfe machte, daß er dem Könige seine Abkunft entdeckt und ihm seine Unterredungen mit solchem verschwiegen habe.

Wilhelmi erwiederte dreist:

Herr General! Sie haben mir den Befehl des Königs, zu ihm zu kommen, auch verschwiegen, und da mich der König nach meinem Herkommen fragte, hielt ich's für einen sehr günstigen Zeitpunkt, mein Glück zu machen. Warum sollt' ich ihn nicht benutzen?

Wilhelmi trat in die Suite des Königs.

Bei der Schlacht von Liegnitz am 15. August 1760 ernannte ihn der König auf dem Schlachtfelde zum Hauptmann, und übertrug ihm die Geschäfte eines Generalquartiermeisters. In diesem Verhältnisse wurde er, während der ferneren Dauer des siebenjährigen Krieges, mit verschiedenen Korps bald hier, bald dorthin geschickt und erfüllte die Befehle des Königs zu dessen Zufriedenheit.

In dem Winterquartiere im Jahre 1761 zu Leipzig kam Friedrich zuerst auf die Idee, ein leichtes Artillerie-Korps zu errichten, und übertrug dem Hauptmann Wilhelmi den Entwurf eines Plans dazu.

Wilhelmi überreichte den Plan, er erhielt Friedrich's Beifall so sehr, daß er ihn dafür auf eine ausgezeichnete Art belohnen wollte. Er hatte es sich zu einem Grundsatz gemacht, keinen Bürgerlichen zu einer höhern Stelle im Militair zu befördern, er sprach also einst zu Wilhelmi:

„Hör' Er einmal! So wie es jetzt mit Ihm steht, kann nichts aus Ihm werden; ich werd' Ihn adeln. Was will Er für einen Namen führen?"

Wilhelmi wählte den Namen seines Geburtsorts Gröbzig, eines kleinen dessauischen Städtchens.

„Nein! das ist ein häßlicher Name. Weiß Er was! Er soll von Anhalt heißen. Damit aber die Fürsten von Anhalt nichts dagegen haben, so schreib' Er an sie, und erbitt' Er sich die Erlaubniß dazu."

Wilhelmi that dies und erhielt einige Zeit darauf genehmigende Antworten. Er zeigte sie dem Könige, der ihn darauf fragte: Ob er noch Geschwister habe?

Ja, Ihro Majestät! noch einen Bruder.

„Wo ist der?"

In Offenbach.

„Was ist er?"

Ein Bader.

„Wie kann einer so dumm seyn, ein Bader zu werden! Schreib' Er ihm gleich, und laß' Er ihn kommen!"

Dies geschah. Wilhelmi's Bruder, der Philippi hieß, stellte sich ein. Beide wurden in den Adelstand erhoben, und hießen Wilhelm und Philipp von Anhalt. Wilhelm behielt seinen Bruder bei sich, ließ ihn in allen militairischen Wissenschaften unterrichten, und dann wurde er mit Genehmigung des Königs als Lieutenant bei dem neu errichteten Artillerie-Korps angestellt, bei welchem er zuletzt als General-Major pensionirt wurde.

Wilhelm's Talente erwarben ihm immer mehr die Gunst des Königs.

Im Jahre 1762 griff er den östreichischen Posten auf dem Gebirge bei Lentmannsdorf, unweit Schweidnitz, mit einer solchen Geschicklichkeit und Bravour an, daß er dem Feinde, obgleich mit bedeutendem Verluste, entrissen wurde. Der König ernannte ihn

dafür zum Oberſtlieutenant und händigte ihm acht Orden pour le mérite ein, um ſie an die Offiziere zu vertheilen, die eine ſolche Auszeichnung, nach ſeiner Überzeugung am meiſten verdient hätten. Nach dem Frieden wurde er des Königs erſter General-Adjutant und 1783 General-Lieutenant und Gouverneur von Königsberg. Im Auguſt 1786 beſuchte er von dort den König; er ſah und ſprach ihn zum letztenmale, denn ſchon auf der Rückreiſe erfuhr er ſeines großmüthigen Wohlthäters Tod.

Die erſte Brigade der Kavallerie rückte zur Herbſtzeit in ein ſächſiſches Dorf, in welchem ſich der König befand. Jeder hatte ſich frühzeitig dem Schlaf überlaſſen, weil früh wieder aufgebrochen werden ſollte. Um Mitternacht brach plötzlich ein heftiges Feuer in einem Bauerhof aus, und das ganze Dach des Hauſes, in welchem der Oberſtlieutenant von Wacknitz noch ſchlief, ſtand in vollen Flammen. Der König, noch nicht ſchlafend, ſah faſt zuerſt dies Feuer durch ſein Fenſter, ſetzte ſich ſogleich zu Pferde und ſprengte herbei, bevor man auf Rettung bedacht war. Schon brannte der Boden und die Thür des Hauſes. Er ſprang ſogleich vom Pferde, ergriff in der Geſchwindigkeit eine Futterſchwinge, ſtieß damit das Fenſter ein und rief:

„Hier heraus, lieber Wacknitz!“

Ew. Majeſtät, hier ſtehen noch die Standarten, er reichte eine aus dem Fenſter.

„Wacknitz! Wacknitz! gleich heraus, das Übrige werde ich beſorgen!“ rief der König.

Der Oberſtlieutenant rettete ſich jetzt; einige Gardes du Corps ſtiegen in das Fenſter, ergriffen die übrigen zwei Standarten, und retteten mit genauer Noth die Equipage ihres Chefs, denn gleich darauf ſtürzte das Haus ein. Der Oberſtlieutenant wollte ſich für ſeine Rettung bei dem Könige bedanken.

„Sei Er ruhig, mein lieber Wacknitz, was ich gethan habe, ſind wir uns alle zu thun ſchuldig, ſorg' Er für ſeine Geſundheit!“

Bei'm Anbruch des Tages ſchickte der König dem abgebrannten Bauer ein anſehnliches Geſchenk; alle Offiziere der ganzen Brigade folgten dieſem Beiſpiel. Der Bauer wurde mehr als entſchädigt.

Als Friedrich im September 1756 als Sieger nach Dresden gekommen, war es mit sein erstes Geschäft, die dort berühmte an seltnen Kunstschätzen aller Art reiche Bildergallerie zu besuchen.

Er verweilte lange vor verschiedenen Meisterstücken und bewunderte solche. Jeder glaubte, er würde davon wenigstens diejenigen, die ihm am meisten gefielen, sich als gute Beute, zueignen, und der Gallerieinspektor Riedel zitterte schon vor dem Moment, wo er dies erfahren sollte, da wandte sich der König an ihn mit der Frage:

„Es wird doch erlaubt seyn, einige Bilder für mich kopiren zu lassen?“

Bei der Besitznahme von Dresden wurde das Haus des sächsischen Staatsministers Graf von Brühl in ein Wachthaus verwandelt.

In der Garderobe des Grafen fand man unter andern eine ganze Kammer voll Perücken. Als Friedrich in diese Kammer trat, rief er:

„Wie viel Perücken für einen Mann, der keinen Kopf hat.“

In Dresden wohnte er einer Predigt des Superindenten am Ende bei.

Die Predigt wurde über die Worte des Evangeliums gehalten: „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Der Kanzelredner, weit davon entfernt, dem Sieger Schmeicheleien zu sagen, sprach in dieser Predigt mit Ruhe und besonnener Mäßigung darüber, daß Jedem das Seine gebühre, nämlich Gott, dem Kaiser, dem Nächsten, dem Volke das Ihre, dem Tode das Seine und der Ewigkeit das Ihre. Am Schluße sagte er mit vieler Freimüthigkeit von den Pflichten gegen den Landesherrn: „das Band zwischen Haupt und Glieder ist heilig und darf, wenn anders ein Staat bestehen und des Landes Wohlfahrt gesichert und befördert werden soll, nicht verletzt werden.“

Friedrich befahl dem Superintendenten am Ende diese Predigt drucken zu lassen und sie erschien auch unter dem Titel:

Predigt über das ordentliche Evangelium am 23. Sonntag nach Trinitatis, welches in höchster Gegenwart Sr. Königl. Majestät

von Preußen in der Kreuzkirche zu Dresden am 21. November 1756 gehalten und auf höchstgedachter Sr. Königl. Majestät ausdrückliches gnädigstes Verlangen dem Druck übergeben worden von Dr. Joh. Joach. Gottlob am Ende, Pfarrern und Superintendenten, auch des Oberconsistorii Assessoren daselbst.

In der kurzen Vorrede wird erwähnt, daß der König zu Dresden schon im Jahre 1745 einer von seinem Feldgeistlichen in der Kreuzkirche gehaltenen Predigt mit beigewohnt habe.

Nach der Gefangennehmung der sächsischen Armee am 16. Oktober 1756 bei Pirna bezog der König zwischen dem Königsstein und Sonnenstein das feste Lager der Sachsen und nahm sein Hauptquartier in Struppen auf dem dasigen Rittergute, welches einer verwittweten Oberstin von Raisky gehörte, deren einziger Sohn sich unter den gefangenen sächsischen Offizieren befand.

Die Oberstin war damals sehr krank, und da der König das unterste und mittlere Stock inne, und seine Dienerschaft sich das dritte oberste zugeeignet hatte, mußte die kranke Wittwe ihr Unterkommen in einer kleinen Bedientenstube in dem entlegensten Winkel des Gebäudes mit ihrer weiblichen Bedienung suchen, und dort ihr Krankenlager aufschlagen.

Als nach dem ersten Tage wieder Ruhe und Ordnung eingetreten, ging der Dorfgeistliche, mit Namen Götzinger, auf das Schoß, um die Oberstin zu besuchen. Er nahte sich der Hauptthüre des Schlosses; ein Wache stehender Gardesoldat wieß ihn, doch mit Bescheidenheit, zurück, denn es sey ihm verboten, Keinen in diese Thüre eintreten zu lassen, weil es der König nicht gern sehe, daß ihm Jemand auf der Treppe begegene; er möchte daher durch den Garten zur Hinterthüre gehen.

Der Prediger befolgte diesen Rath; als er sich eben der Hinterthüre näherte, sah er den König auf der dicht an derselben befindlichen steinernen Bank in tiefem Nachdenken sitzen, gebückt und das Kinn auf die Krücke seines Stockes gestützt. Er zögerte, ob er weiter gehen oder umkehren solle, doch der Gedanke, daß er seiner Patronin einen Besuch machen, ihr Trost und wenn's möglich auch Beistand verschaffen wolle, machte ihn beherzt. Er nahte sich dem Kö-

nige langsam und ehrerbietig. Kaum hatte ihn dieser bemerkt, so fragte er ihn:

„Ist Er der Prediger des Orts?“

Ja, Ew. Majestät.

„Zu wem will Er?“

Zu der Frau Obersten von Racknitz, sie ist sehr krank und wünscht meinen Zuspruch.

„So! — Man hat mir nichts von der Krankheit meiner Wirthin gesagt; geh' Er, und sag' Er ihr, daß ich sie auch besuchen werde.“

Der Prediger ging und die kranke Wittwe empfing ihn mit Freuden. Er machte ihr sein Gespräch mit dem Könige bekannt, und ihre traurige Lage, worüber sie sehr niedergeschlagen war, veranlaßte ihn zu religiösen Betrachtungen, um die Muthlose aufzurichten. Mitten in dieser ernsten Unterhaltung unterbrach ihn der König durch seinen Eintritt in das Zimmer. Götzinger stand auf und wollte auf die Seite treten.

„Bleib' Er sitzen!“ rief ihm der König zu: „und fahr' Er fort; ich will sehen, ob Er was gelernt hat.“

Götzinger gehorchte, ohne in Verlegenheit zu gerathen. Als er glaubte, dem Befehl des Königs genügt zu haben, schwieg er und trat bescheiden bei Seite.

Jetzt nah'te sich der König dem Bette der Oberstin, bedauerte, daß sie krank sey und er nicht früher etwas davon erfahren habe.

„Haben Sie Kinder?“ fragte er darauf.

Einen Sohn, Lieutenant bei der sächsischen Garde, bei welcher mein verstorbener Mann gestanden. Jetzt ist er aber Ew. Majestät Gefangener.

„Will er nicht Dienste bei mir nehmen?“

Er ist mein einziges Kind und Erbe dieses Gutes.

„Ja, dann ist es billig, daß Sie ihn behalten. — Aber, was ist das für ein schlechtes Zimmer? — Das ist keine Wohnung, noch weniger ein Krankenzimmer für eine Dame. Es scheint, als wenn Sie sich vor mir hierher geflüchtet hätten. Das haben Sie nicht nöthig. Ich will Sie nicht verdrängen. Suchen Sie sich ein bequemeres und gesunderes Zimmer aus.“

Die Oberstin stockte und erwiederte mit sichtbarer Verlegenheit, daß sie jetzt kein besseres haben könne. Der König, ihre Verlegen-

heit bemerkend, befahl ihr, ihm ohne Rückhalt zu sagen, weshalb sie hier ihre Wohnung aufgeschlagen habe? Sie sagte nun: daß seine Umgebung das ganze oberste Stockwerk eingenommen, und ihr nur dies kleine Stübchen übrig geblieben sey.

„Das ist ganz wider meinen Willen!“ rief der König aus: „meine Leute sollen Sie nicht verdrängen. Sie, als meine Wirthin, müssen die ganze obere Etage zu Ihrem Gebrauch haben. Ich werde sogleich befehlen, sie zu räumen; ein Jeder kann sein ihm im Dorfe angewiesenes Quartier beziehen.“

Der König setzte hinzu:

„Ich wünsch' Ihnen eine baldige Besserung und werd' Ihnen meinen Leibarzt schicken.“

Dann wandte er sich an den Prediger, unterhielt sich noch eine Weile mit ihm über die Leibnitzische und Wolfische Philosophie und fragte ihn:

„Führen sich meine Soldaten auch gut gegen Ihn auf?“

Hierauf verließ er das Zimmer und ging gleich in das oberste Stockwerk des Schlosses. Es war gerade um die Zeit, wo seine Dienerschaft damit beschäftigt war, sich das Mittagessen anzurichten.

„Was wollt Ihr hier, Ihr Tölpel!“ rief er ihnen verdrießlich zu: „scheert Euch fort und untersteht Euch nicht, Euch hier in der obersten Etage je wieder sehen zu lassen.“

Jeder suchte auf des eiligste, sich davon zu machen. Gleichsam, wie durch einen Zauberspruch, war die gedeckte Tafel mit sämmtlichen hungrigen Gästen verschwunden. Die Oberstin kam von diesem Moment an in den ungestörten Besitz dieses Theils ihres Schlosses.

Einer von den bei Pirna gefangenen sächsischen Offizieren, der demnächst in seinem Range als Stabskapitain bei den der preußischen Armee einverleibten Sachsen geblieben war, schrieb an den König, und bat, ihn zum wirklichen Kapitain zu avanziren, und ihm den Konsens zur Ehe mit einem begüterten Fräulein zu geben; zugleich aber auch: ihm zu erlauben, daß er dann mit seiner jungen Gattin nach Berlin gehen und dort sein Tractament und sein und ihr Vermögen verzehre könne, und fügte hinzu: er schmeichle sich um so mehr, keine Fehlbitte zu thun, da seine ihm

zu ertheilende Kompagnie auch, wenn er nicht bei ihr sey, gewiß ihre Schuldigkeit thun würde.

Es stand zu erwarten, daß ein so abgeschmacktes Gesuch von dem Könige, zumal in den damaligen Verhältnissen, unbeachtet bleiben würde; Friedrich schenkte ihm aber seine Aufmerksamkeit.

Er erhielt den Bescheid: er wolle ihn zum wirklichen Hauptmann ernennen, auch die Einwilligung zur Ehe mit dem Fräulein ertheilen, und da er, nach seinem Geständniße, die Gemächlichkeit liebe, sich vor den Gefahren, womit er von dem Feinde bedroht würde, und die Mühseligkeiten des Krieges scheue, so solle er sein Geld bis zum Frieden, aber nicht in Berlin, sondern in Stettin verzehren. Es wären bereits alle Verfügungen zu seiner Bequemlichkeit getroffen, wenn er dort ankommen würde, und überdies sey es ein Ort, wo er vor den Feinden am sichersten seyn könnte.

Der Braut des Offiziers wurde eröffnet: daß diesem nur unter der Bedingung der Konsens zur Ehe würde gegeben werden, wenn sie nach Stettin zöge und dort ihr Vermögen verzehre.

Der Kommandant in Stettin erhielt einen Befehl: für diesen Offizier ein gut meublirtes Zimmer bereit zu halten.

Der so Beschiedene fühlte das Herabwürdigende einer solchen Resolution so wenig, wie seine Braut. Beide trugen kein Bedenken, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen, und der König befahl darauf, daß der Stabskapitain dieser Kompagnie die Revenuen derselben, bis auf weitere Ordre, genießen solle.

Man hat es vielfach mit Bewunderung und als ein unverkennbares Zeichen von Seelengröße erwähnt, daß Napoleon im Jahre 1812 von Moskau aus über sehr unbedeutende Gegenstände, selbst über die Theater in Paris, Anordnungen getroffen, die damals der Moniteur verkündete.

Es ist dabei noch problematisch, ob nicht eine Spiegelfechterei obgewaltet hat, da er dergleichen mit schlauer Berechnung zu benutzen pflegte, um der großen Nation einen blauen Dunst vorzumachen.

Friedrich hingegen besaß diese Eigenschaft. Er beschäftigte sich auch mitten in den Stürmen des Krieges mit Einzelnheiten,

nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht unbedeutende Kleinigkeiten, ondern Gegenstände betrafen, die der Beachtung werth waren, und daß davon nichts in den berliner Zeitungen bekannt gemacht wurde.

So erließ er im Anfange des siebenjährigen Krieges von Dresden die nachstehende Kabinetsordre an den Obersten von Grumkow.

„Mein lieber Obrister von Grumbkow. Da das Grenadier-Bataillon jetzo in seinen Winten-Quartieren stehet; So will Ich, daß Ihr nebst den übrigen Staabs-Officiers sich alle Mühe geben und die Wacht-Paraden fleißig exerciren sollet, um die Leuthe wiederum in die gehörige gute Ordnung zu bringen, zu dem ende Ihr auch mit sie wie sonst gewöhnlich marschieren lassen müsset, damit sie insonderheit das Gehör kriegen, wie ihr denn alle Ordnung retabliren müsset. Ihr sollet auch par Compagnie einige Gewehre ausziehen lassen, damit die Leute mit solchen laden können, um auch sie darunter wieder in Ordnung zu bringen. Überhaupt müsset Ihr nebst denen gesamten Staabs-Officiers des Grenadier-Bataillons darauf sehen und ohnabläßig arbeiten, daß die Officiers sowohl, als die Mannschaft dergestalt wieder in Ordnung und in Schlentrian kommen, als wenn das Bataillon im künftigen früh Jahre revue halten sollte. Ich recommandire Euch dieses auf das beste und zweifele nicht, Ihr werdet darauf ganz besondere Attention haben. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Dresden, den 20. November 1756. Friedrich."

Als der König im September 1756 Dresden besetzt hatte, war der ausdrückliche Befehl erlassen worden, sich aller Plünderung in Sachsen zu enthalten, und alles Privateigenthum unangetastet zu lassen.

Dennoch hatte der sächsische Staatsminister Graf von Brühl von seinen Gütern Vieles bei Seite geschafft, und da solches ruchtbar wurde, nahm man, weil man eine solche Fortschaffung für eine thatsächliche Erklärung ansah, daß man kein Vertrauen zu einer solchen Zusicherung habe, das bei Seite Geschaffte in Beschlag.

Die Gemahlin des Grafen wandte sich dieserhalb unmittelbar an den König, worauf sie die nachstehenden beiden Briefe erhielt.

Dresden, den 28. November 1755.

Sie können verſichert ſeyn, Madame, daß ich von dem Vorgange, deſſen Sie in Ihrem eben an mich erlaſſenen Schreiben erwähnen, nicht hinlänglich unterrichtet bin. Ich werde aber dafür ſorgen, daß ich ſogleich darüber Auskunft erhalte, um Ihnen auf Ihre Beſchwerden nach Befinden der Umſtände Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; denn ich bin weit entfernt davon, zu geſtatten, daß man ſich an dem vergreife, was Ihnen gehört.

Es thut mir leid, daß eine ungegründete Furcht Ihrer Leute zu einem unangenehmen Mißverſtändniß Anlaß gegeben. Sie hätten alles Hausgeräth, welches ſie in Sicherheit zu bringen glaubten, an Ort und Stelle laſſen können, ich würde niemals geſtattet haben, es anzurühren oder zu mißbrauchen. Ich bitte Gott, daß er Sie, Madame, in ſeinen heiligen und gnädigen Schutz nehme.

Friedrich.

Dresden, den 30. November 1756.

So eben erhalte ich Auskunft über den Vorgang, von dem Sie mir, Madame, in Ihrem Schreiben Anzeige gemacht haben.

Alles ſtimmt mit Ihrer Angabe überein; und da Alles, ohne mein Wiſſen geſchehen, ſo habe ich ſchon befohlen, daß das in Beſchlag genommene Hausgeräth unverzüglich zurückgegeben, und nach Mitſchwitz geſchickt werden ſoll. Indeſſen kann ich nicht umhin, Ihnen zu Gemüthe zu führen, daß dieſer Zufall unterblieben ſeyn würde, wenn Sie nicht, ſo wie Ihr Ehegatte, in der Meinung geſtanden, daß meine Armee bloß in der Abſicht nach Sachſen gekommen, um zu rauben. Das gegenwärtige Beiſpiel mag Ihnen einen neuen Beweis des Gegentheils geben, und Sie können ſicher glauben, daß wenn man die Meubles an ihrer Stelle gelaſſen, und wenn Sie ſolche nicht in der Stille von einem Orte zum andern geſchafft, würde kein Menſch daran gedacht haben, und das Vorgefallene unterblieben ſeyn. Ich erſuche Sie daher, Madame, einen ſo ungerechten Argwohn wider mich fahren zu laſſen und verſichert zu ſeyn, daß ich dergleichen meinen Abſichten ſo wenig gemäße und mit meiner Ehre ſo unvereinbare Ereigniſſe nie billigen werde, und daß ich lieber über Alles, was zeither ſo oft gegen mich angeſtif-

tet worden, übersehen, als es auf solche Weise ahnden will. Ich bin ꝛc. Friedrich.

Im darauf folgenden Jahre waren auf dem Gute Mitschwitz, bei dem Durchsuchen der herrschaftlichen Gebäude von Seiten des preußischen Militairs Ausschweifungen vorgefallen. Die Gräfin führte darüber wieder Beschwerde, und der König antwortete ihr:

Breslau, den 28. Februar 1757.

Ich habe das Schreiben empfangen, welches Sie den 15. d. M. in Ansehung des darin enthaltenen Vorfalls an mich erlassen haben, und ich gestehe, daß ich weiter nichts weiß, als daß einige Truppen, welche in den Gegenden von Mitschwitz marschirten, in Erfahrung gebracht haben, wie in dem dasigen Hause Gewehre verborgen seyn sollten. Sie haben sich darauf in solches begeben, um dieserhalb Nachsuchungen anzustellen und um sich zu überzeugen, ob die Sache sich so verhielte. Bei dieser Gelegenheit hat es sich denn ereignet, daß die Landesbewohner die ganze Verwüstung verübt haben, ohne daß man ihnen hat Einhalt thun, noch sie davon abhalten können, ihre ganze Wuth gegen diejenigen auszulassen, die sie für die Ursache ihres Unglücks und des von ganz Sachsen halten.

Dies habe ich davon erfahren; indessen werde ich nicht anstehen, mich noch genauer zu erkundigen. Bei dieser Gelegenheit kann ich aber nicht umhin, Ihnen selbst zu überlegen zu geben: ob es wohl zu verwundern seyn dürfte, wenn ich meiner Seits allen Glimpf gegen Sachsen einstelle, da es weltkundig, was meine Unterthanen von dem rohen Benehmen meiner Feinde überall, wo sie nur haben hinkommen können, erleiden müssen, und wie sie überall die größte Härte und Barbarei ausgeübt haben. Ich wünschte die Grausamkeiten, die in Preußen begangen worden, aus meinem Gedächtnisse vertilgen zu können; die Wuth mit Rauben, Plündern und Brennen ist auf's Höchste getrieben worden. Jedermann weiß die Drangsale, welche andrer Seits die Franzosen in dem Clevischen und in meinen übrigen von ihnen eroberten Provinzen verhängen. Das grausame Verfahren, welches die Stadt Halberstadt hat erdulden müssen, ist noch in frischem Andenken. Unter diesen Umständen wird kein vernünftiger Mensch etwas dawider einzuwenden finden, wenn ich, gezwungen durch das rohe Betragen meiner Feinde,

endlich die Grenzen der Mäßigung überschreite, und überall, wo ich kann, Repressalien übe. Es ist notorisch, daß ich damit nicht den Anfang gemacht, und durch das immer fortdauernde Beispiel, welches mir meine Feinde geben, hört auch meiner Seits alle Nachsicht gegen die Urheber von dergleichen Verfahren auf, und diejenigen haben es zu verantworten, welche alles beigetragen haben, meine Feinde anzufeuern, auf eine so unerhörte und gesitteten Nationen so unwürdige Art zu handeln. Übrigens können Sie, Madame, von meiner Hochschätzung versichert seyn, und hiermit bitte ich Gott ꝛc.

Friedrich.

Die Gräfin bat demnächst den König um eine Salvegarde in Dresden; er lehnte dies in der nachstehenden Antwort ab:

Dresden, den 23. März 1757.

Meine Frau Gräfin von Brühl.

Es würde mir leid seyn, wenn Sie noch länger die Furcht hegen sollten, welche Sie mir bei Ihrem Ansuchen um eine Salve-Garde vor Ihrem Hause zu erkennen gegeben haben. Sie können fest versichert seyn, daß man selbst in meiner Abwesenheit nicht das Geringste anrühren wird, und daß dasselbe von dem Ungemach, welchem andere Häuser etwa aus Noth haben ausgesetzt seyn können, nichts empfinden wird, dergestalt, daß Sie dieserhalb schlechterdings nichts zu fürchten haben. Ja es wird von Ihrem freien Willen abhängen, ob Sie sich von jetzt an Ihres Gartens bedienen, und sich nachher selbst wiederum in Ihre Wohnung begeben wollen. Ich bin ꝛc.

Friedrich.

Der König erfuhr, daß sich die Gräfin in unerlaubte, ihm nachtheilige Verbindungen eingelassen; er befahl, daß sie Dresden verlassen solle, und wies ihr Polen zu ihrem Aufenthalte an. Sie protestirte dagegen. Er anwortete ihr darauf.

Lockwitz, den 3. April 1757.

Frau Gräfin von Brühl!

Da ich aufrichtig wünsche, die Achtung, die ich in vorigen Zeiten für Sie gehegt, und die ich noch jetzt wirklich für Sie hege,

noch beizubehalten, so wünsche ich recht sehr, daß Sie eben so unschuldig seyn mögen, als Sie es versichern, und daß Sie sich in keine von den feindlichen Verbindungen, die neulich entdeckt worden, mögen eingelassen haben. Ich bin jedoch bei der gegenwärtigen Lage der Dinge versichert, daß es für Sie allemal besser seyn wird, Ihren Aufenthalt in Polen zu nehmen, wohin Sie auch Ihre kleinen Kinder mitnehmen, und von der Königin sich auch schriftlich beurlauben können. Ich werde Befehl ertheilen, daß Sie auf Ihrer Reise durch Bautzen, Görlitz, Liegnitz und Breslau nach Polen den nöthigen Vorspann bekommen. Der Offizier, der Sie übermorgen begleiten wird, geht nicht weiter als bis Liegnitz. Sie haben die Freiheit, Ihre Reise in allen Stücken so einzurichten, wie es Ihnen gut dünkt, und schließlich können Sie versichert seyn, daß ich nicht gern diese Maßregel ergreife, die indeß die Achtung, die Ich für Sie hege, nicht im Geringsten vermindern wird; ich werde mir stets ein Vergnügen daraus machen, Ihnen hiervon bei sich darbietender Gelegenheit Beweise zu geben. Ich bitte Gott ꝛc.

Friedrich.

Die Gräfin versicherte in einem Schreiben an den König, daß die ihr gemachten Anschuldigungen ungegründet wären, und erneuerte ihr Gesuch, in Dresden bleiben zu dürfen. Der König vom Gegentheil überzeugt, erwiederte ihr:

Lockwitz, den 1. April 1757.

Frau Gräfin von Brühl!

Ich habe den Brief erhalten, den Sie den 31. verwichenen Monats an mich geschrieben haben. In Ansehung des sehr gegründeten Verdachts, den ich geschöpfet, kann ich keine Nachsicht gegen Sie mehr haben, auch nicht erlauben, daß Sie länger in Dresden bleiben. Sie müssen sich also entschließen, die Reise nach Polen anzutreten, wohin Sie einige dazu kommandirte Offiziere den 4. d. M. begleiten sollen.

(Von des Königs eigener Hand:)

Der Verdacht gegen Sie, Madame, ist gar zu stark, als daß ich Ihre Gegenwart in Dresden länger dulden könnte. Bilden

Sie sich nicht ein, daß man mich ungestraft beleidigen darf. Es ist nichts leichter, als sich zu rächen, wenn man nur will; ich beschränke mich aber nur darauf, daß man wisse, wie ich es zu thun im Stande bin. Mögen nur Ihr Mann und Sie es nicht dahin bringen, daß meine Geduld ermüdet, sonst möchten Sie die schrecklichen Folgen davon empfinden. Dennoch will ich Ihnen eröffnen: daß die Königin, die Franzosen und Österreicher Ihres Mannes Sturz beabsichtigen. Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, die Sache zu untersuchen, so werden Sie finden, daß es auf Wahrheit beruht. Es geschieht diese Mittheilung nicht, weil ich Ihre Freundschaft verlange, ich verachte solche zu sehr, und ich weiß Mittel, meine offenbaren und heimlichen Feinde zu überwinden, ohne zu Niederträchtigkeiten und Grausamkeiten meine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Friedrich.

Ein vornehmer und reicher Engländer bat um die Erlaubniß, im Jahre 1757 den Feldzug als Volontair mitmachen zu dürfen.

Es wurde ihm bewilligt; er stellte sich mit einer prächtigen Equipage ein, und Alles verrieth Verschwendung und Luxus. Er erfuhr aber gar keine Auszeichnung, vielmehr wurde er stets entweder zum Gepäcke, oder bei den Lazarethen beordert. Er wohnte keinem Gefechte, noch weniger einer Schlacht bei, und hatte sogar den Verdruß, daß er nicht Theil an der Schlacht bei Roßbach (den 5. November 1757) nahm.

Er hatte darüber bei dem Könige oft schriftliche Beschwerde geführt, aber ohne Erfolg; endlich brachte er solche mündlich an.

„Ihre Art zu leben," versetzte Friedrich: „ist bei meinem Heere nicht üblich, und sogar anstößig. Ohne die größte Mäßigkeit kann man die Strapazen, die mit jedem Kriege verknüpft sind, nicht ertragen lernen, und können Sie sich nicht entschließen, sich der strengen Disziplin meiner Truppen zu unterwerfen, so rath' ich Ihnen wohlmeinend, nach England zurückzukehren."

Im Husarenregiment des Generals von Zieten zeichnete sich ein Husar, mit Namen Kordshagen, durch Diensteifer, sittliches

Betragen und Kenntnissen so vortheilhaft aus, daß ihn der General zum Unteroffizier, dann zum Wachtmeister machte; bald darauf schlug er ihn zum Offizier vor. Nach der Schlacht bei Leuthen genehmigte der König diesen Vorschlag.

Bei dem Rückzuge des Königs, nach der vergeblichen Belagerung von Olmütz, führte der General Retzow das Gepäck unter Bedeckung des Kürassierregiments von Bredow. Ein Corps Österreicher griff das Regiment auf dem Marsche an, in der Hoffnung, bei dem sehr ungünstigen Terrain Vortheile zu erringen. Diesen Zweck hätte es auch wahrscheinlich erreicht, wäre nicht zufällig der Lieutenant Kordshagen, vom Könige unter einer Bedeckung von funfzig Husaren mit Depeschen an den Markgrafen Karl abgeschickt, gerade in diesem kritischen Momente hinzugekommen. Augenblicklich stürzte er mit den funfzig Husaren in die Flanke der österreichischen Reiterei, brachte solche in Unordnung, das Regiment von Bredow konnte sich wieder setzen, machte einen tapfern Angriff, und durch die Husaren unterstützt, wurde der Feind mit Verlust von drei hundert Gefangenen zurück geworfen.

Nach langer Zeit, als Kordshagen zum Rittmeister hinaufgerückt war, speisete er an der Tafel des Königs. Die Tischgesellschaft war zahlreich und das Gespräch kam auf berühmte alte adeliche Familien.

„Von was für einem Hause stammt Er ab?“ fragte der König den Rittmeister.

Mein Vater ist ein schlichter Bauer, erwiederte der Befragte: Ich möchte ihn aber gegen keinen andern in der Welt vertauschen!

„Das ist brav gedacht!“

Der Sohn eines bemittelten Bürgers in Prag wollte ein armes Mädchen, das er liebte, wider Willen seiner Ältern, heirathen. Sie blieben unerbittlich. Mit einigen hundert Gulden ging er daher zu Ende des Aprils 1757 heimlich davon. Er suchte Schutz und Hülfe bei dem Herzoge Karl von Lothringen, der damals mit der österreichischen Armee in der Gegend von Prag stand. Dieser ließ ihn aber verhaften. Während seines dreitägigen Arrests hatten ihm die Soldaten im Spiel sein Geld abgenommen, und da-

mit dies nicht zur Sprache käme, gab man ihm geflissentlich Gelegenheit, zu entwischen. Er ließ sie auch nicht unbenutzt und kam zufällig am 4. Mai des Abends nach Welleslin, wo der König das Hauptquartier hatte. Da der junge Mensch von dem Siege bei Lowositz und von der Gefangennehmung der Sachsen gehört, so zweifelte er nicht, daß die Preußen bald Prag nehmen würden. Er wollte den König um Beistand bitten, und deshalb wartete er auf dessen Ankunft.

Es war schon spät, als Friedrich in Begleitung des Flügeladjutanten von Stutterheim und einigen Feldjägern dort ankam, wo der junge Mensch stand. Der König, ihn bemerkend, ritt langsam. Der junge Prager nahete sich ihm dreist und fragte: ob er ihm nicht sagen könne, wenn der König von Preußen komme?

„Mein Freund," versetzte Friedrich: „jetzt gleich. Aber was will Er von ihm?"

Der junge Mensch erzählte seine Liebesgeschichte, Flucht und Reiseabenteuer treuherzig und setzte hinzu:

Der König von Preußen soll sehr gnädig seyn, daher will ich ihn bitten, sich für mich bei meinem Vater zu verwenden, daß er mir die Einwilligung zu der Heirath giebt.

„Mein Sohn! in Heirathssachen mischt sich der König nicht."

Während dieses Gesprächs hatte der junge Mensch bemerkt, daß ein großer Trupp nach dem Hauptquartier ritt; er vermuthete die Ankunft des Königs, und sagte:

Nun kommt gewiß bald der König, der wird mir schon helfen.

„Glaube Er mir, so wie ich Ihm gesagt habe, denkt und spricht der König!" versicherte Friedrich lächelnd, gab dem Pferde die Sporen und jagte in's Hauptquartier.

Seine Umgebung, aus einigen Generalen und mehreren Adjutanten bestehend, folgte dem Könige, alle jagten aber so schnell bei dem jungen Menschen vorüber, daß er bei keinem sich nach dem Könige erkundigen konnte.

Er ging in's Hauptquartier, und fragte einige von des Königs Leuten, wo der König sey? Er wurde ihm gezeigt, und Friedrich, ihn gleich bemerkend, trat auf ihn zu:

„Nun Freund, hat Er den König gesprochen, und was sagt der zu Seiner Geschichte?"

Gebäude Nr. 1 und 2 in der Kaiserstraße, Nr. 3 und 4 in der Wilhelmstraße, Nr. 5 und 6 in der Bismarckstraße, Nr. 7 und 8 in der Moltkestraße, Nr. 9 und 10 in der Roonstraße, Nr. 11 und 12 in der Blücherstraße, Nr. 13 und 14 in der Gneisenaustraße, Nr. 15 und 16 in der Scharnhorststraße, Nr. 17 und 18 in der Yorckstraße, Nr. 19 und 20 in der Steinstraße, Nr. 21 und 22 in der Hardenbergstraße, Nr. 23 und 24 in der Humboldtstraße, Nr. 25 und 26 in der Schillerstraße, Nr. 27 und 28 in der Körnerstraße, Nr. 29 und 30 in der Arndtstraße, Nr. 31 und 32 in der Uhlandstraße, Nr. 33 und 34 in der Eichendorffstraße, Nr. 35 und 36 in der Fichtestraße, Nr. 37 und 38 in der Lessingstraße, Nr. 39 und 40 in der Goethestraße, Nr. 41 und 42 in der Freiligrathstraße, Nr. 43 und 44 in der Herwegstraße, Nr. 45 und 46 in der Rückertstraße, Nr. 47 und 48 in der Platenstraße, Nr. 49 und 50 in der Immermannstraße, Nr. 51 und 52 in der Grabbestraße, Nr. 53 und 54 in der Hebbelstraße, Nr. 55 und 56 in der Kleiststraße, Nr. 57 und 58 in der Mörikestraße, Nr. 59 und 60 in der Keilstraße, Nr. 61 und 62 in der Raabestraße, Nr. 63 und 64 in der Storm-straße, Nr. 65 und 66 in der Fontanestraße, Nr. 67 und 68 in der Liliencronstraße, Nr. 69 und 70 in der Dehmelstraße, Nr. 71 und 72 in der Hauptmannstraße, Nr. 73 und 74 in der Sudermannstraße, Nr. 75 und 76 in der Wedekindstraße, Nr. 77 und 78 in der Ludwigstraße, Nr. 79 und 80 in der Bleibtreustraße, Nr. 81 und 82 in der Dahnstraße, Nr. 83 und 84 in der Ebersstraße, Nr. 85 und 86 in der Frenssenstraße, Nr. 87 und 88 in der Gregorovius-straße, Nr. 89 und 90 in der Hansjakobstraße, Nr. 91 und 92 in der Ilgenstraße, Nr. 93 und 94 in der Jensenstraße, Nr. 95 und 96 in der Kellerstraße, Nr. 97 und 98 in der Langestraße, Nr. 99 und 100 in der Meyerstraße, Nr. 101 und 102 in der Nietzschestraße, Nr. 103 und 104 in der Ompteda-straße, Nr. 105 und 106 in der Polenzstraße, Nr. 107 und 108 in der Quidde-straße, Nr. 109 und 110 in der Rosegerstraße, Nr. 111 und 112 in der Scheffelstraße, Nr. 113 und 114 in der Treitschkestraße, Nr. 115 und 116 in der Uhdestraße, Nr. 117 und 118 in der Viebigstraße, Nr. 119 und 120 in der Wildenbruchstraße, Nr. 121 und 122 in der Zahnstraße, Nr. 123 und 124 in der Anzengruberstraße, Nr. 125 und 126 in der Bodenstedtstraße, Nr. 127 und 128 in der Conradystraße, Nr. 129 und 130 in der Dietrichstraße, Nr. 131 und 132 in der Eckstraße, Nr. 133 und 134 in der Falkstraße, Nr. 135 und 136 in der Gerokstraße, Nr. 137 und 138 in der Hahnstraße, Nr. 139 und 140 in der Isolanistraße, Nr. 141 und 142 in der Jahnstraße, Nr. 143 und 144 in der Kochstraße, Nr. 145 und 146 in der Lindenstraße, Nr. 147 und 148 in der Mozartstraße, Nr. 149 und 150 in der Nicolaistraße, Nr. 151 und 152 in der Oberstraße, Nr. 153 und 154 in der Pestalozzistraße, Nr. 155 und 156 in der Quantzstraße, Nr. 157 und 158 in der Rauchstraße, Nr. 159 und 160 in der Schubertstraße, Nr. 161 und 162 in der Tiedgestraße, Nr. 163 und 164 in der Uhlichstraße, Nr. 165 und 166 in der Vogelstraße, Nr. 167 und 168 in der Wagnerstraße, Nr. 169 und 170 in der Zelterstraße, Nr. 171 und 172 in der Abtstraße, Nr. 173 und 174 in der Beethovenstraße, Nr. 175 und 176 in der Cornelius-straße, Nr. 177 und 178 in der Dürerstraße, Nr. 179 und 180 in der Eberlein-straße, Nr. 181 und 182 in der Fischerstraße, Nr. 183 und 184 in der Gluckstraße, Nr. 185 und 186 in der Hasenclevestraße, Nr. 187 und 188 in der Ingresstraße, Nr. 189 und 190 in der Jordanstraße, Nr. 191 und 192 in der Kaulbachstraße, Nr. 193 und 194 in der Lortzingstraße, Nr. 195 und 196 in der Menzelstraße, Nr. 197 und 198 in der Nauenstraße, Nr. 199 und 200 in der Overbeckstraße, Nr. 201 und 202 in der Pfannschmidtstraße, Nr. 203 und 204 in der Quaglio-straße, Nr. 205 und 206 in der Rethelstraße, Nr. 207 und 208 in der Schadow-straße, Nr. 209 und 210 in der Thoraldsenstraße, Nr. 211 und 212 in der Unruhstraße, Nr. 213 und 214 in der Vautierstraße, Nr. 215 und 216 in der Wallotstraße, Nr. 217 und 218 in der Zumbuschstraße, Nr. 219 und 220 in der Adolphstraße, Nr. 221 und 222 in der Bendemannstraße, Nr. 223 und 224 in der Cauerstraße, Nr. 225 und 226 in der Dietzstraße, Nr. 227 und 228 in der Eberstraße, Nr. 229 und 230 in der Fabrikstraße, Nr. 231 und 232 in der Gabelsbergerstraße, Nr. 233 und 234 in der Hallstraße, Nr. 235 und 236 in der Ibachstraße, Nr. 237 und 238 in der Jacobstraße, Nr. 239 und 240 in der Kirchstraße, Nr. 241 und 242 in der Lehmannstraße, Nr. 243 und 244 in der Mühlenstraße, Nr. 245 und 246 in der Nobelstraße, Nr. 247 und 248 in der Oststraße, Nr. 249 und 250 in der Pfarrstraße, Nr. 251 und 252 in der Quellenstraße, Nr. 253 und 254 in der Rathenaustraße, Nr. 255 und 256 in der Schulstraße, Nr. 257 und 258 in der Tiefenstraße, Nr. 259 und 260 in der Uferstraße, Nr. 261 und 262 in der Vogtstraße, Nr. 263 und 264 in der Weststraße, Nr. 265 und 266 in der Zeppelinstraße, Nr. 267 und 268 in der Adalbertstraße, Nr. 269 und 270 in der Bergstraße, Nr. 271 und 272 in der Cranachstraße, Nr. 273 und 274 in der Dorfstraße, Nr. 275 und 276 in der Eisenstraße, Nr. 277 und 278 in der Feldstraße, Nr. 279 und 280 in der Gartenstraße, Nr. 281 und 282 in der Hofstraße, Nr. 283 und 284 in der Industriestraße, Nr. 285 und 286 in der Jägerstraße, Nr. 287 und 288 in der Kirchhofstraße, Nr. 289 und 290 in der Lagerstraße, Nr. 291 und 292 in der Marktstraße, Nr. 293 und 294 in der Neustraße, Nr. 295 und 296 in der Oststraße, Nr. 297 und 298 in der Parkstraße, Nr. 299 und 300 in der Quellenstraße, Nr. 301 und 302 in der Ringstraße, Nr. 303 und 304 in der Schulstraße, Nr. 305 und 306 in der Tiefenstraße, Nr. 307 und 308 in der Uferstraße, Nr. 309 und 310 in der Vogtstraße, Nr. 311 und 312 in der Weststraße, Nr. 313 und 314 in der Zeppelinstraße, Nr. 315 und 316 in der Adalbertstraße, Nr. 317 und 318 in der Bergstraße, Nr. 319 und 320 in der Cranachstraße, Nr. 321 und 322 in der Dorfstraße, Nr. 323 und 324 in der Eisenstraße, Nr. 325 und 326 in der Feldstraße, Nr. 327 und 328 in der Gartenstraße, Nr. 329 und 330 in der Hofstraße, Nr. 331 und 332 in der Industriestraße, Nr. 333 und 334 in der Jägerstraße, Nr. 335 und 336 in der Kirchhofstraße, Nr. 337 und 338 in der Lagerstraße, Nr. 339 und 340 in der Marktstraße, Nr. 341 und 342 in der Neustraße, Nr. 343 und 344 in der Oststraße, Nr. 345 und 346 in der Parkstraße, Nr. 347 und 348 in der Quellenstraße, Nr. 349 und 350 in der Ringstraße, Nr. 351 und 352 in der Schulstraße, Nr. 353 und 354 in der Tiefenstraße, Nr. 355 und 356 in der Uferstraße, Nr. 357 und 358 in der Vogtstraße, Nr. 359 und 360 in der Weststraße, Nr. 361 und 362 in der Zeppelinstraße, Nr. 363 und 364 in der Adalbertstraße, Nr. 365 und 366 in der Bergstraße, Nr. 367 und 368 in der Cranachstraße, Nr. 369 und 370 in der Dorfstraße, Nr. 371 und 372 in der Eisenstraße, Nr. 373 und 374 in der Feldstraße, Nr. 375 und 376 in der Gartenstraße, Nr. 377 und 378 in der Hofstraße, Nr. 379 und 380 in der Industriestraße, Nr. 381 und 382 in der Jägerstraße, Nr. 383 und 384 in der Kirchhofstraße, Nr. 385 und 386 in der Lagerstraße, Nr. 387 und 388 in der Marktstraße, Nr. 389 und 390 in der Neustraße, Nr. 391 und 392 in der Oststraße, Nr. 393 und 394 in der Parkstraße, Nr. 395 und 396 in der Quellenstraße, Nr. 397 und 398 in der Ringstraße, Nr. 399 und 400 in der Schulstraße, Nr. 401 und 402 in der Tiefenstraße, Nr. 403 und 404 in der Uferstraße, Nr. 405 und 406 in der Vogtstraße, Nr. 407 und 408 in der Weststraße, Nr. 409 und 410 in der Zeppelinstraße, Nr. 411 und 412 in der Adalbertstraße, Nr. 413 und 414 in der Bergstraße, Nr. 415 und 416 in der Cranachstraße, Nr. 417 und 418 in der Dorfstraße, Nr. 419 und 420 in der Eisenstraße, Nr. 421 und 422 in der Feldstraße, Nr. 423 und 424 in der Gartenstraße, Nr. 425 und 426 in der Hofstraße, Nr. 427 und 428 in der Industriestraße, Nr. 429 und 430 in der Jägerstraße, Nr. 431 und 432 in der Kirchhofstraße, Nr. 433 und 434 in der Lagerstraße, Nr. 435 und 436 in der Marktstraße, Nr. 437 und 438 in der Neustraße, Nr. 439 und 440 in der Oststraße, Nr. 441 und 442 in der Parkstraße, Nr. 443 und 444 in der Quellenstraße, Nr. 445 und 446 in der Ringstraße, Nr. 447 und 448 in der Schulstraße, Nr. 449 und 450 in der Tiefenstraße, Nr. 451 und 452 in der Uferstraße, Nr. 453 und 454 in der Vogtstraße, Nr. 455 und 456 in der Weststraße, Nr. 457 und 458 in der Zeppelinstraße, Nr. 459 und 460 in der Adalbertstraße, Nr. 461 und 462 in der Bergstraße, Nr. 463 und 464 in der Cranachstraße, Nr. 465 und 466 in der Dorfstraße, Nr. 467 und 468 in der Eisenstraße, Nr. 469 und 470 in der Feldstraße, Nr. 471 und 472 in der Gartenstraße, Nr. 473 und 474 in der Hofstraße, Nr. 475 und 476 in der Industriestraße, Nr. 477 und 478 in der Jägerstraße, Nr. 479 und 480 in der Kirchhofstraße, Nr. 481 und 482 in der Lagerstraße, Nr. 483 und 484 in der Marktstraße, Nr. 485 und 486 in der Neustraße, Nr. 487 und 488 in der Oststraße, Nr. 489 und 490 in der Parkstraße, Nr. 491 und 492 in der Quellenstraße, Nr. 493 und 494 in der Ringstraße, Nr. 495 und 496 in der Schulstraße, Nr. 497 und 498 in der Tiefenstraße, Nr. 499 und 500 in der Uferstraße, Nr. 501 und 502 in der Vogtstraße, Nr. 503 und 504 in der Weststraße, Nr. 505 und 506 in der Zeppelinstraße, Nr. 507 und 508 in der Adalbertstraße, Nr. 509 und 510 in der Bergstraße, Nr. 511 und 512 in der Cranachstraße, Nr. 513 und 514 in der Dorfstraße, Nr. 515 und 516 in der Eisenstraße, Nr. 517 und 518 in der Feldstraße, Nr. 519 und 520 in der Gartenstraße, Nr. 521 und 522 in der Hofstraße, Nr. 523 und 524 in der Industriestraße, Nr. 525 und 526 in der Jägerstraße, Nr. 527 und 528 in der Kirchhofstraße, Nr. 529 und 530 in der Lagerstraße, Nr. 531 und 532 in der Marktstraße, Nr. 533 und 534 in der Neustraße, Nr. 535 und 536 in der Oststraße, Nr. 537 und 538 in der Parkstraße, Nr. 539 und 540 in der Quellenstraße, Nr. 541 und 542 in der Ringstraße, Nr. 543 und 544 in der Schulstraße, Nr. 545 und 546 in der Tiefenstraße, Nr. 547 und 548 in der Uferstraße, Nr. 549 und 550 in der Vogtstraße, Nr. 551 und 552 in der Weststraße, Nr. 553 und 554 in der Zeppelinstraße, Nr. 555 und 556 in der Adalbertstraße, Nr. 557 und 558 in der Bergstraße, Nr. 559 und 560 in der Cranachstraße, Nr. 561 und 562 in der Dorfstraße, Nr. 563 und 564 in der Eisenstraße, Nr. 565 und 566 in der Feldstraße, Nr. 567 und 568 in der Gartenstraße, Nr. 569 und 570 in der Hofstraße, Nr. 571 und 572 in der Industriestraße, Nr. 573 und 574 in der Jägerstraße, Nr. 575 und 576 in der Kirchhofstraße, Nr. 577 und 578 in der Lagerstraße, Nr. 579 und 580 in der Marktstraße, Nr. 581 und 582 in der Neustraße, Nr. 583 und 584 in der Oststraße, Nr. 585 und 586 in der Parkstraße, Nr. 587 und 588 in der Quellenstraße, Nr. 589 und 590 in der Ringstraße, Nr. 591 und 592 in der Schulstraße, Nr. 593 und 594 in der Tiefenstraße, Nr. 595 und 596 in der Uferstraße, Nr. 597 und 598 in der Vogtstraße, Nr. 599 und 600 in der Weststraße, Nr. 601 und 602 in der Zeppelinstraße, Nr. 603 und 604 in der Adalbertstraße, Nr. 605 und 606 in der Bergstraße, Nr. 607 und 608 in der Cranachstraße, Nr. 609 und 610 in der Dorfstraße, Nr. 611 und 612 in der Eisenstraße, Nr. 613 und 614 in der Feldstraße, Nr. 615 und 616 in der Gartenstraße, Nr. 617 und 618 in der Hofstraße, Nr. 619 und 620 in der Industriestraße, Nr. 621 und 622 in der Jägerstraße, Nr. 623 und 624 in der Kirchhofstraße, Nr. 625 und 626 in der Lagerstraße, Nr. 627 und 628 in der Marktstraße, Nr. 629 und 630 in der Neustraße, Nr. 631 und 632 in der Oststraße, Nr. 633 und 634 in der Parkstraße, Nr. 635 und 636 in der Quellenstraße, Nr. 637 und 638 in der Ringstraße, Nr. 639 und 640 in der Schulstraße, Nr. 641 und 642 in der Tiefenstraße, Nr. 643 und 644 in der Uferstraße, Nr. 645 und 646 in der Vogtstraße, Nr. 647 und 648 in der Weststraße, Nr. 649 und 650 in der Zeppelinstraße, Nr. 651 und 652 in der Adalbertstraße, Nr. 653 und 654 in der Bergstraße, Nr. 655 und 656 in der Cranachstraße, Nr. 657 und 658 in der Dorfstraße, Nr. 659 und 660 in der Eisenstraße, Nr. 661 und 662 in der Feldstraße, Nr. 663 und 664 in der Gartenstraße, Nr. 665 und 666 in der Hofstraße, Nr. 667 und 668 in der Industriestraße, Nr. 669 und 670 in der Jägerstraße, Nr. 671 und 672 in der Kirchhofstraße, Nr. 673 und 674 in der Lagerstraße, Nr. 675 und 676 in der Marktstraße, Nr. 677 und 678 in der Neustraße, Nr. 679 und 680 in der Oststraße, Nr. 681 und 682 in der Parkstraße, Nr. 683 und 684 in der Quellenstraße, Nr. 685 und 686 in der Ringstraße, Nr. 687 und 688 in der Schulstraße, Nr. 689 und 690 in der Tiefenstraße, Nr. 691 und 692 in der Uferstraße, Nr. 693 und 694 in der Vogtstraße, Nr. 695 und 696 in der Weststraße, Nr. 697 und 698 in der Zeppelinstraße, Nr. 699 und 700 in der Adalbertstraße, Nr. 701 und 702 in der Bergstraße, Nr. 703 und 704 in der Cranachstraße, Nr. 705 und 706 in der Dorfstraße, Nr. 707 und 708 in der Eisenstraße, Nr. 709 und 710 in der Feldstraße, Nr. 711 und 712 in der Gartenstraße, Nr. 713 und 714 in der Hofstraße, Nr. 715 und 716 in der Industriestraße, Nr. 717 und 718 in der Jägerstraße, Nr. 719 und 720 in der Kirchhofstraße, Nr. 721 und 722 in der Lagerstraße, Nr. 723 und 724 in der Marktstraße, Nr. 725 und 726 in der Neustraße, Nr. 727 und 728 in der Oststraße, Nr. 729 und 730 in der Parkstraße, Nr. 731 und 732 in der Quellenstraße, Nr. 733 und 734 in der Ringstraße, Nr. 735 und 736 in der Schulstraße, Nr. 737 und 738 in der Tiefenstraße, Nr. 739 und 740 in der Uferstraße, Nr. 741 und 742 in der Vogtstraße, Nr. 743 und 744 in der Weststraße, Nr. 745 und 746 in der Zeppelinstraße, Nr. 747 und 748 in der Adalbertstraße, Nr. 749 und 750 in der Bergstraße, Nr. 751 und 752 in der Cranachstraße, Nr. 753 und 754 in der Dorfstraße, Nr. 755 und 756 in der Eisenstraße, Nr. 757 und 758 in der Feldstraße, Nr. 759 und 760 in der Gartenstraße, Nr. 761 und 762 in der Hofstraße, Nr. 763 und 764 in der Industriestraße, Nr. 765 und 766 in der Jägerstraße, Nr. 767 und 768 in der Kirchhofstraße, Nr. 769 und 770 in der Lagerstraße, Nr. 771 und 772 in der Marktstraße, Nr. 773 und 774 in der Neustraße, Nr. 775 und 776 in der Oststraße, Nr. 777 und 778 in der Parkstraße, Nr. 779 und 780 in der Quellenstraße, Nr. 781 und 782 in der Ringstraße, Nr. 783 und 784 in der Schulstraße, Nr. 785 und 786 in der Tiefenstraße, Nr. 787 und 788 in der Uferstraße, Nr. 789 und 790 in der Vogtstraße, Nr. 791 und 792 in der Weststraße, Nr. 793 und 794 in der Zeppelinstraße, Nr. 795 und 796 in der Adalbertstraße, Nr. 797 und 798 in der Bergstraße, Nr. 799 und 800 in der Cranachstraße, Nr. 801 und 802 in der Dorfstraße, Nr. 803 und 804 in der Eisenstraße, Nr. 805 und 806 in der Feldstraße, Nr. 807 und 808 in der Gartenstraße, Nr. 809 und 810 in der Hofstraße, Nr. 811 und 812 in der Industriestraße, Nr. 813 und 814 in der Jägerstraße, Nr. 815 und 816 in der Kirchhofstraße, Nr. 817 und 818 in der Lagerstraße, Nr. 819 und 820 in der Marktstraße, Nr. 821 und 822 in der Neustraße, Nr. 823 und 824 in der Oststraße, Nr. 825 und 826 in der Parkstraße, Nr. 827 und 828 in der Quellenstraße, Nr. 829 und 830 in der Ringstraße, Nr. 831 und 832 in der Schulstraße, Nr. 833 und 834 in der Tiefenstraße, Nr. 835 und 836 in der Uferstraße, Nr. 837 und 838 in der Vogtstraße, Nr. 839 und 840 in der Weststraße, Nr. 841 und 842 in der Zeppelinstraße, Nr. 843 und 844 in der Adalbertstraße, Nr. 845 und 846 in der Bergstraße, Nr. 847 und 848 in der Cranachstraße, Nr. 849 und 850 in der Dorfstraße, Nr. 851 und 852 in der Eisenstraße, Nr. 853 und 854 in der Feldstraße, Nr. 855 und 856 in der Gartenstraße, Nr. 857 und 858 in der Hofstraße, Nr. 859 und 860 in der Industriestraße, Nr. 861 und 862 in der Jägerstraße, Nr. 863 und 864 in der Kirchhofstraße, Nr. 865 und 866 in der Lagerstraße, Nr. 867 und 868 in der Marktstraße, Nr. 869 und 870 in der Neustraße, Nr. 871 und 872 in der Oststraße, Nr. 873 und 874 in der Parkstraße, Nr. 875 und 876 in der Quellenstraße, Nr. 877 und 878 in der Ringstraße, Nr. 879 und 880 in der Schulstraße, Nr. 881 und 882 in der Tiefenstraße, Nr. 883 und 884 in der Uferstraße, Nr. 885 und 886 in der Vogtstraße, Nr. 887 und 888 in der Weststraße, Nr. 889 und 890 in der Zeppelinstraße, Nr. 891 und 892 in der Adalbertstraße, Nr. 893 und 894 in der Bergstraße, Nr. 895 und 896 in der Cranachstraße, Nr. 897 und 898 in der Dorfstraße, Nr. 899 und 900 in der Eisenstraße, Nr. 901 und 902 in der Feldstraße, Nr. 903 und 904 in der Gartenstraße, Nr. 905 und 906 in der Hofstraße, Nr. 907 und 908 in der Industriestraße, Nr. 909 und 910 in der Jägerstraße, Nr. 911 und 912 in der Kirchhofstraße, Nr. 913 und 914 in der Lagerstraße, Nr. 915 und 916 in der Marktstraße, Nr. 917 und 918 in der Neustraße, Nr. 919 und 920 in der Oststraße, Nr. 921 und 922 in der Parkstraße, Nr. 923 und 924 in der Quellenstraße, Nr. 925 und 926 in der Ringstraße, Nr. 927 und 928 in der Schulstraße, Nr. 929 und 930 in der Tiefenstraße, Nr. 931 und 932 in der Uferstraße, Nr. 933 und 934 in der Vogtstraße, Nr. 935 und 936 in der Weststraße, Nr. 937 und 938 in der Zeppelinstraße, Nr. 939 und 940 in der Adalbertstraße, Nr. 941 und 942 in der Bergstraße, Nr. 943 und 944 in der Cranachstraße, Nr. 945 und 946 in der Dorfstraße, Nr. 947 und 948 in der Eisenstraße, Nr. 949 und 950 in der Feldstraße, Nr. 951 und 952 in der Gartenstraße, Nr. 953 und 954 in der Hofstraße, Nr. 955 und 956 in der Industriestraße, Nr. 957 und 958 in der Jägerstraße, Nr. 959 und 960 in der Kirchhofstraße, Nr. 961 und 962 in der Lagerstraße, Nr. 963 und 964 in der Marktstraße, Nr. 965 und 966 in der Neustraße, Nr. 967 und 968 in der Oststraße, Nr. 969 und 970 in der Parkstraße, Nr. 971 und 972 in der Quellenstraße, Nr. 973 und 974 in der Ringstraße, Nr. 975 und 976 in der Schulstraße, Nr. 977 und 978 in der Tiefenstraße, Nr. 979 und 980 in der Uferstraße, Nr. 981 und 982 in der Vogtstraße, Nr. 983 und 984 in der Weststraße, Nr. 985 und 986 in der Zeppelinstraße, Nr. 987 und 988 in der Adalbertstraße, Nr. 989 und 990 in der Bergstraße, Nr. 991 und 992 in der Cranachstraße, Nr. 993 und 994 in der Dorfstraße, Nr. 995 und 996 in der Eisenstraße, Nr. 997 und 998 in der Feldstraße, Nr. 999 und 1000 in der Gartenstraße, Nr. 1001 und 1002 in der Hofstraße, Nr. 1003 und 1004 in der Industriestraße, Nr. 1005 und 1006 in der Jägerstraße, Nr. 1007 und 1008 in der Kirchhofstraße, Nr. 1009 und 1010 in der Lagerstraße, Nr. 1011 und 1012 in der Marktstraße, Nr. 1013 und 1014 in der Neustraße, Nr. 1015 und 1016 in der Oststraße, Nr. 1017 und 1018 in der Parkstraße, Nr. 1019 und 1020 in der Quellenstraße, Nr. 1021 und 1022 in der Ringstraße, Nr. 1023 und 1024 in der Schulstraße, Nr. 1025 und 1026 in der Tiefenstraße, Nr. 1027 und 1028 in der Uferstraße, Nr. 1029 und 1030 in der Vogtstraße, Nr. 1031 und 1032 in der Weststraße, Nr. 1033 und 1034 in der Zeppelinstraße, Nr. 1035 und 1036 in der Adalbertstraße, Nr. 1037 und 1038 in der Bergstraße, Nr. 1039 und 1040 in der Cranachstraße, Nr. 1041 und 1042 in der Dorfstraße, Nr. 1043 und 1044 in der Eisenstraße, Nr. 1045 und 1046 in der Feldstraße, Nr. 1047 und 1048 in der Gartenstraße, Nr. 1049 und 1050 in der Hofstraße, Nr. 1051 und 1052 in der Industriestraße, Nr. 1053 und 1054 in der Jägerstraße, Nr. 1055 und 1056 in der Kirchhofstraße, Nr. 1057 und 1058 in der Lagerstraße, Nr. 1059 und 1060 in der Marktstraße, Nr. 1061 und 1062 in der Neustraße, Nr. 1063 und 1064 in der Oststraße, Nr. 1065 und 1066 in der Parkstraße, Nr. 1067 und 1068 in der Quellenstraße, Nr. 1069 und 1070 in der Ringstraße, Nr. 1071 und 1072 in der Schulstraße, Nr. 1073 und 1074 in der Tiefenstraße, Nr. 1075 und 1076 in der Uferstraße, Nr. 1077 und 1078 in der Vogtstraße, Nr. 1079 und 1080 in der Weststraße, Nr. 1081 und 1082 in der Zeppelinstraße, Nr. 1083 und 1084 in der Adalbertstraße, Nr. 1085 und 1086 in der Bergstraße, Nr. 1087 und 1088 in der Cranachstraße, Nr. 1089 und 1090 in der Dorfstraße, Nr. 1091 und 1092 in der Eisenstraße, Nr. 1093 und 1094 in der Feldstraße, Nr. 1095 und 1096 in der Gartenstraße, Nr. 1097 und 1098 in der Hofstraße, Nr. 1099 und 1100 in der Industriestraße, Nr. 1101 und 1102 in der Jägerstraße, Nr. 1103 und 1104 in der Kirchhofstraße, Nr. 1105 und 1106 in der Lagerstraße, Nr. 1107 und 1108 in der Marktstraße, Nr. 1109 und 1110 in der Neustraße, Nr. 1111 und 1112 in der Oststraße, Nr. 1113 und 1114 in der Parkstraße, Nr. 1115 und 1116 in der Quellenstraße, Nr. 1117 und 1118 in der Ringstraße, Nr. 1119 und 1120 in der Schulstraße, Nr. 1121 und 1122 in der Tiefenstraße, Nr. 1123 und 1124 in der Uferstraße, Nr. 1125 und 1126 in der Vogtstraße, Nr. 1127 und 1128 in der Weststraße, Nr. 1129 und 1130 in der Zeppelinstraße, Nr. 1131 und 1132 in der Adalbertstraße, Nr. 1133 und 1134 in der Bergstraße, Nr. 1135 und 1136 in der Cranachstraße, Nr. 1137 und 1138 in der Dorfstraße, Nr. 1139 und 1140 in der Eisenstraße, Nr. 1141 und 1142 in der Feldstraße, Nr. 1143 und 1144 in der Gartenstraße, Nr. 1145 und 1146 in der Hofstraße, Nr. 1147 und 1148 in der Industriestraße, Nr. 1149 und 1150 in der Jägerstraße, Nr. 1151 und 1152 in der Kirchhofstraße, Nr. 1153 und 1154 in der Lagerstraße, Nr. 1155 und 1156 in der Marktstraße, Nr. 1157 und 1158 in der Neustraße, Nr. 1159 und 1160 in der Oststraße, Nr. 1161 und 1162 in der Parkstraße, Nr. 1163 und 1164 in der Quellenstraße, Nr. 1165 und 1166 in der Ringstraße, Nr. 1167 und 1168 in der Schulstraße, Nr. 1169 und 1170 in der Tiefenstraße, Nr. 1171 und 1172 in der Uferstraße, Nr. 1173 und 1174 in der Vogtstraße, Nr. 1175 und 1176 in der Weststraße, Nr. 1177 und 1178 in der Zeppelinstraße, Nr. 1179 und 1180 in der Adalbertstraße, Nr. 1181 und 1182 in der Bergstraße, Nr. 1183 und 1184 in der Cranachstraße, Nr. 1185 und 1186 in der Dorfstraße, Nr. 1187 und 1188 in der Eisenstraße, Nr. 1189 und 1190 in der Feldstraße, Nr. 1191 und 1192 in der Gartenstraße, Nr. 1193 und 1194 in der Hofstraße, Nr. 1195 und 1196 in der Industriestraße, Nr. 1197 und 1198 in der Jägerstraße, Nr. 1199 und 1200 in der Kirchhofstraße, Nr. 1201 und 1202 in der Lagerstraße, Nr. 1203 und 1204 in der Marktstraße, Nr. 1205 und 1206 in der Neustraße, Nr. 1207 und 1208 in der Oststraße, Nr. 1209 und 1210 in der Parkstraße, Nr. 1211 und 1212 in der Quellenstraße, Nr. 1213 und 1214 in der Ringstraße, Nr. 1215 und 1216 in der Schulstraße, Nr. 1217 und 1218 in der Tiefenstraße, Nr. 1219 und 1220 in der Uferstraße, Nr. 1221 und 1222 in der Vogtstraße, Nr. 1223 und 1224 in der Weststraße, Nr. 1225 und 1226 in der Zeppelinstraße, Nr. 1227 und 1228 in der Adalbertstraße, Nr. 1229 und 1230 in der Bergstraße, Nr. 1231 und 1232 in der Cranachstraße, Nr. 1233 und 1234 in der Dorfstraße, Nr. 1235 und 1236 in der Eisenstraße, Nr. 1237 und 1238 in der Feldstraße, Nr. 1239 und 1240 in der Gartenstraße, Nr. 1241 und 1242 in der Hofstraße, Nr. 1243 und 1244 in der Industriestraße, Nr. 1245 und 1246 in der Jägerstraße, Nr. 1247 und 1248 in der Kirchhofstraße, Nr. 1249 und 1250 in der Lagerstraße, Nr. 1251 und 1252 in der Marktstraße, Nr. 1253 und 1254 in der Neustraße, Nr. 1255 und 1256 in der Oststraße, Nr. 1257 und 1258 in der Parkstraße, Nr. 1259 und 1260 in der Quellenstraße, Nr. 1261 und 1262 in der Ringstraße, Nr. 1263 und 1264 in der Schulstraße, Nr. 1265 und 1266 in der Tiefenstraße, Nr. 1267 und 1268 in der Uferstraße, Nr. 1269 und 1270 in der Vogtstraße, Nr. 1271 und 1272 in der Weststraße, Nr. 1273 und 1274 in der Zeppelinstraße, Nr. 1275 und 1276 in der Adalbertstraße, Nr. 1277 und 1278 in der Bergstraße, Nr. 1279 und 1280 in der Cranachstraße, Nr. 1281 und 1282 in der Dorfstraße, Nr. 1283 und 1284 in der Eisenstraße, Nr. 1285 und 1286 in der Feldstraße, Nr. 1287 und 1288 in der Gartenstraße, Nr. 1289 und 1290 in der Hofstraße, Nr. 1291 und 1292 in der Industriestraße, Nr. 1293 und 1294 in der Jägerstraße, Nr. 1295 und 1296 in der Kirchhofstraße, Nr. 1297 und 1298 in der Lagerstraße, Nr. 1299 und 1300 in der Marktstraße, Nr. 1301 und 1302 in der Neustraße, Nr. 1303 und 1304 in der Oststraße, Nr. 1305 und 1306 in der Parkstraße, Nr. 1307 und 1308 in der Quellenstraße, Nr. 1309 und 1310 in der Ringstraße, Nr. 1311 und 1312 in der Schulstraße, Nr. 1313 und 1314 in der Tiefenstraße, Nr. 1315 und 1316 in der Uferstraße, Nr. 1317 und 1318 in der Vogtstraße, Nr. 1319 und 1320 in der Weststraße, Nr. 1321 und 1322 in der Zeppelinstraße, Nr. 1323 und 1324 in der Adalbertstraße, Nr. 1325 und 1326 in der Bergstraße, Nr. 1327 und 1328 in der Cranachstraße, Nr. 1329 und 1330 in der Dorfstraße, Nr. 1331 und 1332 in der Eisenstraße, Nr. 1333 und 1334 in der Feldstraße, Nr. 1335 und 1336 in der Gartenstraße, Nr. 1337 und 1338 in der Hofstraße, Nr. 1339 und 1340 in der Industriestraße, Nr. 1341 und 1342 in der Jägerstraße, Nr. 1343 und 1344 in der Kirchhofstraße, Nr. 1345 und 1346 in der Lagerstraße, Nr. 1347 und 1348 in der Marktstraße, Nr. 1349 und 1350 in der Neustraße, Nr. 1351 und 1352 in der Oststraße, Nr. 1353 und 1354 in der Parkstraße, Nr. 1355 und 1356 in der Quellenstraße, Nr. 1357 und 1358 in der Ringstraße, Nr. 1359 und 1360 in der Schulstraße, Nr. 1361 und 1362 in der Tiefenstraße, Nr. 1363 und 1364 in der Uferstraße, Nr. 1365 und 1366 in der Vogtstraße, Nr. 1367 und 1368 in der Weststraße, Nr. 1369 und 1370 in der Zeppelinstraße, Nr. 1371 und 1372 in der Adalbertstraße, Nr. 1373 und 1374 in der Bergstraße, Nr. 1375 und 1376 in der Cranachstraße, Nr. 1377 und 1378 in der Dorfstraße, Nr. 1379 und 1380 in der Eisenstraße, Nr. 1381 und 1382 in der Feldstraße, Nr. 1383 und 1384 in der Gartenstraße, Nr. 1385 und 1386 in der Hofstraße, Nr. 1387 und 1388 in der Industriestraße, Nr. 1389 und 1390 in der Jägerstraße, Nr. 1391 und 1392 in der Kirchhofstraße, Nr. 1393 und 1394 in der Lagerstraße, Nr. 1395 und 1396 in der Marktstraße, Nr. 1397 und 1398 in der Neustraße, Nr. 1399 und 1400 in der Oststraße, Nr. 1401 und 1402 in der Parkstraße, Nr. 1403 und 1404 in der Quellenstraße, Nr. 1405 und 1406 in der Ringstraße, Nr. 1407 und 1408 in der Schulstraße, Nr. 1409 und 1410 in der Tiefenstraße, Nr. 1411 und 1412 in der Uferstraße, Nr. 1413 und 1414 in der Vogtstraße, Nr. 1415 und 1416 in der Weststraße, Nr. 1417 und 1418 in der Zeppelinstraße, Nr. 1419 und 1420 in der Adalbertstraße, Nr. 1421 und 1422 in der Bergstraße, Nr. 1423 und 1424 in der Cranachstraße, Nr. 1425 und 1426 in der Dorfstraße, Nr. 1427 und 1428 in der Eisenstraße, Nr. 1429 und 1430 in der Feldstraße, Nr. 1431 und 1432 in der Gartenstraße, Nr. 1433 und 1434 in der Hofstraße, Nr. 1435 und 1436 in der Industriestraße, Nr. 1437 und 1438 in der Jägerstraße, Nr. 1439 und 1440 in der Kirchhofstraße, Nr. 1441 und 1442 in der Lagerstraße, Nr. 1443 und 1444 in der Marktstraße, Nr. 1445 und 1446 in der Neustraße, Nr. 1447 und 1448 in der Oststraße, Nr. 1449 und 1450 in der Parkstraße, Nr. 1451 und 1452 in der Quellenstraße, Nr. 1453 und 1454 in der Ringstraße, Nr. 1455 und 1456 in der Schulstraße, Nr. 1457 und 1458 in der Tiefenstraße, Nr. 1459 und 1460 in der Uferstraße, Nr. 1461 und 1462 in der Vogtstraße, Nr. 1463 und 1464 in der Weststraße, Nr. 1465 und 1466 in der Zeppelinstraße, Nr. 1467 und 1468 in der Adalbertstraße, Nr. 1469 und 1470 in der Bergstraße, Nr. 1471 und 1472 in der Cranachstraße, Nr. 1473 und 1474 in der Dorfstraße, Nr. 1475 und 1476 in der Eisenstraße, Nr. 1477 und 1478 in der Feldstraße, Nr. 1479 und 1480 in der Gartenstraße, Nr. 1481 und 1482 in der Hofstraße, Nr. 1483 und 1484 in der Industriestraße, Nr. 1485 und 1486 in der Jägerstraße, Nr. 1487 und 1488 in der Kirchhofstraße, Nr. 1

Am Sonntag früh, wie die Glocken geläutet und Alt und Jung
angezogen Kirchgänge über die Straße hatten.

Da kommen die Soldaten, und — eine ungewöhnliche Regung! Ein-
zelne Bürger stehen vor ihren Thüren, und — ein Gruß! Ein Gruß
an die Soldaten! Ein Gruß, wie ihn Bürger einem Bürger, ein
Bürger einem Bürger entbietet!

„Ja ich weiß, daß der Schlosser Hans Jerzenfreund sich,
als die Truppen durch die Stadt kamen, vor seine Thüre stellte und
sagte: „Da verbeugen wir uns vor ihnen, wir, die wir ihnen
gleiche Bürger waren wollen. Sie sind aber heute nicht mehr
unsere Gegner, sondern unsere Brüder, und wir wollen sie
ehren, wie Brüder, wie wir eine ehrliche Bürgerwehr ehren würden."

Im Jahre 1797 war der Generalmajor Graf Gaudy-Barby
mit Hinterlassung einer Witwe, der Gräfin Gaudy-Barby, und
zwei Söhnen gestorben, wie in der Chronik zu lesen ist. Die Witwe
Gaudy-Barby, eine geborene Gräfin Stolberg, wohnte in Dresden
durch einen Sommer, mit einem Gefolge von 3 Dienern und

Von der Schönheit der Landschaft wollte der Professor Hartmann
mit keinem Worte reden.

„Meine Freunde! Die Gründe ist gefroren, wir müssen nun
auf Eisen ab und unsere Füße laufen, wie andere Menschen auf
ihren Pferdchen schlagen. Das ist ungesund und unmännlich.
Warum, sage ich, und unmännlich, und ich sage: Weil wir keine
Pferdchen, kein Zaumzeug, kein Futter, kein Waschen, keine Ställe zu
geben haben, und weil wir nicht gewohnt haben, uns für Pferde
und sogar Pferde, welche keine sind und die Gnade haben zu gehen,
zu halten, und weil wir uns Pferdchen, die nicht zahlbare Pferde sind,
halten und ihnen, wodurch sie sich leicht gehen. Und nicht, wodurch
sie Pferdchenmanieren, Launen und Eigenheiten bekommen, sondern sogar
Hufen; und von meiner Gründe an, und für die Zukunftige beginnt,
diese Gründ verbannt sein soll. Meine Herren sind Gründ von mir
verbannt."

In der Schlacht bei Krefeld hatte ein Soldat von einem gefangenen Franzosen Silberne Knöpfe abgeschnitten. Dies war ein großes Glück für ihn, in allen den neun bei Zeiten vorkommenden Treffen, in welchen er mitfechten mußte, unverletzt zu bleiben. Auf den Rückzug nach Hildesheim beschäftigte er sich nur damit, um so viel Geld als möglich zu bekommen. Da Hildesheim sehr fest ist, so hatte der Soldat von seinen Kameraden zum Spaße verleiten, nur auf solche Häuser zu schießen, welche Fahnen hätten; aber heiden ja Fahnen, mache er seinen Witz darüber, er hat es, und auch darauf einige Kanonen aus sich heim in Thüren gestellt, die Scheibe ist die Verwunderung, einen hohen Herrn darüber zu sehen, der — sogleich sein Kommando, daß er sich nicht sehen lasse.

Als der Prinz Ferdinand bei Chevilliamont vom Feinde umzingelt war, und einige Herren ihm Pferde zum Entkommen anbieten, da sagte dieser sehr lächelnd worauf, warte er den Soldaten wollte, der ihm sein Pferd nehmen wollte, der ist ihm auf, wohl gewiß zu hoch.

Was ist das? ist das gut? sagt er ihm so.

Der Soldaten sei, wie man Herren erfahrt, sich Gewehr gut zu machen, und wenn er eine Flinten gut machen, so verstehe er die Pferde auch, und ist ihm eben diese Soldaten bekannt.

Wenn meinet Du denn schießen? Gewehr?

Ja, wenn ihm der Herren befehlen, der hat sein Gewehr, wenn alle sein, und er schießen, und man kann ihr Gewehr gerichten sein.

Ich meine es, sagt der Herr Prinz, daß, wenn es so Ernst, und es Feinden gelten, er nehmen einen alten Klepper und seinen Soldaten zu dem Verrichtung setzen.

Das allerwenigst Gefährlich, so Soldaten sieht bei Soldaten macht Mitleid in sein Herzen und Mitleid, und daß er sein Chevilliamont von Kreuznacht und Frankfurt sei Feind zu sein:

Was? ist das wahr? sagt der Herr Prinz.

Dann sage er zu seinen:

Gewehr! Gib Du mir mal ein jeder seiniger Herr, der seinen bei singenen Dienst nicht thun. Zugleich bei so kommen Dein gute

bei Verhören verfahren. Sein Gott, daß er's Ihr und wegen, und daß nicht der treue Gott! Ein Gott in Dein Quartier; ihr Leben zum Schrecken ist gewiß wenigstens.

Ich, Ihr Diener, die Sache ist nun verwahrt und ich werde Ihnen Nachricht von der Umgebung des Königs und respektiven Kleinen geben.

Friedrich damit ist gut. Wiederum, daß Deutschen Herren einst erwähnt" — an dem Verhören über: „Ob' ihr mir in Dein Quartier, Ihr damit ihn schaut beim gebrauchen."

Wenige Tage nach der Schlacht bei Kolin hatte Friedrich Gelegenheit, seine Generale über Daun's Lager zu täuschen, um welchen nach Dresden zu marschiren.

Wollen, um einmal die Unmöglichkeit zu entdecken, Ihnen Herren Ringe, daß es Niemand einer Ihnen, als ich es selbst.

„Nun," meinte Friedrich, „ist da Daun, um Dresden zu halten, so ist es allen möglich" —

Ein Ring kam vor der Schlacht bei Kolin[1] und der Schlacht. Ihr Gefährte. Er hatte kam in den Händen eine schlechte Ring, Lieder, Stadt, Schloß Bundesgenossen waren gelang zu Stadt. Ist der Ort auf, und es in der Umgegend damit Truppen Ihr Verhören gefangen, und er erhaltige ist, unter seiner schlechter Entschluß?

Friedrich und Breslau, da sich die Schlacht bei Kolin befanden, lagen, Breslau hatte von die Post bei dem Lehmann Kommandanten von Dresdenhof, so, wahren die Bürgermeister und Landesherr, beim eine nachfolge Verordnungen und verwahren Kommandanten, daß es erhält wurde, so wahrend die Bedeutung nicht von ihnen Kleinstadt bis zu Herren benachgebauten waren.

[1] D. war bei Gunstadtsort bei Waldstein.

„Ja will sie heute reden," sprach der König, und er bot Berenhelm die Hand zu küssen.

Dieser aber sagte:

„Ich bin nicht gekommen, um zu Prinzessin Ida und Prinzessin Ada zu sprechen, sondern ich bin hier, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen den Krieg ansage."

Ein Murmeln, einzelnes Gemurmel: ich habe zum Beispiel den Laut der Empörung gehört, den Laut des Zorns und Entsetzens vernommen. Nun war ein Gebot von heiligen Stunden, so wurde ich mir sagen, ein unverbrüchliches Gesetz und ein Brauch war, daß Niemand zu sprechen hatte, bevor nicht sie oder sie, die Prinzessinnen, gesprochen hatten, und daß Niemand selbst sich die Worte erlaubte, ihre Mundwerkzeuge zu benutzen, bevor nicht sie selbst ihnen ihre Tätigkeit, ihnen ihre Arbeit zu verrichten, gestattet hatten.

Der König schlug sich Berenhelm, legte ihm auch manche Frage vor, welche Berenhelm freundlich und in bestimmten, bald in scherzhaften Worten beantwortete.

Bis der Einzelne bei Hofe kann man sich das selbst, wenn man will, ausdenken, wie man will, ausmalen, wie man will, ausphantasieren, wie man will, ausdichten, wie man will, ausschmücken, wie man will, ausmalen, wie man will, ausdenken, wie man will, ausdenken, wie man will, ausdenken

Frieden gemacht, und dadurch Pommern und die Neumark frei bekommen. Diese Provinzen haben sehr gelitten und es liegt mir viel daran, ihnen wieder aufzuhelfen. Ich werd' Ihm dies Geschäft übertragen."

Ew. Majestät, ich habe keine Kenntniß von der Landesverfassung, und darf daher ein so gnädiges Anerbieten nicht annehmen.

„Das thut ihm nichts! Er hat Kopf und in Küstrin wird er den Kriegsrath von Schöning und in Stettin auch einen Kriegsrath finden. Dies sind Männer von Kenntnißen, und die werden Ihn schon unterstützen. Vornämlich liegt mir daran, zu wissen, wie viel ich geben muß, um den Provinzen wieder zu helfen, und wenn ich meine Revenüen wieder haben kann."

Brenckenhoff entschloß sich, die ihm angebotenen Dienste anzunehmen. Er ging nach Küstrin und traf, unterstützt durch den nachmaligen Präsidenten von Schöning, so gute Einrichtungen, daß er nach sechs Monaten eine genaue Nachweisung von dem Zustande dieser Provinz und einen Plan, wie nach und nach die erlittenen Drangsale vertilgt werden könnten, dem Könige in Leipzig vorlegen konnte. Brenckenhoff hatte die Domänenpächter bei diesen Geschäften sehr schonend behandelt; er unterließ es, Untersuchungen über die Vergangenheit gegen sie einzuleiten, diese würden sehr weitläuftig geworden seyn, und ihn verhindert haben, dem Wunsch des Königs zu genügen. Er befragte Jeden, ihm ehrlich zu sagen: wie viel er an Pacht zu zahlen sich im Stande befände, und welche Verbesserungen erforderlich wären.

Hiernach hatte Brenckenhoff seinen Plan entworfen. Des Königs Scharfblick entging diese Schonung nicht; er sprach daher: „Ist das auch Alles so richtig, daß ich es für Wahrheit annehmen kann?" setzte aber gleich hinzu: „ich will meine Unterthanen nicht drücken, sondern nur das haben, was sie wirklich geben können."

Ew. Majestät, versicherte Brenckenhoff: es ist alles genau ermittelt und der Plan, nach Lage der Umstände, gewissenhaft angefertigt worden.

„Wen hat Er dazu gebraucht, diese Sache auszumitteln?"

Brenckenhoff machte ihm diejenigen namhaft, welche dabei thätig gewesen waren.

„Auch sie will ich sprechen.“

Erst nachdem er mit solchen gesprochen, und sich versichert, daß man bei der Untersuchung nichts verabsäumt, unterschrieb er den vorgelegten Plan und genehmigte ihn dadurch.

Im Jahre 1763 legte ihm Brenckenhoff eine ähnliche Nachweisung über die Lage Pommerns und einen Plan zur Abhülfe der im Kriege erlittenen Schäden vor; auch hier genehmigte er erst solchen, nachdem zuvor der Kriegs- und Domainen-Kammerpräsident, zu dem er großes Vertrauen hegte, ihm bestätigt hatte, daß er ganz der Lage angemessen sey, und dabei keine Vergünstigungen statt gefunden hätten.

Brenckenhoff erhielt demnächst die nachstehende Kabinetsordre:

„Mein lieber Geheimer Finanzrath von Brenckenhoff! Eure Bemühungen für die Wiederherstellung Meiner durch den Krieg verwüsteten Länder, so wie die Aufhelfung Meiner getreuen Unterthanen, sind mir sehr angenehm gewesen, und die Rechenschaft, welche Ihr Mir davon abgelegt, beweisen vollkommen, daß Ihr keinen Fleiß gespaart, um in dieser Absicht, so viel als möglich nützlich zu seyn. Ich hoffe, daß Mein guter Wille und Eure Sorgfallt es schon dahin bringen werden, daß Ich Meinen Zweck erreiche, und das gut machen kann, was Meine Feinde Schaden gethan haben. Ich empfehle Euch aber vor allen, beständig die größten Dürftigen vorzuziehen, und die, so es weniger sind, so lange zu vertrösten, bis Ich auch ihnen helfen kann; wie solches Mein landesväterlicher aufrichtiger Wunsch ist. Meine Kassen vertragen auf einmal keine großen Ausleerungen. Man muß immer wissen, woher zu nehmen. Verbessern sich Meine Einkünfte, so hat das allgemeine Beste den zuverlässigsten Anspruch an das, was Ich erübrigen kann, und an Meiner Aufmerksamkeit, dem Lande zu helfen, soll es nie ermangeln. Ich hoffe Euch bald persönlich zu sprechen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 27. März 1764. Friedrich.“

Bei der Belagerung Breslau's hatte Friedrich sein Quartier im Dorfe Rothkretchen in einem Bauerhause genommen. Die Belagerung währte bekanntlich bis zum 19. Dezember 1757, und die

Kälte nahm so überhand, daß es den Truppen die Belagerungsarbeiten sehr erschwerte. Man sann auf nichts mehr, als Holz herbeizuschaffen, kein Zaun, keine Planke wurde verschont, man brach endlich Scheunen, Ställe und Häuser ab, um Brennmaterial zu erhalten.

Die im Dorfe liegenden Dragoner brachen endlich sogar alles Holzwerk von des Königs Quartier. Der wachthabende Offizier der Garde versuchte sie anfänglich durch gütliche Vorstellungen davon abzuhalten, aber vergebens. Jetzt drohte er mit Gewalt, ließ die Wache vortreten, und rief:

Auf Jeden, der nur das kleinste Brett abbricht, laß' ich Feuer geben!

Auch dies fruchtete nichts; überzeugt, daß es doch nur eine leere Drohung sey, lachte man dazu, und fuhr mit Abbrechen fort. Der König hörte den Lärm, und ließ den wachthabenden Offizier zu sich rufen.

„Was ist denn draußen für Lärm?" fragte der König.

Es sind die Dragoner; sie brechen überall Holz von Ew. Majestät Quartier ab. Alle Vorstellungen sind fruchtlos; ich habe daher die Wache heraustreten lassen.

„Nun, was soll die Wache?"

Darunter schießen, wenn sie sich nicht mit Güte zurück halten lassen.

„Das ist nicht der rechte Weg. Wart' Er nur, ich will dem Unfug bald ein Ende machen."

Bei diesen Worten trat er vor die Thür.

„Hört einmal Dragoner!" sprach er: „wenn Ihr so fortfahrt, so fällt mir der Schnee in's Bette, das werdet Ihr doch nicht wollen?"

Die Dragoner entfernten sich sogleich beschämt und bestürzt.

Am Tage vor der Schlacht bei Leuthen (den 5. December 1757), befahl der König dem Obersten von Kleist, aus den grünen Husaren einen Offizier und funfzig ausgezeichnet brave Leute auszusuchen, und bestimmte einen Platz zwischen Parchwitz

und Neumarkt, wo ihn dies Kommando am andern Morgen erwarten sollte.

Als Friedrich dort eintraf, meldete sich der Offizier.

„Wie heißt Er?“

Frankenberg.

„Hör' Er, Lieutenant Frankenberg! Ich werde bei der heut zu liefernden Schlacht mich mehr exponiren müssen, wie sonst. Er, mit seinen funfzig Mann, soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht, und giebt Acht, daß ich nicht der Kanaille in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit seinem Mantel, läßt einen Wagen holen, der hinter dem ersten Bataillon Garde zu finden ist. Er legt den Körper in den Wagen, und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort und der Feind — der wird geschlagen.“

Rechts von Borne ritt der König, nur von einem Pagen begleitet, der das Perspektiv trug, etwas seitwärts auf einen Hügel, stieg ab, und sah durch das auf den Pagen gelegte Fernrohr. Der Lieutenant von Frankenberg, seiner erhaltenen Anweisung gemäß, blieb nicht bei dem übrigen Gefolge des Königs, sondern war dicht hinter demselben.

„Na, na!“ rief ihm Friedrich zu, mit der linken Hand abwärts winkend: „So war es nicht gemeint. Hier bleib' Er nur weg!“

Nach der Schlacht bei Lissa hatten einige der auf dem rechten Flügel stehenden Garde du Corps auf dem Schlachtfelde ein kleines Feuer angemacht. Bei dem Anblick des wenigen Holzes sagte ein Lieutenant:

„Wer noch aus dem nächsten Dorfe etwas Holz holt, soll von mir einen Gulden haben!“

Zwei Reiter machten sich sogleich auf den Weg. Gegen sieben Uhr des Abends kam der König; er stieg vom Pferde. Die um das Feuer herumstehenden Reiter nahmen sogleich die Pfeifen aus dem Munde.

„Kinder,“ sprach er: „raucht nur zu, und laßt Euch nicht stören!“

Er stellte sich unter sie, und hüllte sich in seinen Mantel.

Die fortgegangenen Reiter brachten jetzt Holz; sie warfen es gerade dorthin, wo der König stand, den sie nicht erkannten, da er ihnen den Rücken zugekehrt. Einer sagte daher zu ihm:

Marsch! fort da! jeder faule Hund stellt sich an's Feuer, und Keiner will einen Splitter holen!

„Du hast Recht, mein Sohn," versetzte der König lächelnd: „komm' her, ich will Platz machen!"

Erschrocken fuhr der Reiter zurück. Friedrich rief ihm zu:

„Du bleibst hier mein Sohn, Du hast Holz geholt, und daher das nächste Recht. Laß mich nur ein wenig wärmen!"

Vor der Schlacht von Leuthen ließ der König die Chefs der Bataillons, Escadrons und Kompagnien vor sich kommen.

Er redete sie folgendermaßen an:

„Messieurs! Ich werde morgen den Feind angreifen und ihm eine Schlacht liefern; da auf solche für diese Kampagne Alles ankommt, und sie entscheiden wird, wer von Schlesien Herr seyn soll, so hab' ich Euch vor mich kommen lassen, um Euch zu sagen: daß ich von Jedem erwarte, daß er seine Schuldigkeit auf das Genaueste erfüllen und sein Äußerstes thun werde."

„Ich verlange, daß Jeder auf seinem Posten genau auf das Kommando merke, und seinen Untergebenen mit unerschrocknem Muth und Tapferkeit vorangehe; kurz, daß Jeder dem Feind mit dem Vorsatz unter die Augen trete, entweder zu siegen, oder zu sterben. Seyd Ihr Alle, Keiner ausgenommen, so gesinnt wie ich, so bin ich des Sieges gewiß."

„Ich bin von der Stärke und Schwäche des Feindes unterrichtet, und werde alle Corps so anführen, daß sie mit Vortheil fechten können; es wird dann nur auf Euch ankommen, mit entschlossenem Muth und alter preußischer Tapferkeit zu kämpfen."

„Wer von Euch feige ist, Leben und Blut nicht opfern will, der trete heraus, ehe er Andere verzagt macht! Er trete heraus! Er soll ohne Umstände und Vorwurf gleich auf der Stelle seinen Abschied erhalten."

Dem General-Major von Rohr traten bei diesen Worten Thränen in die Augen, der König, es bemerkend, umarmte ihn und sprach:

„Mein lieber Rohr! Ihn hab' ich nicht gemeint.“

Als der König seine Anrede auf diese Weise geschlossen hatte, erfolgte eine feierliche Stille; nur ein Staabsoffizier unterbrach sie durch den Ruf:

„Das thut ein Hundsvott! Wir Alle sind bereit, für Ew. Majestät unser Leben zu opfern!“

Darauf nahm der König wieder das Wort:

„Ich sehe,“ sprach er: „es ist Keiner hier, den nicht edler Heldenmuth beseelt! Ich werd' aber auch genau darauf merken, wer sein Versprechen und seine Schuldigkeit erfüllt. Ich werde hinten und vorn seyn, mich von einem Flügel zum andern wenden, keine Eskadron, keine Kompagnie soll meiner Aufmerksamkeit entgehen! Ich werde Alle auf's genaueste beobachten. Wer dann seine Schuldigkeit thun wird, den will ich mit Ehre und Gnade überhäufen, und ich werd' es ihm nie vergessen. Wer sich aber von einer unwürdigen Seite zeigt, der mag denn auch nur gehen, und mir nie wieder vor Augen kommen.“

Als die Armee bei Leuthen aufmarschirt war, und der Prinz Moritz den rechten Flügel der Kavallerie mitkommandirte, kam die schwere Kavallerie der ersten Brigade gegen den Kirchhof hin zu stehen, wo die Österreicher eine der stärksten Batterien hatten. Vor dieser stand ihre leichte Kavallerie, um die preußische desto leichter zum Angriff zu reizen, und wo sich auch viele feindliche Flanqueurs zeigten.

Prinz Moritz befahl, um zu ermitteln, welche feine Hinterlist dahinter verborgen sey, ihnen dergleichen entgegen zu schicken. Dies gelang; man schoß unüberlegt mit grobem Geschütz unter die Flanqueurs, und einige wurden getödtet oder verwundet. In diesem Moment kam der König dorthin, um mit dem Prinzen Moritz etwas zu besprechen, und als er erfuhr, daß dieser die Flanqueurs einziehen lassen wollte, sprach er:

„Nicht doch! nicht doch! Ew. Liebden haben Unrecht, das sind lauter Schreckschüsse! — Kinder folgt mir!“ sich nach den Flanqueurs umsehend.

Alle sprengten zum Könige heran, und er führte sie wieder auf den vorigen Platz.

„Hier," rief er ihnen zu: „hier zeigt Euch nur ganz unerschrocken, ich werde Euch gleich Hülfe schicken."

Der Feind kanonirte während dieser Zeit ununterbrochen; der Prinz sagte daher zum Könige:

Ew. Majestät! es ist für Sie hier, hol' mich der Teufel! zu gefährlich.

„Das ist freilich wahr," erwiederte der König kaltblütig: „aber ich werde sie bald zurücktreiben."

Die Schlacht bei Leuthen begann erst Mittags um 1 Uhr und ward um 5 Uhr, da es schon ganz dunkel war, gewonnen. Nachdem der Feind gänzlich vertrieben worden, stellte sich die Armee im Dunkeln, so gut es seyn konnte, auf dem Schlachtfelde in Ordnung, und blieb unter dem Gewehre, so daß der linke Flügel gegen Gukerwitz, und der rechte vor Rathen stand. Der König ritt durch den rechten Flügel, und erkundigte sich, was da stände. Es waren die Grenadierbataillone von Manteufel und von Wedel. Er fragte: ob hier vor der Infanterie noch etwas stehe? und erhielt zur Antwort: daß ungefähr 400 Schritt vorwärts ein Dragonerregiment halte. Er ritt bloß mit seinem zahlreichen Gefolge dahin, und fragte den Kommandeur des Regiments: ob er auf den äußersten Posten stehe und nichts von Österreichern entdeckt habe? Ersteres ward bejaht; allein weil die Dragoner auch erst in der Dunkelheit angekommen waren, so konnte der letztern Frage nicht genügt werden. Vorgeschickte Truppen von den Dragonern wollten ohngefähr 800 Schritte von dem Dragonerregimente eine feindliche Linie, andere wieder nichts gesehen haben. Endlich äußerte der König: „Wir wollen bald zur Gewißheit kommen;" und schickte den Adjutanten von Wendessen zurück, um die beiden Kanonen des Bataillons von Wedel herbei zu holen. Als dieses geschehen, befahl der König sechs Schüsse nach der Richtung zu thun, wo Einige feindliche Truppen zu sehen glaubten, und einigen Offizieren, hinzureiten, um sichere Nachricht zu bringen. Von weitem sah man ein großes Feuer. Der König glaubte an-

fänglich, die Österreicher hätten auf ihrem Rückzuge Lissa angezündet. Einige bemerkten aber, daß das Feuer zu weit ausgebreitet sey, und sich nicht in der Gegend von Lissa zeige. Sie vermutheten, man habe die Reste der Hütten des Lagers verbrannt, in welcher die Österreicher zuvor gegen den Herzog von Bevern gestanden; so fand sich's auch demnächst. Man suchte sich nun zu orientiren, wo man eigentlich wäre. Die abgeschickten Offiziere kamen bald zurück, und alle versicherten, sie wären bis zu einem einzelnen Gehöfte geritten, und hätten bis dahin nichts vom Feinde entdeckt.

„Jetzt weiß ich, wo wir sind," sprach der König: „das einzelne Gehöfte ist der Krätscham*) bei Sahra**), rechter Hand am Damme nach Lissa, und wir sind auf der breslauer Landstraße."

Der Generallieutenant von Ziethen stand bei'm rechten Flügel der Kavallerie in der Nähe, und kam mit etwa zwölf Husaren, um zu erfahren, was die sechs Kanonenschüsse veranlaßt hätte. Der König erkannte ihn gleich an dem Ton der Stimme, dankte ihm für seine so umsichtig angeordneten Attaken des rechten Flügels, sagte ihm die Gründe, weshalb er schießen lassen, und daß man, wenn es möglich, noch diesen Abend Lissa und die dortige Brücke über's schweidnitzer Wasser besetzen müsse, damit sich der Feind nicht hinter solches setzen könnte und morgen keine zweite Schlacht nöthig wäre. Der General von Ziethen versicherte: der Feind habe keine förmliche Retraite gemacht, nur die letzten feindlichen Regimenter hätten bei Einbruch der Nacht in unordentlichen Haufen die Flucht genommen. Der König versetzte darauf:

„Ich weiß, sie sind total und en detail geschlagen, und um so leichter wird es uns werden, die Lissaer Brücke noch diese Nacht zu besetzen. Wie viel Schüsse habt Ihr wohl noch?" fragte er die Artilleristen.

Ungefähr zwanzig, war die Antwort.

„Das ist genug, kommt mit, und Er, Ziethen, bleibt auch bei mir. Von den Husaren, die er bei sich hat, schick' Er aber einige Mann auf einige dreißig Schritt vor. Wir wollen laut

*) Dorfschenke nach schlesischer Mundart.

**) Sahra ist ein Dörfchen, links zwischen Rathen und Lissa.

sprechen, und darnach können die Husaren sich richten. — Hört Husaren, ich werde dann und wann hinter Euch schießen lassen, das soll Euch nichts thun; die Artilleristen sollen die Richtkeile ausziehen, und im höchsten Bogen schießen, daß die Kugeln um desto weiter fliegen und in die Luft rascheln, damit die Feinde in einem Athem bei'm Laufen bleiben!" Sich dann an die Artilleristen wendend, fuhr er fort: „Ihr habt es doch gehört, ich werde immer dicht neben Euch bleiben, und schon sagen, wenn Ihr schießen sollt."

So ging der Zug nach Sahra. Der König sah Licht im Wirthshause und sprach:

„Es ist auch gar zu finster, man sieht keine Hand vor Augen; schaffe mir doch Einer eine Laterne; wir wollen hier so lange halten."

Der Krätschmer*), der seine Laterne nicht gern verlieren wollte, kam selbst; der König, Licht gewahr werdend, rief:

„Kommt nur hier neben mir und faßt meinen Steigriemen an!"

Der Zug ging nun auf einem zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzten Fahrdamme.

Der König fragte:

„Wir sind doch auf der breslauer Straße, die durch Lissa geht?"

Als es der Wirth bejahete, fuhr er fort:

„Dann ist Lissa kaum eine Viertelmeile von uns; wer seyd Ihr denn?"

Der Wirth, den König nicht kennend, antwortete:

Exzellenz, ich bin der Krätschmer von Sahra.

„Ihr habt wohl viel ausgestanden?"

Ach, Ew. Exzellenz was wollt' ich nicht! Seit acht und vierzig Stunden, daß de Österreicher über's schweinitzer Wasser gekommen, ist's in meinem Hause so voll gewesen, daß kei Apfel zur Erde mochte, da han se mich angeschirgt**), ich's konnt's kaum schaffe***), und da hatten sie so viel Geschläter****) um sich, de han mich nu recht gekrängelt†), fast han se mich reen ausgeplündert.

„Das thut mir sehr leid! Kamen auch Generale in Euer Haus? Was sagten sie denn? Erzählt mir's doch!"

---

*) Gastwirth. **) angetrieben ***) ausstehen ****) Gesindel

†) gequält.

I nu, so gerne*) Ew. Excellenz, sieder**) gestern Mittag hab' ich den Prinz Karl in meiner Stube, und seine Adjutanten mitsammen***) haußen im Hause gehabt. Da war ein Gefrage und Geschicke! Hundert kamen geritten, und hundert wurden wieder weggeschickt, und so fürzelten****) se aus und ein, de ganze Nacht! Wie bald einer weg war, kamen zehn andere wieder! Ich mußte inde†) Feuer in der Küche halten, und de vielen Offiziere drängten sich heran, um sich zu wärmen. Da paperten††) se nu hin und her. Einer sagte: Da käme nu unser König mit seiner potsdamschen Wachtparade. Einer sagte wieder: Dach! se trauen sich holt nicht zu kommen! Se laafen, lassen wir so holt laafen! Aber das freut mich, daß sie unser König diesen Noachmittag vor ihr thälisch Firgeln†††) so braff bezahlt hat!

„Wenn seyd Ihr denn Euren hohen Gast los geworden?"

I nun so gerne, Ew. Exzellenz, heut Vormittag, umgefehr neun, setzte sich der Prinz zu Pferde, und schon heunt Noachmittag, so um drei, kam er hier mit annem großen Schwarm Offiziers wieder zurück uud immer im starken Trabe vorbei nach Lissa. Da waren se so trötzerlich††††) hergekommen und nu gings ärschlich*†) den Damm längs herauf, daß sich keiner umsah. Da merkt' ich gleich Unrath und nach Ihm dauerte der Zug, immer so breit der Damm war, bis vor ungefehr anne gute Stunde, da hoatt's denn an Ende. Nichts war in Ordnung, Reuter und Musketier, das alles liff durcheinander. Unser König muß se jämmerlich gehuscht han! Aber unser Herre Goht steht dem kleinen Haufen bei, und das han se nu vor ihren Hochmuth und ihre Lästerungen; denn, Ew. Exzellenz, die österreichsche Offiziere sagten ooch: Unser König würde schon von seinen ersten Generals und Verwandten verlassen, und wären se vonsammen gegangen, was ich doch nümmer und in Ewigkeit glooben kann.

Der König wollte dieser Unterredung eine andere Wendung geben und versetzte:

„Ihr habt Recht, so was kann man von meiner Armee nicht glauben!"

---

*) Eine gewöhnliche Interjektion des schlesischen gemeinen Mannes.

) seit *) sämmtlich ****) gingen †) immer

††) plauderten †††) thörichtes Spotten ††††) trotzig *†) rückwärts.

Der Krätschmer rief erschrocken aus: Mein Gott! so sind Se wohl gar unser gnädigster König; und ich bitte ja recht schön*) um Vergebung, wenn ich in meiner Einfalt was erzählt hätte, das sich nicht schickte!

„Das habt Ihr nicht, Ihr seyd ein ehrlicher Mann und wahrscheinlich evangelisch."

Joa, joa! Ihr Majestät, ich bin von Ihrem Glauben!

Unter diesem Gespräche, wobei sich im Finstern Jeder so viel möglich mit der größten Stille näherte, um von der naiven Erzählung des Krätschmers kein Wort zu verlieren, war der Zug bis auf ungefähr dreihundert Schritt an Lissa gekommen. Plötzlich fielen einige funfzig bis sechszig Flintenschüsse, kaum funfzig Schritt vom Zuge, sie waren vorzüglich auf die fast die Erde berührende Laterne gerichtet. Einige Pferde wurden deshalb nur in die Beine blessirt. Sogleich sprengte man rechts und links durch die Weiden auf die trockenen Wiesen und rief: Licht aus! Der König sprach dann:

„Aber mein Gott, lieber Ziethen, dies hätte uns unmöglich begegnen können, wenn die Husaren, wie ich befohlen, immer dreißig Schritt vorgeritten wären!"

Diese hatten, um auch die treuherzige Äußerung des Krätschmers zu hören, sich dicht vor und neben dem Könige gehalten, und waren daher die feindlichen Traineurs, oder einen von Lissa aus auf dem Damme gestellten Posten nicht eher gewahr worden, bis dieser an Sprache und Unterredung einen preußischen Zug bemerkte, Feuer gab und sodann davon lief.

Der König hätte wohl ein Paar Schwadronen und Bataillone vorausschicken können; er that dies aber wahrscheinlich deshalb nicht, um von den siegreichen, aber ermüdeten Truppen nicht noch spät in der Nacht neue Angriffe, ohne dringende Noth, zu fordern. Er ging lieber selbst vorwärts, wohl wissend, daß seine Truppen ihm willig folgen würden, wenn es nöthig seyn sollte. Er befahl jetzt einem seiner Adjutanten, schleunig zurück zu reiten und die beiden oben genannten Grenadierbataillone herbei zu holen, wobei er erklärte:

„Er sey mit ihrer heutigen Bravour vollkommen zufrieden. Sie sollten nur diese Nacht mit ihm in Lissa Quartier nehmen und

*) Gar sehr.

jeder Gemeine überdies einen Thaler haben," den sie auch demnächst erhielten.

Während der Zeit ritten verschiedene Offiziere mit den Husaren vor, kamen zurück und bezeugten, daß sie bis vor Lissa gewesen, und nichts vom Feinde entdeckt hätten. Der König machte nun Halt, bis nach einer halben Stunde die zwei Grenadierbataillone eintrafen. An ihrer Spitze ging er nach dem offenen Flecken Lissa hinein. Alles war zwar still, in den Häusern rechts und links sah man aber viel Licht. Der König, so vor den Grenadieren reitend, und sein Gefolge rechts und links neben sich, langte bis auf den geräumigen Platz neben dem Schlosse, und etwa sechszig Schritte vor der Brücke, welche über das schweidnitzer Wasser führt. Aus einigen Häusern kamen Weißröcke mit Bünden Stroh auf dem Rücken. Die meisten wurden von den preußischen Grenadieren ergriffen und einige davon vor den König geführt. Auf die Frage, was sie hier machten? antworteten sie:

Drüben jenseits der Brücke stände ein Hauptmann mit hundert und funfzig Mann; der den Befehl hätte, solche mit Stroh zu bewerfen, und sobald die Preußen kämen, sie anzuzünden. Sie hätten zwar schon einmal die Brücke mit Stroh belegt, es wären jedoch bis jetzt noch so viele von ihren Leuten darüber gegangen, und bei dem tiefen Koth das Stroh zu Mist zertreten worden. Der Hauptmann hätte daher diesen in's Wasser werfen lassen und vierzig Mann nach dem Städtchen geschickt, damit dort Jeder ein Bund Stroh zurecht mache.

Einige Österreicher hatten sich mittlerweile unbemerkt über die Brücke zu ihrem Kommando geschlichen, und dem Hauptmanne gemeldet, daß Preußen im Städtchen angekommen wären. Während der König noch mit den Gefangenen sprach, ließ der österreichische Kapitain heftig feuern; einige von den preußischen Grenadieren, die dicht neben und hinter dem Könige standen, wurden verwundet. Die Artilleristen schrien:

„Zurück! zurück! wir werden schießen."

Wer zu Pferde war, sprengte dicht an die Häuser, um nicht im Finstern von Freund und Feind zugleich erschossen zu werden. Die preußischen Artilleristen brannten sogleich einigemal ab, und die Grenadiere schossen in Bogen nach dem Feinde, über die preußischen

Kanonen weg. In diesem Augenblicke wurden die Preußen aus allen Häusern heftig beschossen und die Grenadiere schossen auf die Fenster, aus denen gefeuert war; Alles schrie und kommandirte durch einander. Der König blieb ruhig und sprach:

„Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid!“

Sogleich ritt er links über die nach dem Schlosse führende Zugbrücke, wohin ihm die Mehrzahl seiner Adjutanten folgte. Kaum dicht vor der Schloßthür angekommen, stürzten mehrere österreichische Offiziere mit Lichtern in den Händen aus den untern Zimmern und von den Treppen hervor, um in der finstern Nacht ihre auf dem Schloßplatz haltende Reitpferde zu finden, und davon zu jagen. Der König stieg mit seinen Adjutanten vom Pferde, und begrüßte die österreichischen Offiziere mit großer Kaltblütigkeit:

„Bon soir, Messieurs! Gewiß haben Sie mich hier nicht vermuthet? Kann man hier auch noch mit unterkommen?“

Es war sehr problematisch, welcher Theil des andern Gefangener hätte seyn müssen, denn die Österreicher waren weit zahlreicher. Aber die vornehmsten österreichischen Generale und Stabsoffiziere nahmen, erstaunt und überrascht, den niedern Offizieren und Reitknechten die Lichter aus den Händen, und leuchteten dem Könige die Treppe hinauf in eines der ersten Zimmer. Dort eingetreten, stellte Einer den Andern dem Könige vor, der Jeden nach seinem Namen und Charakter fragte, und sich dann mit ihnen in ein Gespräch einließ. Während dieser Unterredung fanden sich immer mehr und mehr Adjutanten und andere preußische Offiziere auf dem Schlosse ein. Jetzt entließ der König die österreichischen Offiziere, welche auf dem weitläuftigen Schlosse andere Zimmer einnahmen. Es stellten sich nach und nach eine große Menge preußischer Generale ein. Der König fragte sich verwundernd, wo sie denn alle her kämen? Er erhielt die Antwort: Die ganze Armee wäre auf dem Damme nach Lissa im Marsche.

Der König hatte nur die zwei Grenadierbataillone nach Lissa beordert; aus Mißverstand hatte man seine Order auf die ganze Armee ausgedehnt. Dieses Mißverständniß war ihm sehr lieb. Er schickte die Regimentsadjutanten mit der Order zurück: Jeder müsse suchen, so gut unterzukommen, wie es thunlich, und beschied die noch nicht angekommenen Generale bei sich auf das Schloß zur Parole.

In Lissa wurden alle feindliche Traineurs in den großen Schaafstall zusammengebracht; es waren an dritthalbtausend, größtentheils Würtemberger. Das Garderegiment kam auf den Kirchhof zu stehen, und die Offiziere quartierten sich in die Kirche ein.

Hätten die funfzig oder sechszig österreichischen Soldaten nicht auf dem Damme gestanden, oder hätten sie, als sie das Licht der Laterne sahen und das laute Reden hörten, nicht geschossen, sich still verhalten, und ihrem Hauptmann und der Generalität im Schlosse von der Anwesenheit der Preußen Nachricht gegeben; so würde der König, da er ohne Bedeckung der zwei Grenadierbataillone nach Lissa gekommen, in die Gefahr gerathen seyn, nach einer so glorreichen Schlacht erschossen oder gefangen genommen zu werden. Diese wenigen Schüsse veranlaßten jetzt den Befehl zum Vorrücken der beiden Grenadierbataillone, welchen die übrige Armee freiwillig folgte, und sich noch am nämlichen Abend bei Lissa setzte, von wo sie noch vor Anbruch des Tages die Feinde viel geschwinder verfolgen konnte.

Das Ufer des schweidnitzer Wassers war zwar noch denselben Abend von den Preußen besetzt worden, die Österreicher hatten jedoch weiter hinauf noch zwei Schiffbrücken über dieses Flüßchen, welche sie in der Dunkelheit der Nacht, wo Freund und Feind unter einander vermischt waren, und sich oft nicht kannten, abbrachen, ohne daß man es verhindern konnte. Hätten die Österreicher Zeit gehabt, auch die auf Pfählen stehende Brücke zu verbrennen, würde ihre Verfolgung sehr aufgehalten worden seyn. Die Preußen hätten nicht so viele Gefangene machen, die Österreicher sich eher setzen können, und die Folgen des Sieges wären nicht so außerordentlich gewesen. Lissa's Besetzung noch an denselben Abend war daher von der größten Wichtigkeit.

Man sieht aus diesem Vorfall, mit welchem Muthe der König vorzurücken pflegte, wie er seine von einer blutigen Schlacht ermüdeten Truppen schonte, und sich selbst lieber einer Gefahr aussetzte, sich auf sein Glück verlassend, und wie sehr sein Anblick imponirte.

Sämmtliche österreichische Offiziere wurden zu Gefangenen gemacht. Nachdem er sich mit denselben unterhalten und die Parole nebst der Disposition zur Verfolgung des Feindes ausgegeben, sagte er zu dem Baron von M**, dem Besitzer des Schlosses:

„Ich bin in der That recht hungrig. Laß Er mir doch was zu essen geben.“

Der Baron gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit. Die österreichischen Offiziere waren deshalb so lange im Schlosse zu Lissa geblieben, weil sie, seit früh des Morgens nicht das mindeste genossen hatten, mithin vor Hunger und Durst fast verschmachteten. Alles was man im Schlosse und Dorfe hatte zusammen bringen können, war ihnen vorgesetzt worden, sie hatten es sich gut schmecken lassen; es herrschte an Allem Mangel. Es blieb nichts übrig, als das, was sie noch hin und wieder in den Schüsseln gelassen, zusammen zu suchen und daraus eine Art Ragout zu bereiten. Dieses Gericht wurde dem Könige vorgesetzt; er aß es mit großem Appetit und war dabei sehr heiter gestimmt. Er unterhielt sich mit seinem Wirthe, der ihm bei dieser frugalen Mahlzeit aufwartete.

Plötzlich sah ihn Friedrich starr an, und fragte mit bedeutungsvoller Miene:

„Mein lieber M**! kann Er Faro spielen?“

Diese Frage machte den Baron stutzig, sie kam so ganz unerwartet, und hatte nicht den mindesten Bezug auf die Gegenstände der frühern Unterhaltung. Er wußte, daß der König die Hazardspiele haßte, er erwiederte stammelnd:

In meiner Jugend —

Der König ließ ihn nicht ausreden, sondern unterbrach ihn mit den Worten:

„So weiß Er doch, was Va banque ist? Das hab' ich heute gespielt!“

Friedrich sprach einst in einem vertrauten Kreise über die Siege, die sein Heer erfochten hatte. Alle waren der Meinung, daß der Sieg bei Lissa der größte gewesen sey.

„Und doch,“ äußerte der König: „gäb' ich ihn für Eins hin.“

Und dies wäre? fragte Prinz Heinrich.

„Wenn meine Unterthanen noch so fromm dächten und handelten, wie zu meines Vaters Zeit.“

Zu den Lieblingen Friedrich's gehörte der Oberste Quintus Icilius. Er hieß eigentlich Guichard, und war der Sohn eines Fayance-Fabrikanten in Magdeburg. Früher widmete er sich der Theologie, dann aber dem Studium der Sprachen. Da seine Hoffnung fehlschlug, in Utrecht Professor zu werden, wollte er in Militärdiensten sein Glück machen; er trat in solche. Als holländischer Offizier wohnte er dem Feldzug von 1747 bei und kam nach dem Frieden von Aachen in Franecker in Garnison. Hier begann er mit neuem Eifer sein Sprachstudium. Ihm fielen die vielen Fehler auf, welche die Gelehrten aus Mangel an militärischen Kenntnissen in der Auslegung alter Schriftsteller sich zu Schulden kommen lassen, vorzüglich die auffallenden Unrichtigkeiten Folard's in seinem Kommentar über den Polybius, da er selbst des Griechischen unkundig, und der Übersetzer desselben, ein Benediktiner Mönch, den er dazu gebrauchte, gar keine Kenntniß vom Militärwesen besaß. Guichard faßte den Entschluß, mehr Licht über das Kriegswesen der Alten zu verbreiten. Zu diesem Zwecke ging er nach England, und die Hülfsmittel, die ihm dort zu Theil wurden, setzten ihn in den Stand, seine: „Kriegerische Denkwürdigkeiten der Griechen und Römer, Haag 1757.“ herauszugeben.

Er schickte das Werk an Friedrich, mit dem Wunsch: in dessen Dienste zu treten. Diese Bitte wurde ihm gewährt, er kam im Februar 1758 in Breslau an und machte den Feldzug dieses Jahres als Hauptmann im Gefolge des Königs mit. Der König unterhielt sich mit ihm, da er seine Kenntniße schätzte, oft über Gegenstände aus der Kriegsgeschichte der Alten; besonders geschah dies im Hauptquartier zu Landshut, im Jahre 1759.

Einst kam die Rede auf die zwischen Cäsar und Pompejus, acht und vierzig Jahre vor Christi Geburt, bei Pharsalus vorgefallene Schlacht; es wurde dabei besonders des schönen Manoeuvers der zehnten Legion des Cäsar erwähnt, die gewöhnlich den rechten Flügel hatte und in jener Schlacht, vermöge einer schiefen Stellung den linken des Pompejus, der sie überflügeln wollte, selbst überflügelte, und schlug. Bei dieser Gelegenheit erwähnte Friedrich der rühmlichen That des Quintus Icilius, den Centurio bei dieser Legion, nannte ihn aber Quintus Cäcilius; Guichard berichtigte diesen Irrthum, indem er sagte: Ew. Majestät der Cen-

turio hieß Quintus Icilius. Friedrich wollte dies nicht Wort haben, das Buch wurde geholt und dadurch Guichard's Widerspruch für wahr erkannt.

„Nun," sprach der König lächelnd: „nun soll Er auch zeitlebens Quintus Icilius heißen."

Wenige Tage nach diesem Ereigniß wurde das Frei-Batallion du Verger erledigt. Bei der Parole machte der König bekannt: daß er den Major Quintus Icilius zum Chef dieses Batallions ernannt habe. Keiner hatte von einem Offizier dieses Namens gehört; man war darüber um so mehr verwundert, da der König einen Widerwillen gegen alle lateinischklingende Namen hegte, selbst Guichard hatte des Königs Äußerung nur für einen Scherz gehalten; dadurch ward ihm der Name förmlich ertheilt, und er mußte ihn führen.

Sein Freicorps mußte in der Folge die Barbarei der Sachsen in Charlottenburg an dem sächsischen Schlosse Hubertsburg rächen.

Friedrich hat dieser von ihm befohlenen Plünderung in der Folge oft, aber nicht auf eine für Guichard schmeichelhafte Art, erwähnt. So äußerte er einst lange nach dem Kriege in einer großen Gesellschaft:

„Wenn ich mit Ihm spreche, mein lieber Major Quintus Icilius, so fällt mir immer Hubertsburg ein, und ich halte mechanisch meine Taschen zu."

An der Tafel des Königs kam einst das Gespräch auf ägyptische Mumien. Quintus Icilius bedauerte, daß die Kunst des Einbalsamirens der Vorwelt verloren gegangen sey.

Das ist sie nicht, meinte Einer der Anwesenden: denn der Professor Dr. Niezki in Halle soll sie entdeckt haben, er hat damit einen Versuch an einem jungen Graf von Schimmelmann gemacht.

„Die Sache mag' ihr Gutes haben," sprach Friedrich: „wer nur einige tausend Jahre leben könnte, um zu wissen, ob es mit dieser Erfindung seine Richtigkeit hat. Wir wollen uns keine graue Haare darüber wachsen lassen! Ich will lieber meinen Staub der Erde zurückgeben, als von Jahrhundert zu Jahrhundert als Mumie liegen bleiben."

Quintus Icilius war nicht ganz frei von der Schwachheit, daß er ſich zu viel auf ſeine gelehrten Kenntniße zu gute that, wie dies ſchon der Streit mit dem Könige bewies, wodurch ſolcher veranlaßt wurde, ihm für ſeinen Geburtsnamen dieſen römiſchen zu geben.

Friedrich hatte dem Oberſten mehrmals im Tone des Scherzes und der Ironie zu verſtehen gegeben: wie man bei aller Gelehrſamkeit doch große Mißgriffe machen und Blößen geben könne, weshalb man darauf nicht ſo ſtolz und abſprechend ſeyn müße; doch ohne Erfolg bei ſeinem Günſtling, er blieb ſich hierin gleich.

Als er einſt an des Königs Tafel ſpeiſete, verlangten ein Paar Arbeitsleute, wie es hieß, dringend vorgelaſſen zu werden.

Friedrich geſtattete ſolches.

Die beiden für Taglohn Arbeitenden traten ärmlich und ſchmutzig in das Speiſegemach, und der Wortführer überreichte dem Könige einige alte Münzen, die ſie bei Anlegung eines Grabens in der Erde gefunden hätten.

Friedrich nahm die Münzen, beſah ſie, äußerſte darüber ſein Erſtaunen.

„Es ſind Römermünzen,“ ſprach er: „und wo ich nicht irre, aus den Zeiten des Druſus.“

Dann wandte er ſich an Quintus Icilius mit der Frage: „Aber wo in aller Welt ſind dieſe Münzen hierher gekommen? — Er iſt ja ein großer Münzkenner, unterſuch' Er das doch näher. Da hat Er die Münzen.“

Der Oberſt empfing ſie aus der Hand des Königs.

„Aber eins beding' ich mir aus,“ fuhr der König fort: „Er muß ſeine Unterſuchungen hier in Sansſouci anſtellen.“

Ew. Majeſtät, verſetzte Quintus Icilius: hier auf dem Schloſſe würd' ich Ihrem Befehl nur ſehr unvollkommen Folge leiſten können. Um etwas Gründliches darüber auszuarbeiten, fehlen mir die Hülfsmittel, ich muß eine Menge Schriften deshalb nachſchlagen. —

„Nein!“ unterbrach ihn der König in einem Tone, der verrieth, daß er keine Einwendungen hören wolle: „Er bleibt hier, bis Er mit Seiner Recherche fertig iſt; die dazu nöthigen Bücher kann Er ſich holen laſſen. Die Sache intereſſirt mich zu ſehr, und wenn ich

nicht diesen Weg einschlage, so schiebt Er sie auf die lange Bank und ich kann, wer weiß wie lange, darauf warten."

Quintus Icilius mußte gehorchen. Er machte sich an seine Arbeit, verlangte eine Menge Bücher zum Nachschlagen und Zitiren, und schrieb eine gelehrte, mit lateinischen und anderen Zitaten reichlich versehene Abhandlung, worin er bewies, daß, wider die allgemeine Meinung, die Römer unter Drusus doch wirklich — wenigstens ein Paar Kohorten — über die Elbe gegangen wären, daß sie unstreitig in der Gegend von Potsdam ihre Löhnung ausgezahlt erhalten hätten, und bei dieser Gelegenheit, bei einem schnellen Rückzuge, die in der Erde gefundenen römischen Münzen verloren gegangen seyn müßten.

Der große Numismatiker überreichte, sehr zufrieden mit dem Resultat seiner Nachforschung, dem König den gelehrten Aufsatz.

Als ihn Friedrich empfing, blätterte er ihn flüchtig durch, und sprach dann mit sarkastischem Lächeln zu dem Verfasser:

„Mein lieber Quintus Icilius! Es thut mir leid um den vielen kritischen Scharfsinn, den er auf Seine Abhandlung verwendet hat. — Die Münzen, die Er erhalten, sind keineswegs bei Potsdam gefunden worden, sondern aus Seinem eigenen Münzkabinet, ich habe sie Ihm heimlich wegnehmen lassen. Daraus kann Er sich nun erklären, weshalb ich darauf bestand, daß Er seine Abhandlung darüber hier in Sanssouci schriebe. Ich bedaure Seine Müh' und Seinen Fleiß, aber Er wird mir nun aus eigener Erfahrung wohl Recht geben, wenn ich auf so manche gelehrte Forschungen nicht solchen Werth lege, als Er zu thun pflegt."

Da ihm der König sehr wohl wollte, wünschte er, daß er eine reiche Heirath machen möchte, und ließ ihm dazu eine bejahrte reiche Wittwe vorschlagen; Quintus Icilius hatte bereits eine andere Wahl getroffen, ein armes, aber geistreiches und hübsches Fräulein, aus einer der ältesten adlichen Familien. Er achtete also nicht auf des Königs Vorschlag und bat diesen vielmehr um den Konsens zur Ehe mit dem Fräulein. Friedrich schlug es ihm ab, und verdrieß-

sich, daß er seinen Plan nicht durchsetzen können, sagte er einst über Tafel zu Quintus Icilius:

„Stell' Er sich vor, da hat neulich ein lumpiger Töpfer von mir die Erlaubniß verlangt, ein Fräulein vom ältesten Adel heirathen zu dürfen."

Quintus Icilius merkte gleich, worauf der König anspiele, doch ohne die Fassung zu verlieren, antwortete er:

Darin sind' ich nichts Besonderes, wir sind Alle aus einem Thon gemacht."

Doch tief gekränkt über diese Äußerung, schrieb er noch am nämlichen Tage, sobald er von der Tafel nach Hause gekommen war, an den König, und bat um seine Entlassung.

Friedrich warf die Vorstellung bei Seite und er erhielt keine Antwort.

Quintus Icilius dadurch noch mehr gekränkt, vermied nun sorgfältig, wieder bei des Königs Tafel zu erscheinen, wozu er ein für allemal eingeladen war, auch ließ er sich sonst nirgends vor ihm sehen.

Kurze Zeit vor diesem Vorfall hatte er aber den Auftrag von dem Könige erhalten, die schöne Antike, den Antinous, in Italien für ihn anzukaufen, der Handel war abgeschlossen worden und sie kam endlich, nach mehreren Monaten, in Potsdam an.

Quintus Icilius meldete solches dem Könige schriftlich: mit der Anfrage: wohin er die Bildsäule abliefern solle?

Friedrich antwortete ihm darauf sogleich:

„Mein lieber Oberster Quintus Icilius. Es ist mir sehr angenehm gewesen, daß ich aus Eurem Schreiben ersehen, wie die Statüe des Antinous endlich angekommen ist. Ich erwarte nun, daß Ihr mir solche selbst abliefern und den Platz, wo solche aufgestellt werden kann, aussuchen werdet, weil dies Niemand besser versteht als Ihr. Ich bin Euer wohlaffectionirter König."

Quintus Icilius konnte es nun nicht vermeiden vor dem König zu erscheinen. Er ließ die Bildsäule auf das Schloß bringen und übergab solche dem Monarchen.

Friedrich empfing ihn sehr freundlich und besprach sich mit ihm über den besten Platz für ihre Aufstellung. Quintus Icilius

wählte dazu einen aus, sie wurde aufgestellt, der König lobte die schickliche Wahl und sagte dann endlich:

„Ich bin Ihm für Seine große Mühe vielen Dank schuldig,“ indem er ihm ein Papier in die Hand drückte.

Versöhnt verließ er den Monarchen, und als er das Papier entfaltete, fand er darin die Erlaubniß zur Heirath.

Der König ging einst mit ihm in dem Garten von Sanssouci spazieren. Sie sahen einen Gärtnergehülfen, welcher an einigen Bäumen etwas verbesserte. Der König fragte diesen:

„Was macht Er da?“

Was der Sturm gestern beschädigt, will ich wieder herstellen.

„Ist denn gestern ein so starker Sturm gewesen?“

Ja, Ew. Majestät! Wie ich gehört, hat sich wieder ein Kornjude aufgehängt, dann kommt immer ein solcher Sturm.

„Wer hat sich denn aufgehängt?“

J, da in *** der Kornhändler ***. Er hat im vorigen Jahre sehr viel Roggen aufgekauft, weil er glaubte: dieses Jahr würde eine schlechte Erndte werden; da nun das Korn alle Tage wohlfeiler geworden, so hat er sich aufgehängt.

„Sieht Er wohl, da trifft es ein, was die Schrift sagt: die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke.“

Quintus Icilius äußerte einst seine Verwunderung gegen den König, daß sich Jeder unmittelbar an ihn wenden dürfe.

„Es ist die Pflicht eines Königs, daß er Jeden, auch den Geringsten seiner Unterthanen anhört; ich bin darum Regent, mein Volk glücklich zu machen, ich darf mich daher ihren Klagen nie entziehen und mich vor ihnen verschlossen halten.“

Es war dies keine jener leeren schönklingenden Floskeln, wie sie von Einem seiner ungeschickten Nachahmer zuweilen vernommen, von der Kriecherei bewundert und in Zeitungsblättern verkündet worden sind, denn er übte diese Pflicht bis zu dem letzten Momente seines Lebens

mit der größten Gewissenhaftigkeit. Er erndtete aber auch dafür den Lohn der Liebe, der Treue und des Vertrauens aller seiner Unterthanen.

Der König schellte. Der Kammerlakai Müller trat in das Zimmer.

„Ein Glas Wasser!“

Müller entfernte sich, und setzte das Glas mit einem Präsentierteller vor dem König auf einen Tisch und begab sich wieder in das Vorzimmer.

Eben als der König trank, kam Quintus Icilius zu ihm. Er setzte das Glas auf den Tisch und sprach:

„Gut, daß Er kommt! Hier will ich Ihm etwas zu lesen geben.“

Er nahm ein Papier von dem Tische und da das Glas auf solchem stand, riß er es herunter; es zerbrach in Stücke und das darin noch befindliche Wasser floß auf die gebohnten Dielen.

„Müller!“ rief der König.

Dieser erschien.

„Welche Ungeschicklichkeit und Unüberlegtheit, das Glas auf ein Blatt Papier zu setzen. Da sieht Er nun die Folgen davon!“

Ew. Majestät! Es geschah — es geschah — aus Unvorsichtigkeit. —

„Fort! auf der Stelle fort!“ rief der König.

Der Kammerlakai gehorchte mit sichtbarer Bestürzung.

Nachdem er das Zimmer verlassen und der König etwas ruhiger geworden, sprach Quintus Icilius zu ihm:

Halten Ew. Majestät zu Gnaden. Ich hab' es selbst gesehen, daß Sie das Glas auf das Papier gesetzt haben.

„So? — Ist das gewiß?“

Ja, Ew. Majestät.

„Dann hab' ich freilich dem armen Teufel zu viel gethan. Er soll herein kommen!“

Quintus Icilius rief Müllern.

„Höre!“ sprach Friedrich zu ihm: „ich habe das Glas selbst dahin gesetzt. Du bist unschuldig; aber warum hast Du mir das nicht gesagt?“

Ew. Majestät ich wollt' es, Sie ließen mich aber nicht zu Worte kommen.

„Du sprachst aber doch, es sey aus Unvorsichtigkeit geschehen?“

Das wohl, aber ich sagte nichts von meiner.

Der König lächelte. „Du hast recht! Ich muß also auf mich und nicht auf Dich böse seyn.“

Überzeugt von der treuen Anhänglichkeit dieses Dieners an seine Person, hielt er viel von ihm.

Müller hatte von seinen Ältern 300 Thaler ererbt, und sie auf eine Hypothek in Potsdam untergebracht. Bei'm anderweitigen Verkauf des Hauses war das Geld zurückgezahlt und bei'm dortigen Stadtgericht niedergelegt worden.

Müller hatte um dessen Auszahlung gebeten, aber ohne Erfolg. Drei Vierteljahre verstrichen, ihm war nicht die mindeste Zahlung geleistet worden.

Eines Morgens hielt er dem Könige das Waschbecken vor. Dieser, froh gestimmt, spritzte dem Lakaien mit den Fingern Wasser in's Gesicht. Müller benutzte diese heitere Stimmung und sagte:

Ew. Majestät können Einen wohl naß machen, aber zu dem Seinigen zu verhelfen, das ist schwerer.

„Wie so? was giebt's denn?“

Müller erzählte nun, wie die Auszahlung seiner Erbschaft von Seiten des Stadtgerichts verzögert würde.

„Geh' zum Direktor Alberti, und sag' ihm in meinem Namen, er soll Dir Dein Geld gleich auszahlen.“

Müller befolgte sogleich diesen Befehl, trat unangemeldet zu dem Stadtgerichtsdirektor in's Zimmer und sprach:

Der König läßt Ihnen befehlen, mir mein Geld auf der Stelle zahlen zu lassen.

Alberti über das unangemeldete Eintreten des Lakaien aufgebracht, noch mehr aber über den gebieterischen Ton, womit er ihn angeredet, erwiederte barsch:

Der König kann mich zur Auszahlung dieser Erbschaft nicht zwingen. Er muß warten!

Müller über eine so impertinente Antwort außer sich vor Zorn, vergaß sich so sehr, daß er dem Direktor ein Paar Maulschellen gab und davon ging.

Noch mit brennenden Backen zeigte Alberti dem Könige die erlittene Mißhandlung an. Aus der Art der Abfassung der Beschwerde ersah der König, daß sie nicht mit kalter Überlegung abgefaßt worden. Er ließ aber Müller gleich rufen, und bei seinem Eintritt rief er ihm zu:

„Du Schlingel, warum hast Du dem Neckel ein Paar Ohrfeigen gegeben? gleich in die Wache!“

Dem Direktor Alberti ließ er durch einen Offizier mündlich sagen: er habe Müller zu seiner Genugthuung in Arrest geschickt, er befehle ihm aber nun auch, solchem morgen das Geld auszahlen zu lassen.

Dies geschah denn auch ohne weitere Einwendungen.

Der König bewahrte zum Andenken seiner geliebten Mutter eine Art Urne von japanischem Porzellan auf. An dem Fußgestelle hatte sie ihren Namen selbst mit Tinte geschrieben und um zu verhüten, daß diese Schrift nicht abgewischt werde, hatte er eine silberne Kapsel darüber machen lassen. Dem Kammerlakaien Müller fiel unglücklicher Weise bei'm Reinigen dieser Urne, solche aus den Händen und zerbrach. Vor Schreck stand er wie eine Bildsäule da; nachdem er sich etwas gefaßt, wollte er die Scherben von den Dielen aufheben. Der König trat in diesem Moment in's Zimmer, und sah, wie Müller damit beschäftigt war, die Stücke wieder zusammen zu setzen. Aufgebracht rief er ihm zu:

„Schlingel, was hast Du gemacht?“

Ew. Majestät, antwortete Müller mit zitternder Stimme: ich habe das große Unglück gehabt, die Urne fallen zu lassen.

„So?“ erwiederte der König: „nun kannst Du sie auch bezahlen. Bis sie bezahlt ist, bekommst Du nur das halbe Traktament.“

Dies geschah auch; Müller erhielt ein halbes Jahr lang nur dessen Hälfte. Er verrichtete nach wie vor seine Dienste mit gleicher Pünktlichkeit und so oft er auch Gelegenheit hatte, etwas zu seinen Gunsten über sein geschmälertes Einkommen zu sagen, erwähnte er dessen doch mit keiner Sylbe.

Nach sechs Monaten sprach eines Tages Friedrich zu ihm, als er ihn bediente:

„Da Du den Abzug Deines Traktaments mit Geduld ertragen hast, so nimm hier das Doppelte dafür; künftig sey aber vorsichtiger.“

Die Österreicher hatten im Jahre 1758, als der König Olmütz belagerte, bei Domstädtel einen Transport Munition und Lebensmittel, der aus Schlesien zur Armee abgegangen war, genommen.

Der König ließ am 1. Juli alle Generale und Kommandeure der Regimenter und Bataillone zu sich in's Hauptquartier Schmirsitz bescheiden.

Als sie sich dort eingefunden, redete er sie also an:

„Messieurs! Der Feind hat Gelegenheit gefunden, den aus Schlesien angekommenen Transport zu vernichten. Durch diesen fatalen Umstand muß ich die Belagerung von Olmütz aufheben. Die Herren Offiziere dürfen aber nicht denken, daß deswegen Alles verloren ist. Nein! Sie können versichert seyn, daß Alles dergestalt reparirt werden soll, daß der Feind daran denken wird. Die Offiziere müssen allen Burschen Muth zusprechen, und es nicht leiden, wenn etwa gemurrt werden sollte. Ich besorge nicht, daß Offiziere selbst sich verzagt bezeigen werden; sollt' ich, wider Vermuthen, dies bei Einem oder dem Andern merken, so werd' ich's auf das schärfste ahnden. Ich werde jetzt marschiren, und wo ich den Feind finde, ihn schlagen, er mag postirt seyn, wo er will, eine oder mehrere Batterien vor sich haben, doch — (sich mit der Krücke des spanischen Rohres die Stirne reibend) — werd' ich's nie ohne Raison und Überlegung thun. Ich bin aber auch versichert: daß jeder Offizier bei vorfallender Gelegenheit, und jeder Gemeine ebenfalls, seine Schuldigkeit thun wird, so wie sie's bisher gethan haben.“

Im Jahre 1758 musterte einst Friedrich, im Winterquartiere zu Breslau, die Garde du Corps. Bei solchen Musterungen pflegten sich immer viele Knaben einzufinden, die alle Waffenübungen der Soldaten nachmachten; und besonders fiel dem Könige ein munterer Knabe auf, der, auf einem Steckenpferde, zwölf andere, wie er beritten, alle Exerzitien der Garde du Corps nachmachen ließ. Es wurde von den Knaben dabei ein so großer Lärm

gemacht, daß ein Offizier einem Unteroffiziere befahl, die Ruhestörer zu entfernen.

Der König, dies hörend, sprach:

„Laß' Er die Knaben nur. Gute Haken krümmen sich bei Zeiten!"

Während die exerzirenden Eskadrons eine Pause machten, blieben die Knaben bei ihren Übungen. Friedrich erfreute sich an dem Spiele der Kinder. Plötzlich stürzte der Anführer nieder, er hatte einen harten Fall gethan, denn die Nase blutete stark. Doch achtete er das nicht, setzte sich wieder auf sein Steckenpferd, und fuhr in seinem Kommando fort.

Friedrich ließ ihn zu sich rufen.

„Mein Kind, geh' nach Hause, und laß' Dir das Blut abwaschen," sprach er zu dem Knaben.

Das geht jetzt nicht, war die Antwort: bin ich nicht dabei, geht Alles konfus. Ich bin ja auch noch nicht todt; nur blessirt!

„Wie heißt Du?"

Anton Kreutschke.

„Was ist Dein Vater?"

Ein Gärtner.

Der Vater erhielt von diesem Tage an fünf Thaler monatlich zur Erziehung seines Sohnes.

Der König hatte den Bischof von Breslau sehr begünstigt; er hatte ihm sogar den schwarzen Adlerorden, mit dessen Verleihung er äußerst sparsam verfuhr, ertheilt. Nach der Schlacht bei Collin, den 18. Juni 1757, glaubte er aber, daß Friedrich's Glücksstern untergegangen sey, und gegen einen Ketzer undankbar und ein Verräther zu werden, schien ihm nicht unerlaubt. Er ließ sich mit den österreichischen Heerführern in unerlaubte Verbindungen ein; die Erwartungen des Bischofs gingen aber nicht in Erfüllung. Als er die Nachrichten von den siegreichen Fortschritten des Königs hörte, befürchtete er, deshalb zur Verantwortung gezogen zu werden, und ging in's Österreichsche, wo er vorläufig ein Asyl in dem Kapuzinerkloster Nikolsberg fand.

So gesichert, kam es auf einen Versuch an, ob er nicht wieder in seine vorige glänzende Lage versetzt werden könnte; er schrieb

daher von diesem Kloster aus unterm 30. Januar 1758 einen Brief an den König, worin er seine Flucht durch eine Menge sophistischer Gründe zu beschönigen und sich zu rechtfertigen suchte. Er empfing darauf die nachstehende Antwort:

„Ich habe Ihr Schreiben vom 30. Januar erhalten, dessen Inhalt mich befremden würde, wenn Ich nicht wegen der Undankbarkeit Ihres vorigen Betragens solches vermuthet hätte. Es ist selbige mit viel zu offenbaren Beispielen begleitet, als daß Sie solche gegen sich selbst verhehlen können. Eben als Ich mit meinen Armeen in Anmarsch bin, um den Progressen des Feindes Einhalt zu thun und Schlesien zu befreien, fassen Sie den Entschluß, eine Provinz zu verlassen, welche Sie an meine Wohlthaten hätte erinnern sollen. Ja! den Augenblick selbst, da Ich Mich Breslau näherte, da der Himmel Meine gerechten Waffen mit dem herrlichsten Fortgang segnet, gehen Sie von dort weg. Aus Angst eines bösen Gewissens, und weil Sie sich schuldig fühlen, begeben Sie sich in den Schutz einer Macht, welche mit Mir in offenbarem Kriege begriffen ist, und jetzt unterstehen Sie sich noch, Mir den gefaßten Entschluß selbst zu melden, ihn mit dem unerheblichsten Vorwande zu beschönigen, und die falsche Versicherung einer Treue hinzuzufügen, welche Sie in den wesentlichsten Stücken gebrochen."

„Nein, dieses Verfahren ist zu arg und zu schändlich. Ich kann Sie nicht anders, als für einen Verräther ansehen, der auf die Seite meiner Feinde getreten, und von freien Stücken einen Posten verlassen, den Sie in Betracht der Pflichten Ihres Standes niemals hätten verlassen sollen. Mir bleibt also an meinem Theile nichts mehr übrig, als diejenigen Maßregeln zu nehmen, welche mir am dienlichsten scheinen werden. Sie aber will Ich Ihrem eigenen Schicksal überlassen. Ich weiß gewiß, daß eine so unverantwortliche Aufführung, wie die Ihrige, unfehlbar die gebührende Strafe nach sich ziehen wird. Weder der göttlichen Rache, noch der Verachtung der Menschen werden Sie entgehen können, denn so verderbt, wie diese auch immer seyn mögen, so sind sie es doch nicht in einem solchen Grade, als daß sie nicht gegen Verräther und Undankbare Abscheu haben sollten.

Breslau, den 13. Februar 1758. Friedrich."

Der Bischof bestätigte übrigens demnächst das Sprichwort: Untreue schlägt seinen eigenen Herrn. Er wurde selbst von den Österreichern und seinen Glaubensgenossen verachtet; lebte in dem Kapuzinerkloster Nikolsberg kärglich, wie ein Bettelmönch, und ist wahrscheinlich dort unbeachtet und unbetrauert bald darauf gestorben.

Am Abend des Zorndorfer Schlachttages wurden alle erbeuteten russischen Fahnen und Standarten um des Königs Zelt gestellt. Ein Dragoner-Unteroffizier, war eben beschäftigt, eine Standarte aufzupflanzen, als ihm diese aus der Hand fiel, und den Hut und die Schulter des eben aus dem Zelte tretenden Königs berührte. Vor Schreck leichenblaß blieb der Unteroffizier stehen.

„Was fehlt Ihm? Hat Er Schaden genommen?“ fragte der König.

Halten Ew. Majestät zu Gnaden, ich habe die Standarte aus Unvorsichtigkeit fallen lassen.

„Sonst nichts! Ich glaubt' Er hätte etwa Schaden genommen. Steck' Er die Standarte recht fest, es ist eine russische!“

Während der Belagerung von Ollmütz hatte der König sein Hauptquartier in dem Dorfe Schmirsitz. Die dorthin kommandirten Wachen von allen Regimentern gingen sehr unbehutsam mit Feuer und Licht um, und er befahl daher oft sehr streng' und ernst, vorsichtig zu seyn. Dennoch kam in der Nacht vom 28. Junius 1758 Feuer aus, während er, auf seinem Zimmer Briefe schreibend, noch wach war. Außer sich vor Schreck stürzte der Adjudant in sein Gemach, und rief:

Retten sich Ew. Majestät, die Gefahr ist groß!

„Was giebt's denn?“

Es ist Feuer, und Ew. Majestät Haus brennt schon.

„Nun, es wird ja wohl zu löschen seyn. Laß' Er Lärm schlagen.“

Das ist schon geschehen.

Der König verließ das Zimmer, die eine Seite des Hauses stand schon in vollen Flammen. Ruhig sprach er zu den löschenden Soldaten:

„Hab' ich Euch nicht oft gesagt, Ihr sollt vorsichtig mit Feuer und Licht umgehen? Arbeitet fleißig, daß das Unglück nicht größer wird.“

Im Jahre 1758 ritt Friedrich einst an einem schönen Herbstmorgen früh in Begleitung einiger Adjudanten rekognosziren. Plötzlich fiel ein so dichter Nebel, daß man nicht vier Schritte sehen konnte. Man befand sich jetzt auf einem starkbefahrenen Fahrwege, und der König war der Meinung, es sey noch Zeit genug, rechter Hand auszubeugen, um nicht auf feindliche Vorposten zu stoßen.

Der Flügeladjudant bemerkte aber bald, daß man zu weit gekommen sey.

Wir sind schon zu weit links, Ew. Majestät! und gewiß schon hinter die feindlichen Vorposten.

Kaum hatte er dies geäußert, so kam auch schon von der rechSeite ein österreichscher Husar angesprengt.

Friedrich ritt sogleich dem Österreicher entgegen und fragte mit fester Stimme:

„Husar, wo geht der Fahrweg hin, der sich hier in's Gehölz zieht?“

Der Husar erkannte zwar Preußen, aber der feste Ton und der feurige Blick des Königs hatte ihn so außer Fassung gebracht, daß er wie versteinert war und stumm blieb.

„Messieurs, kommen Sie,“ sprach der König zu seiner Begleitung gleichgültig: „der Husar weiß den Weg nicht.“

Der König gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon. Die Adjudanten folgten seinem Beispiele.

Als Friedrich eine Nacht in einem schlesischen Dörfchen zubrachte, und des Abends in den Zimmern des untersten Stockwerks umher ging, und auf seiner Flöte phantasirte, bemerkte er, daß der Schulmeister des Orts in festlichem Staate vor dem Fenster lauschte, aber sich sehr sorgsam an die Mauer drückte, um nicht bemerkt zu werden. Der König öffnete das Fenster:

„Was will Er?“

Bis zum Tode erschrocken stotterte der Überraschte:

Ew. Königl. Majestät — Dero unterthänigster Knecht — bin so ein großer Liebhaber von der edlen Musik — da konnt' ich denn dem Triebe nicht widerstehen. —

„Nun so bleib' Er!" sagte der König, öffnete die Fensterflügel und spielte noch eine Weile fort.

Der ehrliche Alte, dem weder gute Musik, noch freundliche Milde von einem Großen vorgekommen seyn mochte, hörte entzückt zu. Endlich legte der König die Flöte weg, und wollte das Fenster zumachen. Mit übereiltem Entzücken rief der Alte:

„Nein, Ew. Majestät, das hätt' ich Ihnen nicht zugetraut!"

Die reitende Artillerie war bei verschiedenen Gelegenheiten bei der Kavallerie sehr brauchbar und die Kanone, welche unter andern fast beständig sich auf dem rechten Flügel befand, wurde gemeiniglich der Schimmel genannt (da sie mit Schimmeln bespannt war). Wegen der Geschicklichkeit des dabei befindlichen Artilleristen setzte man so viel Zutrauen in solche, daß man oft bei einem errungenen Vortheil zu sagen pflegte: Es fehlte nur noch der Schimmel.

Auf einem Marsche befand sich die österreichsche Armee dem König zur Rechten sehr nahe. Die Seitenpatrouillen näherten sich daher öfters. Von beiden Seiten ward Halt gemacht, und Jeder glaubte, es würde zu einem Angriff kommen. Gerade gegen den rechten Flügel zog ein feindlicher Offizier seine Seitenpatrouillen zusammen; ein Artillerist wollte schon Feuer auf sie geben, da rief sein Offizier:

Halt! der König kommt!

Der König fragte:

„Warum ist die Kanone abgeprotzt?"

Der Artillerist erwiederte:

Ich will dem österreichischen Windbeutel eins versetzen, Ew. Majestät.

„Mein Sohn, laß' Du ihn nur leben," versetzte der König lächelnd.

So? aber wenn sie uns eins geben, dann ist es doch recht?

„Wenn Du es meinst, so gieb Du ihm was."

Der Artillerist richtete seine Kanone, und kaum hielt der feindliche Offizier, vom Regiment Palfy, vor seiner Fronte, so gab

der Artillerist Feuer und schoß den Offizier vom Pferde. Jetzt fragte er den König, der Alles durch sein Fernglas beobachtet hatte:

Gelt! Ew. Majestät, den hab' ich gefaßt?

„Ja, aber Du hast den armen Teufel zu früh in die andere Welt geschickt."

Zu früh oder nicht, deshalb bin ich da.

Der König ritt mit den Worten fort:

„Adieu' Herr Lieutenant."

Den folgenden Tag erhielt er ein Geschenk zu seiner Equipage."

Bei dem Infanterieregiment du Moulin stand ein Major, mit Namen von Wobersnow; ein Offizier, der durch seine Kenntnisse und Talente des Königs Aufmerksamkeit erregte. Im Jahre 1752 ernannte er ihn daher zum Oberstlieutenant und seinem Generaladjudanten; er wurde schon 1756 Oberster, im Jahre 1757 General-Major und Chef des reitenden Jägercorps.

In dem Kriegsjahre 1759 hatte er sich aber bei einer militairischen Expedition nicht zur Zufriedenheit des Königs benommen, und Friedrich erließ an ihn die nachstehende Kabinetsordre, die er, wie der ganze Styl verräth, wörtlich in die Feder diktirt hat.

„Mein lieber General-Major von Wobersnow! Ich habe Euren Bericht unterm 16. dieses wohl erhalten, und muß ich Euch darauf in Antwort vermelden: daß ich dem General-Lieutenant Grafen von Dohna auf sein Schreiben untern 17. dieses in Antwort ertheilt habe, daß Ich ihm zuvörderst beföhle, da die Pohlen nichts zur Armee gebracht hätten, daß von denen zur Bezahlung der Naturalien in Pohlen assignirten 200 Thaler nichts, bis auf weitere Ordre, ausgezahlt werden sollte. Ich könnte übrigens ohnmöglich alle die Sottisen approbiren, die Ihr gethan hättet, indem ein mediocrer General, der betrunken, eine Armee nicht toller commandiren könnte. Ihr hattet weder Vorsorge für Euer Brod getragen, noch weniger für die Feld-Apotheke, so Euch nachgeschickt worden; alles was Ihr zu thun gehabt, hattet Ihr zu spät gethan. — Aus Euren Relationen sehe Ich, daß Ihr Euch in Pohlen herumtreibt, und weiter nichts. — Ein vernünftiger General müßte ein Dessein haben, und solches mit Vigeur und Habileté ausführen, allein bei allen Euren

Märſchen, bei allem Euren Vornehmen, da ſehe Ich nichts wie Queerzüge; Ihr waret ja nicht d'accord mit Euch ſelbſt, was Ihr wolltet und nicht wolltet; dieſes werde Ich leider aus allen Euren Sottiſen ſattſam gewahr, die Ihr begangen hattet und noch begehen würdet. — Ich würde, wo Ihr ſo fortfahret, durch Eure üble Conduite in Unglück kommen, und wäre es gewiß Schade, daß bei einer ſo ſchönen Armee ſolche unverſtändige Generals wären; — Ihr hattet Huſaren und alles, ſo erfordert wurde, und wußtet es nicht zu gebrauchen, — Ihr ließet Euch abſchneiden und ginget bei Poſen über die Warthe, und ſchnittet dem Feinde nichts ab, vielmehr ließet Ihr alles vom Feinde hinmarſchieren, wo er nur immer wollte; in Summa Ich ſagte Euch nur den geringſten Theil der Fehler, ſo Ihr begangen hattet, und davon ein Buch zu ſchreiben wäre, und ich konnte Mir von Euren üble Conduite nichts verſprechen, als daß, entweder durch Eure Irresolution und unvernünftige Handlungen Ihr über Hals und über Kopf würdet zurückgejagt werden, oder daß Ich erfahren würde, daß Ihr diesſeits der Oder Euch unter die Kanonen von Glogau würdet verſteckt haben. Ein habiler General, ſo die Armee commandirte, würde den Feind erſt glatt von Thorn abgeſchnitten, auch alle Messures genommen haben, daß ihm weder Lebensmittel noch Succurs hätte zukommen müßen. Wenn ſich der Feind von Poſen gerückt hätte, ſo würde er ihm die Stadt und die Magazine darin weggenommen haben, und wäre ihm nachher im Rücken marſchirt, und hätte eine affaire d'arrière garde mit ihn engagirt, da er gewiß bei gewinnen müſſen, und hätte der Feind alſo mit vielem Vortheil und guter Disposition attaquirt werden können, ehe er an die ſchleſiſche Grenze gekommen wäre. An Eure Seen und vortreffliche Kanonaden wäre mir gar nichts gelegen. — Ich konnte hier nicht fort, ſonſt Ich ſchon vorlängſt bei Euch ſeyn würde, ſo aber mußte Ich mir genügen laſſen, meiner Armee dem glücklichen Hazard zu überlaſſen, denn es müßte ſolches mehr dabei ausrichten, als die Weisheit des Generals, ſo ſie commandirte. So viel könnte Ich Euch nun dabei ſchreiben, daß wir hier den General Laudon, ſo nach Croſſen marschiren wollen, mit ein Paar Mouvements wieder zur Öſtreichiſchen Armee zurückgetrieben hätten. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Im Lager bei, Schmottſeyffen den 18. Jul 1759.

(Eigenhändige Nachschrift:)

„Ihre pohlnische Campagne meritirte gedruckt zu werden, wäre ein einziges Exempel, das von keinen vernünftigen Offizier muß gefolgt werden, alle Sottisen die man im Kriege thun kann, haben Sie gethan, und nicht das geringste, was ein vernünftiger Mensch approbiren kann, Ich mache die Brief die daher kommen mit Zittern auf. Friedrich."

Bei dem Überfall bei Hochkirch am 14. October 1758 nahm der König früh in der Dämmerung den rechten Flügel der Kavallerie und ging damit zurück, um selbst dem Feind mit dieser in die Flanke zu fallen. Er ließ aufmarschiren, aber der Feind hatte bereits seine stärkste Artillerie dorthin postirt. Um Menschen zu schonen, gab der König sein Vorhaben auf, und machte mit der Kavallerie halt. Es war Tag geworden, er beobachtete durch ein Fernglas die Bewegungen des Feindes, während die feindliche Artillerie stark feuerte. Eine Kanonenkugel schlug dicht neben ihm rechter Hand nieder, so daß er mit Staub und Erde ganz bedeckt wurde, und das Pferd scheu weit rechts sprang. Unwillig darüber, schlug er mit seinem Stocke das Pferd auf die rechte Seite, so daß es wieder an seine vorige Stelle kam.

Kaum nahm er aber wieder sein Glas vor das Auge, so fiel die zweite Kugel auf eben die Stelle, und das Pferd machte abermals den vorigen Seitensprung. Einige hinter ihm haltende Adjudanten baten den König, sich zu entfernen. Er sah sie scharf an, und sprach dann lächelnd:

„Wie ich sehe, so schießen die Feinde rechts und links und hier. Ich kann also," indem er den Stock nach allen Seiten richtete; „hier, da und dort getroffen werden, und hinter meiner Armee bin ich überflüssig!"

Er beobachtete nun noch die Feinde einige Zeit durch das Fernglas, und ritt dann zurück.

Der König ließ die im siebenjährigen Kriege zu Gefangenen gemachten feindlichen Offiziere auf die humanste Weise behandeln

und gestattete ihnen den Aufenthalt in Berlin. Viele mißbrauchten diese Vergünstigung. Er schickte sie also nach Spandau und ließ folgende Erklärung öffentlich bekannt machen:

„Dem ganzen Europa ist es bekannt, daß Ich allen gefangenen Offizieren, sowohl Schweden, Franzosen und Österreichern, als auch Russen, alle mögliche Bequemlichkeit und Erleichterung verschafft habe. Zu dem Ende habe Ich ihnen erlaubt, die Zeit ihrer Gefangenschaft in meiner Residenz zuzubringen. Da indessen verschiedene unter ihnen die ihnen zugestandene Freiheit, theils durch einen unerlaubten Briefwechsel, theils durch ein anderes unanständiges Betragen, welches mir mißfallen mußte, gröblich gemißbraucht haben; so habe ich mich genöthigt gesehen, sie alle nach der Stadt Spandau zu schicken, welche Stadt man nicht mit der Festung gleichen Namens, die ganz von einander unterschieden sind, verwechseln muß, woselbst sie eben so wenig, als zu Berlin, eingeschränkt, und nur mehr beobachtet werden. Dieses ist eine Entschließung, die niemand wird tadeln können. Sowohl das Völkerrecht, als das Beispiel der wider Mich verbündeten Mächte, berechtigt mich hinlänglich dazu. Der Wiener Hof hat keinen von Meinen Offizieren, die ihm in die Hände gefallen, erlaubt, nach Wien zu kommen; der Russische hat sogar einige derselben nach Casan geschickt. Indessen, da Meine Feinde keine Gelegenheit entweichen lassen, wobei sie Meinen unschuldigsten Handlungen einen falschen Anstrich geben könnten; so habe Ich für gut erachtet, Euch die Ursache bekannt zu machen, die Mich bewogen, diese Veränderung mit den kriegsgefangenen Offizieren vorzunehmen.

Den 28. April 1759."

Als er dem General von der Golz nach dem Überfall bei Hochkirch begegnete, sprach er zu ihm:

„Mein lieber Golz, man hat uns nicht gut geweckt."

Verzeihen Ew. Majestät, erwiederte der General: gewöhnlich pflegt man die im Schlaf zu stören, die man am Tage nicht sprechen kann.

„Er hat Recht, aber ich werde den Herren, die uns geweckt, schon am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweisen."

Der König hatte sich auf die Ebenen von Bauzen zurückgezogen.

Es kam eins von den Grenadierbataillons, welche am meisten gelitten, vorbei, das kaum achtzig, höchstens hundert Mann stark seyn mochte.

Man konnte die Wehmuth des Königs bei dem ersten Hinblick auf solches in seinen Augen lesen. Aber auf einmal erheiterte sich sein Gesicht. Er fragte die vor dem Bataillon voraufgehenden Kanoniere mit lauter, aber nicht rauher Stimme:

„Kanoniere, wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?“

Einer von ihnen antwortete:

Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt!

„So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen!“ erwiederte der König: „nicht wahr, Grenadiere?“

Ja! riefen diese im Vorbeigehen: das ist recht, sie sollen uns auch Interessen dazu geben.

Der König lächelte und sagte:

„Ich werd' auch dabei seyn.“

Nach diesem unglücklichen Ereignisse herrschte große Niedergeschlagenheit bei den Soldaten, und die Offiziere besorgten davon nachtheilige Folgen.

Dem Könige konnte dies nicht verschwiegen bleiben. Am folgenden Tage erschien er bei der Austheilung der Parole mit sehr ruhiger Miene, und sprach zu den Anwesenden:

„Sie haben uns überfallen, wie Diebe bei Nacht. Ich habe Ursache, mit dem Betragen meiner Truppen zufrieden zu seyn, und dank' Ihnen für Ihr Attachement; besonders meine Prinzen, die sich sehr brav gehalten. Aber ich höre, daß in meiner Armee heimlich die Rede geht, als hätt' ich nun gar keine Resource mehr. Wer eine feige Memme ist, kann ja seinen Abschied sogleich bekommen, ich werd' ihn Keinem verweigern.“

Wer hätte, nach einer solchen Äußerung, es gewagt, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen?

Am 17. Oktober 1758 ließ der König alle Generale und Stabsoffiziere zu sich kommen.

„Sie wissen, Messieurs!“ redete er sie an: „daß die Armee eine Surprise erlitten hat. Die Dunkelheit der Nacht ist daran Schuld gewesen. Sie müssen aber auch bedenken, wo wir jetzt stehen. Wir sind in der Oberlausitz; wir haben unsere Güter, unsere Frauen und Kinder hinter uns. Müssen wir noch einmal weichen, so ist dies Alles verloren. Eine bald folgende Bataille ist unvermeidlich. Ich selbst will, eh' ich weiche, mit dem Reste meiner Armee mich lieber begraben lassen. Ich setze voraus, daß Jeder so denken wird, und wer so nicht denkt, soll sich lieber melden, und er kann gleich nach Hause gehn. Ist etwa Einer unter Ihnen?“

Keiner meldete sich, dahingegen versicherte Jeder mit Enthusiasmus seine Treue und Anhänglichkeit, und gelobte seine Schuldigkeit bis auf den letzten Blutstropfen zu thun.

Als der König 1759 mit seinem Heere nach Frankfurt an der Oder gekommen, hatte solches dort einen Ruhetag.

Der neumärkische Kammerpräsident von Rothenburg hatte Küstrin, während des Bombardements dieser Festung, verlassen und erstattete zu Frankfurt dem Könige Bericht über das Unglück, das die Einwohner Küstrin's durch dies Bombardement erlitten hatten.

Am folgenden Morgen ritt der König, mit einer Bedeckung von sechs Husaren in die Gegend von Golzow, wo der Graf von Dohna mit seinem Korps stand.

Bei Reitwein begegnete ihm ein Färber aus Küstrin, Namens Klement. Sein Haus war von den Russen eingeäschert worden und er suchte mit Frau und Kindern ein sicheres Unterkommen. Jeder von der Familie trug ein Bündel auf dem Rücken.

Der König, eingehüllt in seinen Mantel, fragte den Färber: wo er herkäme? Dieser, ihn nicht kennend, erzählte ihm treuherzig sein und der Seinigen trauriges Schicksal.

Da sprach der König:

„Kinder, ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen. — Habt nur Geduld, ich will Euch Alles wieder aufbauen lassen.“

In Golzow fand er den Grafen von Dohna.

„Nun wie geht's,“ fragte er ihn: „stehen die Russen brav?“

O ja, Ew. Majestät! Sie stehen wie die Mauern.

„Gut! desto besser werden sie fallen.“

Er besah nun die Truppen, die alle sehr geputzt und gepudert vor ihm erschienen.

„Es ist wahr,“ sprach er zu dem Grafen von Dohna: „die Leute sehen recht gut aus, haben sich schön gepudert; ich bring' aber welche mit, die Pulver gerochen haben.“

Hier stieß das Gefolge des Königs zu ihm*):

Er ritt mit solchem nach Küstrin. Vor der Stadt kam ihm der Bürgermeister Kirchheim entgegen.

„Wer ist Er, Alter?“ fragte ihn der König.

Der Bürgermeister von Küstrin.

Jetzt befragte ihn Friedrich über das Unglück der Stadt ausführlich, und bis auf die kleinsten Einzelnheiten. Dann begab er sich auf den Wall, wo er die Stadt übersehen konnte. Bei dem Anblick der Verwüstung, da fast kein Haus verschont worden, rief er mehrmals achselzuckend aus:

„Mordbrenner! Mordbrenner!“

Von dort begab er sich auf die Kirschbergbatterie, wo er den Kommandanten fand. Auch diesem legte er viele Fragen vor, und da solcher sich bei einigen entschuldigen wollte, sprach er:

„Laß' Er's nur gut seyn: Er hat nicht Schuld, sondern ich, daß ich Ihn zum Kommandanten gemacht. Geh' Er nur, ich will ihn nicht weiter sprechen“ **).

Er ließ sich hier seinen Tubus reichen und recognoszirte die Russen.

---

*) Der Fürst Moritz von Anhalt, der Prinz Franz von Braunschweig, der Präsident von Rothenburg, und der Graf von Dohna schloß sich diesem an.

**) Der König hatte bereits einen andern Offizier, Schach von Wittenau, zum Kommandanten ernannt.

„Hier steh'n sie, achtzigtausend Mann stark," sprach er, und fragte dann den Bürgermeister Kirchheim: „ist hier keine Ebene?"

Ja, Ew. Majestät, in der Haide ist eine, darauf können ungefähr fünf Regimenter aufmarschiren.

„Nein, die mein' ich nicht! es muß noch eine andere hier seyn."

Ew. Majestät meinen vielleicht die bei'm Amte Quartschen?

„Ja, die mein' ich, wie kann ich dahin am besten über die Oder kommen?"

An keinem Orte, als unterhalb der Güstebiese.

„Weiß da Niemand Bescheid?

Ja, Ew. Majestät, der Oberforstmeister Sohr.

„Man muß ihn kommen lassen!

Der Oberforstmeister wurde geholt und führte den König zu diesem Übergangspunkte.

Die Zerstörung Küstrin's hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

„Es ist mein fester Entschluß," sprach er zu dem Präsidenten von Rothenburg bei dieser Gelegenheit: „das wieder gut zu machen, was diese Mordbrenner Böses gestiftet haben. Die Stadt ist so groß nicht, es werden dazu keine übermäßige Summen gehören. Vor der Hand werd' ich hunderttausend Thaler dazu anweisen.

Rothenburg erwiederte, achselzuckend:

Ich erkenn' Ew. Majestät Gnade mit dem dankbarsten Herzen, aber dafür wird wenig aufgebaut werden können.

„Ich kann jetzt nicht viel thun; man muß Geduld haben."

Ich seh' es wohl ein, daß Ew. Majestät jetzt nicht mehr für die Stadt thun können; ich wiederhol' in ihrem Namen meinen gerührtesten Dank für das so gnädig Bewilligte und werde sehen, wie weit ich damit reichen werde.

Dies bestimmte Friedrich, sogleich zweimal hunderttausend Thaler zu diesem Zweck anzuweisen. Der Wiederaufbau der Stadt hat demnächst Millionen gekostet.

Der Husarengeneral von Plötz, ein Tuchmachergeselle, war im Jahre 1758 als Freiwilliger in das zu Halberstadt errichtete Husarenregiment getreten, zeichnete sich aber durch Kühnheit, Muth und Rechtlichkeit so aus, daß er schon nach einem Jahre Unteroffizier wurde. Als solcher marschirte er mit dem Regimente von Hoyerswerda nach Frankfurt an der Oder, um der Schlacht bei Kunersdorf beizuwohnen. Das aus fünf Eskadrons bestehende Regiment von Belling stand des Morgens um acht Uhr bei dem ersten Aufmarsche der Preußen auf dem linken Flügel, also dem Feinde sehr nahe. Friedrich verlangte, daß mehrere Patrouillen die fast aus lauter Waldung bestehende Gegend genau durchspähen und ihm Nachrichten über die veränderte Stellung der Russen bringen sollten. Der Oberst von Belling übertrug diese Patrouille einem dazu geeigneten Lieutenant, und dieser wählte sich dazu den Unteroffizier Plötz.

Die Husarenpatrouille ging bis auf die von Krossen nach Frankfurt führende Heerstraße. In der Entfernung bemerkte sie einen Zug feindlicher Truppen. Um nicht von dem Feinde gesehen zu werden, blieb der Lieutenant mit den übrigen Husaren unter den Tannen, Plötz aber ritt noch über tausend Schritt weiter, nach vorheriger Verabredung mit dem Lieutenant, daß dieser ihn in diesen Tannen erwarten solle. Das Anrücken starker feindlicher Haufen machte solches jedoch unmöglich. Der Lieutenant mußte sich zurückziehen, um dem Könige Rapport über die Stellung des Feindes abzustatten. Friedrich, fast ganz unbekannt mit der Gegend, war mit dem Rapport um so unzufriedener, da er eben mit einem Obersten sprach, der in Friedenszeiten in Frankfurt in Garnison gestanden hatte, und er auch von diesem keine genügende Aufschlüsse erhielt, weil solcher zwar als Jäger, aber nicht als Soldat, die Gegend kannte.

Der König darüber sehr verdrüßlich, rief aus:

„Ich merke schon; Er weiß auch nichts. Ich mag nichts weiter hören.“

In diesem Augenblicke, in welchem er vor dem auf dem linken Flügel der Infanterie stehenden Regimente Neu-Wied hielt, kam Plötz angesprengt, stieg ab und trat näher. Kaum bemerkte Frie-

drich, dessen Miene Unwillen und Unruhe verrieth, den Unteroffizier, so redete er ihn freundlich an:

Wo kommt Er her, mein Sohn?

Vom Patrouilliren.

„Allein?

Durch die Feinde wurd' ich vom Kommando abgeschnitten.

„Wie weit ist Er gewesen?

Ungefähr eine Meile von hier. Ein Bauer, den ich traf, nannte die Gegend, über die ich ritt, die Dubberow. Ich bin nahe an Reipzig gewesen.

Der durch des Königs Äußerung übelgelaunte Oberste unterbrach den Unteroffizier mit den Worten:

Das ist nicht möglich! Da wäre er ja den Russen in den Rachen geritten; Reipzig liegt ja hinter der russischen Armee.

Plötz, seiner Sache zu gewiß, antwortete zwar ruhig, aber doch empfindlich, und eine fliegende Röthe überzog sein Gesicht:

„Ob Sie den Weg, den ich gemacht, unmöglich halten, weiß ich nicht, genug, ich hab' ihn gemacht!

„Sey Er ganz ruhig, mein Sohn!" sprach der König: „kehre Er sich an Keinen, er sey, wer er wolle. Bericht' Er, was er gesehen hat."

Plötz rapportirte auf's Genaueste. Daß er Alles sorgfältig beobachtet und der Wahrheit gemäß gemeldet, bewiesen die nachherigen Anstalten des Feindes.

Nach Verlauf von einem Jahre machte der General von Belling, als sein Regiment in Pommern gegen die Schweden stritt, dem Könige Vorschläge zu Offizier-Avanzements. Unter den Vorgeschlagenen war auch Plötz.

Friedrich schrieb eigenhändig zurück:

„Wenn der zum Cornet vorgeschlagene Unteroffizier Plötz eben der habile Unteroffizier ist, der vor der Kunersdorfer Schlacht an mich rapportirte, so soll er Offizier seyn. Ihr habt mir zu berichten, ob er Geld hat zu seiner Equipirung, ansonsten ich ihm das Geld dazu geben will."

Von dem Infanterieregiment von Grabow wurden bei dem Angriff einer dritten Redoute die Lieutenants von Stubenfall und von Heilsberg schwer verwundet. Ersterm riß eine Kanonenkugel mehr als die Hälfte des Armes weg, am Obertheil blieb nur ein unbedeutender Stumpf übrig; dem Zweiten wurde eine ganze Kartätschenladung aus gehacktem Eisen in's Gesicht und in den Leib geschossen.

Noch während der Schlacht brachte man Beide halbtodt in das Dorf zurück, in welchem der König bei'm Rückzuge sein Quartier nehmen wollte. Hier erholten sich die Unglücklichen wieder; kein Feldchirurgus wollte jedoch die gräßlichen Wunden verbinden. Der Ausgang dieser unglücklichen Schlacht war beiden Offizieren noch unbekannt, als der König ganz unerwartet in eben die Stube trat, wo sie in ihrem Blute auf der Erde lagen. Seine ersten Worte waren:

„Ach, Kinder, Ihr seyd wohl schwer blessirt?"

Ja, Ew. Majestät; allein dies ist das Wenigste; wenn wir nur wüßten, ob Sie gesiegt hätten? Wir hatten schon zwei Redouten hinter uns, und waren bei der dritten, als uns das Unglück traf.

„Ihr habt bewiesen, daß Ihr brav seyd; das Übrige ist Zufall. Verliert nicht den Muth; es wird Alles, auch Ihr werdet besser werden. — Seyd Ihr schon verbunden? Hat man Euch zur Ader gelassen?"

Kein Teufel will uns verbinden! war die Antwort.

Der König befahl sogleich einen Feldarzt herbei zu holen. Als dieser erschien, überhäufte er ihn sehr zornig mit Vorwürfen über die schlechten Anstalten. „Vor allen Dingen," sprach er dann: „muß Er für diese brave Leute alle mögliche Sorgfalt tragen. Hört Er?"

Der Arzt besah die Wunden, zuckte die Achseln und sagte dann: Hier kann kein Verbinden mehr helfen.

Der König faßte Jeden der Verwundeten an die Hand, und sie dem Arzte zeigend, sprach er:

„Seh' Er nur! die Leute haben noch kein Fieber; bei solchem jungen Blute und frischem Herzen pflegt die Natur Wunder zu thun."

Er befahl, ihnen zur Ader zu lassen; man verband sie, versorgte sie mit Erfrischungen, und brachte sie mit möglichster Behutsamkeit in's Hauptlazareth. Als man sie forttrug, sprach der König:

„Kinder, geht in Gottes Namen! Es mag mit Euch werden, wie es will, ich werd' es erfahren, und wenn Ihr nicht mehr dienen könnt, so soll Euch nichts abgehen. Ich werde nicht vergessen, Euch zu versorgen."

Hätte Friedrich sich nicht dieser schwer Verwundeten angenommen, so würden sie, nach der Äußerung des Arztes, unstreitig ein Raub des Todes geworden seyn. So wurden sie geheilt, und gingen demnächst mit den Wiederhergestellten zum Korps des Herzogs von Würtemberg bei Kolberg, und von dort nach Schwedisch-Pommern; zwar wurden sie wiederum hart verwundet, doch auch wieder geheilt. Sie dienten bis zum Frieden, worauf sie für invalide erklärt und auf ausdrücklichen Befehl des Königs als ausgezeichnete Offiziere gute Versorgungen in Preußen erhielten.

Der König wollte sich anfänglich in die Stube, in welcher er diese Verwundete fand, einquartiren, er nahm aber in einem weit schlechteren Hause, in dem Dammhause am linken Oderufer unweit Goritz, sein Nachtlager. Er lag hier, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, auf etwas wenigem Stroh, der entblößte Degen ihm zur Seite; so schlief er ruhig. Zu seinen Füßen schliefen zwei Adjudanten, und nur ein Grenadier stand vor der Thür des Hauses als Wache.

Des Königs Vater hatte es strenge verboten, daß keiner seiner Kinder in dem charlottenburger Garten eigenmächtig eine Frucht abbräche.

Der Kunstgärtner Krause gestattete daher keinem der königlichen Kinder die Übertretung dieses Befehls, er brachte aber dem Kronprinzen, ohne daß es Jemand erfuhr, die schönsten Früchte.

Krause schickte dem Könige nach der Schlacht von Kunersdorf, da er im Lager bei Fürstenwalde stand, durch seinen Sohn eine Schachtel des auserlesensten Obstes.

Als Friedrich solches von dem Letztern empfing, sprach er mit Rührung:

„So denkt doch der alte Krause noch an mich."

Nach dieser Schlacht befahl Friedrich, da er sich, ermattet von den Anstrengungen des Tages, zur Ruhe begab, ihn nicht aus dem Schlafe zu wecken, als nur in dem dringenden Fall, wenn ein Kurier kommen sollte.

In der Nacht traf eine Estafette von Breslau ein; man verwechselte diese mit einem Kurier, weckte den König und übergab ihm die überbrachte Depesche.

Der König eröffnete das Schreiben. Es enthielt nichts, als einen Bericht des Konsistoriums zu Breslau über die Prüfung eines Kandidaten der Gottesgelahrtheit zu einer Predigerstelle, mit der Anfrage: ob dem Geprüften, da er in dem Examen vollkommen bestanden, die erledigte Pfarre, zu welcher er sich gemeldet, ertheilt werden könne, weil er außer der Ehe erzeugt sey?

Der König schrieb mißgelaunt über solche Störung, an den Rand des Berichts:

„Wißt Ihr denn, ob Ihr alle ehelich geboren seyd?“

---

d'Alembert*) schlug im Jahre 1759 die Präsidentenstelle bei der Akademie der Wissenschaften in Berlin mit einem Gehalt von 6000 Thalern jährlich aus. Den König verdroß dies und er äußerte darüber:

„Er setzt seinen Stolz darin, daß er Fürsten entbehren kann, und hofft, die Nachwelt werde ihn für seine Uneigennützigkeit schadlos halten. O, da kennt er die Nachwelt noch nicht; entweder, sie wird ganz davon schweigen, oder, wenn sie es erwähnt, nur als eines dummen Streichs, den er in seinem Leben gemacht hat.“

Einst fragte er d'Alembert: ob er bei dem Könige von Frankreich gewesen wäre?

Ja, Sire, erwiederte d'Alembert: als ich ihm meine Rede bei der Aufnahme in die Akademie überreichte.

„Was hat er Ihm denn gesagt?“

---

*) Jean le Rond d'Alembert wurde am 16. November 1717 zu Paris geboren, und starb am 29. Oktober 1783.

Er hat kein Wort mit mir gesprochen.
„Mit wem spricht er denn?“

Graun's letztes Werk war ein Te deum auf die prager Schlacht gewesen. Als der König seinen Tod erfuhr, erschrack er und sprach, kopfschüttelnd, nach einigem ernsten Nachsinnen, sich dieses Te deum erinnernd:

„Wieder ein harter Verlust. Meinen ersten Feldmarschall vor Prag, jetzt meinen Graun. — Groß ist überall groß! Ich werde keinen Feldmarschall und keine Kapellmeister mehr machen, bis ich einen Schwerin und einen Graun wieder finde.“

Der König machte nach der Schlacht von Crevelt am 23. Juni 1759 eine satirische Ode, in welcher er die französische Nation, Ludwig XV. und die Marquise von Pompadour bitter bespöttelte. Unter andern kamen darin diese Strophen vor:

Tels ces brigands de la Seine
Armèrent leurs faibles mains,
Croyant subjuguer sans peine
Nos invincibles Germains.—
— — — — — — — —
Quoi! votre faible monarque,
Jouet de la Pompadour,
Flétri par plus d'une marque
Des opprobres de l'amour,
Lui, qui détestant les peines,
Au hazard remet les rênes
De son royaume aux abois,
Ce Céladon, sous un hêtre,
Prétend nous parler en maitre
Et dicter le sort des rois?

Il ignore dans Versailles
Ou son triste ennui l'endort,
Que les combats, les batailles
Du monde fixent le sort!

Diese Ode kam in die Hände Ludwig's und der Pompadour. Friedrich hatte sie, nach seiner Gewohnheit, an Voltaire

geschickt; dieser das Briefpacket erbrochen erhalten, und fürchtend, die Sache könne für ihn böse Folgen haben, schickte er das ganze Packet an den Herzog von Choiseul, doch mit der Bitte: es geheim zu halten.

Choiseul ließ den bekannten Palissot kommen und trug ihm auf, eine Schmähode gegen Friedrich zu schreiben, indem unter andern der König so apostrophirt ward:

Tyran de rives de la Sprée,
Toi, dont la puissance abhorrée
Allarme aujourd'hui tant d'états,
Je te denonce aux Eumenides,
Sous leurs mains, de vengence avides,
Viens expier tes attentats.

Il a donc rompu sa barrière,
Ce torrent, que l'Europe entière
Devait arrêter dans son cours.
Peuples, menacés du naufrage,
Unissez vous contre sa rage,
La fuite est un foible secours.

Dem Könige wurde diese Ode mit der Warnung zugeschickt, daß sie als Replik auf seine Ode gegen Frankreich, sobald er die letztere zur Publizität brächte, auch gedruckt werden sollte.

Friedrich ließ diese Warnung unbeantwortet, schrieb nicht mehr; er antwortete aber mit glänzenden Siegen in einer Reihe von Schlachten. Die beste Antwort, die er an seiner Stelle geben konnte.

Die Bauern eines magdeburgischen Dorfes, welches zum Kloster Bergen gehörte, hatten den Abt zu überreden gesucht, daß er die Erbfischerei, welche ein Fischer in Pacht hatte, und von der dessen Vorältern sich schon seit undenklichen Jahren genährt, an sie verpachten möchte.

Der Fischer hatte Alles versucht, dies zu hintertreiben, aber alle Hoffnung verloren, seinen Zweck zu erreichen. Er fing zufällig einen großen Lachs, und mit diesem und einer Bittschrift an den König machte er sich auf den Weg nach Leipzig, wo Friedrich 1759 sein Winterquartier hatte.

Lachs und Bittschrift wurde dem Könige übergeben. Friedrich ließ den Fischer bewirthen, ihm dreißig Thaler für den Lachs zahlen, und die Bittschrift zurückgeben, um sie dem Abte zu seiner Richtschnur vorzulegen.

Der König hatte darunter eigenhändig geschrieben:

„Der Abt muß beten,
Die Bauern pflügen,
Die Fischer fischen.

Friedrich."

Nach der Schlacht bei Liegnitz, schrieb der König aus dem Lager bei Hermansdorf an den Marquis d'Argens folgenden ihn ganz charakterisirenden Brief.

„Vormals mein lieber Marquis, würde die Affaire vom 15. August*) einen Feldzug entschieden haben. Jetzt ist sie nichts weiter als eine Schramme, eine große Schlacht muß unser Schicksal entscheiden. Wir werden dergleichen, allem Anschein nach, sehr bald haben, und ist der Ausgang für uns günstig, so können wir uns freuen. Es erforderte viele Kriegslisten und Künste, um es dahin zu bringen. Sagen Sie mir nichts von Gefahr; die letzte Aktion kostete mir nur ein Kleid und ein Pferd. Das heißt doch einen Sieg sehr wohlfeil erkaufen?"

„Ich habe den Brief, dessen Sie erwähnen, nicht erhalten. Wir sind in Hinsicht des Briefwechsels gewißermaßen blockirt, auf der einen Seite der Oder durch die Russen, auf der andern durch die Österreicher. Ein kleines Scharmützel war nöthig, um für Cocceji**) den Weg zu öffnen; ich hoffe, daß er Ihnen meinen Brief überbringen wird. Nie in meinem Leben war ich in so großer Verlegenheit, als in diesem Feldzug. Glauben Sie mir es bedarf nichts weniger als ein Wunder, mich aus all' den Schwierigkeiten, die ich voraus sehe, herauszuwinden. Ich werde es gewiß nicht un-

---

*) 1760.

**) Kapitain und Flügeladjudant, der diesen Brief überbringen sollte, und welcher mit der Nachricht von der vorerwähnten Aktion nach England ging. Er ging demnächst in polnischen Dienst, wo er als General-Major gestorben ist.

verlassen, meine Pflicht zu thun, so oft sich dazu Gelegenheit darbietet; aber, mein lieber Marquis, erinnern Sie sich immer, daß ich mir es nicht anmaße, das Glück beherrschen zu wollen, und daß ich genöthigt bin, in meinen Projekten zu viel dem Ungefähr zu überlassen, denn ich vermag es nicht, es gründlichen Entwürfen zu unterwerfen. Mir liegen herkulische Arbeiten zu einer Zeit ob, wo meine Kräfte abnehmen, meine Schwächen sich vermehren, und die Wahrheit zu gestehen, wo die Hoffnung, der einzige Trost des Unglücklichen, mich zu verlassen anfängt. Sie kennen die Lage der Sachen nicht genug, um sich von all' den Gefahren, die den Staat bedrohen, einen deutlichen Begriff zu machen; ich kenne, aber ich verhehle sie; ich behalte alle Furcht für mich, und mache das Publikum nur mit meinen Hoffnungen bekannt, oder mit den wenigen guten Neuigkeiten, die ich mittheilen kann. Gelingt mir der Streich, den ich im Sinne habe, dann, mein lieber Marquis, wird es erst Zeit seyn, uns der Freude zu überlassen; aber bis dahin dürfen wir uns nicht zu sehr mit Hoffnungen schmeicheln, damit nicht nachher, irgend eine unerwartete schlimme Neuigkeit uns zu sehr niederschlage."

„Ich führe hier das Leben eines militairischen Mönches. Ich muß viel über meine Angelegenheit nachdenken; das übrige meiner Zeit widme ich den schönen Wissenschaften, die mein Trost sind, wie sie es früher jenes Konsuls waren, der ein Vater seines Vaterlandes und der Beredsamkeit gewesen ist. Ich weiß nicht, ob ich diesen Krieg überleben werde; sollt' es aber geschehen, so bin ich entschlossen, den Rest meiner Tage in der Einsamkeit, in den Armen der Philosophie und der Freundschaft hinzubringen."

„Wird unsere Korrespondenz erst ungehindert seyn, so werden Sie mich verbinden, wenn Sie häufiger schreiben. Ich weiß nicht, wo wir unsere Winterquartiere haben werden. Meine Häuser zu Breslau sind durch das Bombardement eingeäschert. Unsere Feinde mißgönnen uns Alles, selbst das Tageslicht und die Luft, die wir athmen. Doch müssen sie uns irgendwo einen Platz übrig lassen. Wenn er nur sicher ist, so wird es ein Fest für mich seyn, Sie daselbst bei mir zu sehen."

„Nun, mein lieber Marquis, was ist aus Ihrem Frieden mit Frankreich geworden? Ihre Nation, wie Sie sehen, ist blinder als Sie glaubten, die Narren lassen sich der Kaiserin und der Czarin

zu gefallen, Kanada und Pondichery nehmen. Der Himmel gebe, daß der Herzog Ferdinand ihnen ihren Diensteifer reichlich vergelte. Die Offiziere, die an diesem Unheil schuldlos sind, und die Soldaten werden dann die Opfer seyn, und die hohen Verbrecher nichts leiden.“

„Mit solchen Einfällen beschäftigt sich jetzt mein Kopf. Ich hatte eben Lust zu schreiben; aber ich merke wohl, daß ich schließen muß, wenn ich Sie nicht ermüden und meine eigenen Angelegenheiten versäumen will. Adieu, mein lieber Marquis.— Ich umarme Sie ꝛc.

Der Pabst schenkte im siebenjährigen Kriege, im Jahre 1759, dem kaiserlich österreichischen Feldmarschall Daun einen geweihten Hut und Degen. Friedrich spöttelt darüber vielfältig in seinem nach seinem Tode herausgegebenen Briefwechsel, aber er schrieb auch in dem nämlichen Jahre zwei Briefe, im Namen des Feldmarschalls Daun und des Prinzen von Soubise, die damals im Umlauf kamen.

Sie lauteten also:

Des Feldmarschalls Leopold von Daun,

Reichsgrafen, Erbherrn auf Kallaporn und Sassenheim, Fürsten von Thiara, General en Chef von den Armeen J. K. K. und apostolischen Majestät, Ritter vom Orden des goldenen Vließes, Großkreuzes vom militairischen St. Theresien Orden, Obersten eines Infanterie-Regiments, General-Commandanten von Österreich, Commandanten der Residenz Wien und General-Direktor der militairischen Kadetten-Akademie.

Brief an den Pabst.

Brüssel, den 8. Jul 1759.

Ich fühle ganz den Werth der Güte mit welcher Ew. Heiligkeit mich beehren, und werde mich glücklich schätzen, wenn ich durch Ausrottung der Ketzer Dero Absicht entsprechen und meine Dankbarkeit bezeigen kann. Als ich zum erstenmal an die Spitze der Armee trat, glaubte ich; damit anfangen zu müssen, daß ich Blutbäder durch Andacht heiligte. Ich begab mich nach Mariazell, und betete da zitternd die heilige Jungfrau an, die Stütze Aller die sie anrufen.

Ich reiſ'te mit dem Feuer und dem Muthe ab, die erleuchtete Frömmigkeit immer verleihen, und war entſchloſſen, das Oberhaupt der Proteſtanten zu Boden zu ſchmettern, und die verkehrte Religion zu zerſtören, welche die Heiligen und die Jungfrau verkennt. Ich ſtellte mich auf eine unerklimmbare Höhe, mit dem Vorſatz, mich tapfer zu halten, zu ſiegen oder zu ſterben. Aber, darf ich es Ew. Heiligkeit ſagen? Ich ſah aus dem Erfolg, der Demſelben wohl bekannt iſt, daß der Schutz unſrer heiligen Mutter nicht hinreichte, daß ich auch des päbſtlichen Seegens benöthigt wäre, und doch war ich in meinen eigenen Augen ein zu großer Sünder, als daß ich es hätte wagen können, darum zu bitten. Alle die verſchiedenen Lagen, in welchen ich mich ſeitdem befunden habe, überzeugen mich, daß ohne geweihten Hut und Degen ein General, beſonders wenn er, wie ich, auf ſich ſelbſt beſchränkt, ohne Hülfe, ohne Rath und Stütze iſt, nichts vermag, daß ſeine Armee immer ſchwach und ſeine Streiche immer unſicher ſeyn werden.

Aus heißer Begierde, den Prinzen Eugen zu erreichen, oder zu übertreffen, der nur wenige Feinde zu bekämpfen hatte, da ich hingegen ſo vielen vereinten Kräften Widerſtand leiſten muß — aus dieſer heißen Begierde wünſchte ich mir zwar die geweihten Geſchenke, die ihm der heilige Stuhl machte, ohne die er nichts hätte ausrichten können, und durch die er nur Alles gethan hat, wodurch er ewig berühmt bleiben wird; aber einige Kenntniße von der Kriegskunſt, einige tiefliegende Abſichten, einige gut entworfene und noch beſſer ausgeführte Pläne, einige kühne Unternehmungen, gaben mir noch kein Anrecht auf dieſen furchtbaren Degen. Ew. Heiligkeit ſind meinen und aller derer Wünſchen zuvorgekommen, die zur wahren Religion gehören. Jetzt da ich mit dieſem heiligen Hute bedeckt bin, will ich alle Anhänger des Proteſtantismus mit dem Bann belegen, und gleich einem Waldſtrom, der ſich vom Gipfel der Berge herabſtürzt, und Alles mit ſich fortreißt, was ſich ſeinem Laufe widerſetzt, die Ketzerei ausrotten, die in der Chriſtenheit herrſcht und ihr Unglück iſt.

Aber ach! daß meine Freude durch Beſorgniße wegen meiner Armee geſtört wird! Man hat ſie verſichert, der furchtbare Chef, der vergebens meinen Talenten und meiner Tapferkeit wiederſtehen will, habe die Säbel ſeiner Huſaren durch den Biſchof von Canterbury

ſegnen laſſen, und dieſe unwiſſenden Huſaren, welche den anglikaniſchen Seegen mit eben ſo vieler Überzeugung für vortrefflich halten, als ich den Seegen des heiligen Stuhls, werden nun, von Fanatismus getrieben, es wagen, in meiner Abweſenheit, in ganz kleinen Abtheilungen einem ganzen Corps von meinen erſchrocknen Truppen Trotz zu bieten, und es zurück zu ſchlagen.

Da ich mit meinem Hut und Degen nicht überall ſeyn kann, ſo geruhen Ew. Heiligkeit doch zu erklären: daß der Biſchof von Canterbury eben ſo ketzeriſch iſt, wie die Huſaren, die er ſeegnet, und daß ſein Weihwaſſer ohne Kraft iſt; oder wenn es Ew. Heiligkeit rathſam finden, ſo erlauben mir Dieſelben: daß ich eins von den Geſchenken dem Chef meiner braven Panduren anvertrauen darf. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß ich an all' den verſchiedenen Orten zugegen ſeyn könnte, wo ich meine Armee agiren laſſe. Wäre dieſe körperliche Gegenwart für einen Sterblichen möglich, könnte er zugleich auf Bergen und in Ebenen ſeyn, ſo ſollte man bald ſeh'n, daß ein Säbel nicht das Übergewicht über einen Degen hat, und daß ein Biſchof nicht ſo viel werth iſt, als ein Pabſt.

Glückwunſchſchreiben des Prinzen von Soubiſe an den Feldmarſchall Daun.

Mein Herr!

Mit vielem Vergnügen habe ich vernommen, welch ein Geſchenk Ihnen Se. Heiligkeit ſo eben gemacht hat, um die Kunſt und die Talente zu belohnen, von welchen Sie ſo viele Beweiſe gegeben haben.

Es iſt traurig, daß der heilige Vater den Gedanken, Ihnen dies Geſchenk zu machen, erſt ſo ſpät gehabt hat. Ich hätte bei Roßbach den geweihten Hut und Degen ſehr gut gebrauchen können, und ich glaube, auch Ihnen wären ſie bei Leuthen nicht nachtheilig geweſen. Indeſſen, beſſer ſpät, als niemals; mit einigen Dutzend Bergen, einigen tauſend Kanonen und dem päbſtlichen Degen werden Sie, — daß können Sie mir glauben — nun immer unüberwindlich ſeyn! Aber was kann man ohne geweihten Degen machen? Die Franzoſen haben nicht einmal daran gedacht, ihre Degen mit Weihwaſſer beſprengen zu laſſen, man ſieht aber auch nun die Folgen davon!

Jetzt — dafür bürge ich Ihnen — wird Ihnen kein Ketzer Widerstand leisten. Sie dürfen diesen Menschen nur Ihren Degen in die Augen blitzen lassen, so wird schon dessen Anblick ihre Armeen zerstreuen, wie Minerva's Aegide, der bekannten Behauptung zufolge, Jeden, der sie ansah, versteinerte.

Der Hof hat es in diesem Jahre nicht rathsam gefunden, mich zum Befehlshaber der Armee zu ernennen; desto besser kann ich mein Augenmerk darauf wenden, Ihnen in Ihren Operationen zu folgen, und mich durch den Unterricht zu belehren, den Ihr Verfahren, unterstützt durch Ihren geweihten Degen, unfehlbar allen Generalen geben wird.

Ich wünsche feuriger als jemals, daß unsere Höfe das glückliche Band, das sie vereint, sorgfältig in Acht nehmen mögen; denn wie würde es uns gehen, wenn wir eines Tages gegen Sie kämpfen und außer Ihrer Geschicklichkeit zugleich auch noch diesem geweihten Degen widerstehen sollten?

Ich bin mit aufrichtiger Bewunderung ꝛc.

Er schrieb aber, nach dem Zeugniß glaubwürdiger Personen, auch noch eine andere Satire, die 1760 gedruckt und eine große Seltenheit geworden ist. Sie gehört unstreitig zu den gelungensten Persiflagen und einer spottenden Ironie, die von Anfang bis zum Ende, ohne das vorgesteckte Ziel zu verlieren, noch in Bitterkeiten oder Plattheiten auszuarten, durchgeführt ist. Sie liefert einen Beweis, wie dieser große König, in so verhängnißvollen Zeiten, die alle seine Kräfte in Anspruch nahmen, doch nicht die Lust verlor, dem Scherze einige Stunden zu widmen, und wie er in den wenigen Augenblicken der Muße seine Erholung nicht in frivolen Zerstreuungen, sondern in Beschäftigungen suchte, die seinem Geiste und seinem heitern Sinne zusagten.

Hier folgt diese kleine Brochüre.

Lettre

d'un

Aumonie

de l'Armée Autrichienne

au

Reverend Pere

Superieur des Cordeliers du Couvent de Francfort sur le Mein,

dans laquelle on découvre les Astuces, et les moiens criminels dont s'est servi le Roi de Prusse pour gagner les Batailles de Liegnitz et de Torgau.

MDCCLX.

Mon Reverend Pere,

C'est avec raison que Votre Reverence est dans le plus grand étonnement, en considéraut les deux batailles, que le Roi de Prusse a gagnées pendant cette campagne, qui ont detruit non seulement tous les projets, que ses ennemis avoient formés, mais qui semblent encore jetter un ridicule sur les assurances, que la Cour de Vienne avoit données à toutes Cours de l'Europe. Votre Reverence n'ignore pas que, lorsque le Roi de Prusse quitta le Siège de Dresde, pour aller dégager la Silesie, cette Cour fit déclarer à Versailles, à Varsovie, à Petersbourg, qu'avant la fin de Juillet il n'y auroit plus d'armée Prussienne, et qu'il ne resteroit d'autre ressource au Roi de Prusse que de s'enfermer dans Magdebourg, ou d'aller s'embarquer à Stade pour se rendre à Londres. Partout où il y avoit des Ministres Autrichiens on tenoit le même langage: à Madrit, à Turin, à Naples: on voulut même donner au public la joie d'apprendre d'avance cette grande nouvelle; on l'instruisit par les Gazettes qu'il étoit impossible, que le Roi de Prusse, entouré de quatre armées, put pénétrer en Silesie, et éviter de succombre sous tant d'ennemis qui l'environnoient. Ces quatre armées étoient celle du Marêchal Daun, et les trois

grands Corps differents des Generaux Lasci, Laudon et Beck. A ces quatre armées on auroit pu en joindre une cinquième; c'étoit celle des Russes, qui étoit auprès de Glogau.

Le Roi de Prusse comprit bien l'extremité dans la quelle il se trouvoit: il n'avoit avec lui, et c'est un fait constant et connu, que trente cinq mille hommes, qui se trouvoient pressés de tous côtés par quatre vingt dix mille Autrichiens: on en portoit pour lors le nombre beaucoup plus haut dans toutes les Gazettes de Vienne et de l'Empire, quoique dans l'exacte verité il n'y en eut que 90 mille. Dans une situation aussi critique ce Prince, ne croiant pas que toutes les ressources, qu'il a trouvées tant de fois dans son genie et dans sa fermeté, pussent le sortir d'embarras, resolut de se tirer d'affaire au depend de son salut, et du repos de son ame. Nous avons appris à Vienne, par une lettre de son premier Aumonier, qui a été interceptée par nos huzards, les faits dont je vais parler à Votre Reverence.

« Il paroit donc par cette lettre, écrite à un Professeur du Collège de Joachim à Berlin, que le Roi rencontra dans une petite Ville près de Liegnitz un homme, qu'on disoit être un Philosophe, mais ce n'étoit qu'un dangereux Sorcier: on assure même qu'il travailloit à l'Encyclopédie, et qu'il avoit fait l'article *Magie* dans ce livre infernal. Ce Prince charmé de cette découverte consulta, malgré les pieuses remontrances de son Directeur, ce suppot de Belzebut: voici la reponse qu'il en reçut. *Sire un pouvoir absolu, et plus puissant que toutes les forces humaines, ne permet pas que vous puissiez vaincre jamais le Maréchal Daun: il est à couvert de toutes vos ruses, et l'effort de vos armes ne peut rien contre le Chapeau, et l'Epée benite dont le Pontife de Rome l'a decoré. Il est un autre moien pour vous tirer d'affaire: dès que vous ne combattrez pas contre ce General, plus invincible sous la toge papale, qu'Achille sous les armes de Vulcain, les secours de l'Enfer pourront vous être utiles. Belzebut vous accordera la victoire, mais ce grand Diable ressemble aux financiers et aux filles de l'Opera, il ne fait rien pour rien: il faut donc, selon*

l'usage ordinaire, faire un pacte avec lui par lequel vous lui donnerez votre corps et votre ame après votre mort. Vous sçavez, Sire, que l'illustre Maréchal de Luxembourg ne dut toutes les grandes victoires qu'il remporta, qu'à un semblable pacte, et qu'on lui fit son procès, comme Sorcier, au milieu de la brillante Cour de Louis XIV, et dans ce siècle si vanté et si philosophique: pourquoi craindriez vous donc d'imiter ce grand homme?

Le Roi de Prusse, frappé de la proposition de ce Magicien, et conservant cette peur, qu'il à toujours eue naturellement du Diable, ne put se resoudre à faire le pacte, dont on lui parloit; il repondit que s'il n'y avoit, pour vaincre, d'autres moiens que d'aller à l'Enfer, ce moien lui paroissoit plus difficile, et même plus impossible que ceux, dont il s'étoit servi jusqu'alors, pour battre tant de fois ses ennemis. *He bien*, repliqua le dangereux Philosophe, *vous pouvez encore tirer parti de Belzebut, en lui donnant vingt personnes dont vous êtes le maitre.* Distinguons, repartit le Roi; si par ceux, dont je suis le maitre, vous entendez mes sujets, je me suis toujours efforcé de les traiter, comme un Pere traite ses enfans, et certainement je n'en donnerai jamais aucun au Diable; mais si Belzebut veut se contenter de quelques Moines étrangers qui sont dans mes Etats, je lui donnerai vingt Jesuites de la Silesie, qu'il pourra mettre dans l'autre monde à coté de Jean Chatel, de Guignard, de Malagrida et des autres Jesuites assassins des Rois. *Cela est fort bon*, dit le Philosophe, *pourvu que les sujets de l'Enfer s'augmentent, de quelque façon que ce soit Belzebut est toujours content.* Alors ce Sorcier recita le commencement du chapitre de Locke contre les idées innées, et à la lecture d'un ouvrage aussi infernal, le Diable parut sur le champ, et dit au Roi: *J'accepte ton présent, va, attaque Laudon, quelque brave et experimenté que soit ce General, tu remporteras la victoire: j'animerai tes troupes, et tu verras que le proverbe qui dit*, ils se sont battus comme des diables, *sera réellement effectué.*

Votre Reverence sçait le reste de cette odieuse avanture. Le Roi battit le lendemain le General Laudon, et remporta une victoire, qui dégagea toute la Silesie. La Cour de Vienne apprit peu de jours après, par la lettre interceptée dont je vous ai parlé, la cause de cette victoire: mais par une suite des menagemens, et de la décence qu'elle a toujours conservés dans les écrits, qu'elle a publiés contre ce Prince, elle se contenta de faire inserer dans les Gazettes, que le Roi de Prusse ne devait sa Victoire, qu'à l'avis, qu'il avoit reçu par un certaine Officier, qui avoit quitté l'Armée Autrichienne: Officier qui n'a jamais été nommé par son nom, et qu'on a toujours designé vaguement, parceque pour le faire connoître plus distinctement, il eut fallu que la Cour de Vienne eut nommé le Diable.

Le Roi de Prusse aïant tiré un si grand avantage des secours, qu'il avoit reçus de l'Enfer, songea à s'attacher pour toujours le Magicien, qui les lui avoit procurés, et comme il sçavoit que les philosophes aiment les pais, où ils jouissent de ce qu'ils appellent une tranquilité honnête, il assura ce mechant homme, que s'il vouloit s'attacher à lui, pourvû qu'il respecta les loix divines et humaines, qu'il conserva pour les Princes, même pour ceux qui sont ses ennemis, le respect qui est dû aux Têtes couronnées, il ne seroit jamais brulé comme le sont les Juifs en Portugal et en Espagne, ni mis à l'Inquisition, comme le fut Gallilée en Italie; quand même il soutiendroit, que les Papes ont fait danser quelquefois devant eux des filles toutes nues, pour égaier leur melancholique Sainteté *).

---

*) Note de l'Editeur. Voici ce que dit un temoin oculaire de ces divertissemens pontificaux; il étoit Maitre de Ceremonies du Pape Alexandre VI. „Le dernier dimanche du mois d'Octobre cinquante honnettes femmes, qu'on appelle Courtisanes, soupèrent avec le Duc de Valentinois dans son appartement, qui étoit dans le Palais Apostolique. Après le repas elles chantèrent et dansèrent dabord habillées, ensuite toutes nues, avec les domestiques et les convives du Duc. On mit plusieurs chandeliers à terre avec de grands flambeaux, et l'on plaça dévant les chandeliers des chataignes, que

Ce fut donc par le moien de son Magicien, que le Roi de Prusse, profitant de sa victoire, empêcha le Maréchal

---

ces Courtisanes nues ramassoient, passant entre les chandeliers, marchant sur les mains et sur les pieds. Le PAPE, le Duc, et Lucrece sa soeur étoient presents, et regardoient cette fete. Enfin on exposa des étoffes de soie, des chaussures précieuses, et plusieurs autres présents pour ceux, qui connoitroient le plus de ces honnettes Courtisanes: elles le furent à l'aspect de tous ceux qui étoient présents, et qui Juges des attaques amoureuses distribuèrent le prix, à ceux qui s'étoient le plus distingués dans ces combats." J'adoucis les expressions latines: les voici en original. „Dominica ultima mensis Octobris in sero fecerunt coenam cum Duce Valentinensi, in camera sua in Palatio Apostolico, quinquaginta meretrices honestae, Cortesianae nuncupatae, quae post coenam chorearunt cum servitoribus, et aliis ibidem existentibus; primo in vestibus suis, deinde nudae. Post coenam posita fuerunt candelabra communia mensae cum candelis ardentibus, et projectae ante candelabra per terram castaneae, quas meretrices ipsae super manibus et pedibus nudae candelabra pertranseuntes colligebant. PAPA et Duce et Lucretia sorore praesentibus, et aspicientibus: tandem exposita dona ultimo, diploides de Serico, paria caligarum, bireta et alia, pro illis qui plures dictas meretrices carnaliter agnoscerent: quae fuerunt ibidem in aula publice carnaliter tractatae arbitrio praesentium, et dona distributa victoribus. *Specimen historiae arcanae sive anecdotae de vita Papae Alexandri VI, seu excerpta ex Diario Joannis Burchardi Argentinensis, Capellae Alexandri VI. Papae Clerici ceremoniarum Magistri pag.* 77.

Quelque forte que paroisse cette partie de plaisir, pour le Vicaire de la Divinité sur terre, tous les gens qui reflêchissent penseront, qu'un Pontife qui fait danser des filles nues, est bien moins dangereux pour le Genre humaine, et pour toutes les differentes Societés Civiles, qu'un Pape qui protège les Assassins des Rois, qui trouve mauvais qu'un Prince veuille punir ses meutriers, qui insulte un Senat respectable, connive avec les rebelles et les favorise contre leur legitime Souverain, qui bien loin de gemir d'une guerre, qui fait repandre tant de sang en Europe la fomente, l'entretient, insulte les Princes qui sont separés de sa communion, les aigrit contre le Catholicisme, et donne a des Généraux Chretiens, pour faire la guerre à d'autres Chretiens, les mêmes marques de distinction et de religion, qui sont reservées à ceux qui font la guerre au Turc. Un seul Pontife de cette espece nuit plus à l'humanité, que tous les Papes qui ont vecu, et qui pourront vivre dans les siècles futurs, quand ils feroient danser,

Daun de faire le siège de Schweidnitz, et le rencoigna dans les montagnes. Ce General y étoit fort mal à son aise, lorsque l'irruption des Russes dans le Brandebourg, et le corps des Autrichiens, commandé par le General Lasci, qui vint joindre ce mêmes Russes, obligèrent le Roi à voler au secour de ses Etats Electoraux, et dégagèrent le Marêchal Daun.

Le Roi de Prusse se trouva dans de nouvelles difficultés presque insurmontables; il falloit qu'il fit plus de quatre vingt lieues avec une celerité étonnante. Comment faire cette marche, suivi par le Marêchal Daun, qui pouvoit le harceler, pendant toute sa route, avec une armée bien plus considérable de la sienne, et l'arreter à chacque instant? Le Diable eût encore part à cette marche, si vantée par les Prussiens, et par leurs partisans. Belzebut, évoqué de nouveau, vint au secours du Roi, et pour le tirer d'affaire, il fit sortir des enfers plusieurs legions de Diablotins; munis chacun d'un soufflet, ils se mirent au derriere des Soldats, et les conduisirent avec la vitesse, que marchent des batteaux, qui ont le vent en poupe. Cela nous a été decouvert par plusieurs deserteurs catholiques apostoliques romains, qui aiant pris la colique, ont bien reconnu que la célérité de leur marche étoit un oeuvre diabolique.

La nouvelle de l'approche du Roi de Prusse obligea les Russes et les Autrichiens à quitter le Brandebourg. Ce Prince, apprenant en chemin la retraite de ses ennemis, entra en Saxe. A peine y fut-il, que l'Armée de l'Empire, et le Corps des Wurtembergeois furent obligés de se retirer: il leur étoit impossible de pouvoir soutenir l'odeur de soufre, qu'exhaloient les troupes prussiennes: la communication qu'ils avoient eue en chemin avec les diables, qui les avoient conduits, leur donnoit quelque chose de si infer-

---

deux fois par jour, des courtisanes nues ramassant des chataignes, et marchant sur les pieds, et sur les mains. Le saint Esprit devoit bien être étonné de voir son organe, et la bouche par laquelle il parle avec *quinquaginta meretrices honestae.*

nal dans la phisionomie, que deux armées, qui avoient été sept mois à conquerir la Saxe, en furent chassées dans moins de cinq jours par une poignée de Huzards heretiques, dans les corps de quels s'étoient sans doute incarnés des demons, avec les quels il n'auroit pas convenu, que les Saintes Troupes des Evêques de Mayance, de Trèves, de Cologne, de Bamberg eussent rien eu à demêler: *non sunt miscenda sacra profanis.* Si l'oeuvres de Satan n'avoit pas eu lieu, qui peut croire que des Prussiens eussent non seulement osé resister à l'Armée de l'execution de l'Empire, mais la chasser comme le vent chasse les nuages. Il n'y a qu'à lire les journaux, qu'on a publiés pendant sept mois dans toutes les Gazettes, des faits et gestes de cette redoutable armée, et l'on verra si les François sous le Grand Condé, et les braves Autrichiens sous le Prince Eugène ont jamais rien fait de plus glorieux.

La retraite de l'Armée de l'Empire, et celle du Corps des Wurtembergeois, laissa la défense de la Saxe aux seuls Autrichiens: ils crurent devoir occuper le camp inattaquable, qui est sous la ville de Torgau, et dans lequel le General Hulsen avec une poignée de Monde avoit tenu bon, pendant la moitié de la campagne, contre l'Armée de l'Empire fort de plus de trente cinq mille hommes. Les Autrichiens, qui sçavent que le Roi de Prusse, quoique leur ennemi, est le premier à rendre justice à leur valeur, ne s'attendoient pas que ce Prince osat les attaquer. Il l'a cependant fait, il a forcé les Autrichiens à abandonner la ville importante de Torgau, à repasser l'Elbe, à se retirer derrière la ville de Dresde, à faire une marche de onze miles, qui leur a bien couté de monde, enfin à lui ceder toute la Saxe à la ville de Dresde près.

C'est ici où Votre Reverence va voir tous les prestiges de l'Enfer, toutes les ruses de Satan, et enfin tous les Stratagèmes les plus diaboliques de l'Esprit malin.

Ce fut le trois du mois des Novembre, à deux heures après midi, que le Roi engagea cette fameuse bataille, contre le consentement de son Magicien, qui connoissant toute

l'étendue de la puissance, de la toge et de l'épée papale, assura le Roi qu'il seroit repoussé. Cela ne manqua pas d'arriver, et la Cour de Berlin dans la relation, qu'elle a publiée, convient que les Prussiens malgré leur intrepidité, furent repoussés avec beaucoup de valeur par les Autrichiens dans les deux premières attaques. Mais cette même relation assure, que la troisième reussit si bien aux Prussiens, que ce ne fut ensuite qu'une déroute totale des Autrichiens, qui abandonnèrent le champ de bataille. repassèrent l'Elbe pendant la nuit, et laissèrent la ville de Torgau avec les Magazins, qui étoient dedans, aux Prussiens qui s'en rendirent les maitres à la pointe de jour, et y firent encore beaucoup de prisonniers outre les huit mille, qu'ils avoient pris le jour de la bataille.

Quoique le fond de ce recit soit veritable, les circonstances sont entièrement changées et falsifiées. La Cour de Vienne a donc eu raison de publier dans les Gazettes, que les Autrichiens avoient gagné la victoire, et que les Prussiens n'avoient obtenu les avantages, qu'ils avoient eus, qu'au milieu de la nuit, et lorsqu'on ne pouvoit plus distinguer le moindre objet. Cela paroit d'abord incroïable, mais voici mon Reverend Père, comment la chose est passée.

Les Prussiens aiant été repoussés pendant deux fois; les deux attaques finirent vers le coucher du Soleil. Votre Reverence sçait que le Demon est le Roi de tenebres; à peine l'astre du jours declina vers l'horizon, que le pouvoir du Demon commença à prévaloir sur celui du Saint Père. Plusieurs de nos Officiers s'en apperçurent dans la troisième attaque des Prussiens, et représentèrent au Maréchal Daun, qu'il étoit à craindre, que la toge et l'epée benite ne perdissent leur vertu. Mais ce General, qui (soit dit entre nous) avoit toujours beaucoup plus comté sur sa valeur et sur ses talents militaires, que sur ce présent ecclesiastique, dont-il se moquoit dans le fond du coeur, voulut continuer le combat. Son indévotion et son incredulité furent bientot punis, il fut grièvement blessé.

Cependant l'avantage des Prussiens n'augmenta pas: vainement pretendent-ils qu'avant l'entière obscurité de la nuit, ils ont eu une victoire complète: ils ont beau se recrier, et dire comment aurions nous pris cinquante pièces de canon, vingt neuf drapeaux, un étendart, huit mille prisonniers, deux cent seize Officiers, quatre Generaux, et tout cela sans y voir goute? Croit-on donc que les Officiers prussiens sont des chouettes, et les Soldats des chats-huants? On doit repondre à ces mauvaises objections, qu'on ne prend pas les Prussiens pour des oiseaux nocturnes, mais pour des suppots du Demon. En effet ce fut ce malin Esprit, qui n'étant plus arrêté dans les tenebres par la puissance papale, fut lui seul la cause de la victoire: il ordonna à tous les diablotins, qui avoient poussé en route les Prussiens par le derrière, de se placer sur leur nez, et de se changer en lunettes, à la faveur des quelles ces mechants heretiques remportèrent tous les avantages, dont ils parlent, sur les infortunés Autrichiens qui n'y voïoient goute.

Après ce que j'ai l'honneur de vous dire, Votre Reverence voit bien que nos Gazettiers, et nos Ministres d'Etat ont été fondés à publier, que c'est l'obscurité totale de la nuit, et l'impossibilité d'y voir, qui ont été cause des avantages des Prussiens. Voila cependant, mon Reverend Père, un état bien facheux pour les partisans de la bonne cause: nous sommes reduits aujourd'hui par le peu de religion du Roi de Prusse, à suivre inutilement pendant le jour des troupes, que les demons poussent par le derrière, et à combattre pendant la nuit contre de Soldats, qui ont chacun un diable à califourchons sur le nez. Si cela dure je crains bien, que nous ne voïons échouer tous les projets, que nous avons formés pour l'abaissement, et même pour l'extinction de l'heresie. Combien n'avons nous pas à craindre, que le Roi de Prusse n'engage les Princes ses Frères à devenir Sorciers ainsi que lui? Quel desavantage ne seroit-ce pas pour la bonne cause, et pour la propagation de la sainte Eglise Romaine, si le Prince Henri joignoit un jour à sa prudente valeur qui a tant de fois fait échouer

les projets du Marêchal Daun, quoique très bon General, et des autres Commandants Autrichiens, les secours de la Magie; et s'il réunissoit à la sagesse d'Ulysse et au courage d'Achille, qu'il a déjà, la science de l'Enchanteur Merlin.

Pour éviter de si grands maux, je crois qu'il seroit à propos de faire connoitre au public toute l'horreur des prestiges, des sortilèges, et des enchantemens dont s'est servi, et dont se servira sans doute encore le Roi de Prusse, pour l'execution de ses desseins. Cette Lettre, que j'ai l'honneur d'écrire à Votre Reverence, servira à couvrir de confusion ce Prince irreligieux: peut-être la honte d'être reconnu dans toute l'Europe pour un Sorcier, le fera renoncer au commerce criminel de Demons. Si cela ne suffit pas, il faudra demander à la Cour de Rome un Jubilé, pour obtenir du Ciel, que l'ennemi de la bonne et sainte cause ne puisse plus se servir ni du Diable, ni des Sorciers, ni même de son Génie, qui dans les grandes occasions, malgré sa Magie le feroit plutêt prendre pour un Ange que pour un Demon. J'ai l'honneur d'être mon Reverend Père avec respect

Votre Reverence

Le très humble et très obéissant serviteur

l'Abbé Persifle,

Aumonier du Regiment de Neuperg.

Brief

eines Almoſiers der öſterreichiſchen Armee

an den

ehrwürdigen Superior der Franziskaner

des Kloſters zu Frankfurt am Mayn,

in welchem die Ränke und die frevelhaften Mittel enthüllt werden, deren ſich der König von Preußen zur Gewinnung der Schlachten bei Liegnitz und Torgau bedient hat.

Mein ehrwürdiger Vater!

Ew. Ehrwürden haben allerdings große Urſache, darüber zu ſtaunen, daß der König von Preußen während dieſes Feldzuges zwei

gelieferte Schlachten gewonnen, die nicht nur alle Pläne seiner Feinde vernichtet, sondern, die auch, wie es mir scheint, ein lächerliches Licht auf die Zusicherungen geworfen, welche der wiener Hof allen europäischen Höfen gegeben hat. Ew. Ehrwürden ist es nicht unbekannt, daß dieser Hof, als der König von Preußen Dresden verließ, zu Versailles, zu Warschau, zu Petersburg erklären ließ, daß noch vor Ende des Monats Juli, keine preußische Armee vorhanden seyn solle, und dem Könige von Preußen nichts übrig bleiben würde, als sich in Magdeburg einzuschließen, oder sich in Stade einzuschiffen, um von dort nach London zu gehen. Überall, wo es österreichsche Gesandten gab, führte man die nämliche Sprache, zu Madrid, zu Turin, zu Neapel; man wollte dem Publikum die Freude machen, daß es diese große Neuigkeit erführe, noch ehe sie sich ereignet hätte. Man belehrte die Welt durch die Zeitungen, daß der König von Preußen, umringt von vier Heeren, unmöglich in Schlesien eindringen, und es verhindern könne, unter so vielen, ihn umringenden Feinden nicht zu erliegen. Diese vier Heere waren das des Marschalls Daun, und drei starke Corps unter den Generalen Lasci, Laudon und Beck. Zu diesen vier Heeren konnte man noch ein fünftes stoßen lassen; es war das der Russen, das bei Glogau stand.

Der König von Preußen sah wohl ein, in welcher Bedrängniß er war. Er hatte nur — das ist eine bekannte und unbestreitbare Thatsache — fünf und dreißig tausend Mann, die von allen Seiten von neunzig tausend Österreichern gedrängt wurden. In einer so bedenklichen Lage glaubte dieser Fürst, daß alle die Hülfsmittel, die er so oft in seinem Genie und unerschütterlichen Muthe gefunden, ihn nicht aus dieser Verlegenheit befreien könnten; er beschloß also, sich auf Kosten seines Seelenheils und seiner Gewissensruhe heraus zu ziehen. Wir haben die Thatsache, worüber ich mich gegen Ew. Ehrwürden jetzt äußern werde, zu Wien aus einem Briefe seines Großalmoseniers erfahren, der von unsern Husaren aufgefangen worden ist.

Aus diesem Briefe, der an einen Professor am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin geschrieben worden, geht hervor, daß der König in einer kleinen, nahe bei Liegnitz gelegenen Stadt einen Mann kennen lernte, der für einen Philosophen galt, aber nichts anders war, als ein gefährlicher Hexenmeister, man versichert

sogar, er sey ein Mitarbeiter an der Encyklopädie und der Verfasser des Artikels: Magie, in diesem höllischen Werke.

Dieser Fürst, erfreuet über eine solche Bekanntschaft, zog, trotz der frommen Gegenvorstellungen seines Beichtvaters, diesen Helfershelfer deshalb zu Rathe. Er erhielt von ihm die Antwort:

„Sire! Eine unbeschränkte Gewalt, weit mächtiger, als alle menschlichen Kräfte, verhindert es, daß Sie jemals den Marschall Daun besiegen werden, und Ihre Waffen vermögen nichts gegen den Hut und den geweihten Degen, womit ihn der Pabst zu Rom geschmückt hat. Es giebt nur ein Mittel, Sie aus der Affaire zu ziehen, nur der Beistand der Hölle kann Ihnen nützen, wenn Sie sich mit diesem General schlagen, der noch weit unbesiegbarer in dem Mantel*) des Pabstes ist, als Achill in den Waffen Vulkan's. Belzebub wird ihnen den Sieg zuwenden; aber dieser Teufel gleicht den Finanziers, und den Operntänzerinnen; für nichts thut er auch nichts. Man muß daher, wie es ein altes Herkommen ist, ein Bündniß mit ihm machen, und Sie müssen ihm nach Ihrem Tode Ihren Leib und Ihre Seele verschreiben. Sie wissen es, Sire, daß der berühmte Marschall von Luxemburg alle seine großen Siege nur einem solchen Bündniß zu verdanken hat, und daß man ihm, als einem Hexenmeister, an dem glänzenden Hofe Ludwig's XIV. und in einem als philosophisch so hoch gepriesenen Zeitalter den Prozeß machte, warum stehen Sie an, diesem großen Manne nachzuahmen?

Der König von Preußen, überrascht von einem solchen Vorschlage des Magiers, und da er noch immer eine natürliche Furcht vor dem Teufel hegte, konnte sich zu einem solchen Bündnisse nicht entschließen; er antwortete: wenn es kein anderes Mittel zum Siege gäbe, als sich der Hölle zu überliefern, so schiene ihm solches weit schwieriger, und selbst bei weitem unausführbarer, als die Anwendung der Mittel, welcher er sich zeither bedient, um seine Feinde so oft zu schlagen.

---

*) Das Original sagt ironisch „Toga," und es wird dieser oder eines Mantels noch in der Folge erwähnt, obgleich der Pabst dem Marschall Daun nur einen Hut und Degen zum Geschenk gemacht hat.

Wohlan denn! versetzte der gefährliche Philosoph: Sie können auch noch auf eine andere Art Nutzen vom Belzebub ziehen, wenn Sie ihm zwanzig Personen, über die Sie schalten und walten können, Preis geben.

„Dabei muß man denn doch einen großen Unterschied machen," äußerte der König: „verstehen Sie unter denen, über die ich schalten und walten kann, meine Unterthanen, so hab' ich es mir stets zum Gesetz gemacht, sie so zu behandeln, wie ein Vater seine Kinder, und ich werde auf keinen Fall nicht Einen dem Teufel übergeben. Will Belzebub aber sich mit einigen fremden Menschen begnügen, die sich in meinen Landen aufhalten, so will ich ihm zwanzig Jesuiten, die in Schlesien sind, mit Vergnügen überlassen, die kann er in jener Welt dann an der Seite von Johann Chatel, Guignard, Malagrida und anderen königsmörderischen Jesuiten, ihren Platz anweisen."

Das ist vortrefflich! rief der Philosoph aus; wenn sich die Unterthanen der Hölle nur vermehren, wie das geschieht, das ist dem Belzebub gleich.

Jetzt las der Hexenmeister den Anfang des Kapitels von Locke wider die angeborenen Ideen; und bei dem Lesen aus einem so verteufelten Werke erschien auch gleich der Teufel und sprach zu dem Könige: „Ich nehme Dein Geschenk an! Geh', greife Laudon an, so brav und erfahren dieser General auch seyn mag, Du wirst über ihn den Sieg davon tragen. Ich werde Deine Truppen anfeuern, und Du wirst erfahren, daß das Sprichwort: sie haben sich geschlagen, wie der Teufel, wörtlich in Erfüllung gegangen ist."

Ew. Ehrwürden wissen das Übrige von diesem schmähligen Ergebnisse. Der König schlug den Tag darauf den General Laudon und trug einen Sieg davon, der ganz Schlesien von den Feinden säuberte. Der wiener Hof erfuhr nach einigen Tagen durch den aufgefangenen Brief, dessen ich schon erwähnt, die Ursache dieses Sieges; aber aus Schonung und um den Anstand nicht zu verletzen, den er stets in seinen Schriften beobachtet, begnügte er sich damit in den Zeitungen einrücken zu lassen, daß der König von Preußen seinen Sieg nur der Nachricht verdanke, die er von einem gewissen Offizier erhalten, der die östreichische Armee verlassen habe. Dieser Offizier ist nie namhaft gemacht und nur sehr unbestimmt bezeichnet

worden; denn wenn man ihn genauer hätte angeben wollen, so hätte der wiener Hof geradezu sagen müssen, es sey niemand anders gewesen als der — Teufel.

Der König von Preußen hatte sehr großen Vortheil von dem Beistande gezogen, den ihm die Hölle geleistet; er dachte daher daran den Teufelsbeschwörer, der ihm dazu behülflich gewesen, auf immer um sich zu behalten, und da er wußte, daß die Philosophen den Frieden lieben, wo sie das genießen, was sie eine ehrenvolle Ruhe nennen, so versprach er diesem heillosen Menschen: wenn er bei ihm bleiben wolle, solle er nicht verbannt werden, wie die Juden in Portugal und Spanien, wie Galiläi in Italien, selbst wenn er behaupten sollte, daß die Päbste vor ihren Augen nackte Dirnen hätten tanzen lassen, um ihren Trübsinn zu verscheuchen*), in sofern

*) Note des Herausgebers. Ein Augenzeuge, ein Zeremonienmeister des Pabstes Alexander VI., machte davon eine Beschreibung, die hier des Anstandes wegen in der Originalsprache stehen mag, sie lautet also:

Dominica ultima mensis Octobris in sero fecerunt coenam cum Duce Valentinensi, in camera sua in Palatio Apostolico, quinquaginta meretrices honestae, Cortesianae nuncupatae, quae post coenam chorearunt cum servitoribus, et aliis ibidem existentibus; primo in vestibus suis, deinde nudae. Post coenam posita fuerunt candelabra communia mensae cum candelis ardentibus, et projectae ante candelabra per terram castaneae, quas meretrices ipsae super manibus et pedibus nudae candelabra pertranseuntes colligebant PAPA et Duce et Lucretia sorore praesentibus, et aspicientibus: tandem exposita dona ultimo, diploides de Serico, paria caligarum, bireta et alia, pro illis qui plures dictas meretrices carnaliter agnoscerent: quae fuerunt ibidem in aula publice carnaliter tractatae arbitrio praesentium, et dona distributa victoribus. *Specimen historiae arcanae sive anecdotae de vita Papae Alexandri VI, seu excerpta ex Diario Joannis Burchardi Argentinensis, Capellae Alexandri VI. Papae Clerici ceremoniarum Magistri* pag. 77.

So auffallend auch eine solche Art, sich zu erlustigen, für den Statthalter der Gottheit auf der Erde seyn mag, so werden doch Alle, welche darüber ernstlich nachdenken, der Meinung seyn, daß der Pabst, der Mädchen nackend vor sich tanzen läßt, für das menschliche Geschlecht und die verschiedenen gesellschaftlichen Verbindungen im bürgerlichen Leben minder schädlich ist, als ein Pabst, der die Meuchelmörder der Könige in Schutz und es übel nimmt, wenn ein Fürst solche Meuchelmörder bestrafen will; der einen Hochachtung verdienen-

er die göttlichen und menschlichen Gesetze achte, und für die Herrscher, selbst für diejenigen, die seine Feinde wären, die Achtung hege, die man gekrönten Häuptern schuldig sey.

Der König von Preußen zog durch die Siege, wozu ihm der Teufelsbeschwörer verholfen, große Vortheile; er verhinderte den Marschall Daun, Schweidnitz zu belagern, und trieb ihn in die Gebirge zurück. Dort befand sich dieser General gar nicht behaglich, als das Einrücken der Russen in das Brandenburgische und das Korps der Österreicher, unter der Anführung des Generals Lasci, das sich mit solchem vereinigte, den König nöthigten, diesem Theile seiner Lande zu Hülfe zu eilen, und so kam der Marschall Daun wieder aus der Klemme.

Der König befand sich in neuen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten; er mußte mehr als achtzig Meilen mit einer an's Unglaubliche grenzenden Schnelligkeit zurücklegen. Wie sollte man dies, wenn Marschall Daun folgte, bewerkstelligen? Er konnte die Truppen mit einer weit stärkeren Heeresmacht, während des ganzen Marsches, harzeliren, und sie jeden Augenblick aufhalten. Der Teufel hat auch bei diesem Marsch sein Spiel gehabt, den die Preußen und ihre Anhänger so hoch gepriesen haben. Belzebub, auf's Neue angerufen, kam dem Könige zu Hülfe. Um ihn aus dieser Sache zu ziehen, entsandte er aus der Hölle mehrere Legionen kleiner Teufel, jeden mit einem Blasebalge; diese stellten sich hinter die Soldaten und trieben sie mit solcher Schnelligkeit vor-

---

den Senat insultirt, mit Empörern ein Einverständniß unterhält, und sie gegen ihre legitimen Souveraine begünstigt, der, weit entfernt, über einen Krieg sich zu betrüben, schuldloses Blut stromweise in Schlachten vergießen läßt, und dies Blutvergießen veranlaßt oder befördert, der die Fürsten insultirt, die nicht seines Glaubens sind, sie gegen den Katholicismus erbittert, und christlichen Generalen, um andere Christen zu bekriegen, die nämlichen Auszeichnungen zu Theil werden läßt, die nur für diejenigen bestimmt sind, welche die Türken bekriegen. Ein einziger Pabst dieses Schlages schadet der Menschheit mehr, als alle Päbste die gelebt haben und noch in künftigen Jahrhunderten leben können, wenn sie auch täglich zweimal nackende Courtisanen tanzen, Kastanien auflesen, und auf Händen und Füßen vor sich herum kriechen lassen. Der heilige Geist muß sich sehr wundern, wenn er so sein Organ erblickt und den Mund, durch den er spricht mit *quinquaginta meretrices honestae.*

wärts, wie Schiffe, die mit günstigem Winde segeln. Dies haben wir von mehreren römisch-katholischen Ausreißern erfahren, die zu stark angeblasen worden, davon Leibschneiden erhalten, und denen es nicht entgangen ist, daß die Schnelligkeit ihres Marsches ein Werk des Teufels gewesen seyn muß.

Die Nachricht von der Annäherung des Königs von Preußen zwang die Russen und Österreicher, das Brandenburgische zu räumen. Dieser Fürst, der unterweges den Rückzug seiner Feinde erfuhr, ging nach Sachsen. Kaum war er hier, so mußte die Reichsarmee und das Korps der Würtemberger sich zurückziehen; sie konnten unmöglich den Schwefelgeruch ertragen, den die preußischen Krieger um sich verbreiteten. Die Gemeinschaft mit den Teufeln unterweges, die sie so schnell fortgeführt, gab ihnen so etwas Höllenmäßiges in ihren Physiognomien, und zwei Heere, die sieben Monate zur Eroberung von Sachsen bedurften, wurden in weniger als fünf Tagen von einer Handvoll ketzerischer Husaren verjagt, in die ohne Zweifel Teufel gefahren seyn mußten. Es hätte sich nicht geziemt, daß die heiligen Truppen der Bischöfe von Mainz, Trier, Köln und Bamberg mit solchen in die geringste Berührung gekommen wären: non sunt miscenda sacra profanis. Hätte der Teufel nicht mitgewirkt, so war es unbegreiflich, daß die Preußen nicht nur der Reichsarmee Widerstand leisten, sondern sie auch so forttreiben konnten, wie der Wind Wolken verjagt. Man braucht nur zu lesen, was seit sieben Monaten die Zeitungen von den Thaten dieser furchtbaren Armee berichtet haben, und man wird finden, daß die Franzosen unter dem großen Condé und die Österreicher unter dem Prinzen Eugen nichts so Ruhmwürdiges verrichtet haben.

Durch den Zurückzug der Reichsarmee und der würtembergschen Truppen wurde nun die Vertheidigung Sachsens den Österreichern allein überlassen. Sie glaubten, sie müßten eine unangreifbare Stellung nehmen. Diese bot ihnen die Gegend von Torgau dar, in welcher der General Hülsen mit einer Handvoll Menschen, während der Hälfte des Feldzuges, sich gegen die Reichsarmee, mehr als dreißig tausend Mann stark, gehalten hatte. Die Österreicher, wohl wissend, daß der König von Preußen, obschon ihr Feind, dennoch der Erste sey, der ihrer Taferkeit Gerechtigkeit widerfahren ließe, erwarteten nicht, daß er sie angreifen würde. Er hat es indeß

doch gethan, und sie gezwungen, die bedeutende Festung Torgau zu verlassen, über die Elbe zu gehen, sich hinter Dresden zurück zu ziehen, einen Marsch von eilf Meilen zu machen, der ihnen viele Leute gekostet, und wodurch sie ihm endlich ganz Sachsen, bis dicht vor Dresden, überlassen mußten.

Hier werden nun Ew. Ehrwürden alle Spuren der Hölle entdecken, alle Ränke Satan's und alle Stratageme des listigsten aller bösen Geister.

Es war am 3. November, Mittags um zwei Uhr als der König diese famöse Schlacht, wider den Willen seines Herenmeisters, begann, denn dieser kannte den ganzen Umfang der Macht des Mantels und des päbstlichen Degens; er versicherte dem Könige, er würde zurückweichen müssen. Das unterblieb auch nicht, und der berliner Hof hat in der Relation, die er davon bekannt gemacht, es eingeräumt, daß die Preußen, ungeachtet ihrer Unerschrockenheit und ihres muthigen Widerstandes, doch von den Österreichern in den beiden ersten Angriffen durch deren Tapferkeit zurückgetrieben worden. Aber diese nämliche Relation versichert auch, daß der dritte Angriff für die Preußen mit einem so glücklichen Erfolge gekrönt worden, daß er eine gänzliche Flucht der Österreicher hervorgebracht, die das Schlachtfeld geräumt und während der Nacht über die Elbe gegangen wären. Sie hätten Torgau mit den darin befindlichen Magazinen den Preußen überlassen, die bei'm Anbruche des Tages davon Besitz genommen, und daß die Preußen, außer den achttausend Gefangenen am Tage der Schlacht, noch viele Gefangene gemacht.

Wenn gleich die Hauptsachen in diesem Berichte auf Wahrheit beruhen, so sind doch die dabei obgewalteten Umstände gänzlich verunstaltet und verfälscht. Der wiener Hof hat daher ein Recht gehabt, in den Zeitungen bekannt machen zu lassen, daß die Österreicher den Sieg davon getragen, und die Preußen nur mitten in der Nacht alle diese Vortheile erhalten, wo man nicht das geringste sehen noch unterscheiden können. Das scheint im ersten Augenblicke unglaublich, aber, mein ehrwürdiger Pater! die Sache verhält sich so:

Die Preußen waren zweimal geschlagen worden, beide Angriffe geschahen während des Unterganges der Sonne. Ew. Ehrwürden wissen, daß der Teufel der König der Finsterniß ist; kaum ging das Gestirn des Tages unter, als die Macht des Satans das Überge-

wicht über die des heiligen Vaters in Rom erhielt. Viele unserer Offiziere merkten etwas davon bei dem dritten Angriffe der Preußen, und stellten dem Marschall Daun vor, wie es sehr zu befürchten sey, daß der geweihete Mantel und Degen ihre Kraft verlieren könnten. Aber dieser General hat (im Vertrauen gesagt) immer mehr Gewicht auf Muth und militairisches Talent gelegt, als auf die geistlichen Geschenke, worüber er in seinem Herzen sich lustig gemacht. Er wollte daher das Gefecht fortsetzen. Sein Mangel an Gottesfurcht und seine Ungläubigkeit wurden bald bestraft; er ward schwer verwundet.

Inzwischen werden sich die Vortheile der Preußen nicht vermehren, vergebens behaupten sie, die Finsterniß der Nacht für sich habend, daß sie einen vollständigen Sieg erfochten. Was hilft es ihnen, davon zu sprechen, daß sie funfzig Kanonen, ein und zwanzig Fahnen, eine Standarte erobert, und achttausend Mann, zweihundert und sechzig Offiziere, vier Generale zu Gefangenen gemacht, ohne das Mindeste gesehen zu haben? Glaubt man denn, daß die preußischen Offiziere Nachteulen und die Soldaten Kautze sind? Auf diese armselige Einwendungen kann man antworten, man halte keineswegs die Preußen für Nachtvögel, aber für Schildhalter des Teufels. Wirklich war dieser böse Geist, der in der Finsterniß nicht von der päbstlichen Macht gelähmt werden kann, die einzige Ursache des Sieges. Er befahl allen Teufelchen, welche die Preußen auf ihrem Marsche von hinten so schnell vorwärts gebracht, sich auf ihre Nasen zu setzen und in Brillen zu verwandeln, wodurch die meschanten Ketzer alle die Vortheile, wovon sie jetzt sprechen, über die unglücklichen Österreicher, die nicht einen Stich sahen, davon trugen.

Nachdem, was ich die Ehre habe, Ew. Ehrwürden zu eröffnen, werden Sie sich wohl überzeugt haben, daß unsere Zeitungsschreiber und unsere Minister befugt gewesen sind, zu erklären, daß die totale Finsterniß der Nacht, und die Unmöglichkeit, etwas zu sehen, die Ursache aller der Vortheile gewesen, welche die Preußen errungen haben. Indeß, mein ehrwürdiger Vater, ist es für diejenigen, die der guten Sache zugethan sind, sehr kränkend, daß wir jetzt, durch die wenige Religion des Königs von Preußen, beschränkt worden, nur während des Tages dem Feinde ohne Nutzen nachzufolgen, welcher von Teufeln von hinten vorwärts getrieben wird, und während der

Nacht mit Soldaten Schlachten zu liefern, denen Teufel rücklings auf der Nase sitzen. Wenn das so fortgeht, so besorge ich, daß alle Pläne, die wir geschmiedet, um die Ketzer zu demüthigen und sogar auszurotten, scheitern dürften.

Haben wir nicht gar zu fürchten, daß der König von Preußen die Prinzen, seine Brüder, ebenfalls dazu überreden wird, Hexenmeister zu werden, wie er es geworden ist? Welch ein Nachtheil würde der guten Sache und der Verbreitung der heiligen römischen Kirche daraus erwachsen, wenn Prinz Heinrich noch zu seiner klugen Tapferkeit, die so oft die Pläne des Marschalls Daun, ob gleich er ein sehr guter Feldherr ist, und auch andern österreichschen Heerführern manchen Plan vereitelt hat, Höllenkünste hinzufügen könnte. Er würde dann mit der Klugheit eines Ulysses und dem Muth eines Achills, die er schon besitzt, auch noch die Zauberkünste eines Merlin vereinigen.

Um so großes Unheil zu verhüten, glaube ich, daß es sehr zeitgemäß, das Publikum von all' dem Gräuel dieser Spiegelfechtereien, Hexereien und Zauberkünste in Kenntniß zu setzen, deren sich der König von Preußen bedient hat, und sich auch noch ferner bedienen wird, um seine Absichten durchzusetzen. Dieser Brief, den ich die Ehre habe, an Ew. Ehrwürden zu schreiben, kann dazu dienen, den irreligiösen Fürsten in Verlegenheit zu setzen. Vielleicht bestimmt ihn die Schmach, in ganz Europa als ein Hexenmeister entlarvt worden zu seyn, dem frevelhaften Einverständnisse mit den bösen Geistern zu entsagen. Sollte dies aber nicht genügen, so muß man vom römischen Hofe ein Jubiläum erbitten, um vom Himmel es zu erwirken, daß der Feind der guten und heiligen Sache sich ferner weder des Teufels, noch der Hexenmeister, selbst seines Genie's nicht mehr bedienen darf, wodurch er bei wichtigen Gelegenheiten, trotz seines Hexenmeisters, mehr für einen Engel des Lichtes, als der Finsterniß gehalten werden dürfte. Ich habe die Ehre, mein ehrwürdiger Vater, mit dem größten Respekte zu beharren

Ew. Ehrwürden

demüthigster und gehorsamster Diener

der Abbé Persifle,

Feldpater bei dem Regiment von Neuperg.

Jetzt ist fast keine Spur mehr von jenem Antagonismus vorhanden, der damals noch zwischen zwei Völkern herrschte, die sich lange feindlich gegenüberstanden, obgleich sie eine gemeinsame Sprache, wie Kinder eines Stammes, brüderlich hätten vereinen sollen. Dieser Antagonismus wurde durch den Religionshaß noch genährt, da Katholiken und Protestanten sich wechselseitig unversönlich verfolgten, und beiden Partheien das Wort Duldung gleich zuwider war.

Einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, diesen religiösen Verfolgungsgeist einer Seits zu mildern, anderer Seits fast gänzlich zu vertilgen, und nachdem das von einem Fremdlinge hart heimgesuchte Deutschland die Feuerprobe eines neuen Vandalismus ruhmvoll überstanden, hat dies auch die wohlthätige Wirkung gehabt, diesen früheren Antagonismus zu vertilgen und zwei Reiche zum Besten des gesammten Deutschland, des Herzens von Europa, innig zu befreunden. Daher darf man dieses historische Denkmal, als Charakteristik einer früheren Zeit, ohne Besorgniß — mit Ausnahme weniger Übelwollenden, die aus Allem, wie Spinnen, Gift saugen — mißgedeutet zu werden, wohl der Vergessenheit entreißen. Es muß vielmehr bei jedem Gutgesinnten, sein gemeinsames deutsches Vaterland Liebenden das frohe Gefühl erwecken, daß zu solchen sarkastischen Witzspielen dem Satiriker der Stoff genommen ist.

Man hat Friedrich den Vorwurf gemacht, daß er die französische Literatur überschätzt und die deutsche schnöde verachtet.

Dieser Vorwurf trifft ihn aber nicht, wenn man erwägt, daß sein erster Lehrer ein Franzose war, daß er später die Schriften der berühmtesten französischen Schriftsteller las, mit mehreren in nähere Verbindung kam, und er in einer Periode lebte, wo die deutsche Literatur von der Stufe, auf der sie im siebenzehnten Jahrhundert gestanden, wieder tief herabgesunken war.

Wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde er ihr wahrscheinlich eben die Aufmerksamkeit und Gunst geschenkt haben, die er der französischen Literatur und denen, die sich darin auszeichneten, zu Theil werden ließ. Ein Beweis davon ist, daß er einen Mann,

wie Gottsched*), da dieser einen unverdienten Ruf erlangt, beachtete. Hätte er in ihm einen geistreichen und feingebildeten Mann, nicht aber einen beschränkten Kopf und steifen Pedanten gefunden, so würde er eine vortheilhaftere Meinung von der deutschen Literatur erhalten haben. Dennoch unterhielt er sich, wenn er sich im siebenjährigen Kriege in Leipzig aufhielt, oft mit Gottsched über literarische Gegenstände.

Bei einer solchen Unterredung überhäufte der König die Franzosen mit Lobsprüchen wegen ihrer Geschicklichkeit, die Alten und besonders den Horaz zu übersetzen, und gab ihnen — damals nicht mit Unrecht — darin den Vorzug vor den Deutschen. Gottsched erwiederte darauf:

---

*) Johann Christoph Gottsched, geboren am 2. Februar 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Pr., war der Sohn des dortigen Predigers. Sein Vater ertheilte ihm so lange Unterricht in Sprachen und den Elementen der Wissenschaften, bis er glaubte, daß er mit Nutzen die Universität beziehen könne. Erst vierzehn Jahr alt, 1714, sandte er ihn schon nach Königsberg und er wurde unbedenklich immatrikulirt. Er wollte sich ebenfalls der Theologie widmen, aber er fühlte mehr Neigung zur Philosophie, den schönen Wissenschaften und alten und neuen Sprachen. Er gab daher mehrere Gedichte und philosophische Abhandlungen heraus und wurde 1723 Magister. Da ihn dies aber nicht vor der Einstellung in's Militair schützte, so begab er sich, um solcher zu entgehen, nach Leipzig. Er würde hier, bei allen Anstrengungen, sich vor Mangel zu schützen, ihm doch Preis gegeben worden seyn, wenn der Magistrat zu Königsberg in Pr., weil er große Hoffnungen für die Zukunft erweckte, ihn nicht durch ein Stipendium einige Zeit lang unterstützt hätte, bis er in Leipzig sich Beifall und Zutrauen erworben hatte. Im Jahre 1730 wurde er bei der dortigen Universität außerordentlicher, im Jahre 1734 ordentlicher Professor, und starb den 12. Dezember 1766. Wenn er gleich als Dichter sich nie über das Mittelmäßige erhoben, und einseitig gegen diejenigen, welche der deutschen seit dem siebenzehnten Jahrhundert gesunkenen schönen Literatur auf einem andern Weg eine bessere Richtung geben wollten, hauptsächlich gegen die Schweizer, feindselig auftrat, so gebührt ihm doch das Verdienst, daß er den Impuls dazu gab, sich mehr den schönen Wissenschaften zu widmen, daß er dazu ermunterte, die deutsche Sprache von Fremdwörtern möglichst zu reinigen, und in dieser Hinsicht verdient er nicht die Herabwürdigungen, mit denen man ihn zu seiner Zeit und nach seinem Tode behandelt hat.

„Sire! den Horaz können die Franzoſen gar nicht überſetzen.“

Der König gab ihm darauf eine einzeln abgedruckte franzöſiſche Überſetzung des römiſchen Dichters und verlangte darüber ſein Urtheil.

Gottſched las ſie mit ſichtbarem Vergnügen und ſagte dann: „Dieſe, Ew. Majeſtät, iſt ganz vortrefflich; aber es hat ſie auch kein Franzoſe gemacht.“

Sie war von dem Könige ſelbſt; ohne ein Wort zu erwiedern, legte er ſie bei Seite.

Der König gefiel ſich, trotz dem ſteifen Weſen Gottſched's, dennoch in ſeiner Geſellſchaft. Am Tage vor der Schlacht bei Roßbach (am 4. November 1757) ſprach er drei volle Stunden über manche Gegenſtände der Literatur mit ihm, und ließ ſeine Generale ſo lange warten. Endlich mußten ſie vor ihm erſcheinen; nachdem er ſie abgefertigt, ſetzte er mit gleichem Eifer das Geſpräch mit Gottſched fort, der mittlerweile in einem andern Zimmer hatte verweilen müſſen.

Gottſched mußte auch dem Könige ein Fragment aus einer Ode von J. B. Rouſſeau überſetzen. Als er die Überſetzung dem Könige einhändigte und ſolcher ſie geleſen hatte, ſprach er zu ihm: „Sie gefällt mir, aber ich kenne die deutſche Sprache zu wenig, als daß ich darüber urtheilen könnte.“

Der nachmalige General von Gaudi war im ſiebenjährigen Kriege Adjudant bei dem General von Hülſen, und in gewiſſer Rückſicht, ſtatt ſeines Chefs, kommandirender General, da er, vermöge ſeiner militairiſchen Talente und taktiſchen Kenntniſſe, den alten tapfern General ganz nach ſeinem Willen leitete, welches auch der König ſehr gut wußte, und ſolchen deshalb eigentlich dem General von Hülſen zum Adjudanten zugeordnet hatte.

Gaudi hielt ein Tagebuch von allen Ereigniſſen während des Krieges; durch einen Zufall erfuhr Friedrich etwas davon.

Er ſagte alſo einſt zu dem General von Hülſen, als dieſer ihm einen Rapport abſtattete:

„Sein Adjudant Gaudi hat ja ein Tagebuch von der Kampagne, das möcht' ich gern einmal sehen, bring' Er mir's doch morgen mit."

Wie Ew. Majestät befehlen.

Der General kehrte in sein Standquartier zurück, vergaß aber den Auftrag des Königs und nur erst, als er des andern Tages in Begleitung seines Adjudanten zum Könige ritt, fiel ihm der Befehl des Letztern ein. Er wandte sich also zu Gaudi und fragte ihn:

„Haben Sie Ihr Tagebuch bei sich?"

Ja, erwiederte dieser.

„So geben Sie es mir doch."

Gaudi überreichte es dem General, der es schweigend in die Tasche steckte.

Als Beide beinahe in das Quartier des Königs angekommen waren, sagte Hülsen zu seinem Adjudanten:

„Es war ein Glück, daß Sie Ihr Tagebuch bei sich hatten, ich würde schön angekommen seyn, wenn ich's dem Könige nicht mitgebracht hätte."

Nun erst erfuhr Gaudi, aus welcher Absicht der General es ihm abgefordert, und dies war ein Donnerschlag für ihn, denn er hatte sich darin über manche militairische Operation, und auch selbst über den König mit großer Freimüthigkeit geäußert. Er bat den General, um alles in der Welt Willen, das Tagebuch nicht abzugeben, aber dieser war unerbittlich, aus Furcht, dadurch bei dem Könige in Ungnade zu fallen, und überreichte es.

Der König behielt es vier Tage, und Gaudi lebte in dieser Zeit in der beständigen Furcht, entweder verhaftet oder kassirt, oder gar nach einer Festung als Gefangener geschickt zu werden, denn er hatte, wie er sich wohl noch erinnerte, bei dem Überfall von Hochkirch in seinem Tagebuch angemerkt: „Hier hat Friedrich einen recht dummen Streich gemacht."

Nach vier Tagen gab der König das Tagebuch dem General von Hülsen zurück, und sagte dabei mit vieler Leutseligkeit:

„Ich dank' Ihm, Gaudi's Tagebuch hat mir sehr gefallen, sag' Er ihm dies! und daß ich ihn für einen klugen Offizier halte, es sey nur Schade, daß er es selbst wisse."

Dies war Alles, was der König über diesen Vorfall erwähnte, er verlor Gaudi nie aus den Augen; dieser stieg von einer Stufe zur andern, bis er endlich General und General-Inspekteur der westphälischen Inspektion wurde.

Noch nach seinem Tode kaufte Friedrich die hinterlassenen militärischen Handschriften dieses kenntnißreichen und erfahrenen Kriegers der Wittwe für sechstausend Thaler ab.

Kurz vor der Schlacht bei Liegnitz, am 15. August 1760, sprengte der vom Patrouilliren zurückkommende Husarenmajor von Hundt gerade auf die Stelle zu, wo der König schlummernd an einem Wachtfeuer saß, daß der General von Schenckendorf mit dem Stocke zusammenschürte.

Wo ist der König? rief der Major einige Male.

Hier! antwortete Schenckendorf leise.

Der König ermunterte sich. „Was giebt's?“ fragte er.

Ew. Majestät! hol' mich der Teufel, der Feind ist nicht sechshundert Schritte mehr entfernt! Er hat alle meine Vedetten schon geworfen und hätte mich bei einem Haar gehabt.

„Gut, lieber Major, halte er ihn so lange als möglich ab!“

Mit diesen Worten bestieg Friedrich sein Pferd, die Armee formirte sich, und er ritt vom linken Flügel nach dem rechten, um beide zu richten. Kaum hatte er das Ende der Schenckendorfschen Brigade erreicht, als er schnell zurückkehrend, dem General von Schenckendorf eine im Schimmerlichte der Morgendämmerung kaum sichtbare Anhöhe zeigte, und ihm befahl, sich links zu ziehen, und den Hügel mit schwerem Geschütz zu besetzen.

„Wie wird's gehen, lieber Schenckendorf?“ fragte der König.

Ich will meine Burschen fragen. Nun, Grenadiers, werdet Ihr Euch als brave Kerls schlagen?

O ja, erscholl es: wenn Sie uns anführen, soll sie der Teufel holen!

In diesem Augenblick fing unter dem schon begonnenen Kanonendonner auch das kleine Gewehrfeuer des Feindes so heftig an, daß die Kugeln an die Grenadiermützen schlugen.

„Nun, lieber Schenckendorf, ist's hohe Zeit. Marschier' Er!“ rief Friedrich.

Soll ich den Grenadiermarsch schlagen lassen? fragte von Schenckendorf.

„In Gottes Namen! ich hoffe, wir sehen uns vergnügt wieder.“

Nach dem Siege war des Königs erste Frage nach Schenckendorf. Ihm war durch eine feindliche Kartätschenkugel die Kinnlade zerschmettert worden.

Friedrich durchritt vor dieser Schlacht jeden Abend das Lager, um seine Truppen aufzumuntern, wenn der sie einschließende Feind sich zu furchtbar zeigte. Einst erblickte er einen Garde du Corps neben einem Feuer, auf welchem er in einem Feldkessel in Stücke zerschlagenen Zwieback in rothem Weine kochte.

„Ei, mein Freund, das scheint ja eine kostbare rothe Suppe zu seyn,“ sprach er freundlich.

Ja, sie kostet aber auch einen blanken Dukaten.

„Hoho! Was ist denn darin?“

Pontak und Zwieback. Wer weiß, wie lange man es noch macht; ich wollte mich noch einmal stärken, und da hat der letzte Dukaten daran gemußt*).

„Laß Er mich doch einmal kosten; ich möchte wohl wissen, wie Seine Siebenthalersuppe schmeckt.“

Sehr gern, Ew. Majestät, aber ich habe nur einen blechernen Löffel.

„Das thut nichts!“

Der König genoß einige Löffel, und sprach dann:

„Die Suppe schmeckt wirklich gut; ich finde sie aber doch etwas theuer. Ich bedanke mich für's Erste; Er soll 'mal wieder mit mir essen.“

Der König ließ diesen Unteroffizier demnächst in's Hauptquartier kommen; er wurde von dessen Tafel gespeist und erhielt überdies noch ein Geschenk an Gelde.

---

*) Damals galt ein holländischer Dukaten sieben Thaler.

Bei dem Abmarsche von dem Schlachtfelde bei Liegnitz bemerkte Friedrich einen Grenadier, der in einen grauen Mantel gehüllt auf einem Pferde saß. Ein Mann in einem schwarzen Rocke und mit einer Perrücke führte es am Zügel und suchte den mit einem uniformwidrigen Mantel bekleideten Grenadier zu trösten.

Der König ritt näher.

„Wer seyd Ihr Beide?“ fragte er.

Der Fußgänger sah sich um.

Ich bin der Feldprediger vom ****schen Regimente.

„So, was bedeutet da aber der Aufzug?“

Ich fand meinen Landsmann auf dem Schlachtfelde. Er ist am Fuß verwundet, da hab' ich ihm mein Pferd gegeben. Ich kenn' ihn von frühern Zeiten noch, sein Vater ist an eben der Kirche Balgentreter, an der mein Vater Prediger ist.

„Hör' Er, lieber Prediger, ich danke Ihm für seine Barmherzigkeit. Aber Er darf nicht länger das Pferd führen. Wenn Er einmal wieder Gottesdienst hält, dann steht Er Seinen Zuhörern als Pferdeknecht vor Augen, das stört die Andacht. So weit muß Er den Spruch: er nahm Knechtsgestalt an, nicht ausdehnen.“

Auf des Königs Befehl wurde der Verwundete auf einen Wagen gelegt.

Meinen Mantel behalte nur, Christoph, sagte der Prediger, indem er sein Pferd wieder bestieg und zurückreiten wollte.

„Bleib' Er bei mir!“ sprach der König.

Der junge Geistliche gehorchte. Ein geübter Reiter, schwenkte er sein Roß und kam zur linken Seite des Königs.

„Nun komm' Er,“ fuhr Friedrich fort.

Beide ritten neben einander, und hinter ihnen mehrere Generale und Offiziere.

„Er hat ja eine tiefe Narbe im Gesicht. Wie kommt Er dazu? Gedient hat Er doch nicht?“

Die Narbe hab' ich in einem Duell bekommen.

„Das hätte Er unterwegs lassen können!“

Freilich, Ew. Majestät, das dacht' ich auch gleich, wie ich den Hieb weg hatte. Aber, hätt' ich's auch früher gedacht, es würde mir doch nichts geholfen haben; denn ich wurde gefordert.

„Wie alt ist Er?“

Neun und zwanzig Jahre.

„Und wie lange Feldprediger?“

Drei Jahre.

„Wie hat Er's gemacht, um sich bei den Offizieren in Autorität zu setzen?“

Durch dreierlei.

„Nun?“

Erstlich glaub' ich, daß ich das gelernt habe, was ich in meinem Amte wissen muß, dann hab' ich nichts in solchem verabsäumt, und in meinem Lebenswandel keine Blößen gegeben.

Zweitens, je geringer der Grad der Offiziere war, um desto artiger und zuvorkommender benahm ich mich gegen sie. Den Fahnenjunker nannte ich gnädiger Herr! den Obersten und die Majors lieber Herr Oberst, Major; zuweilen sogar lieber Freund. Dadurch benahm ich den Erstern jede Veranlassung, sich gegen mich nur im mindesten unartig zu benehmen. Zugleich sucht' ich mich der Freundschaft der Stabsoffiziere werth zu machen.

Friedrich lächelte.

„Er hat Recht, das ist der beste Weg. Aber weiter?“

Wäre ja der Fall einmal eingetreten, daß ein Fähndrich an mir zum Ritter hätte werden wollen, je nun, Ew. Majestät, so hätte ich — er zeigte bei diesen Worten auf die Narbe. —

„Nun, lieber Prediger,“ unterbrach ihn der König: „auf den beiden ersten Wegen bleib' Er; den dritten aber laß' Er bei Seite.“

Jetzt kam eine Meldung an den König, er brach die Unterredung ab; der Prediger zog sich zurück, und suchte wieder zu seinem rückwärts marschirenden Regimente zu kommen. Am folgenden Mittage wurde er bei dem Obersten und Kommandeur in einem Städtchen zu Tische geladen. Nach dem Essen sagte dieser zu seinem Gast:

Sie haben gestern den König gesprochen?“

Ja!

„Ich hernach auch und der König hat mir ein Geschenk für Sie einhändigen lassen.

Ein Bedienter brachte einen schönen neuen blauen Tuchmantel.

„Diesen schenkt Ihnen der König, weil Sie den Ihrigen an einen Verwundeten gegeben haben.“

Bei dem Einrücken in Böhmen schossen Kroaten aus einem alten Bergschlosse auf die Husaren. Ein Offizier ritt nach der Kolonne zurück, an deren Spitze sich der König befand, und wünschte, daß man eine Haubitze vorschieben möchte, um die Kroaten zu vertreiben.

Der König erkundigte sich bei dem Offizier nach der Beschaffenheit dieses von den Kroaten besetzten Postens.

Ew. Majestät, antwortete der Befragte: es ist ein altes Bergschloß, vielleicht schon zur Zeit des Faustrechts erbaut.

„So? — Hat Er's abgeschafft?"

Im Herbste 1760 ging Friedrich von Schweidnitz nach der Lausitz, um Berlin und Potsdam von den Russen und Östereichern zu befreien. An der Grenze der Lausitz mußte die Armee bei einer morastigen Gegend in einem Gehölz Halt machen, bis der Weg ausgefüllt war, um mit dem schweren Geschütz durchzukommen. Der Morgen war kalt und neblicht. Es wurden viele Feuer gemacht, und auch eins für den König, der sich an einen Baum lehnte.

Eine Soldatenfrau kam mit einem Topf voll Kartoffeln an das Feuer, bei welchem Friedrich stand, ohne ihn zu bemerken.

Halb knieend, blies sie immer in das Feuer, um das Wasser in dem Topfe recht bald zum Sieden zu bringen. Während dem Blasen flog die Asche dem Könige in die Augen. Er lächelte, ohne ein Wort zu sagen, und nahm seinen Mantel etwas mehr in's Gesicht.

Zufällig kam ein Soldat, der den König erkannte. Er schlich sich hinter die Frau, zog sie bei'm Rock und sagte:

„Weib! Siehst Du nicht, wer da am Feuer steht? — der König ist's!"

Ach mein Gott, rief die Soldatenfrau! nahm den Topf vom Feuer, und lief eiligst davon. Der König, ungehalten auf den Soldaten, winkte, die Flüchtige zurückzuholen; sie erschien unter Angst und Beben. Er befahl ihr aber, ihren Topf wieder an's Feuer zu setzen, bis ihre Kartoffeln gar gekocht wären.

Der General-Lieutenant von Brand, welchen der König Friedrich I. zum General en Chef der Truppen, die solcher nach Italien schickte, ernannt, hatte eine Tochter, diese wurde an einen Herrn von Camas verheirathet, der, nachdem er Gouverneur des Markgrafen von Schwedt gewesen, Kommandeur des Infanterieregiments des Grafen von Schwerin zu Frankfurt an der Oder, demnächst aber als Gesandter nach Frankreich geschickt wurde. Nach der Zurückkunft von dieser Gesandtschaft bekam er das neuerrichtete Infanterieregiment, das Glogau zur Garnison angewiesen erhielt. Im ersten schlesischen Kriege 1741 starb er, und seine Wittwe zog darauf nach Berlin. Sie war eine Frau von vielem Geiste und edlem Herzen, und genoß daher die allgemeine Achtung aller derer, welche sie kannten, und auch der König, als Kronprinz, hegte diese Gefühle für sie, und zugleich eine kindliche Ehrfurcht, da sie im Verhältnisse ihres wechselseitigen Alters seine Mutter hätte seyn können. Der König ernannte sie nach dem Tode der Oberhofmeisterin von Katsch, zur Oberhofmeisterin seiner Gemahlin. Sie starb am 12. Juni 1766 in einem Alter von 75 Jahren.

Wie hoch er die Gräfin von Camas geschätzt, davon liefern die nachstehenden, mitten unter dem Geräusch der Waffen, an sie geschriebene Briefe Beweise. Sie charakterisiren sein wohlwollendes Herz, seine Gemüthlichkeit, die Heiterkeit seiner Seele und seine frohe Laune in einer sehr stürmischen Periode seines thatenreichen Lebens. In einem in seinen Schriften gedruckten Brief an sie nennt er die übrigen Frauenzimmer, im Vergleich mit ihr: „unsre Gänse mit leerem Gehirn."

à Neustadt, 11. Novbr. 1760.

„Je suis exact à Vous repondre, et empressé à Vous satisfaire. Il est singulièr, comme l'âge se rencontre. Depuis 4 ans j'ai renoncé aux soupés, comme incompatibles avec le metier que je suis obligé de faire; et les jours de marche mon diné consiste dans une tasse de Chocolat. Nous avons couru, comme des fous, tout enflés de notre victoire, essayer si nous pouvions chasser les Autrichiens de Dresde; ils se sont moqués du nous de haut de leurs montagnes; je

suis revenu sur mes pas, comme un petit garçon, me cacher de dépit dans un des plus maudits villages de la Saxe. A prèsent il faut chasser de Freyberg et de Chemnitz Messieurs les Cercles, pour avoir de quoi vivre et nous placer.

C'est, je Vous jure, une chienne de vie, qu'excepté Don Quichotte, personne n'a menée que moi. Tout ce train, tout ce désordre, qui ne finit point, m'a si fort vieilli, que Vous aurez peine à me réconnoitre. Du coté droit de la tête les cheveux me sont tout gris; mes dents se cassent et me tombent; j'ai le visage ridé, comme les falbalas d'un juppe, le dos vouté, comme un moine de la Trappe. Je Vous préviens sur tout cela, afin qu'en cas, que nous nous voyions encore en chair et en os, Vous ne Vous trouviez pas trop choquée de ma figure. Il ne me reste que le coeur, qui n'est point changé, et qui conservera, autant que je respirerai, les sentimens d'estime et d'une tendre amitié pour ma bonne Maman. Adieu.

le 27. Novbr.

Vous voyez, ma bonne Maman, avec qu'elle activité Vous êtes servie. Voici le tabac. — Nous arrangeons ici nos quartiers d'hiver, j'ai encore une petite tournée à faire; et ensuite j'irai chercher la tranquillité à Leipzig, si elle s'y trouve; mais pour mois ce n'est qu'un mot metaphysique, qui n'a point de réalité. Entre nous soit dit, c'est une chienne de vie, ma bonne Maman, que celle que nous menons; mais il faut faire bonne mine à mauvais jeu. Adieu, ma toute Bonne, ne m'oubliez point; Vous auriez grand tort, car personne ne Vous aime et considére plus que je le fais.

ce 3*).

En vérité, ma bonne Maman, Vous êtes bien experte, et je Vous félicite de Vous connoître si bien en Hydropisie. L'avanture, qui vient d'arriver, est tout ordinaire; il n'y a point de Cour, point de Couvent même, où cela n'arrive. Moi, qui suis fort indulgent pour les foibles-

*) Ohne Monat, alſo wahrſcheinlich im Dezember.

ses de notre Espèce, je ne lapide point les filles d'honneur qui font des enfans. Elles perpetuent l'Espèce, au lieu que ce farouches Politiques la détruisent par leur guerres funestes. Je Vous avoue, que j'aime mieux ces temperamens trop tendres, que ces dragons de chasteté, qui déchirent leurs semblables, ou ces femmes tracassières foncièrement mechantes et malfaisantes. Qu'on éleve bien cet enfant, qu'on ne prostitue point une famille, et qu'on fasse sans scandale sortir cette pauvre fille de la Cour, en ménageant sa réputation autant que possible.

Nous aurons la paix, ma bonne Maman, et je me propose bien de rire entre quatre yeux, quand j'aurai le plaisir de Vous revoir. Adieu, ma bonne Maman. Je Vous embrasse.

à Meissen, le 20.

Je Vous envoye, ma bonne Maman, une bagatelle pour y mettre du rouge, ou des mouches, ou du tabac, ou des pillules; mais à quelque emploi que Vous la destiniez, pensez au moins, en voyant ce chien, cet emblème de la fidélité, que celui qui Vous l'envoye passe en attachement pour Vous la fidélité de tous les chiens de l'univers, et que son dévouement pour Votre personne n'a rien de commun avec la fragilité de la matière qu'on fabrique ici *). J'ai commandé ici de la porcelaine pour tout le monde: pour Schönhausen, pour mes Belles-soeurs; en un mot, je ne suis riche à present qu'en cette fragile matière, j'espère que ceux qui en recevront, la prendront pour bon argent. Car nous sommes des Gueux, ma bonne Maman; il ne nous reste que l'honneur, la Cape, l'épée, et de la porcelaine.

Adieu, ma chere et bonne Maman. S'il plait au Ciel, je Vous verrai encore face à face, et je réitérai de vive voix ce que j'ai dit; mais quoi que je fasse, je n'exprimerai que très imparfaitement tout ce que mon coeur pense sur Votre sujet.

---

*) Es war eine Tabacksdose in Gestalt eines Hundes von meißener Porzellan.

Au Quartier de Betlern ce 8 Juin 1762.

Je suis bien persuadé, ma bonne Maman, de la part sincère que Vous prenez aux bons événemens qui nous arrivent. Le mal est, que nous avons été si bas, qu'il nous faut à présent toute sorte d'événemens fortunés pour nous relever; et deux grandes paix, qui pourroient rétablir le calme par tout ailleurs, ne sont en ce moment-ci qu'un acheminement pour finir la guerre moins malheureusement.

Je souhaite de tout mon coeur, que le Ciel Nous conserve jusqu'à ce que je Vous puisse voir, Vous entendre, et Vous embrasser. Selon toutes les apparences, Vous pourrez redevenir dans peu les tranquilles et pacifiques habitans de Berlin. Pour nous autres, il faudra guerroyer jusqu'à l'extinction de la chaleur naturelle. Il faut pourtant, que tout ceci finisse; et la seule perspective agréable qui me reste à la paix, est de Vous assurer de vive voix de toute la considération et de l'estime, avec la quelle je suis, ma bonne Maman, Votre fidèle ami.

le 27.

Je me réjouis, ma bonne Maman, de ce que Vous avez si bon courage; et je Vous exhorte fort d'en redoubler encore. Tout finit, ainsi il faut esperer que cette maudite guerre ne sera pas la seule chose éternelle dans ce monde. Depuis que la mort a troussé une certaine Catin des pays hyperboréens, notre situation a avantageusement changé, et devient beaucoup plus supportable qu'elle n'étoit. Il faut esperer, que quelques bons événemens arriveront encore, dont on pourra profiter pour parvenir à une bonne paix.

Vous me parlez de Berlin. Je souhaite beaucoup de Vous y savoir tous ensemble. Mais je voudrois, que si Vous y alliez, que ce ne soit comme des oiseaux perchés sur une branche, et que Vous y puissiez rester avec la dignité convenable. Cela fait que j'attends le moment, où je croirai cette sureté établie sur de bons fondemens, pour Vous écrire d'y retourner. Si tout ceci se finit bien et honnêtement, que je benirai le ciel, de Vous revoir, ma bonne Maman, et de Vous embrasser! Oui, je dis, embrasser; car

Vous n'avez plus d'autre amant dans le monde que moi. Vous ne pouvez me donner de la jalousie, et je suis en droit d'exiger un baiser pour prix de ma constance et de l'attachement que j'ai pour Vous. Vous pouvez Vous y préparer. Finette en dira ce qu'elle voudra, elle en pourra sécher de dépit; car depuis son defunt Duc elle n'a plus de baiseur.

Adieu, ma bonne Maman. Pardon des pauvretés que je Vous écris; c'est que je suis seul, que j'oublie quelque fois mes embarras, que je Vous aime, et que je profite du plaisir de m'entretenir avec Vous.

à Peterswalde ce 19. Octobre 1762.

Je voudrois pouvoir prendre tous les jours une forteresse, ma bonne Maman, pour recevoir de Vos aimables lettres. Mais des imbecilles de Commandants m'en perdent souvent d'une façon honteuse; et quand j'ai des Empereurs, qui me veulent du bien, — — —; jugez après cela de la jolie situation, où je me trouve. Si notre Empereur vivoit encore, nous aurions la paix cet hiver, et Vous pourriez retourner de plein saut dans votre paradis sablonneux de Berlin. Mais le public, qui se flatte, a cru sans raison que la paix suivroit la prise de Schweidnitz. Vous avez peut-être espéré que cela pourroit être; mais je Vous assure, autant que j'y puisse comprendre, que nos ennemis n'ont encore aucune envie de s'accommoder. Jugez après cela, s'il seroit prudent de retourner à Berlin, au risque de s'enfuir à Spandau à la première allarme.

Vous me parlez de la pauvre Finette. Helas, ma bonne Maman, depuis six ans je ne plains plus les morts, mais bien les vivants. C'est une chienne de vie que celle que nous menons, et il n'y a aucun regret à y donner. Je Vous souhaite beaucoup de patience, ma bonne Maman, et toutes prosperités dont ces tems calamiteux sont susceptibles; sur tout que Vous conserviez Votre bonne humeur, le plus réel trésor que la fortune puisse nous donner. Pour moi, ma vieille amitié et l'estime que je Vous ai vouée ne se

démentiront jamais. Je suis sûr que Vous en êtes persuadée. Adieu, ma bonne Maman.

A Leipzig le 22. Janvier, 1763.

Cinquante et un an, ma bonne Maman, ne sont pas une bagatelle. C'est presque toute l'étendue du fuseau de Madame Clotho qui file nos destinées. Je Vous rends graces de ce que Vous prenez part que j'en sois là. Vous Vous interessez à un vieil ami, à un serviteur que ni l'age ni l'absence ne font jamais changer de sentimens, et qui à présent espere avec une espèce de persuasion de Vous revoir encore et de Vous embrasser, si Vous voulez bien le permettre. Oui, ma bonne Maman, je crois que Vous serez à Berlin, avant que Flore ait embelli la terre de ses dons, pour m'exprimer poétiquement; et si je me réjouis sincerement de revoir quelqu'un dans cette capitale, c'est bien Vous; mais n'en dites rien. Ceci n'est pas poétique, et doit s'entendre au pied de la lettre. Que le ciel veille sur Vos jours, et Vous comble d'autant de benedictions que Votre vertu en mérite! Que je Vous revoye en santé, contente et satisfaite; et que Vous me conserviez toujours Votre amitié! Je ne la mérite, ma bonne Maman, que par l'attachement inviolable, que j'ai pour Vous, et que je conserverai jusqu'au moment que la Parque ennemie coupera ma trame.

A Dahlen le 6. Mars 1763.

Je Vous reverrai donc, ma bonne Maman, et j'espére que ce sera sur la fin de ce mois ou au commencement d'Avril, et j'espére de Vous trouver aussi bien que je Vous ai quittée. Pour moi, Vous me trouverez vieilli et presque radoteux, gris comme mes ânes, perdant tous les jours une dent, et à demi éclopé par la goutte; mais Votre indulgence supportera les infirmités de l'âge et nous parlerons du vieux tems.

Voilà notre bon Marggrave de Bareuth, qui vient de mourir. Cela me cause une véritable peine. Nous perdons des amis, et les ennemis paroissent vouloir durer en eter-

nité. Ah, ma bonne Maman, que je crains Berlin et les vuides que je trouverai! Mais je ne penserai qu'à Vous, et je me ferai illusion sur le reste. Soyez persuadée du plaisir que je me fais de Vous assurer de vive voix de la véritable estime et de l'amitié que je Vous conserverai jusqu'au tombeau.

le 2. Juin 1763.

Ma bonne Maman, Votre lettre et Votre souvenir m'ont fait un véritable plaisir, parce qu'ils ont des marques que Votre santé va mieux. On m'assure qu'ils n'y a aucun danger, et que Vous Vous remettrez tout à fait. Ma Soeur va arriver dans une heure d'ici. Je Vous avoue que cela me fait grand plaisir. Tâchez, ma bonne Maman, à mettre le nez à l'air. Le grand air est la souveraine medecine, il Vous remettra du baume dans le sang et Vous guerira tout à fait. Pour moi, je m'y intéresse sincerement. Vous connoissez mon vieux coeur, qui est toujours le même et qui est fait pour Vous aimer tant qu'il existera. Adieu, ma bonne Maman. Ayez bien soin de Vous remettre, et ne m'oubliez pas.

Je montrerai Votre lettre, ma bonne Maman, à ma Soeur, qui sera charmée de ce que Vous pensez à elle. Je regrette à la verité de ne point jouir ici de Votre personne. Mais je trouve que Vous avez grande raison de Vous ménager, et dans le fond je pourrois fort peu profiter ici de Votre aimable compagnie. Car nous sommes comme dans une diète generale du St. Empire Romain, environnés de trente Princes et Princesses; et d'ailleurs mes infirmités m'empêchent d'assister à tous les banquets. Je me trouve aux grandes solemnités et je tâche de prendre quelque repos entre deux. Le vieux Baron insulte à mes jambes estropiées; il a couru avec le Prince Frederic, à qui se dévançera. Pour moi, qui me traine en cloche-pied à peu-près comme une tortuë, je vois la rapidité de leur course, ainsi qu'un paralytique qui assisteroit à un ballet de Denis.

Bon soir, ma bonne Maman; j'espére de Vous revoir, quand mes jambes me reviendront, et que je pourrai grim-

per les escaliers du chateau qui menent à Votre Paradis. Je suis à jamais le plus ancien de Vos adorateurs.

Fréderic.

Neustadt den 11. November 1760.

Ich bin sehr pünktlich, Ihnen zu antworten, und sehr eilig, Sie zu befriedigen. Es ist sonderbar, wie das Alter übereinstimmt. Seit vier Jahren habe ich den Soupés entsagt, weil sie sich mit dem Gewerbe, daß ich zu treiben gezwungen bin, nicht vertragen; und auf Marschtagen besteht mein Mittagsmahl in einer Tasse Chokolade. Wir sind gelaufen, wie die Narren, ganz aufgeblasen von unsern Siegen, um zu versuchen, ob wir die Österreicher aus Dresden vertreiben könnten; sie haben Uns von ihren hohen Bergen verspottet; ich habe wieder wie ein kleiner Bursche den frühern Weg eingeschlagen und mich aus Ärger in eins der allerverwünschtesten Dörfern Sachsens versteckt. Nun muß man aus Freiberg und Chemnitz die Herrn Reichstruppen vertreiben, damit wir etwas zu leben und ein Unterkommen erhalten.

Ich schwöre es Ihnen, es ist ein Hundeleben, das, außer Don Quixotte, kein Mensch geführt hat, als ich. Diese Lebensweise, diese Unordnung, die kein Ende nehmen, haben mich so alt gemacht, daß es Ihnen Mühe machen würde, mich wieder zu erkennen. An der rechten Seite des Kopfes sind die Haare ganz grau geworden, meine Zähne zerbröckeln und fallen aus, ich habe Falten im Gesicht, wie das Falbalas an einem Rock; der Rücken ist so gekrümmt, wie der eines Mönchs von la Trappe. Ich mache Sie damit im Voraus bekannt, damit Ihnen, wenn wir uns noch in Haut und Knochen wieder sehen sollten, meine Gestalt nicht gar zu anstößig seyn möge. Mir bleibt nichts als das Herz, das sich nicht geändert hat, und das, so lange ich Athmen schöpfe, unverändert die Gesinnung der Hochachtung und der zärtlichsten Freundschaft für meine gute Mutter bewahren wird. Leben Sie wohl.

den 27. November.

Sie sehen, liebe Mutter, mit welchem thätigen Eifer Sie bedient werden. Hier ist der Tabak. Wir ordnen hier unser Winterquartier, ich habe nur noch eine kleine Reise zu machen, dann will

ich in Leipzig Ruhe suchen, wenn sie sich dort findet. Für mich ist das aber nur ein metaphysisches Wort ohne Realität. Unter uns gesagt, liebe Mutter, wir führen ein wahres Hundeleben, aber man muß gute Miene zum bösen Spiel machen. Leben Sie wohl, meine durchaus Gute! Vergessen Sie mich nicht, Sie würden sehr unrecht thun, denn Niemand liebt und schätzt Sie mehr, als ich.

den 3.

Wahrlich, meine liebe Mama, Sie sind sehr erfahren, und ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie sich so gut auf die Wassersucht verstehen. Das Ereigniß, das sich zugetragen, ist etwas sehr gewöhnliches, es giebt keinen Hof, kein Kloster wo es nicht vorfällt. Ich, mit den Schwächen unserer Gattung sehr nachsichtig, hebe nicht den ersten Stein gegen Hof- und Ehrendamen auf, welche Kinder bekommen. Sie pflanzen ihre Art fort, statt daß diese bärbeißigen Politiker sie durch ihre unseligen Kriege zerstören. Ich gesteh' Ihnen, ich liebe mehr die zu zärtlichen Temperamente, als die Keuschheitsdrachen, die über ihres Gleichen unbarmherzig herfallen, und die zanksüchtigen Weiber, die im Grunde boshaft und Unheil stiftend sind. Das Kind muß gut erzogen und eine Familie nicht beschimpft werden. Man entferne das arme Mädchen ohne Aufsehen vom Hofe, und schone ihren guten Ruf, so viel als möglich.

Wir werden Friede bekommen, liebe Mama! und es steht bei mir fest, mit Ihnen unter vier Augen zu lachen, wenn ich das Vergnügen haben werde, Sie wieder zu sehen. Leben Sie wohl, liebe Mutter! Ich umarme Sie.

Meißen, den 20.

Hier schick' ich Ihnen, liebe Mama! eine Kleinigkeit, damit Sie sich meiner erinnern mögen. Sie können sich dieser Dose dazu bedienen, entweder Schminke, oder Schönpflästerchen, oder Taback, oder Dragées, oder auch Pillen hinein zu thun; aber was sie auch immer für einen Gebrauch davon machen mögen, denken Sie wenigstens, wenn Sie diesen Hund sehen, daß er das Sinnbild der Treue ist, daß derjenige, der sie Ihnen schickt, an Treue alle Hunde in der ganzen Welt übertrifft, und daß seine Anhänglichkeit an Ihre Person nichts mit der Zerbrechlichkeit dessen gemein hat, was man hier fabrizirt.

Ich habe hier Porzellan für die ganze Welt bestellt: für Schönhausen, für meine Schwägerinnen; kurz, ich bin jetzt nur reich an solcher zerbrechlichen Waare. Ich hoffe, wenn Sie's erhalten, werden Sie's für baares Geld nehmen. Wir sind arme Teufel, liebe Mama, uns ist nichts geblieben, als die Ehre, ein Regenmantel, der Degen und Porzellan.

Leben Sie wohl, gute und liebe Mama! Gefällt es dem Himmel, Sie noch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so werd' ich mündlich wiederholen, was ich gesagt habe; aber wie ich mich auch immer anstellen mag, ich werde doch nur sehr unvollkommen ausdrücken können, was mein Herz für Sie empfindet.

Im Quartier zu Betlern, den 9. Juni 1762.

Ich bin fest überzeugt, meine gute Mama, daß Sie aufrichtigen Theil an den guten Ereignissen nehmen, die uns begegnen. Es ist nur schlimm, daß wir so heruntergekommen, daß wir jetzt aller Arten glücklicher Ereignisse bedürfen, um uns zu erheben und zwei wichtige Frieden, die sonst hingereicht hätten, überall die Ruhe wieder herzustellen, sind in diesem Augenblick weiter nichts, als einen Krieg minder unglücklich zu enden.

Ich wünsche von ganzem Herzen, daß der Himmel Sie so lange erhalten möge, bis ich Sie sehen, hören und umarmen kann. Allem Anschein nach werden Sie bald ruhig und friedlich in Berlin wohnen können. Was uns Andere betrifft, wir werden kriegen müssen, bis alles natürliche Feuer erloschen ist. Indeß muß auch dies einmal ein Ende nehmen, und die einzige angenehme Aussicht, die mir bei dem Frieden bleibt, ist die, Ihnen mündlich die Werthschätzung und Achtung versichern zu können, mit welcher ich bin, meine gute Mama, Ihr treuer Freund.

den 27.

Ich freue mich, meine gute Mama! daß Sie so guten Muth's sind, und ich ermahne Sie recht sehr, ihn noch zu verdoppeln. Alles nimmt ein Ende, also muß man hoffen, daß dieser verwünschte Krieg nicht das Einzige auf dieser Welt seyn wird, was ewig dauert. Seit der Tod eine gewisse Buhlerin hyperboreischer Ländern aufgepackt, hat sich unsere Lage vortheilhaft geändert, und wird erträglicher wie zuvor. Man muß hoffen, daß noch einige

günstige Ereignisse eintreten, die man benutzen kann, um einen guten Frieden zu erlangen.

Sie sprechen von Berlin, ich wünsche sehr, Sie insgesammt dort zu wissen. Aber ich wollte, wenn Sie dorthin gingen, daß Sie nicht wie ein Vogel auf einem Zweig säßen, und mit aller geziemenden Würde dort bleiben könnten. Deshalb warte ich noch auf den Zeitpunkt, wo diese Sicherheit durch triftige Gründe nicht weiter gefährdet seyn dürfte, um Ihnen dann zu schreiben, dorthin zurückzukehren. Wenn sich dies Alles gut und ehrenvoll endet, so will ich den Himmel segnen, daß ich Sie, meine gute Mama, wieder sehen und umarmen kann. Ja ich sage: umarmen; denn Sie haben in dieser Welt keinen Liebhaber, als mich. Sie können mich nicht eifersüchtig machen, und ich habe ein Recht, als Lohn für meine Treue und Anhänglichkeit einen Kuß zu fordern. Sie können sich nur darauf gefaßt machen. Finette mag darüber sagen, was sie will, und sollte sie auch vor Ärger vergehen, denn seit ihrem verstorbenen Herzog hat sie keinen Küsser mehr.

Leben Sie wohl, meine gute Mama! Verzeihung wegen der von mir Ihnen geschriebenen Armseligkeiten, das kommt davon, daß ich allein bin, zuweilen meine verdrießliche Lage vergesse, Sie lieb habe, und das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, gar zu gern benutze.

Peterswalde, den 19. Oktober 1762.

Ich möchte alle Tage eine Festung nehmen können, meine gute Mama! um angenehme Briefe von Ihnen zu erhalten. Aber Dummköpfe von Kommandanten verlieren mir oft welche auf eine schimpfliche Weise, und wenn ich dann auch Kaiser habe, die mir wohlwollen, so — —; beurtheilen Sie hiernach die hübsche Lage, in der ich mich befinde. Lebte unser Kaiser noch, so würden wir diesen Winter sicher Frieden haben, und Sie könnten mit einem Sprung in Ihr sandiges Paradies von Berlin zurückkehren. Aber das Publikum, das sich gern selbst schmeichelt, glaubte, nach der Einnahme von Schweidnitz würde der Friede folgen. Sie haben dies vielleicht auch gehofft, aber ich versichere Sie, so viel ich davon verstehe, unsere Feinde haben noch keine Lust zur Aussöhnung. Hiernach beurtheilen Sie, ob es klug wäre, nach Berlin zurückzukehren, auf die Gefahr, bei dem ersten Lärm nach Spandau zu flüchten.

Sie erwähnen der armen Finette. Ach! meine liebe Mama! Seit sechs Jahren beklage ich nicht die Gestorbenen, aber wohl die Lebenden. Wir führen ein Hundeleben, und sein Verlust ist nicht zu bedauern. Ich wünsche Ihnen viel Geduld, meine gute Mama, und alles Glück, für das eine solche bedrängte Zeit empfänglich ist, vorzüglich aber, daß Sie Ihre gute Laune erhalten, den größten und reelsten Schatz, den uns das Glück verleihen kann. Was mich betrifft, so wird meine alte Freundschaft und Achtung, die ich Ihnen gewidmet habe, sich nie verläugnen. Ich bin gewiß, daß Sie davon überzeugt sind. Leben Sie wohl, meine gute Mama.

Leipzig, den 22. Januar 1763.

Ein und funfzig Jahre sind keine Kleinigkeit, meine gute Mama! Es ist beinahe der ganze Vorrath auf der Spindel der Madame Klotho, die unser Schicksal spinnt. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, daß ich dahin gelangt bin, Sie hegen sie für einen alten Freund und Diener, dessen Gesinnungen weder Alter noch Abwesenheit ändern werden und der jetzt, mit einer Art von Überzeugung hofft, sie auch wieder zu sehen und zu umarmen, wenn Sie's erlauben. Ja, meine gute Mama, ich glaube, daß Sie in Berlin seyn werden, bevor noch Flora mit ihren Geschenken die Erde verschönt hat, um mich dichterisch auszudrücken, und wenn ich mich aufrichtig freue, Jemand in dieser Hauptstadt wieder zu sehen, so sind Sie es, aber das bleibt unter uns. Dies ist nicht dichterisch, sondern ganz buchstäblich zu verstehen. Möge der Himmel Ihre Tage behüten und Sie mit so vielen Segnungen überschütten, als Ihre Tugend es verdient. Möge ich Sie gesund, froh und zufrieden wiedersehen. Mögen Sie mir stets Ihre Freundschaft erhalten. Ich verdiene sie wegen der unverbrüchlichen Anhänglichkeit gegen Sie, meine gute Mama, die ich für Sie hege und bis zu dem Augenblick hegen werde, wo die feindselige Parze meinen Lebensfaden zerschneidet.

Dahlen, den 6. März 1763.

Ich werde Sie also wiedersehen, meine gute Mama! und hoffentlich wird das zu Ende dieses Monats oder zu Anfang April's geschehen. Ich hoffe Sie so munter wieder zu finden, wie ich Sie verlassen habe. Mich werden Sie aber gealtert und fast in der

Kindheit finden; grau, wie meine Esel, täglich einen Zahn verlierend, und halb lahm vom Zipperlein, aber sie werden nachsichtig die Gebrechen des Alters ertragen und wir wollen von vergangenen Zeiten uns unterhalten.

Unser guter Markgraf von Bayreuth ist nun auch gestorben. Das thut mir aufrichtig leid. Wir verlieren die Freunde, doch die Feinde scheinen ewig leben zu wollen. Ach, meine gute Mama, wie fürcht' ich mich vor Berlin, und die Lücken, die ich dort finden werde! Aber ich will nur an Sie denken, und bei den Übrigen mich der Täuschung überlassen. Sie können überzeugt seyn, daß es mir viel Vergnügen machen wird, Ihnen mündlich die Achtung und Freundschaft zu erkennen zu geben, die ich bis zum Grabe für Sie haben werde.

den 2. Juni 1763.

Mein gute Mama! Ihr Brief und Ihr Andenken haben mir eine wahre Freude gemacht, denn es sind Beweise, daß es sich mit Ihrer Gesundheit bessert. Man versichert mich, es sey dabei gar keine Gefahr gewesen und Sie gänzlich wieder hergestellt worden. Vor einer Stunde ist meine Schwester hier angekommen. Ich betheure Ihnen, daß es mir viele Freude macht. Versäumen Sie es nicht, meine gute Mama, frische Luft zu schöpfen. Freie Luft ist die wirksamste Arznei, sie wird Balsam für Ihr Blut seyn und Sie gänzlich gesund machen. Ich nehme daran den aufrichtigsten Theil. Sie kennen mein altes Herz, es ist immer noch das nämliche, und ganz dazu geschaffen, Sie zu lieben, so lange es schlägt. Leben Sie wohl, meine gute Mama! Sorgen Sie ja recht sehr dafür, daß Sie bald hergestellt werden und vergessen Sie mich nicht.

Ich werde Ihre Briefe, meine gute Mama! meiner Schwester zeigen; sie wird sich sehr freuen, daß Sie an sie denken. Es thut mir aufrichtig leid, daß ich Ihre persönliche Gegenwart nicht genießen kann. Ich finde jedoch, daß Sie große Ursache haben, sich zu schonen, und überdies würde ich Ihre liebenswürdige Gesellschaft wenig genießen können, denn wir befinden uns hier auf einem allgemeinen Landtag des heiligen römischen Reichs, umgeben von dreißig Prinzen und Prinzessinnen. Übrigens hindert mich meine Kränklichkeit, allen diesen Gastereien beizuwohnen. Nur bei großen Feierlichkeiten finde ich mich ein, und suche dazwischen einige Ruhe zu

genießen. Der alte Baron spöttelt über meine lahmen Beine, er ist mit dem Prinzen Friedrich um die Wette gelaufen, wer den Vorsprung erlangen würde. Ich für meine Person schleppe mich auf einem Beine fort, ungefähr wie eine Schildkröte. Ich sehe der Schnelligkeit ihrer Wettrennen so zu, wie ein Gichtbrüchiger ein Ballet von Denis.

Gute Nacht, meine gute Mama! Ich hoffe, Sie wieder zu sehen, wenn ich meine Beine wieder gebrauchen und die Treppen auf dem Schlosse hinaufklettern kann, die zu Ihrem Paradiese führen. Ich bin auf immer der älteste Ihrer Anbeter.

Friedrich, der bekanntlich bei seinem recht guten Flötenspiel mit dem Takt äußerst despotisch verfuhr, bekam bei seinem Aufenthalt in Leizig, einmal Lust, die Abendstunden mit Musik zu verkürzen. Er verlangte einen geschickten Akkompagnisten auf dem Flügel. Quanz, der die Winterquartiere in Leipzig mithalten mußte, war eben abwesend. Es wurde der damalige Organist an der Nikolaikirche in Leipzig, Schneider, ein sehr geschickter Tonkünstler, gerufen. Schneider erschien, und setzte sich an den Flügel, der König spielte, und spielte so — frei, daß Schneider gar bald nicht mehr wußte, wo er war. Er wagte es aber nicht, die Ursache davon laut werden zu lassen. Nachdem der König einigemal, obschon vergebens, wacker Takt getreten hatte, fing er noch einmal von vorn an. Der Akkompagnist, jetzt ängstlicher, konnte mit dem königlichen Solospieler nun noch weniger fortkommen.

„Nun, was macht Er denn?“ fuhr ihn Friedrich an.

Hier fühlte sich Schneider, der keine Note versehen, auch so viel nur möglich nachgegeben hatte, an seiner Künstlerehre gekränkt; er bat demüthig, noch einmal anzufangen. Es geschah und nun ging es vortrefflich. Da der Satz aus war, und der König ihm seinen Beifall zu erkennen geben wollte, bemerkte er, daß das leere Titelblatt der Musik vor Schneider aufgeschlagen lag.

„Ich glaube, Er hat aus dem Kopfe gespielt?“

Ja, Ew. Majestät, so ging's besser!

Der König fühlte, was der Künstler damit sagen wollte.

„Geschickt ist Er, aber grob auch," erwiederte er, brach das Konzert ab, und ließ Schneidern nicht mehr rufen; am folgenden Tage schickte er ihm jedoch ein nicht unbeträchtliches Geschenk.

Der König liebte die Windspiele sehr, oft belief sich ihre Zahl auf zwanzig. In seinem Kabinette lagen immer eine Menge Bälle, mit welchen er sie spielen ließ, und wenn das eine oder das andere erkrankte, wurde es sorgsam gepflegt.

In dem Winterquartiere zu Leipzig Ende des Jahres 1760 und Anfangs des darauf folgenden Jahres sorgte er sehr für seine Gesundheit, weil er solche seiner Überzeugung nach im folgenden Feldzuge sehr nöthig haben würde. Er aß des Abends daher nicht, und ließ dem Marquis d'Argens, der um ihn war, die Wahl, ob er, um halb acht Uhr, nach dem Konzerte, in seiner Gegenwart speisen, oder ob er früher zu Hause essen und um diese Zeit zu ihm kommen wolle. Der Marquis wählte das Letztere. Eines Abends, als er zu dem Könige in's Zimmer trat, fand er diesen auf den Dielen sitzend, vor ihm eine Schüssel mit Fricassé, aus welcher seine Hunde ihr Abendessen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter denselben Ordnung hielt und dem Favorithunde, mit Namen Biche, die besten Bissen zuschob. d'Argens trat einen Schritt zurück, hob die Hände voll Verwunderung empor und rief aus:

„Wie werden sich doch jetzt die fünf großen Mächte von Europa, die sich wider den Marquis de Brandebourg verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut. Sie werden vielleicht glauben, er mache wider sie sehr gefährliche Pläne zum nächsten Feldzuge, er sammele die Fonds, um dazu Geld genug zu haben, oder sorge für Magazine für Menschen und Pferde, oder er entwerfe Negotiationen, um seine Feinde zu trennen und sich neue Verbündete zu schaffen. Nichts von dem Allen! Er sitzt ruhig in seinem Zimmer und füttert seine Hunde."

Diese Biche begleitete ihn überall in seinen ersten Feldzügen. Bei einer Recognoszirung hatte er sich zu weit vorgewagt; er wurde

einen Trupp Panduren gewahr, und ihm blieb nichts übrig, als sich in einem Graben unter einer Brücke zu verbergen. Biche folgte ihm. Als die Panduren über die Brücke ritten, fürchtete er, daß Biche, bei dem Geräusche der Huftritte der Pferde, bellen und ihn dadurch verrathen würde; aber das treue Thier drängte sich dicht an ihn, und gab keinen Laut von sich. Die Gefahr war vorüber, er verließ sein Versteck und begegnete bald darauf dem Generallieutenant von Rothenburg. Er rief Biche, und als sie freudig empor sprang, sprach er zu dem General:

„Ich muß Ihm doch meine treuste Freundin vorstellen! Das ist Biche!“

In der Schlacht bei Soor, wo er sein Gepäck verlor, gerieth auch dieser Lieblingshund in österreichische Hände. Als die Generalin Radasti erfuhr, dieses Windspiel habe dem Könige gehört, nahm sie es zu sich. Es kostete viele Mühe, ehe sie sich dazu verstand, es wieder zurück zu geben.

Biche war ausgeliefert worden. Als der König schreibend an einem Tisch saß, öffnete Rothenburg leise die Thür und ließ das Windspiel hinein. Plötzlich sprang Biche auf den Tisch und legte die Vorderpfoten um den Hals des Königs. Seine Freude war sehr groß, Thränen traten ihm in die Augen.

Als Biche starb, ließ er ihr ein Denkmal in Sanssouci errichten und ihre Nachkommenschaft behielt er bis zu seinem Tode um sich.

Einst ließ er seinen Hunden durch den Leibjäger eine Schüssel mit gebratenen Feldhühnern vorsetzen.

Diana, ein junger Lieblingshund, nahm ein junges Hühnchen von der Schüssel, sprang auf des Königs Schreibetisch und verzehrte es auf einem Briefe, welchen der König eben an den Landrath Hübner in Stettin geschrieben hatte, und der in sehr schmeichelhaften Ausdrucken abgefaßt war, weil er diesen Mann schätzte.

Als der König den Brief ganz mit Fett befleckt sah, lachte er und sprach:

„Gute Diana, du erinnerst mich, daß ich meinen magern Worten auch eine Portion Fett beifügen muß.“

Er legte hundert Stück Friedrichsd'or zu dem mit Fett getränkten Briefe und fügte eine Nachschrift hinzu, worin er dem Briefempfänger die Veranlassung dieses Geschenkes erzählte.

Am 18. Dezember 1760 saß Gellert*) Nachmittags um drei Uhr in seinem Schlafrock, mit einer weißen Mütze, unrasirt und eben nicht wohl auf, an seinem Pulte und schrieb. Da pochte es an die Thüre.

„Herein!"

Es trat ein preußischer Offizier in's Zimmer und sprach:

Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich, Herr Professor, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen, Sie zu sprechen, und haben mich zu Ihnen geschickt, Sie zu ihm zu bringen.

„Herr Major! Sie müssen es mir ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne nicht viel gedient seyn, der nicht sprechen kann."

Es ist wahr, Sie sehen unwohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen: wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen denken, so irren Sie sich. Ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie dann nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also; ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um vier Uhr will ich wieder anfragen: ob ich Sie heute, oder ein andermal mitnehmen soll?

„Ja, das thun Sie, Herr Major! ich will sehen, wie ich mich dann befinde."

Der Major ging. Gellert, der zum Unglück seinen Famulus Gödicke nicht im Hause hatte, verschaffte sich mit großem Verdruß und vielen Umständen einen Barbier, und fast eben so viele Mühe machte es ihm, ehe er mit einer wohlgepuderten Perrücke zu Stande kam.

---

*) Christian Fürchtegott Gellert, geboren den 4. Juli 1715 zu Haynichen im Erzgebirge, starb als Professor an der Universität Leipzig, am 13. Dezember 1769.

Quintus Icilius kam zur bestimmten Zeit wieder; Gellert war zum Mitgehen bereit und Beide gingen nach dem Apelschen Hause.

Sie traten in ein Vorzimmer; hier befanden sich mehrere Personen, welche sich freuten, Gellert persönlich kennen zu lernen. Jetzt öffnete sich die Thüre und Quintus Icilius führte Gellert in das Zimmer des Königs.

Friedrich redete ihn gleich an:

„Ist Er der Professor Gellert?“

Ja, Ew. Majestät!

„Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?“

Von Haynichen bei Freiberg.

„Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?“

Ja, Ew. Majestät.

„Sag' Er mir, warum wir keine guten deutschen Schriftsteller haben?“

Quintus Icilius nahm schnell das Wort und sprach:

Ew. Majestät haben schon hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und den deutschen La Fontaine nennen.

„Das ist viel!“ erwiederte der König, und sich an Gellert wendend: „Hat Er den La Fontaine gelesen?“

Ja, Ew. Majestät! aber nicht nachgeahmt; ich habe mich bemüht, originel zu seyn.

„Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?“

Ew. Majestät sind nun einmal gegen die Deutschen eingenommen.

„Nein, das kann ich nicht sagen.“

Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

„Das ist wahr! Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?“

Es fehlt uns daran nicht. Wir haben einen Mascow, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt.

„Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortsetzen kann?“

Ja, ja, und glücklich. Einer von Ew. Majestät gelehrtesten Professoren hat es gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und noch mit größerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

„Hat's der Mann auch verstanden?"

Die Welt glaubt's.

„Aber warum macht sich Keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen."

Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Übersetzungen von ihm.

„Da hat Er Recht!"

Überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen sich noch nicht in allen Arten guter Schriften hervorgethan haben. Da Künste und Wissenschaften bei den Griechen schon blühten, führten die Römer noch Krieg. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum bei den Deutschen; vielleicht hat es ihnen noch an einem August und Ludwig XIV. gefehlt.

„Wie, will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?"

Nicht das gerade; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die Genie's ermuntere.

„Ist er gar nicht aus Sachsen weggekommen?"

Ich bin einmal in Berlin gewesen.

„Er sollte reisen."

Ew. Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen.

„Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?"

Weil Ew. Majestät sie so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würd' es zu stolz geklungen haben.

„Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn kuriren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Woche Rhabarber nehmen."

Ew. Majestät, diese Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würd' ich's nicht reiten können, und wär' es eben so krank, so möcht' ich nicht fortkommen.

„So muß Er fahren."

Dazu fehlt mir Vermögen.

„Ja, das ist wahr! Daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzt böse Zeiten?"

Ja wohl, und wenn Ew. Majestät Deutschland den Frieden geben wollten —

„Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja Drei wider mich.“

Ich bekümmere mich mehr um die alte, als neue Geschichte.

„Was meint Er, welcher ist schöner in der Epopee, Homer oder Virgil?“

Homer scheint mir den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

„Aber Virgil ist viel poetischer.“

Wir sind zu weit von Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und seinen Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher dem Homer den Vorzug giebt.

„Man muß aber nicht ein Sklave von dem Urtheile der Alten seyn.

Das bin ich nicht; ich folg' ihnen nur dann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Quintus Icilius erwähnte nun gegen den König, daß Gellert auch deutsche Briefe herausgegeben habe.

„So?“ sagte der König und fragte Gellert: „Hat Er denn auch wider den Stylum curiae geschrieben?“

Ach ja! Ew. Majestät.

„Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes! Sie bringen mir ganze Bogen und ich verstehe nichts davon.“

Wenn Ew. Majestät es nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen.

„Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?“

Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu.

„Besinn' Er sich, ich will unterdessen umher gehen.“

Der König ging eine Weile im Zimmer auf und ab, dann fragte er:

„Nun, hat Er eine?“

Ja, Ew. Majestät, den Maler.

Er rezitirte darauf:

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihm bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde seh'n,

Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus:
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

D'rauf trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er bei dem ersten Blicke:
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde;
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm, ist in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler wird beschämt gerühret;
Er sah den Kenner traurig an.
„Nun," sprach er: „bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan."
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Friedrich hatte Gellert bis dahin sehr aufmerksam zugehört, und als er jetzt eine Pause machte, fragte er schnell:
„Und die Moral?"
Gellert fuhr fort:

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist das schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

„Das ist recht schön!" rief der König aus: „Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das versteh' ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der Iphigenia vorgelesen. Ich habe das Französische dabei gehabt, und doch kein Wort davon verstanden.

Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch *) gebracht, den hab' ich weggeworfen."

Ew. Majestät, den werf' ich auch weg.

„Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfters zu mir kommen, Seine Fabeln mitbringen und mir etwas Neues vorlesen."

Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich hab' einen singenden, gebirgischen Ton.

„Ja, wie die Schlesier. Aber Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm' Er bald wieder."

Das war ein Wink für Gellert, sich zu beurlauben.

Als er sich entfernt hatte, sagte Friedrich, sich an Quintus Icilius wendend:

„Das war ein ganz anderer Mann, wie Gottsched!"

Auch am folgenden Tage gedachte er noch Gellert's mit der Äußerung:

„C'est le plus raisonable de tous les savans allemans."

(Das ist der Verständigste aller deutschen Gelehrten.)

Gellert wurde jedoch nicht wieder zu dem Könige gerufen; dies unterblieb nicht, weil er seine Meinung von ihm geändert hatte, sondern nur, weil wichtigere Dinge seine Aufmerksamkeit und ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen.

Der König hatte Gellert nach seiner Unterredung in Leipzig, im Jahre 1760, nicht vergessen. Er hielt ihn für einen vorzüglichen deutschen Fabeldichter. Im Jahre 1761 machte er selbst zu Breslau die nachstehende Fabel.

Les deux chiens et l'homme.

Fable.

Deux gros mâtins acharnés à leur perte,
Rivaux de bâfre, irrités par la faim,
Se déchiroient pour saisir la desserte
Que certain gar jeta sur leur chemin;

---

*) Johann Valentin Pietsch, geboren zu Königsberg in Pr. 1690, war Professor der Dichtkunst, Hofrath und königl. Leibarzt. Er starb in seinem Geburtsort am 29. Juni 1733. Gottsched gab zuerst eine Sammlung seiner Gedichte heraus.

Le sang couloit de leur gueule entr'ouverte.
Leurs cris aiguis, leurs fiers aboiements
Frappoient au loin l'oreille des passans.

Certaine quidam d'humeur dure et brutale
Voit leur combat, se saisit d'un bâton,
Tout en fureur, sans rime, sans raison,
A double tour de son tricot régale
Nos deux champions tout meurtris de ses coups:
Toujours craint, canaille quadrupede,
Roquets maudits, qu'on s'enfuie et qu'on cède,
L'un de mâtins bouillonnant des courroux,
Tout en fuyant lui dit: Seigneur féroce,
Mediateur impertinent qui rosse
Deux vrais héros, souviens toi qu'ici-bas
Comme on l'entend chacun fait son negoce.
Nous autres chiens nous livrons des combats
Pour quelques os, et vous pour des États.
De vrais besoins entre chiens font les guerres,
Entre nous c'est l'orgueil et cent chimères.

Die beiden Doggen und der Menſch.

Zwei Doggen biſſen ſich voll Wuth
Um einen Knochen wechſelweiſe,
Den eines Schalkes Übermuth
Den Neidiſchen hinwarf zur Speiſe.
Aus ihren Kehlen ſtrömte Blut.
Den Wandrer, der auf ſeiner Reiſe
Ihr Bellen hört von ferne ſchon,
Und ihrer wilden Stimmen Ton,
Erfüllt's das Herz mit Angſt und Schauer.

Zufällig kommt des Weg's ein Bauer.
Als er die beiden Kämpfer ſieht,
Er mißgelaunt vor Zorn erglüht.
Den knot'gen Stock, der ihm zur Stütze
Bei'm Gehen dient, er drohend ſchwingt;
Mit ungeſtümer roher Hitze
Er zwiſchen beide Doggen dringt;
Es fallen Schläg' auf ſie, wie Blitze,
Und während er ſie grauſam bläut,
Er unaufhörlich flucht und ſchreit:
„Du Hundevack! fort, fort zum Henker!
Scheer augenblicklich Dich nach Haus!“

Da rief der eine Hund, ein Denker
In seiner Art, im Fliehen aus:
„Gestrenger, gnäd'ger Herr, bedenk' er,
Die Sühne fängt er schamlos an;
Auf sein Verdienst kann er nicht pochen,
Es thut ein Jeder, was er kann:
Wir Hunde streiten uns um Knochen,
Der Mensch fängt Krieg um Länder an."

Es reizt den Hund zum Kampf allein
Das, was ihm Nutzen kann verleih'n;
Er kämpft, damit er's nicht entbehre.
Uns, wenn wir uns dem Kriege weih'n,
Bald Eitelkeit und bald Chimäre.

Als man den König um die Erlaubniß bat, diese Fabel an Gellert schicken zu dürfen, war er es zufrieden.

Gellert erhielt sie durch den Herrn von Catt, der zu der literarischen Gesellschaft des Monarchen gehörte; Gellert dankte dem Uebersender dafür und schrieb ihm:

„Die Fabel ist allerliebst, und ich möchte sie lieber gemacht, als die Schlacht bei Roßbach gewonnen haben."

Der Empfänger des Briefes war aber so klug, dieses gesuchte Paradoxon dem Könige zu verschweigen; es würde ihm nicht gefallen und er unstreitig eine sarkastische Bemerkung, wohl mit Recht, gewiß aber nicht die nachstehenden Verse, ihm gewidmet, gemacht haben.

Au Sieur Gellert.

Le Ciel en dispensant ses dons
Ne le prodigua point d'une main libérale,
Il nous refuse plus que nous recevons.
Pour tout peuple à peu près sa faveur est égale.
Les François sont gentils, les Anglois sont profonds;
Mais s'il dénie à l'un ce qu'il accorde à l'autre,
Notre orgueil fait changer en roses nos chardons:
Au talent du voisin nous préférons le nôtre.

A Sparte régnoit la valeur;
Mars se plut d'y former de fameux capitaines,
Tandis que la molle douceur
Des beaux arts enchanteurs respiroit dans Athènes.

De Sparte nos valllans Germains
Ont hérité l'antique gloire.
Combien de grands exploits ont rempli leur histoire?
Mais s'il ont trouvé les chemins
Qui vont au temple de mémoire,
Les fleurs se fanent en leurs mains,
Dont ils couronnent la victoire.
C'est a toi, Cygne des Saxons,
D'arracher ce secret à la nature avare;
D'adoucir dans tes chants d'une langue barbare
Les durs et détestables sons.
Ajoute par les vers que ta Muse prépare,
(Sur les pas du devin Maron)
Aux palmes des vainqueurs dont le Germain se pare,
Les plus beaux lauriers d'Apollon.

Bei der Vertheilung ſeiner Gaben
Freigebigkeit des Himmels Hand nicht übt,
Denn mehr er uns verweigert, als er giebt;
Ein jedes Volk wird gleichen Theil faſt haben
An ſeiner Gunſt: der Gallier iſt gewandt,
Der Brite zeigt tiefforſchenden Verſtand;
Doch wenn er hier verſagt, was dort er ſpendet,
Verwandeln wir, vom Stolz verblendet,
In Roſen unſ're Diſteln, und verkannt
Wird das Talent des Nachbars, wir erheben
Das unſ'rige, um unſerm Vaterland'
Partheiiſch dieſen Vorzug auch zu geben.

In Sparta herrſchte Tapferkeit,
Heerführerruhm war dort das Streben,
Dort blut'ges Waffenſpiel nur freut',
Als in Athen man Huldigungen
Den ſchönen Künſten weit und breit,
Von ihrer Zaubermacht durchdrungen
In Sitten milder ſchon, geweiht.
Vererbet ward von Sparta's Ahnen
Auf unſ're tapfere Germanen
Der Ruhm, und manche Heldenthat
Lehrt die Geſchichte, um den Pfad
Zum Ruhmestempel uns zu bahnen;
Doch von den Blumen, die zum Kranz
Der Siege ihre Hand gewunden,
Iſt nur zu bald der lichte Glanz
Verloſchen und ihr Schmelz verſchwunden;
Man ſieht davon kaum eine Spur.

Du, Sachsens Schwan! magst der Natur,
Der kargen, das Geheimniß nun entlocken,
Wie einer Sprache man, die rauh und trocken,
Wohllaut verleihet durch Dein Saitenspiel.
O, füge nun, (Germanien's Virgil)
Durchdringt Dich der Begeist'rung Feuer,
Zu Siegespalmen, deutschen Muthes Preis,
Die süße Töne Deiner Dichterleyer,
Des Musengottes schönstes Lorbeerreis.

Während des siebenjährigen Krieges pflegte der Monarch eine Zeitlang des Abends nur gesottene Prätzeln und einen französischen Käse, Fromage de la Poste de Meaux, zu essen und tyroler Wein zu trinken. Als er 1760 von Leipzig in die Kantonnirungsquartiere nach Meißen zog, hatte man diesen Käse mitzunehmen vergessen. Angekommen in Meißen verlangte er solchen. Man gestand ihm, daß er in Leipzig aus Vergessenheit zurückgeblieben, aber schon eine Staffette abgeschickt sey, ihn zu holen. Er war darüber sehr ungehalten. Am folgenden Morgen, als seine Kammerlakeien bei'm Ankleiden gegenwärtig waren, fragte er Einen, noch mißgelaunt über diese Unachtsamkeit:

„Wie viel Esel hab' ich bei mir?"

Der Kammerdiener, wohl merkend, worauf diese Frage hindeuten sollte, antwortete mit vieler Geistesgegenwart:

Mich mitgerechnet fünf.

„Nun dann hätte wohl einer davon so klug seyn können, meinen Käse mitzunehmen" versetzte er lächelnd, über diese Antwort mit der Fahrlässigkeit seiner Dienerschaft versöhnt.

Der Feldzug des Jahres 1761 zeichnete sich durch nichts, als durch zwei wichtige Begebenheiten aus, es gelang nämlich dem Könige durch seine meisterhafte Stellung bei Bunzelwitz, den entworfenen Vereinigungsplan der Russen und Österreicher zu hindern und zweitens: die von dem Könige durch diese Stellung gedeckte wichtige Festung Schweidnitz wurde nicht lange nachher auf eine unerwartete und unerklärbare Art von dem feindlichen General

Laudon überrumpelt und eingenommen. Vielleicht machte keine der unglücklichen Kriegsbegebenheiten, selbst die verlornen Schlachten bei Collin und Kunersdorf mitgerechnet, einen so üblen Eindruck auf das Heer und auf den König selbst, als diese. Fast sechs Jahre hatte der Krieg mit abwechselndem Glücke gewährt, den größtentheils siegenden Preußen war nichts so verhaßt, als der Gedanke an einen Winterfeldzug, und zu einem solchen gab diese unerwartete Begebenheit um so mehr die Aussicht, da mit diesem Verluste die sauer und blutig geerndteten Früchte eines ganzen Feldzuges verloren gingen. Indeß, einen Geist, wie Friedrich's, konnte der Unmuth nur auf Augenblicke fesseln. Dem Könige, den jetzt der Verlust der Hauptfestung Schlesiens, nach der Berechnung der Feinde, tief beugen mußte, wichen doch die glücklichen Feinde gern aus, und selbst den unternehmenden Laudon fesselte die Furcht vor Friedrich's rächendem Schwerte. Er blieb unbeweglich in seinem festen Lager bei Freiburg, um die Gemeinschaft mit Böhmen, Schlesien und Sachsen zu erhalten. Vergebens zeigte sich Friedrich in der Nähe; vergebens neckten die kühnen leichten Truppen der Preußen den Feind, er stand unbeweglich in seinem Lager, und vermied es ängstlich, den Preußen auf freiem Felde unter die Augen zu treten. Es war spät im Herbste, der Winter war nahe, als Friedrich seine Truppen in die weiter südwärts an der Ohlau zwischen der Stadt Ohlau und Strehlen liegende Gegend in die Winterquartiere verlegte. Die Stellung war gewagt; sie zeugte von dem Muthe des Königs und von dem Vertrauen, das er auf die ihn fast immer begleitenden Haustruppen der Garnisonen von Berlin und Potsdam setzte. Ein österreichsches Korps stand nahe; es erstreckte sich von Bohrau bis Nimptsch auf dem abendlichen Ufer der Lohe, eines Flusses, der durch die Schlacht bei Breslau den 22. November 1757 so bekannt geworden ist. Österreichsche leichte Truppen schwärmten bis Campen, Beyzdorf und Plomuth, Dörfer, die kaum eine Meile von Strehlen liegen, wo der König sein Hauptquartier genommen hatte. In Strehlen selbst lagen drei Regimenter der berliner Garnison; eins derselben war das berühmte Regiment Forcade, eine Kriegsschaar, der der König bei jeder Gelegenheit den Vorzug gab. —

Möglich, daß dem König in Strehlen, einem Städtchen von nicht vierhundert Häusern, bei einer Einquartirung von sechstausend Mann, alle Bequemlichkeit fehlte, auf die er selbst im Laufe des Krieges nicht ganz Verzicht thun konnte; möglich, daß ihm das Entbehren der Pflege und der nöthigen Ruhe um so angreifender war, da er bei seiner jetzigen Kränklichkeit ihrer so sehr bedurfte — genug, er zog es vor, in dem bei Strehlen ganz nahe liegenden Gärtnerdorfe Woiselwitz sein Quartier zu nehmen. Die bequeme Wohnung des damaligen Bauinspektors Brückkampf bot dem Könige alle Pflege dar, und mit der größten Bereitwilligkeit räumte der Besitzer seinem Könige das Haus ein. Es lag einen Büchsenschuß von der Stadt Strehlen — die ganze Besatzung des Dorfes bestand aus Einer Kompagnie Grenadiere von Forcade, von welcher jeden Mittag eine Wache von dreißig Mann aufzog, um die Person des Monarchen zu beschützen.

In Strehlen stand vor dem Kriege ein Theil des Seydlitzschen Kuirassierregiments, dessen Offiziere sich durch die dem schlesischen Adel so eigene feine Bildung auszeichneten. Ein ausgebreiteter Umgang mit dem benachbarten Adel gehörte um so mehr zu den Nothwendigkeiten, da schon unter den frühern Chefs, unter Waldow und Rochau, dieser gebildete Ton im Regimente einheimisch, dieser Umgang nothwendig geworden war. Unter denen von Adel, die nicht in Kriegsdiensten standen, befand sich ein gewisser Baron von Warkotsch, der zwei Jahre vor dem siebenjährigen Kriege die österreichschen Dienste verlassen, und auf seinen in Schlesien nahe bei Strehlen liegenden Gütern als Privatmann lebte. Sein Ruf war der beste. Jeder schätzte ihn, und sein ausgebreiteter Umgang gab ihm bei Allen Ansehen. Friedrich, der es sehr gern sah, wenn die in seinem Lande wohnenden Edelleute die Dienste fremder Monarchen verließen, rechnete auch diesem gebildeten und feinen Manne diesen Schritt als sehr verdienstlich an. Er überhäufte ihn mit Gnaden, und that dies selbst auf Kosten seiner sonst gewohnten unpartheiischen Billigkeit gegen Andere; denn Friedrich befreite dieses Mannes Güter, die mehr als den vierten Theil einer Million betrugen, von allen Lieferungen, so drückend diese auch für alle andere Gutsbesitzer waren; eine Auszeichnung, die so sehr auffiel, daß die übrigen Edelleute sich bei dem Könige selbst darüber beschwerten,

welches aber diesen in seinem Sinne nicht nur befestigte, sondern seine Huld so vermehrte, daß Warkotsch nicht nur öfter in's Quartier des Königs kam, sondern eben so oft in der Gesellschaft mehrerer Generale an dessen Tafel speiste; eine Auszeichnung, mit der Friedrich nichts weniger als verschwenderisch war.

Es ist ungewiß, ob Warkotsch zu den kleindenkenden Menschen gehörte, die durch genossene Vorzüge stolz werden, sie als ein Recht verlangen, und auf Rache sinnen, sobald sie ihnen versagt werden. Religionsschwärmerei hatte nicht den geringsten Antheil an der That, welche in dem Folgenden erzählt werden soll; denn Warkotsch war evangelisch, und die Beeinträchtigung, die er, als der einzige evangelische Offizier bei dem österreichschen Regimente, in dem er diente, erlitten, hatten sehr dazu beigetragen, daß er die kaiserlichen Dienste verließ. Eigennutz konnte bei einem so reichen Manne eben so wenig der Bewegungsgrund seyn. Vielleicht trieb ihn der Stolz, dem Kriege mit einem Male ein Ende zu machen, und vielleicht wirkte dieser stärker, als Dankbarkeit. Man weiß übrigens kein Beispiel, daß Friedrich durch irgend einen Einfall, oder durch irgend eine Satire diesen Mann gekränkt hätte. Unerklärbar bleibt der Bewegungsgrund zu dieser That, wenn man nicht annehmen will, daß bloß eine planmäßige ruhig überdachte Bosheit hier wirkte. Es wird dies um so wahrscheinlicher, da Warkotsch sich lange vorher mit seinem Plane trug, und ihn schon früher, vor mehr als vier Monaten ausführen wollte.

Es war den 15. August, als der König, was er sonst nie that, den Jahrestag des im Jahre 1760 an eben diesem Tage erfochtenen Sieges bei Liegnitz feierte. Der König befand sich damals in dem Dorfe Schönbrunn, das dem Baron Warkotsch gehörte. Es war Zufall, daß gerade in diesem Orte eins der Regimenter lag, die sich bei Liegnitz so sehr ausgezeichnet hatten, so wie es auch vielleicht ein bloßes Ungefähr war, daß der König sich in der heitersten Laune befand. In dieser frohen Stimmung gab Friedrich jenem Regimente einen Ball, und diesen Umstand benutzte Warkotsch, seinen Plan auszuführen. Die Verwirrung und der Lärm bei einer solchen Feierlichkeit ließ um so eher einen glücklichen Ausgang hoffen, da Friedrich sich gewöhnlich an einem solchen Tage aus der wilden geräuschvollen Freude in die Einsam-

keit zurückzog. Warkotsch kannte des Königs Zimmer, es hatte eine verborgene Thür und Treppe; der Plan war so entworfen, daß verkleidete Österreicher den König hier überfallen und ihn todt oder lebendig mit sich fortschleppen sollten. Die Stunde der Ausführung war nahe; die Österreicher, in einem nahen Steinbruche versteckt, warteten auf das Signal, als der, in der Gegend stehende General von Zieten in dieser Nacht seine Stellung veränderte, und mit seinem Husarenregimente in die Umgebungen des Dorfes rückte. Dieser Umstand rettete Friedrich's Leben oder Freiheit. Eine höhere Hand nahm sich des Monarchen um so auffallender an, da Zieten selbst sich keines deutlichen Planes, keiner bestimmten Ursache bewußt war, weshalb er in dieser unglücksschwangern Nacht jene Veränderung seiner Stellung vorgenommen hatte. Warkotsch, aufgebracht, daß dieser boshafte Streich mißlungen noch aufgebrachter über die Vorwürfe, welche ihm die in dieses Komplott verflochtenen österreichschen Offiziere der in der Nähe stehenden Regimenter machten, verbarg seinen Unwillen listig unter der Larve der Unterthänigkeit. Selbst Friedrich, der auf den ersten Blick so oft das Innere der Menschen durchdrang; dessen Kennerauge nicht selten einen noch so listigen Bösewicht zum Geständniß brachte, selbst Friedrich wurde durch Warkotsch erheuchelte Unbefangenheit getäuscht. Neue Güte, neue Herablassung machten den Verräther kühn, und die schwarze That wurde auf eine günstigere Zeit verschoben.

Jetzt, es war im Spätherbste, sollte sie ausgeführt werden. Zu dem Hause, das der König bewohnte, konnte man sehr leicht durch Gärten kommen. Eine Überrumpelung schien um so sicherer einen glücklichen Erfolg zu versprechen, da das Wachthaus etwas entfernt lag, und Friedrich bloß zwei Grenadiere vor der Thür stehen hatte, die bei dem vielen Gehen und Kommen im Hauptquartiere leicht überfallen werden konnten. Der nahe Wald hätte die Entführer des Monarchen gedeckt, und im Falle des Mißlingens war Friedrich, ehe die Besatzung ihm zu Hülfe eilen konnte, gemordet. Eines glücklichen Erfolges gewiß, ritt Warkotsch, unter dem Vorwande einer Jagd, in die Gegend von Münsterberg, wo ein kaiserlicher Oberste sich verkleidet einfand. Der Plan wurde genauer beredet. Es sollte ein Warkotsch ge-

hörendes Gärtnerhaus angezündet werden, und in dieser Verwirrung wollte man die That vollführen.

Es war den 27. November. In der folgenden Nacht sollte die Entführung oder der Mord des Monarchen vor sich gehen, als Warkotsch zum letzten Male nach Siebenhuben, einem nahe bei Schönbrunn liegenden Dorfe, ritt. Hier wohnte ein schon früher in das Komplott verwickelter Theilnehmer, ein katholischer Weltgeistlicher, ein Mann, der sich durch Kenntnisse rühmlich auszeichnete, Namens Schmidt. Er war bei dem Plane eine der Hauptpersonen — durch ihn wurde die ganze Korrespondenz in dieser Sache um so sicherer geführt, da sein Betragen und seine nicht ganz gewöhnlichen Kenntnisse ihm in der Generalität und unter den Offizieren des preußischen dort stehenden Heeres Zutritt verschafft hatten, wodurch er dann Vieles erfuhr, was die Ausführung der That begünstigen konnte. Warkotsch hatte in seiner Begleitung einen Jäger, mit Namen Kappel, dessen Vater schon im Warkotschschen Hause gewesen; ein Umstand, der einerseits diesen Jäger unentbehrlich machte, andrerseits ihn aber auch verleitete, sich ein gewisses vorlautes, nicht immer in den Schranken des Domestiken bleibendes Benehmen zu erlauben. Warkotsch hielt viel von diesem Menschen, er war mehr sein Freund, sein Vertrauter, und so war es denn auch natürlich, daß er in jenes Geheimniß eingeweihet wurde. Gewöhnlich las ihm der Baron die in dieser Sache geschriebenen Briefe vor, Kappel mußte sie dann siegeln, und an diejenigen bringen, an die sie gerichtet waren. Dies Alles gab dem Jäger ein gewisses Übergewicht; aber es machte ihn auch keck, er trat selbst oft frech auf, um seinen Launen zu folgen, selbst wenn diese den Anordnungen seines Herrn geradezu widersprachen.

Warkotsch kam zurück. Äußerst ungern sah er es, daß der Markgraf Karl ihn zu einem Spazierritte einladen ließ. Ungern erfüllte er diese Bitte, noch weit verdrießlicher war der Jäger, daß sein Herr keinen Vorwand, diesen Ritt abzulehnen, gefunden hatte. Spät kam man zu Hause. Durchnäßt von dem unfreundlichen Wetter, müde von dem langen Ritte, war Kappel im hohen Grade mürrisch, und ohne zu essen, ging er murrend in seine Schlafkammer. Warkotsch war dergleichen Verstöße gegen

die ihm schuldige Achtung von seinem Jäger schon gewohnt. Ohne sie zu rügen, schrieb er in der Nacht einen Brief an den Obersten, und meldete ihm darin, was er in der heutigen Unterredung mit dem Prediger Schmidt verabredet habe. Um Mitternach war der Brief geschrieben; versiegelt brachte ihn Warkotsch vor das Bette des Jägers, weckte diesen, und befahl ihm, nach Münsterberg zu dem Obersten oder, wenn er etwa hier nicht durchkommen könne, nach Siebenhufen zu reiten.

Der Jäger, schon früher verdrießlich, ward sehr ärgerlich, daß er aus seinem Schlafe gestört, in so schlechtem Wetter einen so weiten Weg machen, und wohl gar Gefahr laufen sollte, unterwegs von einer preußischen Patrouille aufgegriffen zu werden. Er machte daher einige Einwendungen, die der Baron mit einem bestimmtem Befehl und Fluchen beantwortete. Kappel verbiß seinen Unmuth, kleidete sich an und, mit sich selbst noch nicht einig, was er thun solle, ritt er mitten in der Nacht fort. War es Rachsucht gegen seinen Herrn, oder erwachte in der einsamen, finsteren und stürmischen Nacht das schlummernde Gewissen; genug mit dem Schlage zwei hielt er in dem Dorfe Schönbrunn an der Thüre des evangelischen Predigers Gerlach. Die Herzensgüte und Redlichkeit dieses Geistlichen hatten ihn selbst bei den Katholiken, auf Kosten ihres Geistlichen, beliebt und werth gemacht. Auch der Jäger Kappel hegte Ehrfurcht für ihn, und in diesem Augenblick war es ihm, als müsse er sein Gewissen dem redlichen Mann enthüllen, den König retten. Ungestüm klopfte er an die Thür. Der Prediger, der in den Zeiten des Krieges, und bei den Umgebungen so starker Armeen oft schon auf diese Art geweckt worden, sprang an's Fenster. Seine Frage: „Wer ist da?“ wurde von einer bittenden, aber bekannten Stimme erwiedert.

„Ich muß Sie sprechen, ich bitte Sie, eilen Sie!“

Die Thür wurde geöffnet, der Jäger trat ein; die erste Bitte war, den Prediger allein, ganz allein zu sprechen. Nicht ohne Mißtrauen führte Gerlach den Bewaffneten auf sein Studierzimmer, nicht ohne Ängstlichkeit sahen die Gattin dem Gatten, die Kinder dem Vater nach, als dieser sich mit Kappel entfernte. Der Jäger ergriff die Hand des erstaunten Predigers, die Thränen traten ihm in die

Augen, aus ſeinem wilden Blicke ſchloß der Prediger auf einen ſchon verübten Frevel.

„Sie müſſen mir rathen! Sie müſſen mich retten!“

Mein Gott, worin? wovon?

„Morgen Nacht wird Ihr König gemordet oder gefangen. Hier leſen Sie!“

Zitternd las der Prediger, die Aufſchrift des Briefes, zitternd erbrach er ihn, indeß der Jäger Händeringend im Stübchen auf und nieder ging.

„Sagen Sie mir nur, was ich thun ſoll? Ich weiß nicht, wie ich in das verfluchte Komplott gerathen bin! Was thu' ich?“

Gerlach befand ſich in der peinlichſten Verlegenheit. Gelang die ſchwarze That, wer war Bürge, daß es unbekannt blieb, wie Kappel ihm dieſes ſchreckliche Geheimniß vertraut habe? Mißglückte der teufliſche Anſchlag, was hatte er von Warkotſch, von den Geiſtlichen und von deren Anhange zu fürchten? Nach einigen Minuten Überlegung ſprach er:

„Du jagſt, was ein Pferd nur aushalten kann, nach Strehlen zurück, und verlangſt den König zu ſprechen. Vielleicht hat er Dich irgendwo ſchon geſehen, um deſto leichter kommſt Du vor ihn. Gieb ihm den Brief und entdecke Alles. Du haſt dann Deine Pflicht gethan, den Ausgang überlaß' Gott!“

Der Prediger ließ ſogleich ſein eignes Pferd ſatteln, das des Jägers war zu ermüdet. Kappel beſtieg es, und nach kaum anderthalb Stunden rief ihm der Poſten vor des Königs Quartier das gewöhnliche „Wer da?“ entgegen. Kappel ſtieg ab, ging dem Poſten näher und gab ſich zu erkennen. Die Grenadiere kannten ihn. Ihre Frage, warum er ſchon ſo früh in dunkler Herbſtnacht komme, beantwortete er mit Ungeſtüm, daß er den König ſprechen, nothwendig ſelbſt ſprechen müſſe. Dieſe Worte hörte der im Vorzimmer des Königs auf einem Lehnſtuhl ſitzende Ordonnanzoffizier, er ging hinab zu dem die Wache kommandirenden Offizier, als ſchon der Gefreite die Treppe herauf kam, um den Jäger zu melden.

Kappel hatte ſein Anliegen dem Poſten ſo laut geſagt, daß es von Mehreren und auch von einem Freunde des Barons Warkotſch gehört wurde, der gerade jetzt erſt aus deſſen Wohnung

zurück kam. Die ängstliche Hast des Jägers erregte in ihm Argwohn, er eilte verstohlen zurück, schlich sich nach Warkotsch's Wohnung und unterrichtete ihn, daß sein Jäger den König zu sprechen verlangt.

Der Ordonnanz-Offizier hatte kaum den Melderapport des Gefreiten gehört, den neben dem Grenadier gehenden Jäger gesehen, und des Letztern dringende Bitte, dem Könige gemeldet zu werden, vernommen, als er schon in Friedrich's Zimmer ging. Der Monarch lag wachend, mit einem Schlafrocke bedeckt, auf einem Ruhebette. Er richtete sich empor, hörte den Rapport, stand auf und befahl, den Jäger herein zu führen. Dreist äußerte dieser den Wunsch, den König allein zu sprechen. Friedrich, erhaben über das Mißtrauen kleiner Seelen, der, selbst eine an's Kleinliche gränzende Besorglichkeit dann nie merken ließ, wenn er auch Ursache hatte, argwöhnisch zu seyn, erfüllte des Jägers Bitte. Er befahl, ihn mit Kappel allein zu lassen. Von der Unterredung in dieser wichtigen halben Stunde ist nie etwas bekannt geworden. Der Jäger wurde entlassen, und der König beorderte einen Offizier vom Regiment des Markgrafen Karl mit zehn Mann nach der Wohnung des Barons, um diesen zu ihm zu bringen, im Fall der Weigerung oder des Versuches zum Entfliehen, sich seiner aber mit Gewalt zu versichern.

Warkotsch, schon unterrichtet, was sein Jäger unternommen, traf eben Anstalten zur Flucht, als der Offizier in das Zimmer trat, und ihm sagte, daß der König ihn sprechen wolle. Vorbereitet auf Alles, hatte er Gewandtheit genug, seine Unruhe zu verbergen. Unter dem Vorwande, sich anzukleiden, trat er in eine Nebenkammer, diese hatte eine verborgene Treppe, und er entfloh.

Er hatte den Weg über Siebenhufen genommen, denn das Kommando, das dort den katholischen Priester Schmidt abholen sollte, kam mit der Nachricht zurück, daß auch dieser, der nur durch ihn von dem was sich ereignet, etwas wissen konnte, gegen Morgen mit einem Andern sehr eilig nach Münsterberg geritten sey. Der König blieb bei dem Rapporte des mißlungenen Unternehmens jenes Offiziers sehr gelassen. Die ganze Sache wurde bekannt gemacht; das Urtheil über die Verräther dahin gefällt, daß Beide im Bilde geviertheilt werden sollten. Ein Pfuscher malte in der Geschwindigkeit die Bildnisse. Ein Umstand, worüber der König sich scher-

zend äußerte, als ihm das Urtheil zur Unterschrift vorgelegt wurde, er sagte lächelnd:

„Das Urtheil kann um so eher vollzogen werden, da die Portraits so wenig taugen, als die Originale.“

Der Jäger trat jetzt in das preußische Jäger-Korps, und wurde nach dem Kriege Förster in der Mark Brandenburg.

Der Prediger Gerlach hat nie einen Beweis von des Königs Huld empfangen. Kappel hat unstreitig in der Angst, in welcher er dem Könige die Entdeckung der Verrätherei des Barons machte, nichts davon erwähnt, wer ihm den Rath dazu gegeben; daher ist ihm solches unbekannt geblieben, denn sonst würde er, der so viele Beweise an den Tag gelegt, wie dankbar er gegen geringere Dienste war, und wie er sich solcher noch nach vielen Jahren mit dem Gefühl der Erkenntlichkeit erinnerte, auch des Predigers Gerlach gewiß eingedenk gewesen seyn.

Nach dieser mißlungenen Verschwörung wurde ihm von einem Generale der Vorschlag gemacht, zu seiner persönlichen Sicherheit eine besondere Leibwache zu errichten, die immer um ihn wäre.

„Das käme mir etwa so vor,“ versetzte er lächelnd: „als wenn ein Vater, der viele Kinder hat, sich Knechte miethen wollte, die ihn gegen die Nachstellung der Kinder sichern sollten. Ich halte mich für den Vater meiner Unterthanen, wenigstens thu' ich Alles, mich gegen sie als solcher zu zeigen, und denk' also, daß ich sicher unter ihnen umhergehen kann.“

General von Gaudi genoß Friedrich's ganzes Vertrauen. Oft sprach er mit ihm über die wichtigsten Gegenstände und achtete in vielen Dingen auf dessen Meinung und Ansichten. Einst lenkte der General das Gespräch auf Warkotsch und wünschte über dessen verrätherischen Plan nähere Aufschlüsse. Freundlich ergriff Friedrich des Generals Hand.

„Wie lange, lieber Gaudi, kennen wir uns?“ fragte er.

Je nun, Ew. Majestät, von 1735 an, da ich in Ihr Regiment kam.

„Nun, dann wird Er wissen, daß ich gern über gute Menschen spreche; daß mir aber nichts so zuwider ist, als die Rückerinnerung an schlechte und undankbare. Frag' Er mich nie um diese Geschichte; Er verdirbt mir jedesmal einen Tag."

Im Jahre 1761, während Friedrich mit so vielen Feinden einen so ungleichen Kampf zu bestehen hatte, vergaß er darüber nicht, für die Nothleidenden nach Kräften zu sorgen.

Berlin zählte damals 100,000 Einwohner; der im Jahre 1756 ausgebrochene Krieg hatte den Wohlstand vieler zerrüttet und den Erwerb der arbeitenden Klasse so verringert, daß viele nur kümmerlich ihr Leben fristen konnten. Die Noth stieg aber noch höher, als das Brod sehr theuer wurde.

Sobald dies der König erfuhr, ließ er durch den nachmaligen Hofstaatssekretair Stiegel wöchentlich Brod für 30,000 Köpfe unentgeldlich vertheilen, worunter sich auch viele Soldatenfrauen und Kinder befanden.

Hier verdient auch eine Kabinetsordre Erwähnung, welche der König ein Jahr zuvor, sobald die Feinde Berlin verlassen hatten, dorthin sandte:

„Se. Königliche Majestät befehlen Demjenigen, welchem dieses der Feldjäger zum Erbrechen geben wird, und der in Berlin gegenwärtig ist, es sey der Generallieutenant von Rochow, oder einer der dirigirenden Minister des General-Directorii, oder auch der Kammerpräsident von Gröben, der Geheime Rath Kircheisen, oder wer es von dergleichen seyn möge, daß Derselbe im Namen und von Wegen Sr. Königlichen Majestät zuförderst sogleich an den Generallieutenant von Massow schreibe, oder ihm mündlich bekannt mache, oder aber auch es dem Generallieutenant von Rochow, wenn Derselbe gegenwärtig ist, sagen soll, daß gedachter Generallieutenant von Massow alsofort an Se. Königliche Majestät berichten soll:

1) Wie viel Mundirung vor die Armee vorhanden, auch zu seiner Zeit den nächstkommenden Winter dort fertig geschaffet und zur Armee geschickt werden können.

2) Ob er die erforderliche Leinewand zu Zeltern vor die Armee dort haben könne, welches beides Se. Königl. Majestät von dem Generallieutenant von Massow sogleich wissen wollen.

3) Muß dem Generallieutenant von Rochow gesagt oder geschrieben werden, daß Se. Königl. Majestät vierzig neue blecherne Pontons von ihm haben und bestellt wissen wolle.

4) Da zu vermuthen ist, daß der Feind, während seiner kurzen Anwesenheit zu Berlin starke Contributiones von der Stadt gefordert, mithin darüber convenirt sey, und er solche theils an Wechseln eingetrieben haben wird; so soll Sr. Königl. Majestät sogleich der Bericht erstattet werden, und declariren Dieselben vorläufig hierdurch, daß, was die ausgestellten Wechsel angehet, solche nicht bezahlt werden sollen, da solche Se. Königl. Majestät hiernächst öffentlich vor unzahlbar, null und nichtig und inacceptable, sie mögen ausgestellt seyn, wohin sie wollen, declariren werden, zu Repressalien dessen, was die Österreicher und der Reichs-Hofrath vorhin wegen der Bamberger und Würzburger Wechsel und dergleichen mehr declariret haben.

5) Weil nun gleichfalls zu vermuthen steht, daß der Feind, bei seinem kurzen Aufenthalt in Berlin, dennoch allhand Schaden an Königl. Gebäuden, als an der Pulvermühle, Gießhause und dergleichen gethan haben werde; so wird der Churmärkischen Kammer aufgegeben und ist derselben sogleich zu notificiren, daß dieselbe alsofort und sonder Zeitverlust die Anschläge von der Reparatur und Herstellung dergleichen nothwendigen Gebäude anfertigen lassen, zur Approbation immediate einsenden, alle vorläufige Anstalten zur Ersetzung des gethanen Schadens machen soll.

6) Übrigens soll Sr. Königl. Majestät sogleich berichtet werden, wo der Generallieutenant von Hülsen mit seinem Corps jetzo stehet, welchem auch sogleich bekannt gemacht werden muß, daß Se. Königl. Majestät mit Dero Armee in vollem Anmarsch sind, um wo es nöthig ist, gleich prompte Hülfe zu verschaffen und alles zu redressiren.

Im Hauptquartier Zickadel, den 16. Oktober 1760.

Friedrich."

Als der König im Jahre 1761 nach Landshut gekommen war, hatten sich eine große Menge Bauern, über tausend an der Zahl, zusammen gerottet, um ein Blutbad unter den Katholiken anzurichten, von welchen sie, als Protestanten, hauptsächlich durch An-

trieb der katholischen Priester, sehr gemißhandelt und dann ihrer Kirchen beraubt worden, um sie zum katholischen Gottesdienst zu benutzen. Sie rechneten dabei auf den Schutz des Königs.

Er ließ die Rädelsführer zu sich kommen, und erklärte ihnen: wie er eine solche Barbarei nie gestatten, sondern die strengsten Maaßregeln treffen lassen würde, sie zu unterdrücken, und setzte dann hinzu:

„Ihr wollt doch evangelische Christen seyn. Dann müßt Ihr auch den Lehren des Evangeliums folgen. Es schreibt uns vor, die zu segnen, die uns fluchen, und für unsere Verfolger zu beten, damit wir das Himmelreich erwerben."

Eine solche Ermahnung hatte die wohlthätige Folge, daß die Bauern von ihrem blutdürstigen Vorhaben abstanden, ohne daß strenge Maaßregeln dazu nöthig waren.

Im Spätherbst des Jahres 1761 stand die Armee noch in Böhmen, und der König fand es für gut, plötzlich den Staud seiner Armee zu verändern. Gleich nach Mitternacht brach man auf und marschirte weiter. Ein Unteroffizier der Avantgarde befand sich unwohl. Der König, der neben ihm herritt, befragte ihn bei'm Anbruch des Tages über mancherlei. Die Antworten waren immer höchst lakonisch, und der Befragte saß dabei gekrümmt auf dem Pferde. Dem König fiel es auf; er fragte ihn:

„Fehlt ihm was?"

Ew. Majestät! entsetzliches Schneiden im Leibe!"

„Er hat sich gewiß in der Nacht erkältet?"

Vermuthlich, ich weiß nicht, wo ich bleiben soll.

„Das ist schlimm, die Apotheke ist indeß nicht weit, aus der will ich Ihm was verschreiben."

Er sah sich nach seinem Gefolge um und sprach:

„Ich weiß, Messieurs, unter Ihnen führt Jemand gute Magentropfen bei sich."

Der König wußte, daß dies der Fall bei einem Major war. Alle sahen sich befremdet an und Keiner erwiederte darauf ein Wort.

Da fuhr der König fort: „Nur heraus damit! ich brauche sie!" den Major scharf in die Augen fassend.

Jetzt zog solcher eine Flasche mit Magentropfen hervor. Der König nahm sie ihm aus der Hand, und reichte sie dem Unteroffizier mit den Worten:

„Da, trink' Er, so viel Er glaubt vertragen zu können; sie sind etwas stark."

Der Unteroffizier setzte die Flasche, die ein achtel Quart enthielt, an den Mund. Die Tropfen schmeckten ihm; er leerte die Flasche mit einem Zuge, und gab sie dann leer dem Major zurück. Nach einer halben Stunde fragte der König den Unteroffizier:

„Wie befindet Er sich jetzt?"

O, wie neugeboren!

„Sieht Er; ich bin der Doktor, und (auf den Major zeigend) der ist der Apotheker."

In dem festen Lager bei Bunzelwitz theilte er alle Mühseligkeiten mit dem gemeinen Krieger. Manche Nacht schlief er in einer der Batterien auf einem Bunde Stroh mitten unter den Soldaten. Einst an einem späten Abend ging er gedankenvoll mit Zieten zwischen den Wachtfeuern umher. Ein Reiter war damit beschäftigt, einen Kuchen von Mehl und Speck zu backen. Der Geruch fiel dem Könige auf; freundlich äußerte er gegen den Reiter:

„Der Kuchen riecht ja herrlich!"

Das glaub' ich, war die Antwort des Reiters, ohne sich umzusehen: aber Euch soll er nicht in den Zähnen stecken bleiben.

In's Teufels Namen! Was machst Du? Es ist ja der König! riefen jetzt einige seiner Kameraden.

Der Reiter glaubte, es sey ein Scherz von seinen Kameraden, und ohne aufzusehen, versetzte er:

Was liegt daran, wenn's auch der König wäre.

„Hier werden wir schwerlich zu Tische geladen," sagte Friedrich zu Zieten: „Wir wollen nur weiter gehen."

In diesem Lager besuchte er fast alle Nächte die Schanzen selbst, um ein Beispiel von Wachsamkeit zu geben, und verweilte oft bis zum Anbruch des Tages bei den Wachtfeuern.

Einſt ſagte er zu Einem ſeiner Begleitung, als er wie gewöhnlich, zu dieſer Rekognoszirung fortreiten wollte:

„Nehmt ein Bund Stroh mit, damit ich nicht wieder, wie die vorige Nacht auf der bloßen Erde liegen darf.“

Auf einem beſchwerlichen Marſch im Spätherbſt aus Böhmen blieb eine Kanone in einem Hohlwege ſtecken. Die Bemühungen, ſolche fortzuſchaffen, waren fruchtlos. Ein Offizier prügelte deshalb einen Stückknecht auf eine barbariſche Weiſe unter rohen Flüchen. Der König kam hinzu, da er in der Ferne dieſes Ereigniß bemerkt hatte, ſah die unmenſchliche Behandlung des Stückknechts, und hörte die rohen Flüche des Offiziers.

Auf ſeinen Befehl mußten einige von ſeinen Reitknechten abſitzen, er befahl dies auch dem Offizier, und daß ſolcher nun mit den dort ſchon befindlichen Leuten Hand anlegen ſollte, um die Kanonen wieder vorwärts zu bringen. Durch die gemeinſchaftlichen Anſtrengungen der Hülfeleiſtenden gelang dies. Ein Adjudant des Königs mußte darauf den Offizier auf den folgenden Morgen in das Hauptquartier beordern. Er gehorchte. Nach ertheilter Parole ſagte er in Gegenwart aller dazu ſich eingefundenen Generale und andern Kommandeurs zu dem Offizier:

„Meine Armee beſteht nur aus Menſchen; Ihr ſeyd aber ein Unmenſch. Ihr ſeyd kaſſirt. Scheert Euch zum Teufel!“

Der König erhielt von zwei Generalen zugleich Depechen in ſeinem Hauptquartier.

Beide Abgeſchickte trafen faſt zu gleicher Zeit dort ein. Der Eine davon ging ſogleich zum Könige, der Andere hatte ſich erſt Rock und Stiefeln vom Schmutz reinigen laſſen.

Beide erſchienen vor Friedrich; er nahm ihnen die Depechen ab, erbrach und las ſie. Dann fragte er Jeden: wie er heiße und welche Charge er im Regimente bekleide?*)

---

*) Damals war kein Unterſchied in den Uniformen der Offiziere, der jüngſte Fähndrich trug die nämliche des Regimentskommandeurs.

Beide nannten ihre Namen, mit dem Zusatze, daß sie Sekondelieutenants wären.

„Wie seyd Ihr hier hergekommen?“

Wir sind geritten, versetzte derjenige, dessen Stiefeln und Uniform beschmutzt waren.

„Das Er das ist, seh' ich wohl,“ fiel ihm der König in's Wort, und auf den andern Offizier deutend, fuhr er fort: „Sein Kamerad da hat sich in einer Portchaise hertragen lassen; das leidet keinen Zweifel. — Es ist gut, Ihr könnt nun wieder gehen,“ und sich zu dem Ersten wendend: „Er ist Premierlieutenant.“

Einst stand er in der Niederlausitz mit seinem Heere einem österreichischen gegenüber.

Ein sächsischer Stabsoffizier, damals außer Diensten, hatte in der Nähe des königlichen Lagers sein Gut, auf welchem er wohnte.

Dies veranlaßte ihn, in's Lager zu reiten, wo er einige alte Bekannte zu finden hoffte. Unvermuthet stieß er auf den König, der mit einigen Personen seiner Suite die Linien beritt.

„Wer ist Er?“ fragte ihn Friedrich.

Der sächsische Major von ***, jetzt außer Dienst; jenes Gütchen dort gehört mir, ich bewohn' es mit meiner Familie.

„Nun, wenn Er auch vom Metier ist,“ fuhr der König fort: „wie gefällt Ihm meine Position? Er muß ja wohl die Gegend hier herum kennen?“

Die kenn' ich recht gut, aber im Kriegshandwerk bin ich gegen Ew. Majestät nur ein Stümper. Indeß möcht' ich doch wohl auf jene Anhöhe zeigen. Ew. Majestät sind in der jetzigen Position nicht ganz außer Gefahr.

„Gut, komm' Er mit!“

Man ritt nun den Hügel hinan, und der König überzeugte sich von der Richtigkeit der Behauptung des Majors.

Sogleich ertheilte er die zweckmäßigsten Befehle zu der nöthigen Abänderung in der Stellung der Truppen.

„Will Er Major in meiner Armee werden?“ fragte ihn darauf der König.

Ich erkenne Ew. Majestät Gnade mit unterthänigem Dank, aber — die Achseln zuckend — ich bin ein sächsischer Vasall.

„Ich will Ihn zum Obristlieutenant machen.“

Ich muß Ew. Majestät wiederholen, daß ich sächsischer Vasall bin.

„Nun denn Adieu, mein lieber Major!“

Der König ritt fort.

Einige Jahre nach dem Frieden schrieb dieser sächsische Offizier an den König, und bat ihn, mit Erwähnung dieser mit ihm gehabten Unterredung, seinen ältesten Sohn unter die Pagen aufzunehmen.

Friedrich antwortete ihm darauf:

„Mein lieber Major von ***. Ich erinnere Mich der mit Euch gehabten Unterredung noch sehr wohl, und auf Euer Gesuch habe Ich sogleich den Befehl ertheilt: Euren Sohn unter meine Pagen aufzunehmen. Ihr werdet ihn aber selbst, sobald es Euch beliebig, zu Mir nach Sanssouci bringen.“

Der Major befolgte sogleich diese Aufforderung und fand die huldvollste Aufnahme.

Nach zwei Jahren schrieb er wieder an den König:

Ich komme abermals als ein unterthäniger Bettler vor Ew. Majestät Thüre. Ich habe noch einen Sohn, für den ich mir das Glück erbitte, unter Ew. Majestät Pagen aufgenommen zu werden.

Mit der rückgehenden Post erhielt er nachstehende Antwort von dem Könige:

„Auf Euer Gesuch vom ... sind bereits die nöthigen Befehle zur Aufnahme Eures Sohnes unter Meine Pagen gegeben. Ich wünsche, daß der zweite auch so gut gerathen mag, als der erste.“

Beide Söhne wurden demnächst als Offiziere in der Armee angestellt und haben darin ihr Glück gemacht.

Im Jahre 1740 wurde unter dem Oberst von Ratzmer ein Uhlanenregiment errichtet. Seine Uniform bestand in weißen türkischen Mänteln mit hellblauer Unterkleidung. Schon im folgenden Jahre wurde es zu einem Husarenregimente gemacht, behielt aber zum Andenken an seine erste Errichtung weiße Pelze und hellblaue Dollmans. In der österreichischen Armee war kein Husarenregi-

ment weiß gekleidet, die österreichischen Husaren suchten daher dies preußische Regiment dadurch lächerlich zu machen, daß sie diese Husaren „Schaafe“ nannten, und ihnen diesen Spottnamen zuriefen. Die so Verspotteten, dessen Chef der General von Puttkammer war, wurden darüber so erbittert, daß sie vor Begierde brannten, sich dafür auf das blutigste zu rächen. Dazu fand sich auch bald Gelegenheit.

Eins der österreichischen Husarenregimenter wurde im Jahre 1758 mit einigen Eskadrons vermehrt, und die bei solchem Neuangestellten riefen den von Puttkammerschen ihr „Schaafe! Schaafe!!“ höhnend zu. Die Letztern fielen sogleich ungestüm über die Beleidiger her; keiner dachte Beute zu machen oder Gefangene, jeder wollte nur diesen Schimpf rächen, das österreichische Regiment wurde fast ganz niedergehauen. Der General von Puttkammer konnte nur mit vieler Mühe den Kommandeur und einige Offiziere retten.

Die Gefangenen wurden zum Könige gebracht. Der Kommandeur beschwerte sich, daß man auf kein Pardonrufen geachtet, selbst auf die schon auf der Erde gelegenen Verwundeten noch gehauen oder gestochen.

Friedrich, bekannt mit der Veranlassung zu diesem Verfahren, fragte den Beschwerdeführer:

„Hat Er wohl in Seinem Leben die Bibel gelesen?“

Die Frage befremdete den österreichischen Offizier nicht wenig, indem er darauf antwortete:

O ja, Ew. Majestät.

„Nun dann wird Er sich das erkären können, denn da steht: Seht Euch vor vor denen, die in Schaafskleidern zu Euch kommen; inwendig aber sind sie reißende Wölfe!“

Einst hatte der Koch des Markgrafen Karl einen österreichischen flüchtiggewordenen Infanteristen gefangen genommen. Er brachte ihn, in Erwartung eines ansehnlichen Geschenks, zum Könige.

„Wer seyd Ihr?“ fragte Friedrich.

Ich bin der Koch des Markgrafen Karl.

„So? Nun, dann bleibt künftig hübsch bei Eurer Kelle.“

Als Friedrich die Höhen von Zobelwitz erreicht hatte und er zwischen Glogau und dem Feinde stand, rief er aus:

„Nun bin ich glücklich! dieser Tag ist mir mehr werth als der glänzendste Sieg!“

Heinrich von Bülow machte darüber die Bemerkung: Dieser Zug gehört der Geschichte, weil er für diejenigen wichtig ist, welche die Wissenschaft Herrscherkunde studiren.

Der Major Lutz vom Husarenregiment Malachowsky war im siebenjährigen Kriege einer der entschlossensten und glücklichsten Partheigänger, der den Österreichern vielen Schaden that. Mit einer geringen Anzahl eben so kühner als gewandter Leute nahm er viele Wagen mit der sie deckenden Mannschaft weg, er wagte sich auch oft hinter die feindliche Armee, wo er Brandschatzungen eintrieb, und die Magazine der Feinde zerstörte. Er war daher bei den Österreichern sehr verhaßt und gefürchtet. Er stand an der böhmischen Grenze unweit eines auf einem Berggipfel liegenden Klosters, dessen andern Seite die Feinde inne hatten. Alle Patrouillen, die er nach jener Richtung ausschickte, fanden jedesmal ein doppelt so starkes feindliches Kommando gegen sich. Die Österreicher mußten daher von der Stärke seiner Kommandos zuvor genau unterrichtet seyn. Mancher braver Husar verlor durch diese Übermacht sein Leben. Lutz blieb die Art, wie die Feinde so genau unterrichtet seyn konnten, lange ein Räthsel, bis er endlich durch einen Zufall erfuhr, daß die Mönche des Klosters dem feindlichen Anführer jedesmal mit der kleinen Glocke ein Zeichen gaben, durch welches die Österreicher die Stunde und die Stärke der preußischen Patrouillen erfuhren. Wüthend vor Zorn ließ Lutz satteln; er wollte nach dem Kloster, es sollte geplündert und in Brand gesteckt werden; die Mönche wollte er sammt und sonders als Rekruten einkleiden lassen. Er erschien an der Spitze seines ganzen Korps, um jene Rache zu vollziehen. Da begegnete ihm der König, der unter Begleitung mehrerer Generale und unter Bedeckung eines Dragonerregiments von einer Rekognoszirung zurückkam. Des Majors glühendes Gesicht und die Eile seiner Leute, fielen ihm auf.

„Wohin will Er, Major Lutz?“ fragte er.

Lutz erklärte, heftig und unverständlich was er beabsichtige.

Ich will, rief er aus: an den Schelmen ein furchtbares Exempel statuiren.

„Und wer sind denn diese Schelme?“

Jetzt erst gab er dem Könige Aufschluß, und wiederholte, wie er sich rächen wolle.

Friedrich sprach sehr strenge:

„Lutz, das untersag' ich Ihm hiermit. Mit den Mönchen hab' ich keinen Krieg. Eins kann er thun! Bring' Er den Guardian und noch einige der ältesten Geistlichen zu mir; ich will einige Worte mit Ihnen sprechen; ich hoffe, daß das Geklingel unterbleiben wird.“

Lutz gehorchte, obzwar ungern, und brachte die Geistlichen zu dem Könige, als er eben an der Tafel saß. Friedrich stellte ihnen nun sehr ernst die Schändlichkeit und alle die Folgen ihres Benehmens vor, dann setzte er hinzu:

„Das geringste Signal, das Ihr dem Feinde gebt, wird dieser hier — er zeigte auf Lutz — rächen! Nun könnt Ihr wieder gehen.“

Von dieser Zeit ab verloren die Mönche die Lust, solche Signale zu geben.

Während dieses Krieges lag in einer kleinen schlesischen Stadt ein unbedeutendes preußisches Kommando.

Die Österreicher und einige dortige Jesuiten in einem benachbarten Kloster hatten einen Anschlag auf die Stadt und die kleine Besatzung gemacht.

Um die Schildwache am Schlagbaum in der Nacht zu erschrecken und von dem Posten zu verjagen, hatte sich Einer der Jesuiten in einen Teufel verkleidet, und zeigte sich mit Pferdefuß und Hörnern.

Der Soldat rief: „wer da?“

Der Verlarvte antwortete dreist mit dumpfer Stimme: Der Teufel!

„Steh' Teufel!“ rief der Soldat, „oder ich schieße,“ indem er das Gewehr anlegte.

Der vorgebliche Teufel traute nicht, und nahm die Flucht, aber der Soldat war schneller, ergriff ihn bald, und hielt ihn bis zur Ablösung fest.

Er wurde zur Hauptwache abgeliefert, wo er auch bald den ganzen mißlungenen Anschlag gestand.

Am andern Morgen meldete man dies sogleich dem Könige.

Er befahl darauf den verkappten Teufel durch die ganze Armee zu führen, wo er mit lautem Hohngelächter empfangen wurde.

Der König sandte den Gehörnten darauf an das Kloster zurück, zur Strafe mußte es aber einige Regimenter mit schwarzen Stiefelkamaschen bekleiden.

Im Lager bei Bunzelwitz hatte sich Friedrich ein kleines Zelt aufschlagen lassen, um in solchem zu übernachten und bei jedem unerwarteten Ereigniß gleich gegenwärtig zu seyn. Einst entstand während der Nacht unter heftigem Sturm und Regen ein Gewitter. Zieten kam aber am folgenden Morgen sehr früh zum Könige. Dieser stand schon vor seinem Zelte, und sprach lächelnd zu diesem:

„Ein so bequemes Quartier hab' ich noch nie gehabt"

Wie so? Es sieht doch nicht darnach aus.

„Das Wasser floß unter mein Feldbett, wie ein Bach. Trinken und Waschen hatt' ich aus der ersten Hand."

Der König hatte unter seinen Pagen einen jungen von Pirch; er war voll Talent, sehr lebhaft und erlaubte sich manchen muthwilligen Pagenstreich, in Vertrauen auf die Nachsicht des Monarchen.

Der König pflegte auf seinen Spatziergängen in den Gärten von Sanssouci die Früchte an den Stämmen zu bezeichnen, die er auf der Tafel haben wollte. Invaliden bewachten dies Obst und ihnen war es anbefohlen, darauf genau zu sehen, daß keine dieser Früchte abgepflückt würde, bei Androhung scharfer Strafe, wenn sie sich einer Nachlässigkeit schuldig machen sollten. Pirch, um sich in den Besitz solcher Früchte zu setzen, kam oft zu den Invaliden, und versicherte: der König habe ihm befohlen, sie exerziren zu lassen. Er wählte alsdann die Plätze, wo das bezeichnete Obst stand. Sie mußten sich in Reih und Glied stellen, er kommandirte: Richtet Euch! Rechts um kehrt Euch! — Die Invaliden gehorchten.

Vorwärts marsch! — Sie gingen gravitätisch mit abgemessenen Schritten vorwärts. Jetzt, hinter ihrem Rücken, nahm er ungesehen von ihnen, die Früchte, die ihm gefielen. Die Invaliden wurden für ihre Nachläßigkeit bestraft, ohne zu wissen, wie sie gefoppt worden. Ein Paar merkten es endlich, aber Pirch drohte ihnen mit seiner Rache, wenn sie ihn verrathen würden, und aus Furcht davor, schwiegen sie, bis der König selbst einmal den Obstdieb überraschte; doch da er über dessen List lachen mußte, verzieh er ihm nach einem gelinden Verweise.

Pirch folgte dem Könige 1756 in den Krieg. Auch hier ließ er seine Pagenstreiche nicht. Als der König einst in einem schlechten Amtshause sein Quartier genommen, standen mehrere Bauern, statt einer militairischen Wache, mit Knitteln und Heugabeln, vor der Thüre Wache. Auf einmal hörte der König die Worte: Richtet Euch! präsentirt das Gewehr! Gewehr hoch! Gewehr ab! Er trat an's Fenster und sah, wie Pirch diese Bauern exerzierte.

„Was macht Er denn da?“ rief er ihm aus dem Fenster zu.

Ew. Majestät, versetzte Pirch: diese Kerls wollen Sie bewachen und verstehen, auf Ehre, nicht das geringste vom Dienste.

Der Anblick war so grotesk komisch, daß der König darüber lachen mußte, und weiter nichts sagte, als:

„Laß Er das bleiben! Hört Er!“

Im Jahre 1762 rekognozirte der König die Belagerung von Schweidnitz, welche der General von Tauentzien kommandirte. Er kam der Festung dabei so nahe, daß viele Kugeln um ihn herflogen; ruhig blieb er auf seiner Stelle, obgleich dem ihn begleitenden Pagen von Pirch ein Pferd erschoßen wurde.

Er sprach zu ihm:

„Schnall' den Sattel ab und nimm ihn mit.“

Pirch gehorchte.

Der König trug demnächst Bedenken, diesen Pagen gleich als Offizier bei einem Regimente anzustellen, weil er besorgte, daß er bei seinem Leichtsinn zu viele muthwillige Streiche machen möchte;

er wurde daher nur als Junker angestellt und blieb es lange Zeit, damit er durch die strenge Disziplin gesetzter und ordentlicher werden möchte. Endlich machte er ihn zum Offizier bei dem Regimente von Saldern, befahl aber dem General ausdrücklich die strengste Aufsicht auf ihn zu haben, und ihm nicht den kleinsten Fehler nachzusehen.

Der General erfüllte diesen Befehl mit der pünklichsten Gewissenhaftigkeit; es konnte nicht fehlen, daß diese Behandlung dem Fähnrich von Pirch sehr lästig werden mußte. Um sich davon zu befreien, wußte er nur ein Mittel, sich krank zu stellen.

An einem heißen Tage spie er daher, bei'm Exerziren, in Gegenwart des Generals Blut. Es war aber nur eine Spiegelfechterei, denn er hatte unvermerkt einen röthlichen Saft in den Mund gebracht, den er nun aus solchem laufen ließ, und dabei sehr natürlich den Blutspeienden spielte. Der General ließ sich dadurch täuschen, und demnächst auch der Regimentschirurgus, gegen den er den Brustleidenden erheuchelte. Pirch wurde vom Dienst entbunden, und bei der Revue gab ihn der General dem Könige als krank an.

„Krank?“ versetzte der König: „Pirch ist ein leichtfertiger Vogel. Laß' Er sich von dem doch nichts weiß machen; es ist nur Verstellung.“

Pirch spielte mehrere Monate den Kranken, und bat darauf den General, da er doch zum Dienst untüchtig sey, auf seinen Abschied bei dem Könige anzutragen.

Es geschah, die Antwort war aber:

„Ich kenne den Pirch zu gut und weiß, daß er so krank nicht seyn wird.“

Pirch beharrte bei seiner Behauptung und blieb seiner Rolle so treu, daß der General sein Gesuch um dessen Verabschiedung erneuerte. Jetzt willigte der König in die Entlassung des zum Lieutenant hinaufgerückten von Pirch. Sobald dies geschehen, wurde er frisch und gesund, ging nach Paris, nahm dort Kriegsdienste und wurde als Oberstlieutenant angestellt.

Als der König den General von Saldern bei der nächsten Revue sah, sprach er lächelnd zu ihm:

„Sieht Er nun wohl, daß ich den Pirch*) besser gekannt habe, als Er?“

Nach der Schlacht bei Freiberg (d. 29. October 1762) begab sich der König zur Armee des Prinzen Heinrich, und dieser kam ihm mit seinem ganzen Gefolge entgegen.

Friedrich ritt einen kleinen Schimmel, welcher ihm sehr zusagte. Dieser konnte aber mit dem größern Pferde des Prinzen Heinrich nicht Schritt halten, sondern blieb oft zurück oder hielt den Zug auf.

Unter dem Gefolge des Königs befand sich auch der Graf von S*** als Flügeladjudant, der wegen seiner Talente, merkwürdigen Schicksale und gesellschaftlichen Tugenden von seinen Bekannten sehr geschätzt wurde.

Die Suite des Prinzen drängte sich um diesen, und er, der zur Linken des Königs ritt, konnte deshalb unmöglich auf jede seiner Bewegungen genau Acht haben; es kam daher, daß er zufällig mit seinem in der rechten Hand haltenden Stockes den kleinen

---

*) Pirch wollte die preußische Taktik bei dem französischen Militair einführen; bei einigen deutschen Regimentern wurde auch damit der Anfang gemacht, aber er fand, aus Neid, große Hindernisse und er zog sich vielen Verdruß dadurch zu. Dagegen hatte er die Genugthuung, daß ihm das Regiment Hessen-Darmstadt, dessen Kommandeur er war, enthusiastisch anhing. Er starb 1783 als Oberster im Lager bei St. Maria in Spanien.

Als Protestant durfte er nicht in geweihter Erde begraben werden, er wurde daher mitten im Lager hinter einem Zelte beerdigt. Das Regiment errichtete ihm aber ein ehrenvolles Denkmal auf dieser Stelle mit der Inschrift:

Sous cette tombe git Jean Ernest Baron de Pirch, Colonel commandant du regiment royal de Hesse-Darmstadt, Chevalier de l'ordre du merite et de Saint Sebastian, Chanoine de Magdebourg, mort le vingt Fevrier 1783 dans la trente neuvieme année de son age. Né en Prusse, il apprit l'art de la guerre sous Fréderic. Passé en France, il fut par ses talents et par ses vertus l'exemple de l'armée.

Ce simple monument fut élevé a la posterité, en marque de reconnoissance et de regrets, par son Regiment

Schimmel anstieß, wodurch dieser sogleich in raschem Schritt gesetzt wurde.

Der König fragte: „Was war das?“

Der Graf gestand die Ursache und bat um Verzeihung.

„Nein, nein!“ erwiederte der König: „das war gut. Mach' Er's nur öfter so!“

Man hatte die Stadt erreicht. Der Graf mußte immer neben dem Könige bleiben, und dann und wann unbemerkbar den Schimmel ermuntern. Einmal, als er durch seine Freunde zerstreut, seinen Auftrag vergessen, erinnerte ihn der König daran mit den Worten:

„Na, S***! wo ist Er denn?“

Gleich nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth von Rußland*), schrieb der König an einen seiner Vertrauten über die damalige Lage von Europa Folgendes:

„Mit dem Großsultan bin ich ganz wohl zufrieden; er schenkte dem Herrn von Vergennes ein schönes Pferd mit prächtigem Sattel und Zeug, weil er ihm sein Schiff wieder verschafft hatte; das ist freigebig. Er erhält den Frieden mit den Maltheſern; das ist klug. Er freut sich, wenn die Favorit-Sultanin niederkommt; das ist schon recht, denn er weiß, daß er sich nicht über fremdes Gut freut. Den König von Frankreich möchte ich derb ausschelten, daß der Herzog von Broglio bei ihm in Ungnade gekommen ist; dadurch beraubt er sich des einzigen Generals, dem er seine Armee mit Recht hätte anvertrauen können. Mit dem langsamen, ängstlichunentschlossenen d'Estrees, und dem galanten, wohlriechenden Soubise, der sich besser für's Vorgemach, als für's Schlachtfeld schickt, werden die Alliirten sehr leichtes Spiel haben. Nach dem Marschall von Broglio, hat Frankreich ohne Zweifel keinen geschickteren General, als den Sekretair de la Touche in Martinique, der mit einem Federzug zwei tausend Engländer, wie Fliegen todtschlägt. Daß der König von England Jedermann vor sich läßt, wenn er seine Königin auf dem Schooße hat, lobe ich zwar: aber dem engländi-

*) Starb den 29. Dezember 1761.

schen Stolz prophezeihe ich nicht viel Gutes. Die Engländer bilden sich ein, daß sich ihnen die ganze Welt unterwerfen muß. Die Tyrannei zu Lande und zur See sind Bundesgenossen. Jene haben wir ihrem Untergange nahe gesehen, und diese könnte mit der Zeit auch wohl ein wenig gedehmüthigt werden. Wenn man dem Hume trauen darf, so untergräbt England seine Kräfte durch die unermeßliche Anhäufung seiner Nationalschulden, die allerdings gefährlich werden müssen, wenn die Zinsen überspannt werden, und endlich vielleicht das Vermögen übersteigen. Doch dieses Problem gehört unter die politischen Weissagungen, und ich bin in keinem Sinn ein Prophet. England ist das Land der Ideen, und da doch in dieser Welt nichts vollkommen ist, so möchte ich beinahe die Ideenwelt der wirklichen vorziehen. König Wilhelm und die Wighs setzten, zu den Zeiten der Königin Anna, die Nation und einen Theil von Europa wegen der vorgeblichen Universalmonarchie in Furcht und Schrecken. Jetzt macht das enge Band der bourbonischen Höfe die Köpfe unruhig, bewaffnet Armeen, und leert die Schatzkammern. Als bloßer Bewohner von Europa fürchte ich diese letztere beinahe eben so wenig, als man wegen jener, wie es nun am Tage liegt, besorgt zu seyn nöthig hatte.

Man schwächt sich oft wirklich, bloß um zu verhindern, daß man nicht geschwächt werde. Das ist ja alles eitel und thöricht, aber — ach! ich war krank; die Monarchen haben sich — — —. Wenn der neue Kaiser von Rußland meinen methaphysischen Lektionen beiwohnte, so würde er nicht so in den Tag hinein behaupten, daß die Verbindungen der verstorbenen Kaiserin ihn zu nichts verpflichteten. Der Graf Kaunitz hat ihm einst den Grotius und Puffendorf geschickt, weil sie die Unrichtigkeit seiner Grundsätze klar wie den Tag bewiesen. Indeß thut er doch mit den Feinden seiner ehemaligen Bundesgenossen schön. Außer Keith hat kein Mensch sein Vertrauen, und allen andern Ministern wird die Thür vor der Nase zugemacht u. s. w.“

Der König mußte einst sein Nachtquartier in einem von den Russen ganz zerstörten Dörfchen, in einer elenden Hütte nehmen. Noch spät am Abend war er mit Lesen angekommener Briefe be-

schäftigt. Da vernahm er ein lautes Gespräch vor der Thüre. Zwei Flügeladjudanten sprachen über den damaligen Stand der Dinge. Einer behauptete, es müsse binnen drei Tagen zu einer entscheidenden Schlacht kommen, der andere bestritt dies. Der Erstere bot dem Andern eine Wette von zwanzig Friedrichsd'or an. Der König unterbrach sie plötzlich und sprach ernst:

„Messieurs! Spart Euer Geld und denkt menschlicher. Ich gäbe gern zehnmal so viel für das Leben eines Einzigen von meinen Soldaten, könnt' ich's dadurch retten. Glaubt mir, ich suche nicht gern eine Schlacht zu liefern, es sey denn, daß ich mit Gewalt dazu gezwungen werde, oder ohne Nachtheil keine günstigere Gelegenheit sich dazu zeigt. Überhaupt Ihr, ich und der geringste meiner Unterthanen sind Menschen, das bitt' ich, immer zu bedenken."

Er theilte alle Gefahren und Unbequemlichkeiten mit dem gemeinsten Soldaten. Einst marschirte er mit den Grenadieren seiner Garde bis spät des Nachts. Endlich machte man Halt, er stieg vom Pferde und sprach:

„Grenadiere, es ist kalt! zündet Feuer an!"

Der König wickelte sich in seinen blauen Mantel und setzte sich auf einige Kloben Holz zum Feuer, und um und neben ihm lagerten sich die Grenadiere. Endlich kam auch Zieten, und setzte sich zum König ebenfalls auf einen Kloben Holz. Beide sehr ermüdet, entschlummerten bald; der König schlug jedoch oft die Augen auf, und bemerkend, daß Zieten von seinem Sitz herunter gesunken war, und ihm ein Grenadier ein ander Holzscheit unter den Kopf legte, rief er ihm zu:

„Bravo! Der alte Mann ist müde!"

Bald nachher sprang ein anderer Grenadier, halb schlaftrunken auf und zündete sich bei'm Feuer seine Tabackspfeife an; stieß dabei aus Unvorsichtigkeit an Zieten's Fuß. Friedrich richtete sich plötzlich empor und mit der Hand winkend, sprach er leise:

„St! Grenadier! wecket mir den Zieten nicht auf, er ist sehr müde!"

Als einst Zieten an der Tafel des Königs eingeschlummert war, und ihn einer der Mitspeisenden wecken wollte, sprach der König:

„Laßt ihn schlafen, er hat lange genug für uns gewacht.“

Ein Offizier bat den König während des Krieges mehrmals um die Erlaubniß, sich verheirathen zu dürfen. Friedrich schlug es ihm immer ab; ein solches Gesuch war wohl sehr zur Unzeit.

Da reichte das Fräulein, das der Offizier zur Gattin wünschte, eine Bittschrift bei dem Könige ein, und sie erhielt zur Resolution:

„Es wäre ungalant, wenn ich einer Dame etwas abschlagen wollte, ich genehmige daher die Heirath.“

Die Ehe wurde vollzogen. Einige Zeit darauf stand der junge Ehemann auf Feldwache. Der König ritt vorüber, erkannte ihn, sprengte auf ihn zu, und fragte ihn:

„Heißt Er nicht von H***?“

Ja, Ew. Majestät.

„Er hat nun eine Frau, da hat Er was rechts!“

In wie fern der König von dem Charakter der Gattin des Offiziers näher unterrichtet gewesen, ist nicht bekannt; indeß war diese Ehe so unglücklich, daß bald eine Scheidung erfolgte.

Der König hatte das Marodiren bei Lebensstrafe verboten. Die Umgebung des Landgrafen von Hessen-Kassel, der sich bei der Armee eingefunden, war, dieses Befehls unerachtet, in ein Dorf eingefallen und hatte dessen Bewohnern mehrere Stück Vieh genommen.

Um den Raub zu verbergen, hatte sie Pferdedecken über dieses geraubte Vieh gelegt, auf welchen sich das Wappen des Landgrafen, umgeben mit dem Orden des blauen Hosenbandes, befand, man las daher die Devise: Hony soit qui mal y pense.

Der König begegnete diesem Zuge. Er machte eine sehr finstere Miene, als er aber die Decken näher angesehen, sprach er zu seiner Begleitung:

„Ich kann dazu nichts sagen, denn da steht ja: Hony soit qui mal y pense.

Im siebenjährigen Kriege hatte sich der Herzog von Würtemberg mit den Österreichern verbunden und führte diesen zehntausend Mann Hülfstruppen zu.

Der Herzog erhielt ein besonderes Kommando, um damit in der Oberlausitz einen Einfall zu thun. Als er sich darin festgesetzt und einige Gefangene gemacht hatte, schrieb er an den König und trug auf Auswechselung an.

In Friedrich's Diensten stand damals der Bruder des Herzogs, Prinz Ludwig.

Der König antwortete dem Herzoge:

„Ich habe Ihren Brief empfangen, mein Herr! und erfahre daraus, daß Sie Krieg gegen mich führen. Es ist Ihrem Bruder von Mir aufgetragen worden, Ihnen darauf die Antwort zu ertheilen."

Er ließ darauf den Prinzen Ludwig mit fünftausend Mann gegen den Herzog und dessen zehntausend Mann ausrücken, um ihn aus der Oberlausitz zu vertreiben, welches auch geschah.

„Wer wird am Ende gewinnen?" fragte er einst einen General: „Maria Theresia, oder Elisabeth, oder die Pompadour, oder ich?"

Unstreitig Ew. Majestät, erwiederte der General.

„Und warum das?"

Weil Sie gerechte Sache haben.

Friedrich lächelte, zog ein Goldstück hervor und sprach:

„Sieht Er, wer dies zuletzt hat, wird gewinnen."

Als im Jahre 1763 nach beendigtem Kriege die preußischen Heere wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, rief Friedrich einer Schaar von Büchsenjägern, die bei ihm vorübermarschirte, zu:

„Für wen habt Ihr gefochten?"

Für Ew. Majestät!

„Nein!" sprach der König: „Ihr habt für das Vaterland gefochten, und dessen Dank ist ewig."

Vom Jubel seines Volkes begrüßt, war Friedrich nach siegreicher Vollendung des Krieges triumphirend in Berlin eingezogen. Bald nach seiner Ankunft im Schlosse erfuhr er aber, sein ehemaliger Lehrer, Duhan de Jandun, liege gefährlich darnieder und werde schwerlich den nächsten Tag erleben. So entfernt auch die Wohnung des Kranken vom Schlosse war, so eilte Friedrich doch sogleich in Begleitung seines Bruders, des Prinzen Heinrich, zu ihm.

„Mein lieber Duhan!“ sprach er, als er an das Bett des sterbenden Greises trat; „wie schmerzt es mich, Sie in diesem Zustande zu finden. Wollte Gott, ich könnt' etwas zu Ihrer Wiederherstellung und Linderung Ihrer Leiden beitragen. Sie sollten dann sehen, welche Opfer Ihnen meine Dankbarkeit mit Freuden darbringen würde.“

Duhan antwortete mit schwacher Stimme:

Ew. Majestät noch einmal gesehen zu haben, ist der süßeste Trost, der mir zu Theil werden konnte. Nun wird mir das Sterben leichter werden; mit mir ist es aus!

Bei diesen Worten machte er eine Bewegung, des Königs Hand zu ergreifen und zu küssen. Friedrich gestattete es nicht, warf ihm einen Kuß zu und schied von ihm mit dem schmerzlichen Ausruf:

„Nein! dies läßt sich nicht länger ertragen!“

Schon am folgenden Morgen starb Duhan.

Es ist ein alter, auf Erfahrung gegründeter Spruch: inter arma silent leges. Nach dem Hubertsburger Frieden, am 15. Februar 1763, konnte sich daher das in seine Friedensgarnisonen zurückgekehrte Militair nicht daran gewöhnen, sich in die bestehenden Gesetze und polizeilichen Anordnungen zu fügen. Vielfältig erlaubte es sich Willkür und selbst Mißhandlungen der obrigkeitlichen Personen in den Städten, hauptsächlich aber der Bürger.

Darüber gingen bei dem Könige viele Beschwerden ein. Ob er gleich bei vielen Gelegenheiten gezeigt hatte, wie hoch er den Soldatenstand schätze, ihn, wo es ohne Ungerechtigkeit geschehen konnte, begünstige, so erließ er doch, wegen dieser Ungehörigkeiten

eine sehr energische Kabinetsordre an den General von Mosel, wodurch diesen Eigenmächtigkeiten und Ungebührlichkeiten auch gleich Einhalt geschah.

Diese Ordre lautet also:

Mein lieber General von Mosel! Da ich von ungefähr in Erfahrung gebracht: daß verschiedene Kommandeurs, auch wohl andere und Stabsoffiziers, sich einer nicht gebührenden Autorität über die Magistrate und Bürgerschaften der bequartirten Städte anmaßen, und solche dahin extendiren, daß in Fällen, wo Streitigkeiten zwischen Soldaten und einem Bürger vorfallen, sie die Sache ganz einseitig für sich tractiren und abmachen, die Magistratspersonen brusquiren und übel begegnen, auch wohl gar Bürger mit Schimpfworten und Schlägen tractiren, und selbige nach ihrem eigenen Gefallen auf die Wache setzen lassen; Ich aber dergleichen ganz ungebührliche Dinge durchaus nicht gestatten, noch um so weniger wissen und leiden will, als der Offizier eigentlich dafür ist, daß er das Land und dessen Wohlfahrt mit schützen und defendiren, nicht aber den Bürger und den Unterthan mißhandeln, sich über solche eine eigenmächtige Autorität anmaßen und den bequartirten Städten die ohnehin beschwerliche Last der Einquartierung dadurch unerträglich machen soll; als befehle Ich hierdurch, daß Ihr in Meinem Namen und von Meinetwegen, der dortigen Garnison bekannt machen und aufgeben sollet: wie zuvörderst kein einziger Offizier von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe, geschweige denn ein Unteroffizier oder gemeiner Soldat, wenn er mit einem Bürger Demelées bekömmt, sich unterstehen soll, sich selbst Recht zu sprechen, am allerwenigsten aber einen Bürger zu schimpfen, mit Worten übel zu tractiren, oder gar schlagen und in Arrest setzen zu lassen, sondern daß, wenn Streitigkeiten zwischen einem Offizier oder Soldaten und zwischen einem Bürger vorgefallen, es überall so gehalten werden soll, als wie es darunter in Berlin gehalten wird, daß, wenn nemlich der Soldat sowohl als der Bürger Complices delicti sind, die Sache durch ein Judicium mixtum abgethan werden muß. Ist aber dieses nicht, so soll der Offizier und Soldat gegen den Bürger bei dem ihm vorgesetzten Magistrat, der Bürger aber, wenn er Kläger ist, bei dem Regimente klagen, und allda die justizmäßige Untersuchung und rechtliche Abthuung gewärtigen.

Sollte es sich ereignen, daß ein Bürger gegen die Wachenpatrouillen oder sonst gegen einen Soldaten würklich excedirte, so muß solches lediglich und allein von dem Magistrat untersucht werden, und von demselben deshalb Strafe erfolgen. Fallen aber solche Umstände dabei vor, daß der excedirende Bürger, ob periculum in mora, arretirt werden muß; so soll solches zwar geschehen, dagegen keiner von der Wache sich bei der schwersten Strafe unterstehen, den Arrestanten in seinem Arrest übel zu begegnen, zu insultiren, oder aber unter allerlei Vorwand Geld abzupressen.

Diesemnächst aber muß der Kommandeur des Orts den geschehenen Arrest des Bürgers und den begangenen Exceß sofort dem Magistrat, oder der Obrigkeit des Orts, worunter der Bürger steht, melden, solchen dahin abliefern, und die Untersuchung der Sache, auch die Bestrafung des Bürgers erwähntem Magistrat lediglich und allein und ohne Zuziehung jemandes von der Garnison überlassen, bei welchem sich auch der klagende Soldat als Kläger von dem Bürger stellen muß.

Überhaupt muß auch gar kein Chef von einem Regimente, oder auch ein Commandeur einer Garnison, sich unterstehen, einen Bürger, außer wenn Gefahr vorhanden wäre, für sich arretiren zu lassen, sondern das Regiment und der Kommandeur müssen schlechterdings bei dem Magistrat des Orts klagen.

Sollte ein Offizier, wer es auch sey, oder ein Unteroffizier oder Gemeiner, sich so weit vergessen, einen Bürger mit harten Schimpfworten, oder mit Schlägen tractiren zu wollen; so soll derselbe sogleich in Arrest gesetzt, und über ihn Kriegsrecht gehalten, auch er dafür abgestraft werden. Dieses ist Mein expresser Wille, welchen Ihr der Garnison zur ganz genauen Beobachtung und Folge bekannt machen, und wohl einbinden sollet. Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König.

Berlin, den 30. Mai 1763. Friedrich."

Während des siebenjährigen Krieges hatten die österreichschen Behörden einen Schloßprediger und die russische Administration in Preußen achtzig Prediger angestellt.

Nach dem Hubertsburger Frieden erstattete der Minister von Danckelmann darüber Bericht an den König mit der Frage: ob solche in ihren Ämtern bleiben sollten oder nicht?

„Sie dürfen nicht abgesetzt werden," war der Bescheid: „sie bleiben in Amt und Würden, aber sie müssen Mir und dem Lande den Unterthaneneid leisten."

Bei dem türkischen Kaiser Mustapha III. stand die Astrologie im höchsten Ansehen. Er glaubte, daß ein vollkommener Sterndeuter aus der Beschaffenheit und Stellung der Gestirne ersehen könne, wie man zu handeln habe, um sich des besten Erfolgs einer Unternehmung zu sichern, denn Gott zeige durch die Sterne das Schicksal der Reiche und einzelner Menschen an.

Als daher 1763 Resmi Achmed Efendi von ihm als Gesandter nach Berlin geschickt worden, erhielt er von Mustapha den Auftrag: sich von Friedrich drei seiner Astrologen zu erbitten. Die Siege, welche der König im siebenjährigen Kriege erfochten, schienen dem osmanischen Kaiser so außerordentlich, daß er sie größtentheils astronomischen Berechnungen zuschrieb.

Der Gesandte entledigte sich seines Auftrages, und der König ließ ihn einige Tage darauf zu sich entbieten, um ihm die Antwort selbst mündlich zu ertheilen.

Als er erschien, trat Friedrich mit ihm in die Vertiefung eines Fensters des Schlosses, von wo aus man die Wachtparade sehen konnte und sprach:

„Drei Mittel hab' ich erfunden, meine Länder wohl zu regieren und von Außen gegen jeden Feind zu sichern. Erstens hab' ich mir aus der Geschichte und aus der Erfahrung gewisse Kenntnisse zu erwerben gesucht, welche zur guten Regierung eines Landes und zum Kriegführen unentbehrlich sind. Zweitens unterhalt' ich eine gutorganisirte Armee in hinreichender Anzahl und Rüstung, welche selbst in Friedenszeiten — wie Ihr hier seht — gleich als ob sie im Kriege wäre, geübt wird, und drittens sorg' ich für einen immer angefüllten Schatz zur Bestreitung der Kriegskosten. Diese drei Dinge sind meine Astrologen, andere hab' ich nicht."

Der türkische Gesandte berichtete diese Antwort seinem Monarchen, und Mustapha verstand Friedrich's Antwort vollkommen, denn als man ihm später vorstellte, daß es bedenklich sey, Rußland zu einer Zeit anzugreifen, wo es sich im Bündniß mit Friedrich befände, der eine große Kriegsmacht habe, erwiederte er:

„Was den König von Preußen betrifft, so fürcht' ich mehr seinen Verstand als seine Macht."

Bald nach dem Hubertsburger Frieden kam an der Tafel des Königs das Gespräch auf die Schlacht von Roßbach*). Friedrich äußerte gegen den General von Seidlitz: daß er ihm und seinem Regimente hauptsächlich den Sieg verdanke.

Erlauben mir Ew. Majestät zu bemerken, erwiederte Seidlitz: nicht nur alle Offiziere und das Regiment haben tapfer eingehauen, sondern auch der Feldprediger Balke. Als die Schlacht begann, schnallte er sich einen Reiterdegen um, der überflüssig war, und griff unerschrocken mit an.

„Den Teufel auch!" rief der König aus: „der verdient wohl besonders dafür belohnt zu werden. Der Feldprobst ist so eben gestorben, der Balke soll die Stelle haben."

Kurz darauf wurde er zum Feldprobst ernannt und erhielt den Befehl, nach Potsdam zu kommen und sein neues Amt anzutreten.

---

*) Als ein charakteristischer Zug der Franzosen verdient es wohl erwähnt zu werden: daß im l'an premier de la liberté in Paris eine Schrift erschien, betitelt: Aux immortelles milices nationales de l'empire françois, essai sur l'organisation de l'armée françoise ou refutation de l'ouvrage de Mr. de Guibert, sur la force publique du dedans et du dehors. In dieser Schrift behauptet der Verfasser: daß die Franzosen bei Roßbach gewiß nicht geschlagen worden wären, wenn der König nicht 50,000 französische Überläufer in seiner Armee gehabt hätte, denn Franzosen könnten nur von Franzosen überwunden werden. Da das ganze preußische Heer bei Roßbach nur 30,000 Mann stark war, so hätte er 20,000 mehr gehabt, als er brauchte, um diesen Sieg zu erringen. Auf diese Weise hat der Verfasser die Freiheit im ersten Jahre derselben dazu benutzt, seinen Landsleuten eine der schamlosesten Lügen, als eine historische Thatsache aufzuheften; sie schmeichelte aber der Eitelkeit der großen Nation, und fand daher bei ihr unter allen Ständen Glauben.

Während der Schlacht von Torgau wurde der Unteroffizier Dietrichs vom Bellingschen Husaren-Regiment an Friedrich mit einem Rapport geschickt.

Er fand den König in der Kirche des Dorfes Wildenhayn, welche mit Verwundeten angefüllt war, nahe bei dem Altar sitzend, den Kopf an solchen gelehnt. Er übergab ihm den Rapport. Der König las ihn und sagte dann:

„Kinder! seyd ruhig, der Feind ist geschlagen und wir haben gesiegt."

Der König selbst hatte einen unbedeutenden Streifschuß an der Brust erhalten.

Drei Jahre darauf wurde Dietrichs durch den Prinzen Heinrich von dem Regimente zu der Garde du Corps abgegeben.

Als ihn Friedrich dort sah, redete er ihn an, und fragte ihn:

„Ist Er nicht der, den ich in der Kirche bei Torgau gesprochen habe?"

Dietrichs beantwortete dies mit Ja, und gleich darauf wurde er Unteroffizier, dann Vize-Wachtmeister bei der Garde du Corps, und erhielt in der Folge, invalide geworden, eine Stelle als Accise-offiziant, die ihm ein hinlängliches Auskommen sicherte.

Friedrich schätzte den General-Lieutenannt von Fouqué sehr, und wenn er durch Brandenburg, den Wohnort des Generals, reisete, so unterließ er es selten, ihm einen Besuch zu machen. Mehrmals schrieb er ihm zuvor, daß er dann bei ihm einsprechen werde und bat sich bei ihm zu Gaste.

So schrieb er ihm am 1. Junius 1764.

„Ich werde, wenn ich durch Brandenburg gehe, ohne Umstände, als ein alter Freund, bei Ihnen einkehren, den 4. Mittags bin ich dort. Ich bringe nur einen einzigen Freund mit, der Ihrer Freundschaft und Achtung würdig ist, und also werden wir, wenn Sie es für gut finden, nur unser Drei seyn. Um mich satt zu machen, braucht es nicht viel. Ich verlange nur eine gute Suppe, eine Schüssel Spinat, ein freundliches Gesicht von dem Wirthe und diesen bei guter Gesundheit."

Ein andermal, unterm 4. Junius 1765.

„Den 9. Mittags bin ich bei Ihnen, mein lieber Freund. Ich komme ganz allein. Es sind weder Umstände noch Aufwand nöthig. Eine Suppe im buchstäblichen Verstande ist hinreichend.“

Ferner am 31. Mai 1766.

„Ganz gerade zu und ohne Umstände bitte ich mich auf Übermorgen, den 2. Juni, bei Ihnen zu Gaste, wie es unter Freunden seyn muß.“

Die Dichterin Anna Luise Karsch*) war dem General von Seidlitz durch ihre Verse bekannt geworden, und dadurch hatte sich zwischen Beiden ein Briefwechsel entsponnen.

---

*) Anna Luise verehelichte Karsch, geboren am 1. Dezember 1722 auf einer Meierei nicht fern von Schwibus an der schlesischen Gränze, war die Tochter eines Schenkwirths und Bierbrauers mit Namen Dürbach. Nach dessen frühzeitigem Tode nahm ihr Oheim, ein Amtmann, sie zu sich, um für ihre Pflege und Erziehung zu sorgen. Hier verrieth sie schon viele Lebhaftigkeit des Geistes und große Lernbegierde. Statt, daß sich die Mutter darüber hätte freuen sollen, erfüllte sie dies mit Besorgnissen; ihre Tochter konnte höchstens darauf Ansprüche machen, die Genossin eines Mannes niedern Standes zu werden, dazu bedurfte sie, in so beschränkten Verhältnissen, keiner höheren Bildung; es kam nur darauf an, die Pflichten einer tüchtigen, sparsamen und genügsamen Hausfrau zu erfüllen. Sie nahm also die Tochter wieder von dem Oheim zu sich, und solche mußte drei Jahr lang die Kühe hüten. Bei dieser Beschäftigung machte sie die Bekanntschaft eines Hirtenknaben, der ihr mehrere Volksbücher und Lieder, welche von Kolporteurs auf dem Lande feil geboten werden, zum Lesen lieh. Diese Lektüre und die Umgebung der Natur mit ihren mannigfaltigen Schönheiten, die auf ein unverdorbenes kindliches Gemüth einen tiefen Eindruck machen müßen, erweckte in ihr den schlummernden Funken der Dichtkunst, und sie machte Versuche, welche, da sie bekannt wurden, Aufmerksamkeit erregten.

Als die Mutter davon Kenntniß erhielt, war ihr dies sehr zuwider. Eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß die Dichtkunst ihre Jünger nur mit dem Bettelstab lohne, und sie zwang sie durch ihre mütterliche Gewalt, einen Tuchmacher zu Schwibus, mit Namen Hirsekorn zu heirathen. Eine solche Ehe konnte keine gute Früchte tragen, sie fühlte sich höchst unglücklich, erduldete indeß ihr hartes Schicksal mit Geduld, bis ihr diese Bürde zu schwer wurde, und sie nach

Seidlitz schätzte ihre Talente, und schenkte ihr sowohl deshalb, als auch wegen ihrer patriotischen Gesinnungen, die sie in ihren Briefen auf eine Weise an den Tag gelegt, daß sie das Gepräge der Wahrheit trugen, seine Gunst.

Im Jahr 1764 befand sich die Dichterin in Potsdam, und machte dort die persönliche Bekanntschaft des Generals.

Da Seidlitz oft des Abends bei'm Könige war, erwähnte er auch gegen diesen im Laufe der Unterhaltung der schlesischen Naturdichterin. Das Urtheil, das Seidlitz über sie gefällt, war von der

---

einem elfjährigen unglücklichen Bündniß sich von ihrem Ehemann scheiden ließ. Sie hatte aber die Erlösung aus diesem Joche sehr theuer erkauft; sie war nun dem größten Mangel und allen Entbehrungen Preis gegeben. Auf das gebieterische Verlangen ihrer Mutter, um ihre Lage in etwas zu verbessern, entschloß sie sich, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, und ihre Hand einem Schneider, mit Namen Karsch zu Frauſtadt zu geben, obschon er ihr im hohen Grade verhaßt war. Karsch, ein Trunkenbold, vernachlässigte sein Metier, und das wenige, was er täglich dadurch verdiente, wurde vertrunken. Sie mußte nun nicht bloß darauf denken, ihren Unterhalt, sondern auch den für einen solchen Trunkenbold zu verdienen. Da fiel es ihr ein, ihr Talent zur Dichtkunst zu einer wenn auch kärglichen Erwerbsquelle zu machen. Sie reisete im Lande als Stegreifsdichterin umher und überließ es der Wohlthatigkeit der Neugierigen, was sie ihr für ihr Improvisiren geben wollten. So wurde sie immer mehr bekannt, und da ihre Verse gefielen, wandten sich Manche an sie, um ihnen, für ein kleines Honorar, Gelegenheitsgedichte zu machen. Auch der Baron von Kottwitz lernte sie kennen; er hegte Mitleid mit ihr und es that ihm wehe, daß ein so schönes Talent in beständigen Kampfe mit Noth und Kummer untergehen sollte. Er nahm sie 1761 zu sich nach Berlin, gab ihr freien Unterhalt und sorgte für ihre Bekleidung. Durch ihn wurde sie dort bekannt; Jeder der Ansprüche auf Bildung machte, suchte sie persönlich kennen zu lernen. Sie wurde zu allen Gesellschaften der gebildeten Welt geladen, und fand werkthätige Hülfe. Vorzüglich interessirten sich für sie der berühmte Arzt Stahl, die Professoren Sulzer und Ramler, der Kanonikus Gleim, die Oberkonsistorialräthe Sack und Spalding und andere Gelehrte. Der Graf von Stollberg Wernigerode gab ihr eine jährliche Pension. Nach Friederich's Tode ließ ihr sein Nachfolger ein geräumiges Haus auf der neuen Promenade am Haackschen Markt, erbauen; es zeigt noch über der Hausthür in Stuckatur zwei Genien, welche eine Leyer halten. Sie starb am 12. October 1791.

Art, daß es des Königs Aufmerksamkeit rege machte, und er ließ sie zu sich nach Sanssouci bescheiden.

Sie gehorchte dem Befehl; aber als sie sich, es war des Nachmittags gegen 5 Uhr, dort einfand, sagte ihr ein Page, der König schliefe und befände sich unwohl.

Sie kehrte also wieder nach Potsdam zurück.

Kaum war der König von seinem Schlummer erwacht, so erinnerte er sich auch, daß er die Karsch zu sich bescheiden lassen. Er fragte, ob sie da sey? —

Sie ist hier gewesen, erhielt er zur Antwort, aber da sie erfuhr, daß Ew. Majestät schliefen, so ist sie wieder fortgegangen.

„Man bestelle sie morgen um die nämliche Stunde!“ befahl er.

Die Karsch fand sich den folgenden Tag zur bestimmten Zeit in Sanssouci ein.

Als sie ihm gemeldet wurde, kam er ihr in Begleitung von Lentulus und Catte aus seinem Zimmer entgegen und näherte sich ihr auf der Terrasse, seine Begleiter blieben in einiger Entfernung stehen.

„Ist Sie die Poetin, von der ich gehört habe?“ fragte er.

Ew. Majestät, man giebt mir den Namen.

„Wer war Ihr Vater?“

Brauer und Gastwirth, sein Name war Dürbach.

„Aus welchem Ort war er gebürtig?“

Aus Schweidnitz, einem Dorfe bei Grünberg.

„Wo wurde Sie geboren?“

In Niederschlesien, zwischen Krossen und Züllichau, auf einer Meierei, so groß ungefähr, wie Horazens Landgütchen gewesen ist. Sie heißt der Hammer, und gehört zum schwiebuser Kreise.

„Sie war also auf dem Lande, hatte keine Erziehung, ging in keine Schule? — Wodurch ward Sie denn zur Poetin?“

Durch die Natur und Ew. Majestät Siege.

„Sie hat doch Bücher gelesen?“

Ja, Ew. Majestät! ich las verschiedene Dichter; Gellert, Hagedorn, Ramler, Gleim und mehrere andere.

„Nicht auch die alten Schrifsteller?“

Ich habe keine andere Sprache als Deutsch gelernt.

„I nun, man hat doch Übersetzungen, lesen Sie die.“

Ja, ich las Plutarch's Lebensbeschreibungen, fünf Gesänge der Iliade und den Horaz —

„Auch den Horaz? das ist gut! Aber wie sieht's um Ihre Mutterſprache aus? Giebt es denn nicht Fehler?“

Ew. Majestät, man sagt, ich sey meiner Sprache ziemlich mächtig, und mache nur dann und wann kleine Fehler.

„O, man muß gar keinen machen!“

Ich werde mich bemühen, sie zu vermeiden.

„Hat Sie keinen Mann?“

Ich hatte einen, der aber nie für mich sorgte. Ich hab' ihn nicht mehr.

„Ließ er Ihr Kinder?

Eine Tochter.

„Wo ist die?“

In Berlin in der Realschule. Hofrath Stahl bezahlt Kostgeld für sie.

„Wie alt ist sie?“

Dreizehn Jahr.

„Ist sie schön?“

Nein, Ew. Majestat, sie hat keine schöne Mutter.

„He, die Mutter war doch wohl einmal schön?“ rief der König aus und fuhr dann fort:

„Wo wohnt Sie denn in Berlin?“

Ew. Majestät, ich wohne sehr schlecht. Die Logis sind seit dem Frieden sehr theuer.

„Nun, wo wohnt Sie denn da?“

An der Stechbahn im alten Konsistorium, drei Treppen hoch unter'm Dache, in einer Kammer, wie zu Paris in der Bastille.

„Von was lebt Sie denn aber?“

Von der Diskretion meiner Freunde.

„Läßt Sie denn niemals was drucken?“

Ja, Ew. Majestät, ich gab einige Blätter in Druck bei Gelegenheit Ihrer glorreichen Wiederkunft aus dem Kriegsfelde.

„Was ward Ihr dafür?“

Zwanzig Thaler gab mir der Buchdrucker Winter.

„Zwanzig Thaler; nun, wahrlich, davon lebt man nicht lang in Berlin. Na, ich will schon sehen, will für Sie sorgen. Adieu.“

Mit diesem Worte schloß er die Unterredung und kehrte in sein Zimmer zurück.

Wahrscheinlich würde er sein Wort gehalten haben, wenn Seidlitz oder ein Anderer, dem er seine Gunst schenkte, ihn daran erinnert hätten, die Karsch that es selbst und auf eine Weise, die nicht gemacht war, ihm zu gefallen. Er konnte nur in ihr eine gewöhnliche Bettlerin erblicken, und daher emfing sie auch nur nach und nach, in kleinen Unterstützungen, sieben und neunzig Thaler*).

*) Dieser wiederholten Bitten müde, sandte Friedrich ihr einst, da sie ihm wieder zum neuen Jahre in Versen Glück gewünscht, zwei Thaler. Sie gab solche dem Überbringer mit dem Stegreifreime zurück:

Zwei Thaler ist zu wenig,
Zwei Thaler giebt kein König,
Zwei Thaler sind kein Glück,
D'rum schick' ich sie zurück.

Wer es weiß, wie Regenten an einem solchen und an ihrem Geburtstage von allen Seiten mit eigennützigen Glückwünschen überschwemmt werden, die nichts weiter als verlarvte Bettelei sind, den kann es nicht befremden, daß er auch die Karsch in die Kategorie zudringlicher Bettler und Bettlerinnen setzte und sie darnach behandelte.

Zum Beweise dessen, was in der Einleitung zu dieser Schrift über Verunstaltung von Anekdoten aus dem Leben dieses großen Monarchen gesagt worden, kann es auch noch dienen, daß diese unbedeutende Anekdote auf folgende Weise erzählt und in Berlin 1834, wo sich ihrer doch noch Mancher erinnern wird, gedruckt worden ist. Es heißt nämlich:

„Die berühmte Deutsche Sappho, Louise Karsch, hatte bekanntlich ihr ganzes Leben hindurch mit Noth und Mangel zu kämpfen. Auch in ihrer glänzenden Periode in Berlin, als ihr Ruf etwa im Zenith stand, litt sie ungewöhnlich (was wissen Dichterinnen von Wirthschaft?) Mangel an Geld. Der große Friedrich interessirte sich wenig für die deutsche Dichterin. Ihre Noth stieg immer höher, und einige Gönner von Rang und Ansehen bei Hofe empfahlen sie endlich der königlichen Milde. Der Monarch befahl ihr hundert Thaler auszuzahlen. Als ihr ein Hoflakei diese Summe einhändigte, die freilich nicht hinreichend war, sie aus ihrer traurigen Lage zu retten, packte sie das Geld wieder ein und schrieb sofort dieses Impromtü nieder, es dem Lakeien mitgebend:

Hundert Thaler ist zu wenig,
Hundert Thaler giebt kein großer König,
Hundert Thaler machen nicht mein Glück,
D'rum schick' ich sie zurück.

Wo solche Nebenabsichten nicht offen zu Tage lagen, oder wo er sie nicht argwohnte, ließ er Schriftstellern über ihre eingesandte literarische Erzeugnisse sehr gern Gerechtigkeit widerfahren.

Aber auch der Karsch, als sie ihm zum Antritt des Jahres 1785 ein Glückwunschsgedicht übersandte, antwortete er:

„Seine Königl. Majestät, unser allergnädigster Herr, haben der Poetin Karschin Neujahrswunsch gnädig aufgenommen, und wünschen Ihr dagegen alles Glück und Wohlergehen an als Ihr gnädiger König.

Berlin, den 5. Januar 1785. Friedrich."

Als Stanislaus Augustus im Jahre 1764 zum König von Polen gewählt worden, und er seine Thronbesteigung den auswärtigen Höfen angezeigt hatte, erhielt er von solchen, der Etikette gemäß, Glückwünschungsschreiben. Friedrich beschränkte sich nicht darauf. Er schrieb ihm:

„Ew. Majestät müssen bedenken, daß Sie Ihre Krone nur durch Wahl, und nicht durch Geburt erhalten haben, folglich wird die Welt auf Ihre Handlungen aufmerksamer seyn, als auf die irgend eines andern Potentaten in Europa, und das ist nicht mehr wie billig. Die Thronbesteigung der Letztern ist nur eine Folge der Verwandschaft, daher erwartet man von solchen nicht mehr (wiewohl vielmehr zu wünschen wäre) als das, womit Menschen gewöhnlich begabt sind; aber von dem, welcher von seines Gleichen, von einem Unterthan zum König erhoben und freiwillig gewählt worden, über die zu regieren, die ihn gewählt, erwartet man Alles, wodurch man irgend eine Krone verdienen und sie zieren kann. Dankbarkeit gegen sein Volk ist die erste Tugend eines solchen Monarchen: denn ihm allein, nächst der Vorsehung, hat er's zu dan-

---

Der unsterbliche Friedrich lächelte über die große Keckheit des genialen Weibes, und befahl: „man gebe der alten Hexe Zwei Hundert." (S. Berliner Modenspiegel Nr. 23.)

Hiernach hat die Karsch auf einmal 200 Thlr. von dem Könige erhalten; sie hat aber, zu Folge ihres eignen Geständnisses, nur, wie erwähnt, in Allem 97 Thlr. empfangen.

ken, daß er Monarch ist. Ein König durch Geburt, der seines Standes unwürdig handelt, ist bloß eine Satire auf sich selbst; aber ein gewählter König, der sich seiner Würde nicht gemäß beträgt, beschimpft auch seine Unterthanen. Ew. Majestät werden mir gewiß diese Wärme verzeihen; sie ist das Erzeugniß der aufrichtigsten Achtung. Der preiswürdige Theil meines Gemäldes ist nicht so sehr eine Lehre, was Sie seyn sollten, als eine Vorherverkündigung dessen, was Sie seyn werden."

Der König unterhielt sich einst bei einem Spazierritt mit dem General Lentulus über die großen Männer der Vorzeit; es war dies eines seiner Lieblingsgespräche und er lenkte daher vielfältig darauf die Unterhaltung.

Auf einmal fragte er den General:

„Wen hält Er in der alten Geschichte für den größten Mann?"

Den Größten, erwiederte der Befragte mit Schmeichelei: würd' ich zu nennen wissen, wenn die Geschichte Ew. Majestät in der Vorzeit läge.

„Das ist keine Antwort!" rief Friedrich, unwillig das Haupt schüttelnd, aus: „weiß Er, wen ich für den größten Mann der Vorzeit halte? — Christus."

Der im Jahre 1815 verstorbene berner Rathsherr Franz Victor Effinger war mit einigen andern jungen Bernern vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges in Berlin.

Diese jungen Schweizer genossen von mehreren angesehenen Familien Berlin's viele gastfreundliche Höflichkeiten. Um solche zu erwiedern, luden die Berner darauf ihre berlinische Gastfreunde zu einem Abendessen und Ball ein.

Am folgenden Tage ließ sich ein Kammerherr des Königs bei ihnen melden, und sagte ihnen:

„Der König hätte gewünscht, daß man ihn als Bürger von Bern*) an diesem Feste würde Theil nehmen lassen, und daß

*) Er war es als Fürst von Neufchatel.

man ihn nicht davon ausgeschlossen hätte; er erwarte aber, sie vor ihrer Abreise noch bei sich zu sehen.“

In einer Stadt Schlesiens hatte man von den Opfern, welche von frommen Katholiken einer Mutter Gottes in einer Kirche dargebracht worden, manche, namentlich die silbernen, entwendet.

Der Küster, überzeugt, daß diese Diebstähle nur, wenn die Kirche für den Besuch der Einwohner geöffnet sey, verübt worden, hatte daher ein sehr wachsames Auge auf alle diejenigen, welche sich diesem Bilde näherten, um dort ihre Andacht zu verrichten. Er bemerkte auch bald, daß einer der fleißigsten Beter ein Soldat der Garnison war, der zur Zahl der Ersten gehörte, die dort niederknieten, und gewöhnlich der Letzte war, welcher wieder aufstand.

Er machte davon und von seinem Verdacht, Anzeige; der Soldat wurde, als er die Kirche verlassen wollte, angehalten und genau durchsucht. Der Küster hatte sich nicht geirrt; man fand einige von solchen werthvollen Opfern.

Der Soldat wurde von dem Regimentsgerichte zur Untersuchung gezogen, um demnächst über ihn ein Kriegsrecht halten zu lassen.

Bei dieser Untersuchung läugnete der Inkulpat hartnäckig den Diebstahl.

„Bei dem Traktament, das ich erhalte,“ sprach er: „hat man kaum das liebe Leben. An Nebenverdienst fehlt es mir hier fast gänzlich und ich befinde mich daher oft in der größten Noth. Dann hab' ich in dieser Bedrängniß meine Zuflucht zu der heiligen Jungfrau genommen und sie um Hülfe inbrünstig angefleht; sie hat dann mit der Hand bald nach einem, bald nach dem andern Opfer gedeutet und mir zugeflüstert: nimm dir's!“

Diese leere Entschuldigung wurde für ganz unzulässig erklärt, und das Kriegsgericht verurtheilte ihn zu zwölfmal Gassenlaufen.

Jedes Kriegsgericht wird, nach einer gesetzlichen Bestimmung, in den königlich preußischen Staaten, nebst einer Relation der Thatsache, worauf es sich begründet, dem Monarchen zur Genehmigung vorgelegt.

Als Friedrich dieses erhielt, ließ er einige katholische Geistliche fragen: ob nach den Lehren ihrer Kirche ein solcher Fall möglich sey?

Sie geriethen darüber in nicht geringe Verlegenheit: hätten sie ein solches Wunder ganz abläugnen wollen, so würden sie dadurch mit ihrer Lehre von den vielen Wundern der Mutter Gottes und andern Heiligen Bildern in offenbaren Widerspruch gerathen seyn; sie schlugen daher einen Ausweg ein, und gaben ihr Gutachten dahin ab: daß solche Wunder zwar sehr selten, im vorliegenden Fall fast unglaublich, jedoch nicht ganz unmöglich wären.

Der König sandte das kriegsgerichtliche Urtheil an den Regimentschef unvollzogen zurück, hatte dagegen darunter geschrieben:

„Der vorgebliche Dieb wird von der Strafe losgesprochen, zumal er den Diebstahl beharrlich geläugnet hat, und nach der Erklärung der Geistlichkeit seiner Kirche das von ihm behauptete Wunderwerk nicht unmöglich ist. Ich verbiete ihm aber für die Zukunft bei harter Strafe, weder von der heiligen Jungfrau noch von irgend einem andern Heiligen ein Geschenk anzunehmen.“

Aus dem Schloßfenster zu Berlin hörte er einst die Chorschüler des grauen Klosters in der Burgstraße Gellert's Lied singen: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.

„Sie muß freilich groß und grenzenlos seyn!“ sagte er: „weil sie es duldet, daß die Jungen so elend singen.“

Unter Friedrich Wilhelm I. bestand das Heer großentheils aus Ausländern, und diese Einrichtung hat nicht nur Friedrich, sondern auch sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. beibehalten, bis man die Überzeugung gewann, wie wenig man einem zum Theil aus Miethlingen bestehenden Heere bei einem Kriege Vertrauen schenken könne.

Viele dieser Ausländer hatte nur Arbeitsscheu, oder auch gar Unsittlichkeit, und die Furcht vor Strafe für ein verübtes Verbrechen veranlaßt, sich als Soldaten anwerben zu lassen; der Krieg war nicht geeignet, sie zu bessern, er mußte Manche im Gegentheil noch

mehr demoralisiren; Friedrich erließ daher um die Anmaßungen des Militairs in die gehörige Schranken zurück zu weisen, schon unterm 30. Mai 1763 die S. 391 abgedruckte Kabinetsordre an den General von Mosel.

Unter der Garde hatten sich einige unruhige Köpfe vereinigt, um Vergünstigungen, worauf sie keine Ansprüche zu machen berechtigt waren, zu ertrotzen. Ohne zu erwägen, welchen strengen Ahndungen sie sich nach den Kriegsartikeln aussetzten, gingen sie nach Sanssouci.

Der König wurde sie von ferne gewahr; sein Scharfsinn ahnete ihr frevelhaftes Vorhaben; mit großer Gegenwart des Geistes, und mit gleich großer Humanität, um nicht die Strenge der Gesetze gegen sie anwenden zu dürfen, steckte er seinen Degen an, setzte den Hut auf, trat ihnen auf der Terrasse vor dem Schlosse entgegen, und ehe noch der Rädelsführer ein Wort sprechen konnte, kommandirte er:

„Halt!“

Die ganze Rotte stand plötzlich still.

„Richtet Euch!“

Es geschah.

„Links umkehrt Euch!“

Man gehorchte.

„Marsch!“ kommandirte der König.

Sie marschirten nun wieder die Terrasse herab; der Ernst, der feurige Blick Friedrich's hatte diese unruhigen Köpfe so eingeschüchtert und so imponirt, daß sie, auf alle ihre freche Forderungen Verzicht leistend, sich glücklich priesen, so ungestraft davon gekommen zu seyn*).

---

*) Von Geistesgegenwart hatte er schon gleich bei dem Antritt seiner Regierung einen erfolgreichen Beweis gegeben. Am 20. Dezember 1740 kam er in Krossen an, um sich zu dem Heere zu begeben, das nach Schlesien zog.

Sehr Viele zweifelten, daß er gegen eine Macht wie Österreich mit Glück Krieg führen könne, und gerade an diesem Tage fiel die Glocke der Domkirche herunter. Das war eine unglückliche Vorbedeutung, und machte in der ganzen Stadt einen bösen Eindruck. Als

Durch das schnelle Fahren in Berlin waren mehrere Unglücksfälle vorgefallen. Das dortige Gouvernement, General von Ramin, ergriff ein erfolgreiches Mittel, diesen für die Folge vorzubeugen. Sobald ein Kutscher, dem Verbot zuwider, zu rasch durch die Straßen fuhr, wurde er, ohne Rücksicht, wer in dem Wagen saß, angehalten, in die Wache gebracht und erhielt fünf und zwanzig kräftige Stockschläge.

Der Kutscher eines hohen Fremden hatte sich auch dieser Übertretung schuldig gemacht. Man hob ihn vom Bocke, und er empfing die erwähnte Strafe.

Der Fremde, höchst entrüstet, beschwerte sich deshalb unmittelbar bei dem Könige über den Gouverneur.

Er erhielt aber die Antwort.

„Es thut mir leid, daß Ihre Klage gerade diesen Mann betrifft. Er ist brav, aber grob, und in Dienstsachen läßt er nicht mit sich spaßen.“

Der Hofmarschall Graf v. d. S*** bat, seinen Sohn, der bei einem Regimente als Offizier stand, weiter zu befördern. Er erhielt zur Antwort:

„Wohlgeborner lieber Getreuer!

Ich habe aus Eurem Schreiben vom 22. Mai d. J. Euer Gesuch wegen Eures Sohnes gesehen. Ich muß Euch aber sagen, daß ich längst den Befehl gegeben habe, keinen Grafen in meine Armee anzunehmen; denn wenn sie ein oder zwei Jahre gedient haben, gehen sie nach Hause. —— Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nie weiter avanciren, wenn er sein Metier nicht ordentlich lernt. Ich bin Euer wohlaffectionirter König. Friedrich.“

---

man es ihm meldete und dabei auch nicht verschwieg, wie man darin Unheil voraussähe, sagte er lächelnd:

„Es bedeutet das Gegentheil! das Hohe wird erniedrigt werden.“

Bald wurde die Erklärung dieses Ereignisses in der ganzen Stadt, und auch unter dem Heere bekannt. Es ermuthigte dieses, steigerte die Begeisterung in solchem, und trug vielleicht mit zu dem Siege in der ersten Schlacht bei Mollwitz bei.

Eigenhändig stand darunter:

„Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. In England ist der Sohn des Königs nur Midshipman auf einem Schiffe, um die Manoeuvres dieses Dienstes zu lernen. Im Fall nun aus einem Grafen was werden, und er der Welt und seinem Vaterlande was nützen soll; so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden; denn dieses sind nur Narrenspossen, sondern es kommt nur allezeit auf sein Mérite personnel an."

Im Jahr 1765 hatte der König einem Ingenieuroffizier den Auftrag gegeben, bei den schlesischen Festungen für die erforderlichen Verbesserungen zu sorgen. Er setzte in seine Kenntnisse volles Vertrauen und überließ ihm daher, dabei nach seinen Einsichten zu verfahren.

Ein solcher Auftrag war für den Beauftragten eine sehr günstige Gelegenheit, sich zu bereichern, indem er die Ausgaben für die dabei Arbeitenden sehr hoch ansetzte, solche hingegen auf das kärglichste bezahlte. Hauptsächlich war dies der Fall mit den Fuhren der Bauern, welche endlich darüber bei dem Könige, als er in Schlesien die Musterung über die Truppen hielt, unmittelbar Beschwerde führten, da er bei dieser Gelegenheit auch die Festungen in Augenschein nahm.

Friedrich befahl dem Angeklagten: sich sogleich über diese Beschwerde zu rechtfertigen.

Seiner Schuld bewußt, erhing er sich in seiner Wohnung.

Es wurden seine Effekten versiegelt und mit Beschlag belegt. Man fand außer manchen Dingen von Werth, 60,000 Thaler in Golde.

Als man davon dem Könige die Anzeige machte, sprach er, eingedenk, daß der Selbstmörder Frau und Kinder hinterlassen:

„Ich will nichts davon wissen!"

So blieb denn die Wittwe im ungestörten Besitz des Vermögens.

Nach dem siebenjährigen Kriege geschahen viele Mordthaten, aus Lebensüberdruß, in dem Wahne, daß man, wenn man dieses Verbrechen mit dem Tode durch Henkershand abbüße und sich zuvor im Gefängniß bekehre, unfehlbar einer ewigen Seeligkeit theilhaftig werde. Hauptsächlich wurden dergleichen Morde von Soldaten verübt, da ein großer Theil des Heeres aus Ausländern bestand, die sich deshalb hatten anwerben lassen, um der Strafe eines Verbrechens in ihrer Heimath sich zu entziehen, oder deren unsittliches Leben sie so herunter gebracht, daß sie, um solches zu fristen, keinen andern Ausweg wußten, als Kriegsdienste zu nehmen.

Dies veranlaßte den König zu der folgenden Kabinetsordre an das General-Auditoriat.

„Seine Königl. Majestät sind durch die frevelhaften Mordthaten, welche verschiedentlich hier und da von boshaften Leuten an Unschuldigen geschehen, und dann von den Delinquenten die Ursache eines Überdrusses an ihrem Leben vorgegeben worden, die aber dabei in dem Aberglauben gestanden, als ob sie durch den Besuch der Prediger oder Geistlichen vor ihrer wohlverdienten Hinrichtung in ihrem Gewissen deshalb beruhigt werden würden, bewogen worden, hierdurch zu verordnen, daß wenn forthin es geschehen sollte, daß jemand eine dergleichen Mordthat beginge, alsdann demselben, er sey auch von was für einer Religion er wolle, andern zu einem um so mehr schreckenden Exempel, während seines Arrestes und bei seiner Hinrichtung, kein Prediger oder anderer Geistlicher zugelassen, sondern derselbe ohne dergleichen zum Tode gebracht werden soll. Es hat demnach das General-Auditoriat sich nicht nur in vorkommenden Fällen darnach zu richten, sondern auf Spezial-Befehl die Inspections-Generals der Regimenter davon zu benachrichtigen, mit dem Auftrage von Seiner Königl. Majestät wegen, damit sie diese Verordnung bei den unter ihrer Inspection stehenden Regimentern zur Verwahrung public machen, und bei der gewöhnlichen Vorlesung der Krieges-Artikul mit verlesen lassen müssen.

Potsdam, den 17. April 1765.“

Prinz Heinrich unternahm im Jahre 1759 einen Heereszug nach Frar n. Bei demselben befand sich auch das von Kleistsche

Frei-Dragoner- und Husaren-Korps*). Es machte den Vortrab, zeichnete sich durch seine Kühnheit und seine oft an das Wunderbare gränzende glückliche Unternehmungen aus, aber auch durch manche Gewaltthätigkeiten und Mangel an Mannszucht.

Einst fiel ein Gefecht mit den Österreichern und den verbündeten Reichstruppen vor, wo solche ungewöhnlichen Widerstand leisteten, und dieses Freikorps erst nach großen Anstrengungen und Verluste die Feinde vertrieb.

Das hatte die Erbitterung dieser Freihusaren- und Dragoner so gesteigert, daß man keine Gefangene machte, sondern jeden über die Klinge springen ließ.

Das Gefecht fand in der Nähe eines Nonnenklosters statt. Unter dem Vorwande, daß man aus diesem, während desselben, geschossen, drang man in solches und übte dort die größten Gewaltthätigkeiten aus.

Die Äbtissin schrieb demnächst an den König, und schilderte ihm alle die Gräuelszenen dieses Überfalls. Der König machte dem Chef darüber bittere Vorwürfe. Kleist rechtfertigte sich dadurch, daß er gleich nach dem Siege zu einer andern Bestimmung geeilt sey, und nur ein kleiner zurückgebliebener Theil seines Korps diese Frevel verübt hätte, wobei er ihm die daran Theil habenden Offiziere namentlich anzeigte.

Nach dem Kriege wurde dieses Freikorps reduzirt und deßen Offiziere entlassen. Einer davon bat demnächst den König um eine erledigte einträgliche Civilbedienung, und da er, zur Begründung seiner Ansprüche, seine frühere Kriegsdienste anführte, gedachte er auch der Erstürmung dieses Nonnenklosters als einer Heldenthat.

---

*) Der Oberste von Kleist erlaubte sich manche Eigenmächtigkeiten bei Dingen, die Friedrich, erhaben über die ohnmächtigen Verkleinerungen seines Werths, nicht der Beachtung, noch weniger der Rüge werth hielt. Der Redakteur der erlanger Zeitung hatte, sich auf den Schutz der in der dortigen Gegend stehenden Reichsarmee stützend, sich Bitterkeiten über den König in dieser Zeitung erlaubt. Kleist schickte ein Kommando der unter seinem Befehl stehenden Husaren nach Erlangen, ließ dem Zeitungsschreiber auf öffentlichem Markte funfzig Stockprügel geben, über deren richtigen Empfang er in bester Form quittiren mußte. Bestände sein Korps jetzt noch, so würde es alle Tage, bloß zu solchen Nebenexpeditionen, vollauf zu thun haben.

Friedrich sandte ihm seine Bittschrift zurück; er hatte die Stelle darin, welche diesen Vorfall berührte, unterstrichen und am Rande geschrieben:

„Jene Geschichte macht Ihm zu wenig Ehre, als daß Er ihrer hätte erwähnen sollen. Wäre Er in Meinem Lande, so ließe Ich Ihn auf die Festung bringen. Ich kann solche Leute, wie Er ist, nicht gebrauchen.“

Der König brachte die Karnevalszeit in der Regel in Berlin zu, doch am 24. Januar (seinem Geburtstage) reisete er wieder nach Potsdam; und wenn er auch den auf Urlaub nach Berlin gekommenen Generalen nicht geradezu zu verstehen gab, daß auch sie wieder in ihre Garnisonen zurückkehren sollten, so äußerte er doch hingeworfen, daß es ihm lieb seyn würde, wenn es geschähe.

Einst sagte er über Tafel zu den Anwesenden, er würde vier Tage früher, wie gewöhnlich, nach Potsdam zurückkehren, es möchte sich aber Keiner dadurch abhalten lassen, noch die bevorstehenden Karnevalslustbarkeiten zu genießen. Er wiederholte diese letzte Aufforderung gegen mehrere anwesende Generale, unterließ es jedoch bei dem Prinzen von Nassau-Usingen, der Chef des in Burg garnisonirenden Füsilierregiments war.

Der Prinz, um sich zu versichern, ob er auch von dieser ertheilten Erlaubniß Gebrauch machen könne, schrieb an den König: er würde an dem Tage, wo derselbe Berlin verließe, auch in seine Garnison zurückkehren; in der Überzeugung, daß die Antwort mit der frühern Äußerung des Königs übereinstimmen würde.

Friedrich, der diese List durchschaute und dem jede Versteckheit zuwider war, antwortete ihm:

„Daß Ew. Liebden den 20. d. schon zum Regiment zurückkehren wollen, sehe Ich recht gern, und ist solches nützlich. Ich werde auch früher, als gewöhnlich, nach Potsdam reisen. Sehr gut ist es, wenn der Vater bei seinen Kindern ist, denn das verhindert, daß sie nicht außer Zucht und Ordnung kommen.“

Bei der mißlungenen Flucht Friedrich's, als Kronprinz im Jahre 1730, verloren nicht nur alle diejenigen, welche ihm Geld geliehen hatten, solches, sondern sie wurden auch dafür noch zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt.

Der Goldschmidt Lieberkühn in Berlin hatte ihm auch Geld geliehen; dieser büßte jedoch nur sein Darlehn ein und wurde mit einer Geldstrafe verschont. Friedrich Wilhelm begnügte sich damit, ihm zu sagen:

„Auch Ihr habt Euch mit meinem Sohn eingelassen, das hätt' ich von Euch nicht gedacht."

Friedrich ließ nach dem siebenjährigen Kriege ein goldenes Tafelservice anfertigen. Die Arbeit wurde auf Befehl des Königs dem Sohn des verstorbenen Goldschmidts Lieberkühn übertragen, und ihm dazu eine Menge alter goldener Gefäße eingehändigt. Mehrere davon waren mit Edelsteinen besetzt. Lieberkühn, der Sohn, brach sie aus, und fragte bei dem Könige an, an wen er sie abgeben solle?

Friedrich antwortete ihm:

„Ich erinnere Mich, daß Ich Euch noch schuldig bin und Ich will, daß davon nicht weiter geredet werde. Ihr könnt die Steine behalten."

Ihr Werth belief sich auf 2500 Thaler.

Es verräth einen Mangel an feiner Lebensart, wenn man aus der Tabacksdose eines Andern, selbst seines Gleichen, eine Prise undargeboten nimmt; um so mehr mußte ein solcher Verstoß dem Könige mißfallen. Er rügte ihn zwar, aber doch gewöhnlich mit Schonung.

Einst sah der König aus einem geöffneten Fenster. Er vernahm hinter sich ein Geräusch; sich leise umwendend, bemerkte er, wie ein Page seine auf einem Tische stehende Tabacksdose in der Hand hatte, ihre Edelsteine betrachtete, dann eine Prise daraus nahm und sie behutsam wieder auf den alten Platz setzte.

Der König ließ dies alles geschehen, ohne ihn daran zu hindern. Er sah noch eine Weile aus dem Fenster, machte es dann

wieder zu, ging im Zimmer einigemal auf und ab, nahm dann die Dose und fragte den Pagen:

„Gefällt Dir die Dose?“

Der Befragte, ahnend, daß der König seine Neugier bemerkt habe, schwieg bestürzt.

„Ich frage Dich,“ fuhr der König in einem nichts weniger als unfreundlichen Tone fort: „ob Dir die Dose gefällt? So antantworte doch!“

Ja, Ew. Majestät! sie gefällt mir recht sehr.

„Nun so nimm sie. Sie soll Dein seyn! Für zwei ist sie zu klein.“

Er ließ einst den Großkanzler von Jariges zu sich nach Potsdam rufen. Es betraf einen Gegenstand von Bedeutung. Der König ging, während des Gesprächs, mit dem Großkanzler im Zimmer auf und ab. Der Letztere sah eine geöffnete Tabatiere auf einem Tische stehen. Er tauchte mechanisch einen Finger in den Spaniol. Als Friedrich es bemerkte, nahm er nach einer Weile die Dose, und schüttete den Taback, scheinbar aus Unvorsichtigkeit, auf die Dielen.

Der Großkanzler reisete am nämlichen Abend nach Berlin zurück. Er war überrascht, als er dort in seinem Zimmer eine kostbare Dose mit spanischem Taback fand, und einen Zettel, des Inhalts:

„Da man weiß, daß Ew. Exzellenz gutrappirten Taback lieben, so schlägt man Ihnen vor, aus dieser Dose welchen zu nehmen, die Ihnen von guter Hand zukommt.“

Jariges erinnerte sich nun, daß der König den Taback in seiner Gegenwart verschüttet habe, aber auch zu seinem Schrecken, welche Unschicklichkeit er in der Zerstreuung begangen. Diese einzugestehen und um Verzeihung zu bitten, wäre ein sehr unzeitiger Mißgriff gewesen. Er schlug einen andern Weg ein, und schrieb sogleich an den König:

Der großen Überraschung ungeachtet, welche mir gestern der Anblick einer kostbaren Dose auf meinem Tisch verursacht hat, überzeugte ich mich doch bald, daß sie nur von Ew. Majestät, meinem allergnädigsten Herrn, kommen könne. Es ist mir unmöglich, das

auszudrücken, was mein Herz bei dieser Gelegenheit empfunden hat, das schon viele Jahre Ew. Majestät enthusiastisch verehrt.

Am andern Tage erhielt er zur Antwort:

„Ich bin über die Dankbarkeit gerührt, die Ihr mir wegen der Dose versichert, die Ihr von Mir als Geschenk erhalten haben wollt."

So schonend verfuhr er nicht mit dem spanischen Gesandten. Als er einst eine Prise aus seiner Tabatiere nahm, griff auch der Gesandte hinein. Er warf sie sogleich aus dem Fenster.

Nach dem siebenjährigen Kriege wollte Gotzkowski, da er nach einem frühern Vergleich mit seinen Kreditoren, wieder in Geldverlegenheit war, dem Könige gern ein werthvolles Gemälde verkaufen, jedoch nur für einen sehr hohen Preis. Er bat den Marquis d'Argens, dem Könige den Vorschlag zu dem Ankauf dieses Gemäldes zu machen und es bestens zu empfehlen; mit dem Versprechen, wenn der Kauf zu Stande käme, wölle er ihm zu seiner beträchtlichen Sammlung von Kupferstichen die dresdener Bildergallerie, in Kupfer gestochen, zum Geschenk machen.

Anfänglich lehnte der Marquis dieses Anliegen ab, endlich aber verstand er sich aus Wohlwollen gegen Gotzkowski dazu, und sprach in einer Abendgesellschaft mit dem Könige davon.

Sire! sagte er: Gotzkowski ist in einer recht bedrängten Lage; wegen seiner patriotischen Gesinnungen und was er für Berlin gethan, verdient er schon Unterstützung, und deshalb wünscht ich, daß Ew. Majestät ihm das Gemälde abkauften. Es ist ein treffliches Kunstwerk; und werth, daß Sie Ihre Gemäldesammlung damit vermehren; aber ich darf Ihnen nicht verschweigen, daß mir Gotzkowski versprochen hat, wenn ich den Handel zu Stande bringe, mir die Kupferstiche von der dresdener Bildergallerie zum Geschenk zu machen.

Friedrich sah mit Wohlgefallen den Marquis an, seine Offenherzigkeit rührte ihn, und er sprach zu den übrigen Anwesenden mildlächelnd:

„Ich muß schon das Bild theuer kaufen, damit der Marquis die dresdener Gallerie in seine Kupferstichsammlung bekommt."

Er kaufte es demnächst für den von Gotzkowski verlangten Preis.

Durch das Münzedikt vom 29. März 1764, welches alle fremde Münzen außer Umlauf setzte, wurden auch die Batzen und deren Einbringung in die preußischen Staaten verboten.

Ein Kandidat der Theologie aus dem Thüringschen, der die nöthigen Prüfungen zu einer Predigerstelle mit Ehren überstanden, bewarb sich um eine solche. Sie wurde ihm zugesichert, jedoch unter der Bedingung, ein Frauenzimmer zu heirathen, das ihm in jeder Hinsicht zuwider war. Für solchen Preis wollte er nicht ein Amt erwerben, und da er voraus sah, daß er in seiner Heimath, wenn er sich nicht zu solchen, oder ähnlichen Bedingungen verstände, sein Unterkommen schwerlich finden dürfte, beschloß er nach Berlin zu gehen, um dort vorläufig als Lehrer der Jugend sich sein Brod zu erwerben, bis er, näher bekannt, entweder eine Prediger- oder eine Lehrerstelle an einer öffentlichen Lehranstalt erhielte.

Er begab sich daher mit seinem ganzen Vermögen, das in vierhundert Thalern in Batzen bestand, nach Berlin. Dort angekommen, wurden seine wenigen Habseligkeiten visitirt, und als man die verbotenen Batzen fand, diese in Beschlag genommen. Seine Betheuerung, daß er von dem Verbote nichts gewußt, fand kein Gehör, und trostlos suchte er ein Unterkommen in der Jüdenstraße, im weißen Schwan. Sein ganzer Reichthum bestand in wenigen Kleidungsstücken, einiger Wäsche, einigen Büchern und den Kollegienheften, nebst einigen Thalern baaren Geldes in der Tasche.

Er hatte Berlin nur deshalb gewählt, weil ein Landsmann und Schulgenosse sich hier aufhielt, der, wie man sich in Thüringen erzählt, dort sein Glück gemacht haben sollte. Mit Mühe erkundete er seine Wohnung, besuchte ihn, fand zwar eine gastliche Aufnahme, aber keinesweges das bestätigt, was er von ihm erfahren. Er hatte nur ein kümmerliches Brod, indem er sich vom Unterricht in den Anfangsgründen der griechischen und lateinischen Sprache und in andern Elementarkenntnissen ernährte. Der Kandidat erzählte seinem Freunde das ihm widerfahrene Unglück, und bat ihn um seinen Rath in seiner Bedrängniß. Dieser war der Meinung, daß er deshalb bei der Direktion des Packhofes schriftlich einkommen müsse. Das that er, wurde aber abschlägig beschieden; man rieth ihm, eine neue Eingabe bei der General-Accise- und Zoll-Direktion zu machen, weil diese hierin allein zu seinem Vortheil entscheiden könne. Der

Kandidat that auch dies, erhielt aber ebenfalls einen abschlägige Antwort.

Da sagte man ihm, es bliebe ihm nichts übrig, als sich unmittelbar an den König zu wenden, und diesem eine Bittschrift zu überreichen, indem man sich erinnerte, wie Viele, die mit ihren Gesuchen von den Behörden abgewiesen, dadurch entweder zu ihrem Rechte gelangt, oder aus ihrer Bedrängniß menschenfreundlich gerissen worden.

Der Kandidat entschloß sich, diesen letzten Schritt zu wagen. Er setzte eine Bittschrift auf, in welcher er treuherzig einen kurzen Abriß seines Lebens, die Veranlassung zu seinem Entschluß, nach Berlin zu gehen, und die Konfiskation seiner Batzen erzählte.

Mit diesem Memorial, seinen Universitätszeugnissen und seinem thüringschen Paß in der Tasche, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach Potsdam.

Dort angekommen, ging er nach dem Exerzierplatz, weil man ihm gesagt: dort würde er den König finden.

Friedrich ließ die Soldaten einige Übungen machen. Der Kandidat stand in der Ferne, mit Angst im Herzen, und wartete auf einen günstigen Moment, sich ihm nähern zu können.

Die militairischen Übungen waren beendet, der König ging in den Garten, die Soldaten verließen den Platz und es blieben einige Offiziere zurück, welche noch dort auf und niedergingen.

Der Kandidat hatte seine Papiere aus der Tasche gezogen und hielt sie in der Hand; in seinen Zügen sprach sich Angst und Bestürzung aus, daß er die Gelegenheit entschlüpfen lassen, seine Bittschrift dem Könige zu überreichen.

Eine solche an ein Zerrbild gränzende Erscheinung mußte den Offizieren auffallen. Einer von ihnen näherte sich ihm, und auf die in seiner Hand befindlichen Papiere deutend, fragte er ihn:

Was hat Er da?

„Eine Bittschrift an des Königs Majestät," stammelte der Kandidat: „meine Testimonia und meinen Reisepaß."

Wer ist Er und was will Er vom Könige? fragte ein Anderer.

„Das alles können Sie am besten aus den Papieren hier erfahren," meinte der Befragte, und übergab solche dem Frager.

Der Offizier nahm die Papiere, entfaltete sie und Alle lasen sie gemeinschaftlich.

Man gab sie ihm zurück und derjenige, dem er sie eingehändigt, sprach zu ihm:

„Ich will Ihm einen guten Rath geben. Der König ist heut überaus gnädig. Geh' Er ihm auf dem Fuß nach. Es wird Sein Glück seyn."

Ach! seufzte der Kandidat: das erkühn' ich mich nicht aus zu großem Respekt.

„Ei was! nur Courage!" riefen die Offiziere; der Eine ergriff ihn bei'm rechten, der Andere bei'm linken Arm, und so zogen sie ihn unter dem Ruf: „Fort, fort! in den Garten!" vorwärts. Er wurde mehr getragen, als daß er ging, denn die Füße versagten ihm aus Herzensangst den Dienst.

Angekommen in dem Garten, suchten die Offiziere den König auf. Sie fanden ihn bei einem Gärtner, wie er ein Gewächs betrachtend, sich auf solches gebückt hatte.

„Hier bleibt Er stehen!" sprach einer der Offiziere: „Hier hinter dem Rücken des Königs."

Dann fuhren sie, ihren Scherz mit ihm treibend, aber doch sehr leise, abwechselnd fort:

„Den Hut unter'm Arm!"

Der Kandidat gehorchte.

„Den rechten Fuß vor!"

„Die Brust heraus!

„Den Kopf in die Höhe!"

„Die Briefschaften aus der Tasche!"

Als der Kandidat alle diese Kommando's erfüllt hatte, hieß es:

„So bleibt Er stehen!"

Jetzt verließen ihn die Offiziere, doch sahen sie sich im Gehen mehrmals nach ihm um, und fanden es spaßhaft, daß der Kandidat in der vorgeschriebenen Weise so unbeweglich stehen blieb, wie eine Bildsäule.

Jetzt richtete sich der König empor und sich umwendend, wurde er den Kandidaten gewahr. Die Papiere in dessen Hand verriethen ihm, daß es ein Supplikant seyn müsse, und er sandte sogleich den Gärtner zu ihm, der ihm solche abnehmen mußte. Dieser über-

brachte sie dem Könige, und dieser schlug nun mit solchem einen andern Gang in dem Garten ein.

Der Kandidat blieb nach wie vor auf seiner Stelle; seine Bittschrift war in des Königs Händen, er mußte doch den Erfolg abwarten. Lange durfte er nicht zwischen Furcht und Hoffnung schweben; der König kam nach wenigen Minuten zurück, in der Linken die entfalteten Papiere, womit er dem Kandidaten winkte, näher zu kommen. Gern hätte er auf seine Batzen für immer Verzicht geleistet, eine solche ehrfurchtsvolle Scheu hatte sich seiner bemeistert; aber ein dunkles Gefühl sagte ihm: daß er alle seinen Muth zusammennehmen und gehorchen müsse.

Schüchtern näherte er sich dem Könige.

„Lieber Thüringer!“ redete ihn Friedrich mit freundlichen Augen und dem Ton des Wohlwollens an: „Er hat in Berlin durch fleißiges Informiren der Kinder Sein Brod gesucht, und sie haben Ihm — wie er schreibt — bei'm Visitiren sein mitgebrachtes thüringer Geld weggenommen. Wahr ist's, die Batzen sollen in meinem Lande nicht mehr gelten, aber sie hätten auf dem Packhofe sagen sollen: „Ihr seyd ein Fremder und wisset das Verbot nicht. Wir wollen den Beutel mit den Batzen versiegeln, schickt solchen wieder zurück nach Thüringen und laßt Euch dafür andere Sorten schicken,“ sie hätten sie ihm aber nicht wegnehmen müssen! Geb' Er sich zufrieden! Er soll Sein Geld cum Interesse zurück erhalten. — Aber, lieber Mann! Berlin ist ein heißes Pflaster; sie verschenken da nichts; Er ist ein fremder Mensch, eh' Er bekannt wird und Information bekommt, ist das Geld verzehrt. Was dann?“

Der Kandidat war darüber so bestürzt, daß er keine Sylbe antwortete, was er hernach sehr bereute, denn er glaubte, diese Frage sey nur gemacht worden, um von ihm eine Bitte um Versorgung zu hören.

Da der Kandidat stumm blieb, wandte ihm der König den Rücken und entfernte sich. Kaum hatte er aber zwölf bis funfzehn Schritte gemacht, so sah er sich um, und winkte auf's neue.

Der Kandidat näherte sich dem Könige, und während der Letztere fortschritt, begann folgendes Gespräch:

„Wo hat Er studirt?“

Ew. Majestät, in Jena.

„In welchen Jahren?“

Von 1716 bis 1720.

„Unter welchem Prorektor ist Er inscribirt worden?“

Unter dem Professor Theologiae Dr. Förtsch dem Ersten.

„Was waren sonst noch für theologische Professoren dort?“

Buddäus, Danz, Weißenborn, Walch.

„Hat Er auch fleißig Biblica gehört?“

Bei'm Buddäo.

„Das ist der, der mit Wolfen so vielen Krieg hatte.“

Ja, Ew. Majestät, er war —

Der König, ihn unterbrechend:

„Was hat Er denn sonst noch für nützliche Kollegia gehört?“

Thetica et Exegetica bei'm Dr. Förtsch; Hermeneutica polemica bei'm Dr. Walch; Hebraica bei'm Dr. Danz; Homiletica bei'm Dr. Weißenborn; Pastorale et Morale bei'm Dr. Buddäo.

„Ging es zu Seiner Zeit noch so toll in Jena her, wie ehedem, da die Studenten ohne Unterlaß sich mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers:

Wer von Jena kommt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.“

Diese Unsittlichkeit ist ganz aus der Mode gekommen: man kann jetzt dort so wohl, wie auf andern Universitäten, ein stilles und ruhiges Leben führen, wenn man nur das die, cur hic? observiren will. Bei meinem Anzuge schafften die durchlauchtigen Nutritores Academiae die sogenannten Renomisten, die so viele Unruhe gemacht, aus dem Wege und ließen sie auf die Wartburg in Verwahrung setzen; da haben sie gelernt, ruhig zu seyn.

Es schlug Eins. Der König brach das Gespräch mit den Worten ab:

„Nun muß ich fort; sie warten mit der Suppe.“

Der König verließ den Garten, der Kandidat folgte ihm in einiger Entfernung. Als er auf den Schloßplatz kam, fand er dort noch die Offiziere, welche ihn in den Garten geschleppt; sie folgten dem Könige, als er in das Schloß trat.

Der Kandidat blieb auf dem Schloßplatze, in der Hoffnung daß er nach diesem Gespräch einen Bescheid auf seine Eingab erhalten würde. Er hatte sich auch nicht getäuscht; nach eine

Weile trat ein Kammerhusar aus dem Schlosse und fragte mit lauter Stimme:

„Wo ist der Mann, der bei dem Könige in dem Garten gewesen?“

Hier! rief der Kandidat.

„So folg' Er mir!“

Der Kammerhusare führte ihn nun in das Schloß und in ein großes Zimmer, in welchem sich die Dienerschaft des Königs befand. Es war ein Tisch gedeckt. Der Kammerhusar setzte dem Kandidaten einen Stuhl hin und sprach:

„Die Speisen, die hier auf dem Tisch stehen, hat Ihm der König auftragen lassen und befohlen, daß Er sich satt essen, und an Niemand kehren soll. Ich soll Ihn bedienen. Nun frisch an's Werk!“

Die Verlegenheit des Kandidaten war groß; eine solche Bedienung hatte er nie gehabt, so hungerig und durstig er war, denn er hatte seit vier und zwanzig Stunden nichts genoßen, den weiten Weg von Berlin nach Potsdam durch den Sand gemacht, und die Angst, die er so lange erduldet, hatten seine Kräfte ganz erschöpft, aber er würde doch in diesem Moment seine Rolle gern mit der des Kammerhusaren vertauscht haben. Er wußte sich nicht zu rathen und zu helfen, und bat daher den Kammerhusaren de- und wehmüthig, an der Tafel neben ihm Platz zu nehmen. Dieser lehnte solches hartnäckig und endlich sogar rauh ab, indem er ihm zu verstehen gab, wie es sich nicht von ihm gezieme, ihn zu einem Ungehorsam gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs verleiten zu wollen. Der Kandidat sah nun wohl, daß er sich die Bedienung gefallen lassen müsse, er setzte sich und ließ sich die vorgesetzte Speisen schmecken. Zum Nachtisch wurde Konfekt und Birnen aufgetragen. Beides wickelte aber der Kammerhusar in Papier, und steckte es dem Kandidaten in die Tasche, mit den Worten:

„Zur Erfrischung auf dem Rückwege.“

Sobald die Mahlzeit beendet war, trat ein Kabinetssekretair in das Zimmer, gab dem thüringer Gast seine Zeugniße und seinen Reisepaß zurück, händigte ihm eine versiegelte Verfügung an die General Accise- und Zoll-Direction ein, zählte ihm fünf Dukaten und einen Friedrichsd'or auf, und sprach:

„Das schickt Ihm der König, damit Er wieder nach Berlin kommen kann,“ dann setzte er hinzu:

„Folg' Er mir!“

Der Sekretair führte den Kandidaten aus dem Schlosse nach einem königlichen Küchenwagen mit sechs Maulthieren bespannt, und erklärte den bei diesem Wagen befindlichen Personen:

„Ihr Leute! der König hat befohlen, Ihr sollt diesen Fremden mit nach Berlin, aber kein Trinkgeld von ihm nehmen.“

Der Kandidat bestieg den Wagen und kam so wieder in Berlin an. Er gab nun gleich die versiegelte Immediat-Verfügung auf dem Packhofe in der Expeditionsstube ab. Der Direktor entsiegelte sie, unstreitig enthielt sie einen derben Verweis, denn er wurde bei dem Lesen bald bleich bald roth und reichte sie, ohne ein Wort zu äußern, einem andern Offizianten.

Mit ziemlich mürrischem Tone sprach dieser zu dem Kandidaten:

„Komm' Er näher, und schreib' Er eine Quittung, daß Er für seine 400 Thaler ganze Batzen so viel in brandenburgscher Münze ohne den mindesten Abzug baar und richtig erhalten hat.“

Nachdem der Kandidat die Quittung geschrieben, bekam er das Geld sogleich gezahlt. Während er solches zu sich nahm, rief man einen Schaffner in das Zimmer.

„Er geht gleich mit dem Mann hier,“ sprach der Acciseoffiziant, der das Geld gezahlt hatte, zu diesem Schaffner: „nach dessen Absteigequartier in der Jüdenstraße im weißen Schwan, läßt sich von dem Wirthe die Rechnung seiner Zehrungskosten vom Tage seiner Ankunft bis jetzt machen, und bezahlt sie. Hier sind dazu vier und zwanzig Thaler, und wenn es nicht zureicht, so kann Er sich das Fehlende holen.“

Der Schaffner ging mit dem Kandidaten nach dem Gasthofe, und berichtigte die Schuld des Letztern für die Zeit von acht Wochen; der Betrag belief sich aber nur auf 10 Thlr. 4 Gr. 6 Pf.

Eins der bravsten Regimenter der Armee Friedrich's war das Regiment des Markgrafen Karl*). Es hatte seit seiner Stif-

---

*) Dies Regiment wurde 1702 errichtet, und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg verliehen. Gleich nach seiner Stiftung ging es nach den Niederlanden, wohnte der Belagerung von Kaisers-

tung fast in keiner Schlacht gefehlt, und sich in einer jeden ausgezeichnet.

---

werth bei und war 1701 mit in der Schlacht bei Turin. Im Jahre 1707 war dessen zweites Bataillon bei der Belagerung von Toulon, während das erste in Brabant stand. Im Jahre 1708 focht das erste Bataillon bei Oudenarde, das zweite machte den Feldzug in Italien. Das ganze Regiment hielt sich 1709 sehr tapfer in der Schlacht von Malplaquet. Das erste Bataillon half 1710 Mons und das zweite Aire belagern. Das erste Bataillon stand 1711 vor Bouchain, das zweite war bei der Armee, welche den Feind beobachtete. Im Jahre 1715 wurde es zur Belagerung von Stralsund und zu dem Sturm von Penamünde gebraucht, wobei es einen großen Verlust an Mannschaft erlitt. Im Jahre 1741 zeichnete sich das Regiment bei dem Sturm von Glogau besonders aus, so auch in der Schlacht bei Molwitz, wo es großen Verlust hatte. In der Schlacht bei Chotositz am 17. Mai 1742 wurden dessen Grenadiere gebraucht, 1744 half das Regiment Prag belagern und einnehmen. Am 5. Juni 1745 wohnte es der Schlacht bei Hohenfriedberg und Soor bei, wo es große Tapferkeit bewies und in der letztern viel verlor. Die Grenadiere befanden sich in der Aktion bei Katholisch-Hennersdorf. Im siebenjährigen Krieg, 1756, war es mit bei der Einschließung des sächsischen Lagers bei Pirna, im folgenden Jahre in der Schlacht bei Prag und bei dessen Belagerung. Der König führte es selbst in der Schlacht bei Roßbach und Leuthen gegen den Feind. In der letztern war es von Anfange bis zum Ende dem Kleingewehr-Feuer des Feindes ausgesetzt, und wurde fast gänzlich aufgerieben, der Rest wurde zur Belagerung von Breslau gebraucht. In der Schlacht bei Hochkirch am 14. October 1758 bewies es große Tapferkeit. Das erste Bataillon und die Grenadiere auf dem rechten Flügel mußten die heftigsten Angriffe des Feindes bekämpfen, das zweite Bataillon vertheidigte die ganze Zeit über den Kirchhof des Dorfs, unter dem Befehl des Majors von Langer und Lieutenants von der Marwitz. Es wollte sich schlechterdings nicht ergeben und kämpfte noch muthig, während des Rückzuges der Armee, bis der tapfere Major durch elf Wunden zu Boden sank, an welchen er wenige Tage darauf starb; die Feinde seine Tapferkeit bewundernd, ließen ihn auf das ehrenvollste beerdigen. In der Schlacht bei Kunersdorf 1759 machte das Regiment die heftigsten Angriffe auf die feindlichen Batterien und wurde endlich am Judenberg fast gänzlich aufgerieben. Einige Wochen nach dieser Schlacht focht es, so sehr es auch geschwächt war, in der Aktion bei Korbitz, und dessen Grenadiere nahmen dem Feinde 11 Kanonen und 1 Fahne ab. Im Jahre 1760

In dem Gefecht bei Korbitz unweit Meissen, am 21. September 1759, wo der General Fink dem ihm weit überlegenen feindlichen Heere Widerstand leistete, wurde es auf dem Rückmarsche von vier feindlichen Kavallerieregimentern angegriffen. Nach vielen fruchtlosen Attaquen mußten diese nach großem Verluste weichen. Ein Unteroffizier des Markgraf Karlschen Regiments bemerkte, daß das tapfere Benehmen des Majors Fischer vom feindlichen Kürassierregimente Bretlach die österreichschen Reiter besonders wüthend machte; denn er ritt immer an der Spitze der Angreifenden und ermuthigte sie zur Tapferkeit.

„Wäre der Offizier fort, die andern würden lange nicht so wüthend angreifen!“ meinte der Unteroffizier, sich an den neben ihm kommandirenden Lieutenant wendend; „kommt er aber so nahe, daß ich ihn erreichen kann, dann ist er reif!“

Wirklich sprengte bei dem nächsten Angriff der feindliche Major bis nahe an das erste Glied der Preußen. In diesem Augenblicke sprang der Unteroffizier einige Schritte vor, schlug mit seinem Esponton den Major über den Kopf, sein Widerhaken faßte die Schulter und er riß den Offizier in eben dem Augenblick vom Pferde, in welchem ein gut angebrachtes Pelotonfeuer dessen Begleiter zerstreute. Der Sieger nahm seinen Gefangenen mit sich. Der König erfuhr es nach einigen Tagen von dem Markgrafen. Mehrere Jahre waren vergangen, der Friede zu Hubertsburg längst abgeschlossen, das Regiment stand wieder in seiner Garnison Berlin, als der damalige Chef des Regimentes, Herzog Friedrich von Braunschweig, bei dem Könige speis'te. Man sprach von den Thaten des Regiments, der König schien einige Augenblicke

---

wurde es zu der Belagerung von Dresden gebraucht und einige Wochen darauf kämpfte es in der Aktion bei Strehla. In einer Aktion bei Wittenberg verlor es viel Mannschaft und in der Schlacht bei Torgau am 3. November 1760 wurde das erste Bataillon fast ganz vernichtet. In dem heftigen Sturm 1761 bei Spie unfern von Kolberg und in der Schlacht bei Freiberg 1762 waren die Grenadiere, die Musquetiere aber in einem Gefechte bei Burckersdorf. Im Jahre 1778 wohnten die Grenadiere einem Gefecht bei Weißkirch bei, die Musquetiere 1779 einem bei Mösnick.

über etwas nachzusinnen, dann fragte er: ob er noch einen Unteroffizier im Regiment habe, den er mit Namen nannte.

Ich weiß es nicht, erwiederte der Herzog: Ew. Majestät haben mir das Regiment erst seit einigen Monaten zu verleihen geruht; aber mein Adjudant im Nebenzimmer wird darüber Auskunft geben können.

Der Adjudant wurde gerufen. Friedrich legte ihm die nämliche Frage vor, er bejahte sie und setzte hinzu:

Der Unteroffizier hat heute die Wache am brandenburger Thore.

„Ist der Mann rechtlich und brauchbar zu einer Civilstelle?"

Ja Ew. Majestät, erwiederte der Adjudant: der Unteroffizier ist ein Muster eines braven Soldaten, er ist geschickt und ich hab' ihn oftmals zum Schreiber gebraucht.

„Laß' Er ihn ablösen und hierher kommen."

Dies geschah. Der Unteroffizier erschien mit klopfendem Herzen.

„Ist Er der Unteroffizier, der bei Korbitz den Major Fischer gefangen nahm?" fragte ihn Friedrich.

Ja, Ew. Majestät!

„Wie lange dient Er?"

Vier Jahr als Soldat und zwölf Jahr als Sergeant.

„Was war Er vorher?"

Ich ging in die Schule in Königsberg in der Neumarkt.

„Kann Er schreiben und rechnen?"

Ja, Ew. Majestät.

„Er soll eine Probe machen! Stell' Er sich hier an den Tisch, und schreib Er, was ich Ihm diktire!"

Der Unteroffizier gehorchte.

„Schreibe Er: Seine Königl. Majestät befehlen dem General-Direktorium, dem Überbringer dieses den ersten vacanten einträglichen Posten ohne Weiteres zu geben. — Ist Er damit fertig?"

Ja, Ew. Majestät.

„Gebe Er's her und mir zugleich eine Feder."

Als der König Beides erhielt, sprach er:

„Er schreibt eine schöne Hand. So schön schreib' ich nicht."

Er unterzeichnete und händigte dem Unteroffizier dem Befehl ein. Nach einigen Monaten wurde er angestellt.

Auf einer Musterungsreise besuchte der König seinen Vetter, den Markgrafen Heinrich Friedrich in Schwedt*). Bei einem Spaziergange im Schloßgarten, beläſtigten den König die Mücken sehr, die dort überaus häufig und groß sind.

„Es ist nicht zu leugnen," rief der König aus: „daß ich schlimme Cousins in Schwedt habe."

Es waren öfters bei dem Könige Beschwerden über den Markgrafen geführt worden, da er bei seinem aufbrausenden Temperament sich manche eigenmächtige Handlung zu Schulden kommen ließ, die Friedrich, nach seiner Denkungsart, nicht gut heißen konnte, und folglich rügen mußte.

Der König hatte den Lord Marschall zum Gouverneur von Neufchatel ernannt; er glaubte, daß er sich ganz zu einer solchen Stelle eigne und sie seinen Wünschen gemäß sey.

Die Streitigkeiten der dortigen Geistlichen, die mit so vieler Bitterkeit geführt wurden, machten dem Lord seine Lage so zuwider, daß er, wegen der Kabalen, welche die Geistlichen sowohl gegen einander, als gegen das Gouvernement schmiedeten, den König bat, ihn seiner Stelle zu entbinden. Sein Wunsch wurde anfänglich nicht erfüllt, er erhielt nur, zu seiner Erleichterung, einen Vize-Gouverneur, als aber diese Machinationen nicht aufhörten und die zelotischen Geistlichen J. J. Rousseau so feindselig verfolgten, daß er sich durch die Flucht zu retten suchen mußte, so wiederholte der Lord sein Entlassungsgesuch so dringend, daß es ihm bewilligt wurde.

Der König gehörte keinesweges zu den enthusiastischen Verehrern Rousseau's, aber das Benehmen seiner Widersacher empörte ihn doch so sehr, daß er den Letztern dies in folgenden Worten zu erkennen gab:

„Ihr verdient nicht, daß man Euch beschützt, es sey dann, daß Ihr Euch in Eurem Betragen so evangelisch sanftmüthig zeigt, als bis jetzt der Geist der Empörung, der Unruhe und der Aufwiegelung darin geherrscht hat.

Potsdam, den 26. Februar 1766. Friedrich."

---

*) Geboren den 21. August 1709 gestorben den 12. Dezember 1788.

Einst äußerte Friedrich gegen den wegen seiner verschwenderischen Lebensweise bekannten Grafen von Hoditz*) sein Bedauern über dessen geschwächte, oft unterbrochene Gesundheit und schloß:

„Es muß doch etwas ganz Entsetzliches seyn, wenn Ihn auf einmal Seine Schmerzen, Seine Gicht und andere Übel antreten.“

Das ist es freilich, Ew. Majestät, erwiederte Hoditz.

„Wie hilft Er sich denn in solchen Augenblicken?“

Hoditz wollte etwas sehr Verbindliches in seine Antwort legen, und versetzte:

Sire! ich beiße die Zähne zusammen und rufe: es lebe der König! dann ist alles wieder gut.

Lächelnd sagte der König:

„Nun! so wünsch' ich, daß Er so wenig als möglich Gelegenheit haben möge, das auszurufen.“

Während des siebenjährigen Krieges hatte die Drostin von D*** in Schlesien auf ihrem Gute, wo protestantische Unterthanen waren, deren Töchter eigenmächtig in das in solchem liegende Nonnenkloster bringen lassen, um sie in dem katholischen Glauben zu erziehen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sie sich diesen Gewaltstreich erlaubt, weil sie voraussetzte, daß ein ketzerischer Monarch nicht über einen Feind den Sieg davon tragen würde, dessen Anführer einen vom Papst geweihten Degen erhalten hatte; ihre Voraussetzung traf jedoch nicht ein. Gleich nach dem hubertsburger Frieden reichten einige Bauern darüber Beschwerden ein, und es wurde der Drostin deshalb ein fiskalischer Prozeß gemacht.

In dieser Bedrängniß wandte sie sich unmittelbar an den König.

Er befahl den Prozeß niederzuschlagen, zugleich aber auch, diese Mädchen gleich wieder aus dem Kloster zu entlassen und sie ihren Ältern zurück zu geben, mit der Bestimmung: daß die Drostin jedem dieser Mädchen 200 Thaler zur Ausstattung sogleich zahlen solle.

---

*) Albert Joseph, Graf von Hoditz, geboren 1706, starb zu Potsdam 1778.

In einem Abendgespräch des Königs mit dem Obersten Quintus Icilius, mit welchem er sich gern nach den vielfachen oft nicht angenehmen Geschäften zur Erholung unterhielt, äußerte er sich auch einst über das Finanzwesen.

„Keiner meiner Minister denkt daran," sprach er, „die Revenuen des Staats zu vermehren; sie bleiben in dem alten hergebrachten Gang ihrer Vorgänger. Sie überlassen mir die Mühe, und ich habe darüber schon lange hin und hergesonnen, aber ich bin darüber noch nicht im Klaren. Die Einkünfte anderer Staaten vermehren sich, hauptsächlich die Frankreichs, es wird dringend nöthig, dies Mißverhältniß zu beseitigen."

Diese Äußerung des Königs war dem Obersten sehr aufgefallen, er hatte keine befriedigende Anwort geben können, und, wieder in seine Wohnung zurückgekehrt, dachte er darüber nach. Da der König hauptsächlich Frankreich erwähnt, so unterrichtete er sich aus Büchern, die er in seiner Bibliothek hatte, näher über das französische Finanzwesen.

Am folgenden Abend lenkte der Oberst wieder das Gespräch auf diesen Gegenstand, und suchte dem Könige zu beweisen, wie man in Frankreich die Kunst, die Einkünfte des Staats zu vermehren, am besten verstände, und führte zum Beispiel den berühmten Helvetius an, der sich damals als Generalpächter zu Paris befand.

Der König ließ darauf Helvetius schriftlich auffordern: ihm seine Ansichten über diesen Gegenstand zu eröffnen und ihm einige Personen zu schicken, welche die Fähigkeiten besäßen, seine Pläne zu realisiren. Helvetius genügte diesem Verlangen, und als der König darüber mit d'Alembert sprach, so unterließ dieser nicht, den Finanzoperationen, welche Helvetius vorgeschlagen, seinen vollen Beifall zu geben.

Auf diese Weise wurde 1766 die Regie eingeführt.

Gleich nach deren Einführung, erhielt der König ein anonymes Schreiben in französischer Sprache, in welchem diese neue Einrichtung nicht nur sehr hart getadelt, sondern auch dem Könige selbst manche Bitterkeit gesagt wurde.

Er las diesen Aufsatz nicht flüchtig durch, sondern schenkte ihm große Aufmerksamkeit; dann ließ er den Chef dieses Verwaltungszweiges den Geheimen-Finanzrath de la Haye de Launoy zu sich rufen, und gab ihm den Aufsatz, mit den Worten:

„Da les' Er, was man gegen mich und seine Einrichtungen einzuwenden hat. Der Verfasser scheint sehr aufgebracht, aber er kennt weder mein Land, noch die Gründe, die mich zu diesen neuen Einrichtungen bestimmt haben. Doch mach' ich es Ihm zur Pflicht, sich zu hüten, daß keine gegründeten Klagen entstehen. Er kennt meine Absichten; ich will meine Accise-Einnahme nicht vermehren, ich will nur den Kunstfleiß und die Industrie meiner Unterthanen heben."

Die herrumreisenden Regieinspektoren pflegten im Mannsfeldschen bei einem Prediger einzukehren, und er bewirthete sie auf das Beste.

Bei einem solchen Besuch stellten sie auch eine Untersuchung nach Kontrebande bei ihrem Wirthe an, um den Schein der Vergünstigung zu vermeiden, da man allgemein geäußert, wenn sie nicht bei ihm einkehrten und eine so gute Aufnahme fänden, so würden sie ihn nicht mit der Visitation verschonen, und auch dort gewiß Kontrebande finden.

Wider ihre Erwartung war das Gerücht gegründet, sie fanden dergleichen und auf ihre diesfällige Anzeige wurde er zu einer Geldstrafe von 60 Thlr. verurtheilt.

Der Prediger machte jetzt eine Rechnung über die Bewirthungskosten seiner Denunzianten, seit sie bei ihm auf ihren Dienstreisen eingekehrt waren, in welcher er jeden Tag und die Zehrungskosten genau angegeben hatte. Seine diesfällige Forderung betrug 152 Thlr. wovon er, nach Abzug der ihm zuerkannten Strafe, noch 92 Thlr. verlangte.

Die Accise-Direktion zu Magdeburg verwarf diese Gegenrechnung und bestand auf der Zahlung der ihm zuerkannten Strafe.

Da wandte sich der Prediger unmittelbar an den König, und dieser ertheilte darauf den nachstehenden Bescheid:

„Der Prediger muß die Mahlzeiten bezahlt bekommen, und da er kein Gastwirth ist, so kann man sie nicht taxiren, aber dann muß er auch die Strafe bezahlen."

Ein Hauptmann war wegen überwiesenem Kontrebandemachen zur Untersuchung gezogen und zu einer harten Strafe verurtheilt worden.

Er wandte sich unmittelbar an den König und bat um Begnadigung. Seine lange sonderbar abgefaßte Bittschrift schloß mit den Worten:

„So lebe der allerunterthänigsten Zuversicht, Ew. Königl. Majestät Augen werden mit dem König David, Psalm 100, V. 1., nach den Treuen im Lande sehen, und gern fromme Diener haben, daß sie bei Höchstdenselben wohnen: und bitte dannenhero fußfälligst, mich wider alle Anfeindungen mit Höchstdero Gnadenflügeln zu bedecken, und in Ansehung meiner Königliche Gedanken zu führen, und darüber zu halten, damit ich aus dem Psalm 118, V. 6. mit dem König David auch sagen könne: der Herr ist mit mir, darum fürcht' ich mich nicht, was können mir Menschen thun?

Friedrich schrieb an den Rand der Vorstellung:

„Der König David hat nie mit Contrebandiers zu thun gehabt und also hat der Herr Patron seine Bibellecture hier sehr unnütz angebracht; weil er mir aber die Ehre erwiesen hat, Mich mit dem König David zu vergleichen, so kann man den Schlingel laufen lassen, kommt er wieder, so marchirt er mit sammt seinem König David nach Spandau."

Die Prinzessin Elisabeth hatte sich aus Lyon Stoff zu einem Kleide kommen lassen.

Da die Einführung solcher ausländischen Waaren strenge verboten war, so konfiszirte ein Acciseoffiziant auch diese.

Sobald der Prinzessin dies angezeigt wurde, gerieth sie darüber in großen Unwillen, und um solchen den Acciseoffiziant recht fühlen zu lassen, ließ sie ihm sagen: er möchte zu ihr kommen und das konfiszirte Zeug mitbringen; die darauf gesetzte Geldstrafe wolle sie entrichten.

Der Offiziant stellte sich ein. Sie nahm ihm das Zeug ab, und als er sie an die Bezahlung der Strafe erinnerte, gab sie ihm ein Paar derbe Ohrfeigen mit den Worten:

„Da ist die Bezahlung!"

und ließ ihn nun von einem ihrer Lakaien aus dem Zimmer werfen.

Der für seinen großen Diensteifer so übel belohnte Offiziant zeigte dem Könige, tief gekränkt, den ganzen Vorfall zur Entscheidung mit der Äußerung an, daß er dadurch schwer an seiner Ehre gekränkt sey.

Friedrich entschied also:

„Die Accisegefälle verliere Ich. Die Prinzessin behält das Kleid, und die Ohrfeige der, welcher sie erhalten hat. Was die Schande anbetrifft, so spreche Ich den Kläger davon los, denn die Berührung einer schönen Hand kann nie das Gesicht eines Accisebedienten entehren. Friedrich."

Der expedirende Sekretair B*** bei der Regie hatte seine Unzufriedenheit über einige neue Einrichtungen derselben sehr laut geäußert, weil sie, seiner Ansicht nach, für das Ganze nur nachtheilig wären. Da der geheime Finanzrath de Launay dies erfuhr, wurde B*** verabschiedet. Aufgebracht darüber, beschwerte er sich unmittelbar bei dem Könige, sandte ihm zugleich die zur Ausführung bestimmten Pläne, und schilderte ihre Nachtheile.

Weil ich diese Pläne laut gemißbilligt, schloß er seine Eingabe: bin ich außer Brod gesetzt worden; ich hege aber das Vertrauen zu Ew. Königl. Majestät, daß Allerhöchstdieselben mich nicht brodlos lassen werden, da Ehrlichkeit am längsten währt.

Der König untersuchte die Sache, er fand die Ausstellungen gegründet. Er befahl darauf: daß der Sekretair sein Gehalt behalten, die von ihm eingeschickten Pläne aber nicht ausgeführt werden sollten. B*** erhielt den eigenhändigen Bescheid:

„Da Ehrlichkeit am längsten währt, soll Er auch sein volles Gehalt behalten. Die nöthigen Befehle habe Ich bereits an die Behörde gesandt, wo Er sich zu melden hat."

Bei einem Spazierritt wurde er gleich von einer Menge Menschen umringt, die ihm, als er kaum das Pferd bestiegen, Bittschriften hinreichten.

„Gebt sie nur ab," sprach er: „Ihr sollt Alle beschieden werden."

Er ritt weiter. Da bemerkte er einen alten Mann, der in einiger Entfernung stand, und seine Bittschrift, weil sie nicht angenommen worden, mit sehr trauriger Miene wieder in die Tasche steckte.

Der König winkte ihm, und da er näher trat, fragte er:

„Wer seyd Ihr?“

Ein Bauer aus Preußen.

„Was wollt Ihr?“

Ew. Majestät, ich wollte recht sehr bitten, die Regie abzuschaffen.

„Wie? weshalb?

Ja, wenn Sie das nicht thun, so ist's aus mit uns. Wir kommen All' an den Bettelstab.

„Warum nicht gar! Was hat Euch denn die Regie gethan?“

Der Bauer erzählte nun treuherzig: wie er von einem stattlichen Herrn, den er nicht gekannt, einige Pakete zu fahren bekommen, wofür er ihm ein Ansehnliches zu zahlen versprochen.

Man verdient doch gern etwas, fuhr er fort: ich that's; aber, da gerieth ich schön in die Patsche. Da kamen die Accisemenschen, hielten den Wagen an, fanden Kontrebande, nahmen nicht nur die, sondern mir auch Wagen und Pferde, weil ich Kontrebande gefahren hatte.

„Das habt Ihr doch gewiß gewußt?“

Wahr und wahrhaftig nicht! Ich hab's den Accisemenschen auch gesagt, und will's beschwören, sie kehrten sich aber nicht daran. Wer mir mein Vieh nimmt, nimmt mir das Brod, und wer das nimmt, das Leben.

„Na, hört einmal, das ist dummes Zeug, daß ich die Regie abschaffen soll; das versteht Ihr nicht. Eure Sache soll untersucht werden, und wenn es sich so verhält, wie Ihr sagt, so soll Euch geholfen werden. Gebt Eure Bittschrift nur an Steltern*) ab.

Der König erließ einen Befehl: dem Bauer Pferde und Wagen wieder zu geben und setzte eigenhändig unter solchen:

„Man muß den Kerl ruhig machen, sonst will er die Regie abgeschafft wissen, wornach man sich zu achten hat.“

*) Kabinetsrath.

Die Regie hatte einen Soldaten, welcher Kontrebande gemacht, zu 2000 Thaler Strafe verurtheilt.

Das Urtheil wurde dem Könige zur Bestätigung vorgelegt; er schrieb an dessen Rand:

„Bevor Ich gegenwärtiges Urtheil bestätige, bin Ich doch neugierig, die Mittel zu wissen, deren man sich bedienen will, einen Soldaten 2000 Thaler bezahlen zu lassen.“

Ein Kaufmann in Potsdam, der auf die Messe nach Leipzig gereiset war, hatte von dort für seine Frau Damast zum Kleide mitgebracht. Die Einbringung solcher fremden Zeuge war auf das strengste verboten. Der Schmugler hatte zwar diese Kontrebande möglichst zu verstecken gesucht, aber dem Nachspüren des Visitators entging sie nicht; sie wurde mit Beschlag belegt und dem Einschwärzer der Prozeß gemacht. Die Sentenz bestimmte eine Alternative von einer so großen Summe als Strafgeld, daß sie der Kaufmann nicht entrichten konnte, und im entgegengesetzten Fall mehrere Jahre Festungsstrafe. Er wurde nach Spandau abgeführt.

Der unglücklichen Frau blieb nichts übrig, als den König unmittelbar um Begadigung zu bitten. Hochschwanger und mit zwei Kindern ging sie nach Sanssouci. Sie fand den König, wie er im Garten spazieren ging. Mit den Kindern an der Hand stellte sie sich so, daß sie von ihm gesehen werden mußte. Kaum hatte er sie erblickt, so ging er auf sie zu und fragte, was sie wolle? Sie erzählte ihm, daß und weshalb ihr Mann in Spandau auf der Festung säße und schilderte ihm das Unglück, in welches sie dadurch mit ihren Kindern unverschuldet gerathen sey.

„Aber Ihr Mann hätt' es doch wissen sollen, daß man nicht mit verbotenen Waaren handeln darf?

Das wollt' Er auch nicht, Ew. Majestät! er hat nur Zeug zu einem Kleide für mich mitgebracht, weil es in Leipzig so wohlfeil zu haben ist. Es geschah aus Liebe zu mir, ach! diese Liebe hat ihn, mich und seine Kinder in's Verderben gestürzt.

Sie sprach diese Worte im Tone der Verzweiflung, und unter einem Strom von Thränen.

„Gebe Sie sich zufrieden! Sie soll Ihren Mann wieder haben.“

Sie werden aber die Geldstrafe und die Prozeßkosten verlangen.

„Die Strafe soll Ihrem Mann erlassen seyn, die Kosten sollen niedergeschlagen werden.“

Wo bleibt aber das Zeug? fragte die Frau: mein armer Mann hat es in Leipzig für mich gekauft, um mir eine Freude damit zu machen.

Der König lächelte, und sprach:

„Na, beruhige Sie sich nur. Ich will Ihr auch diese Freude machen. Sie soll das Zeug wieder haben. Melde Sie sich nur bei dem Direktor Egerland.“

Die Frau wollte ihm jetzt, außer sich vor Freude, danken, er entfernte sich aber schnell, ließ sogleich die diesfällige Kabinetsordre ausfertigen und vollzog sie.

Als der König, um das Geld in seinen Staaten zu erhalten, mehrere Monopole verliehen hatte, meldete sich bei ihm ein italienischer Graf, und erbot sich, die Oper zu pachten. Er versprach, solche nicht nur so zu erhalten, daß man damit zufrieden seyn sollte, sondern auch eine ansehnliche Summe zu zahlen.

Anfänglich fand der König den Vorschlag annehmbar; dagegen war das Opernpersonale in großer Besorgniß. Die Tonkünstler, Sänger und Tänzer sahen voraus, wie sie der Willkür eines Pächters Preis gegeben seyn würden. In dieser Verlegenheit wandten sie sich an Quanz, da Friedrich in Hinsicht der Musik diesen zu Rathe zu ziehen pflegte.

Quanz versprach nichts bestimmt, und nur, wenn sich eine günstige Gelegenheit zeigen sollte, alles zum Besten der Bekümmerten thun zu wollen. Noch denselben Abend sprach zufällig der König mit ihm von dem Anerbieten des italienischen Grafen, und fügte hinzu: er sey nicht abgeneigt, darauf einzugehen; Quanz erwiederte darauf:

Ew. Majestät sind Herr und Meister; aber darf ich eine Bitte wagen?

„Nun?“

Ew. Majestät mögen dann auch geruhen, die Inschrift des Opernhauses: Fridericus Rex Apollini et Musis auslöschen zu lassen.

Friedrich schwieg, der italienische Graf erhielt aber den Bescheid: Er könne von seinem Anerbieten keinen Gebrauch machen, mit dem Rath: sich damit an andere Höfe zu wenden.

An der Tafel des Königs kam das Gespräch auf das königliche Schloß in Berlin, und daß es wohl einmal wieder aufgeputzt werden sollte.

„Und wie?“ fragte der König.

Jeder schlug nun eine andere Farbe vor, und unterstützte seinen Vorschlag durch eine Auseinandersetzung der Gründe, weshalb er vor denen der Andern den Vorzug verdiene.

„Messieurs!“ nahm er endlich das Wort: „Euer Geschmack ist nicht der meinige. Einem alten Gebäude geht's wie einem alten Manne; Beide sind um so ehrwürdiger, je mehr die Zeit dazu beigetragen hat, ihnen ein Ansehen zu geben.“

Als dem König das Absterben des jungen Prinzen Friedrich Heinrich Karl*), Bruders des Königs Friedrich Wilhelm II. angezeigt wurde, erschrack er so heftig, daß ihm ein Brief, den er eben von seiner Schwester, der Königin von Schweden, erhalten hatte, aus der Hand fiel. Es bedurfte geraumer Zeit, ehe er sich von seinem Erschrecken nur etwas erholen konnte, dann stand er auf, ging einige Schritte umher, wobei er sich die herabrollenden Thränen trocknete.

Ein Offizier der Suite, der in diesem Moment in seinem Zimmer war, sprach zu ihm:

Ew. Majestät! ich bitte allerunterthänigst, beruhigen Sie sich über diesen großen Verlust, er war doch nicht zu hintertreiben.

„Er hat Recht,“ erwiederte der König: „aber Er fühlt nicht den Schmerz und den Schlag, den mir dieser große Verlust verursacht.“

Ja! Ew. Majestät, ich fühl' ihn, äußerte der Offizier, es war einer der hoffnungsvollsten Prinzen.

---

*) Starb am 26. Mai 1767.

„Gut that er nicht!“ ist bei ihnen auf der Zunge und ich freue mich der Laune auch Herr Bismarck, der Herr war auch der beste Deutsche.“

Und also sprach er unter beschleunigtem Trinken, kaum wußte er dem Schlusse mit den Worten des Textes: „Ich will dein Herr!“

Herr von G***, ein junger Mann von verschiedenen Studien, vorher, nach Neigung, seinen Studien auf der Universität, bis ihn Ehrgeiz und Lust trug, in die Welt zu gehen, um sich in ihr zu versuchen, hatte sich, nachdem er sich in verschiedenen Gegenden umgesehen, endlich in Berlin festgesetzt, wo er sich eine seinen Neigungen und Talenten angemessene Beschäftigung und seinen Unterhalt versprach.

Mit diesen und ähnlichen Empfindungen zur Residenz unserer Monarchie, in welcher damals auch Herr Bistig, in Berlin zu leben, und, bis seinem Glücke in gewünschten Verhältnissen, sich auf bestimmte Weise, eine bestimmte Lebensweise vorgelegen.

Da Herr von G***, seiner und seiner Familie Neigung, auf sich bei Glücke seiner Talente gewiesen, indem sein bescheidenes Vermögen, bis zu seiner Verheirathung mit dem Glücke, ihn zu versorgen, ihm nicht zu Gebote stand, so hatte er sich, nachdem er sich in Berlin umgesehen, und sich mit Glücke seiner Talente bekannt gemacht, sich eine seinen Neigungen und Talenten angemessene Beschäftigung und seinen Unterhalt versprach.

Da sich ihm, in seinem Verhältnisse in und seinem Glücke stehe, um in der Residenz seinen und Berlin begeben, bei ein unvorgesehenen Glücke hätte, bis in Glücken Lage, und den Herr Bistig, in seiner Lebensweise seinen Glücke, sich ihm Glücke Lebensweise, sich ihm Glücke Lebensweise.

Da sich ihm unvorgesehen, um meinen Glücke ein gutes und seinen Glücke angemessenes Einkommen zu geben, Glücken in seine Glücken bewilligt, so ist sie einer meiner mündlichen Glücke entgegen, und seinen Glücken in die Residenz, in Glücken Glücken zu genommen. Da sich meine Glücke bewilligt, wenn er sein Glücken nicht, wenn sie sich zu Glücken, in Glücken Glücken zu Glücken. Da sich Glücken und seine, die Königliche Glücke bewilligt, wenn sie sich Glücken und seinen Glücken zu seinen und seinen Glücken Glücken zu Glücken.“

So auffallend auch ein solches Gesuch war, so nahm es doch der König sehr huldvoll auf, und erwiederte der Frau von S***: er sehe ihren Wunsch als einen Beweis des ehrenvollen Vertrauens einer achtungswerthen Mutter gegen ihn an, und er werde für ihren Sohn sorgen.

Er verlangte nun über den jungen von S*** Bericht von dem Chef der Polizei. Dieser meldete: der junge Mann stehe mit einer verschmitzten Buhlerin in sehr genauem Verhältnisse, lebe sehr verschwenderisch, und habe bereits viele Schulden gemacht.

Auf Befehl des Königs wurde dies Frauenzimmer von ihm getrennt, sein Schuldenwesen untersucht und in Ordnung gebracht. Darauf erhielt er den ernstlichen Befehl, nach kurzer Überlegung zu erklären: ob er sich dem Militair- oder dem Civildienst widmen wolle?

Herr von S*** wählte den letztern. Jetzt sandte ihn Friedrich als Referendarius nach der Regierung zu Königsberg in Preußen, befahl aber zugleich dem Präsidenten, ihn mit Arbeiten vorzüglich zu beschäftigen, solchen sein besonderes Augenmerk zu widmen, dabei aber auch in Hinsicht seiner sittlichen Aufführung auf ihn beständig ein wachsames Auge zu haben, und von Zeit zu Zeit darüber unmittelbar zu berichten.

Unter dieser Aufsicht änderte sich der junge Mann im Verlauf von drei Jahren sehr zu seinem Vortheil. Jetzt ließ der König ihm andeuten, er möge nun in sein Vaterland zurückkehren. Er meldete dies der Mutter in einem Kabinetsschreiben, in welchem er ihr zur Veränderung ihres Sohnes Glück wünschte. Sie war darüber tief bewegt, und dankte dem Könige aus der Fülle ihres Herzens in den rührendsten Ausdrücken.

An einem stürmischen, unfreundlichen Tage des Spätherbstes, unter Sturm, Regen und Schnee, erschien der König in seinem gewöhnlichen Anzuge auf der Parade.

Die Offiziere waren darüber erstaunt.

„Messieurs!“ sprach er: „im Frieden müssen wir nicht vergessen, daß wir sieben Jahre hinter einander allen Elementen Trotz

geboten haben. Das Wetter mag seyn, wie es will, den Soldaten muß es nicht kümmern!“

Der König hatte 1767 einen Aufsatz für die Akademie der Wissenschaften angefertigt, welchen er durch den Professor Thibault, angestellt bei der Ritterakademie in Berlin als Lehrer der französischen Sprache, vorlesen lassen.

Er sandte dann eine Abschrift an d'Argens mit folgendem scherzhaften eigenhändigen Billet:

Votre Divinité *) permettra, que mon humanité lui offre un ouvrage lu dans l'Academie. Je vous l'envoye parce qu'il a été lu dans cette assemblée, dont (quoiqu'absent) Vous faites le plus bel ornement. Un ouvrage de Scaliger, ou de Suidas, ou de Freinshemius Vous seroit peut-être plus agréable; je n'en ai point dans ma boutique, et chaque arbre ne peut fournir que le fruit qu'il produit. Contentez-Vous de ceux-ci, et si cela ne Vous fatigue pas trop, continuez Votre bienveillance au pauvre ignorant, qui Vous donne, ce qu'il a, et qui du pied du sacre Mont admire votre Divinité, dont la plénitude domine sur les sommets impérieux que s'élève au dessus des nües.

Fédèric.“

Ew. Gottheit mögen mir es erlauben, daß meine Menschheit Hochdenselben ein in der Akademie vorgelesenes Werk vorlege. Ich schicke es Ihnen, weil es in dieser Versammlung vorgelesen worden, von der Sie — obgleich abwesend — die schönste Zierde sind. Ein Werk von Scaliger oder Suidas, oder Freinshemius würde Ihnen vielleicht lieber seyn; ich habe aber dergleichen nicht unter meinem Vorrath und ein Baum kann keine andere Früchte liefern, als die er hervorbringt. Nehmen Sie mit diesem vorlieb, und wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich ist, so schenken Sie ferner Ihr Wohlwollen einem armen Unwissenden, der Ihnen giebt, was er hat, und

---

*) Der König hatte schon früher d'Argens, wegen seiner liebenswürdigen Laune le devin Marquis genannt und oft mit ihm über seine Gelehrsamkeit und Belesenheit gescherzt.

der am Fuße des heiligen Berges Ew. Gottheit bewundert, Deren Fülle auf dessen stolze Gipfel herrscht, welcher sich bis über die Wolken erhebt.

Am Ende des Jahres 1768 erfuhr der österreichische Gesandte in Berlin, General von Rugent, unerwartet, daß Friedrich Befehl gegeben, die Armee auf den Kriegsfuß zu setzen.

Auf diese Nachricht begab er sich sogleich zu dem Kabinetsminister, Grafen von Finckenstein, und ersuchte ihn, so schnell als möglich ihm bei dem Könige eine Audienz zu verschaffen.

Die Antwort kam schon am nämlichen Tage von Potsdam, daß der König den Gesandten am folgenden Morgen erwarte. Dieser fuhr dorthin mit dem Grafen von Finckenstein und sein Gespräch mit Friedrich war folgenden Inhalts:

„Weshalb haben Sie eine Audienz verlangt? Herr General!"

Sire! Ew. Majestät scheinen den Krieg wieder anfangen zu wollen und ich wag' es, Sie zu fragen: ob Sie der Ruhe von Europa müde sind, und was der Grund dieser drohenden Anstalten ist?

„Er ist sehr einfach, daß ich lieber zuvorkomme, als mir zuvorkommen lasse."

Wer denkt an Krieg? Sire! — Kein Mensch; ich stehe wenigstens für Österreich.

„Was bedeuten aber die außerordentlichen Remonten in Österreich; viertausend Pferde in einem Kauf?"

Erlauben Sie mir, Sire, Sie an Verträge zu erinnern, die Ihrem Gedächtniß vielleicht in diesem Augenblicke nicht gegenwärtig sind. Nach dem Frieden von Hubertsburg schlug die Kaiserin Ew. Majestät zur Erleichterung der Völker vor, die Armeen auf die Hälfte herabzusetzen, wozu sie auch Frankreich bewegen wollte. Ew. Majestät hatten Gründe, sich nicht auf diesen Vorschlag einzulassen. Die Kaiserin blieb ihrer Idee dennoch treu. Fünf Jahre Befolgung derselben haben die österreichischen Finanzen hergestellt. Durch den Tod des Kaisers ist meine Monarchin zur Verfügung des toskanischen Schatzes gelangt. Die Staatsschulden sind bezahlt, und es scheint der Kaiserin nun Pflicht, ihre Armeen wieder auf einen Fuß zu setzen, wie er dem Umfang ihrer Staaten angemessen ist.

Dies war bisher nicht der Fall, und ich kann Ew. Majestät die Versicherung geben, daß meine Gebieterin nichts so sehr wünscht, als die Erhaltung des Friedens.

„Die Kaiserin konnte nichts besseres thun, als Ihnen ihr Vertrauen schenken. Sie sind ein vortrefflicher Minister."

Ich habe das große, vielleicht unverdiente Glück, in dieser Eigenschaft vor Ew. Majestät zu stehen, und mit Ihnen von einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Aber würden Sie die Erlaubniß, welche der österreichische Gesandte hat, nun auch dem General Nugent ertheilen? So versicher' ich dann Ew. Majestät, als Mann von Ehre, und als bloßer Privatmann — wozu ich keinen Beruf habe — und setze meinen Kopf zum Pfande, daß Alles, was ich als Gesandter gesagt, die reine Wahrheit ist.

„Darf ich Ihnen glauben? Herr General!"

Darf ich noch ein kühnes Wort hinzusetzen? Sire! — Ew. Majestät sind zu mißtrauisch.

„Ich will Ihnen das Gegentheil im Augenblick beweisen. Wie kann ich es besser, als indem ich dem Gesandten von Österreich traue."

Ew. Majestät trauen nur dem General Nugent, und da ist keine Gefahr.

„Nun denn; die Sache sey vergessen, wir bleiben im Frieden."

Die von Friedrich anerkannte Rechtlichkeit eines Staatsmannes erhielt so die Ruhe von Europa.

Der Professor W*** in Lingen erhielt im Jahre 1768 einen Ruf nach Herborn. Er meldete dies dem Minister der geistlichen Angelegenheiten und bat um seine Entlassung. Dieser erstattete darüber Bericht an Friedrich. Der König schrieb an den Rand:

„Wenn er dort mehr kriegt und es kein extraordinairer Kopf ist, geht. Friedrich."

Friedrich schrieb im Jahre 1768 eine kleine Brochüre: das Lob der Faulheit, theils als Persiflage der Sucht, durch Paradoxien sich auszuzeichnen; theils um über die Indolenz des Marquis d'Argens zu scherzen.

Er sandte ein Exemplar von dieser Schrift an d'Alembert, und bemerkte dabei, daß er schon die Materialien zu ähnlichen Schriften gesammelt habe, die er ebenfalls auszuarbeiten und dem Druck zu übergeben gesonnen sey. „Die Titel davon sind," fuhr er fort: „folgende:

1) Beweis, daß die Gesellschaft der Jesuiten den Staaten nützlich ist.
2) Beweis, daß man aus monarchischen Regierungen die Philosophen verbannen muß, wie einige römische Kaiser die Astrologen und Ärzte aus Rom verjagten.
3) Beweis, daß es mehr große Genies jeder Art in unserm Jahrhundert, als in den vergangenen giebt.
4) Beweis, daß der Aberglauben die Köpfe aufklärt.
5) Beweis, daß Staaten, welche die ärmsten Unterthanen haben, die reichsten sind, weil das Volk weise ist und Alles entbehren kann.
6) Beweis, daß die Dichter Giftmischer sind.
7) Beweis, daß widersprechende Gesetze dem Staate heilsam sind, weil sie den Scharfsinn der Richter üben.
8) Beweis, daß Tändelei und Leichtsinn besser ist, als gründlicher Verstand, weil jene leicht sind, dieser aber schwerfällig ist.
9) Beweis, daß man erst handeln und hinterdrein überlegen muß, weil man es überall so macht.

Einem Kolonist, der alle die solchen bewilligte Vergünstigungen, ein Grundstück, ein Haus, eine Kuh und andere zu seinem Etablissement erforderliche Bedürfnisse erhalten, genügten diese nicht.

Er trat den König deshalb selbst an, und da er die Antwort erhielt, man könne mit ihm keine Ausnahme machen, sprach er mit einer Art von Trotz:

So muß ich mit Frau und Kindern wieder anderswohin ziehen, wo mir's besser geht.

„Da thut Er ganz recht daran," versetzte Friedrich, und setzte hinzu: „Wüßt' ich einen Ort, wo ich's besser haben könnte, als hier, so ging' ich gleich auch hin."

Der König begegnete einst bei einem Spazierritt im Thiergarten einem jungen Offizier der berliner Garnison, den er persönlich kannte; es fiel ihm auf, diesen, der sonst immer froh gestimmt war, so in sich gekehrt und trübsinnig zu sehen. Er bemerkte den König erst in dem Augenblicke, wo er dicht neben ihm war, und machte nun, wie aus einem Traum erwachend, Front.

„Was fehlt Ihm?“ redete ihn der König an: „Er sieht ja so verstört aus, als wenn ihm ein großes Unglück begegnet wäre?“

Der milde Ton des Königs machte den Befragten beherzt.

Das ist auch der Fall, Ew. Majestät. Ich bin heute Abend zum General Ramin bestellt, und werde wohl einige Tage auf den weißen Saal*) kommen.

„Weshalb?“

So lang' ich diene, hab' ich kaum einen Verweis, noch weniger Arrest bekommen. Jetzt wird er nicht ausbleiben, und um einer Lumperei.

„Was hat Er denn gemacht?“

Nichts, Ew. Majestät. Ich habe meiner naseweisen Wirthin eine Ohrfeige gegeben, weiter nichts!

Der König schwieg. Dadurch beherzter fuhr der Offizier fort: Wenn Ew. Majestät die Gnade hätten, dem General Ramin zu befehlen, die Sache niederzuschlagen, so wär' ich von allem meinen Kummer frei. Ich bitte darum unterthänigst.

„Mein lieber Sohn,“ erwiederte der König: „da kennt Er den General Ramin noch nicht! Der nimmt keine Raison an. Ich versich're Ihn, er ließe mich auf den weißen Saal bringen, wenn mich Jemand bei ihm verklagte.“

Bei einer Musterung der Artillerie in Berlin mußte solche vor Friedrich vorbei defiliren. Neben dem Könige befand sich der damalige Chef der Artillerie, der General von Holzendorf.

Als ein sehr alter Hauptmann, mit Namen Kluge, sich dem Monarchen näherte, kehrte er sich voll Diensteifer zu seinen Leuten, und rückwärts vorschreitend, schrie er ihnen mit donnernder Stimme zu:

---

*) Das Arrestzimmer für Offiziere auf der neuen Markt-Wache in Berlin.

„Das rath' ich Euch, in's Teufels Namen! Ihr Sakramenter! wenn Ihr vor dem Könige vorbeimarschirt, haltet mir Tritt, oder Euch soll das Donnerwetter auf den Kopf fahren. Wer einen falschen Tritt thut, kriegt, hol' mich der Teufel! funfzig aus dem Pfeffer."

Während dieser Worte war er mit seiner Kompagnie schon vor dem Könige vorbeigekommen. Er drehte sich nun wieder um, und erschrack nicht wenig, als er den König schon hinter sich erblickte.

Der General von Holzendorf, ebenfalls verlegen über diese Scene, wandte sich zu dem Könige und sagte:

Ew. Majestät entschuldigen, es ist ein sehr alter Mann, ich bin auch schon Willens gewesen, ihn deshalb zur Pensionirung vorzuschlagen.

„Nein, nein!" versetzte Friedrich: „den konservir' Er mir; der ist noch vom siebenjährigen Kriege her."

Der Herausgeber der bekannten politischen Zeitschrift: Courier du Bas-Rhin, Manzon, ließ in No. 93. des Jahres 1768 folgende Nachricht unter dem Artikel Paris einrücken:

Quelques confrères de Monsieur l'Abbé d'Olivet, touchés de sa perte, n'ont pu s'empêcher dans l'excès de leur douleur de répandre une anecdote jusqu'ici conservée dans le sein de l'Académie, et qui nous apprend quelle est la cause de sa mort.

Dans la séance, où il fut décidé que la pièce de Monsieur l'Abbé de Langeac auroit le prix, cet Académicien, qui n'avoit rien à ménager à son âge, s'opposa fortement à une préférence qui deshonoroit l'Académie. Il fit sentir combien le public se récrieroit contre un tel choix, et s'armant de l'éloquence de l'orateur Romain, dont il étoit pénétré, il perora longuement pour ramener ses confrères à un jugement plus sain et plus impartial: ce fut inutilement; c'étoit un parti pris; il n'eut que peu de partisans.

Messieurs d'Alembert et Duclos se traitèrent durement, l'appellèrent radoteur et renouvellèrent enfin une scene de Halle, telle qu'il en avait déjà eu une avec ce der-

nier confrère, il y a quelques années. Mais n'ayant plus le sang aussi bouillant, il fut saisi vivement de ces apostrophes injurieuses: il fut frappé à mort dès l'instant et tomba en apoplexie dès le soir même.

(Einige Freunde des Herrn Abbé d'Olivet haben sich nicht enthalten können, gerührt über seinen Verlust, im ersten Ausbruche ihres Schmerzes eine bis dahin in dem Heiligthume der Akademie aufbewahrte Anekdote bekannt zu machen, die uns einen Aufschluß über die Ursache seines Todes giebt.

In der Sitzung nämlich, wo man beschloß, der Schrift des Abbé de Langeac den Preis zuzuerkennen, widersetzte sich dieser Akademiker, der in seinem damaligen Alter nichts zu schonen für nöthig hielt, sehr ernsthaft einer Preisaustheilung, wodurch sich die Akademie entehren müsse. d'Olivet stellte vor, wie sehr das Publikum eine solche Wahl mißbilligen würde, und indem er sich mit der Beredsamkeit des römischen Redners, von dessen Begeisterung er durchdrungen war, bewaffnete, sprach er lange Zeit, um seine Mitbrüder zu einem gesündern und unparteiischern Urtheil zu bewegen; aber umsonst. Man hatte schon Partei genommen, es gab nur wenig Widersprecher.

d'Alembert und Düclos betrugen sich sehr hart gegen ihn, sie nannten ihn einen Schwärmer, und erneuerten endlich sogar eine hallesche Scene, wie er sie vor einigen Jahren schon einmal mit dem Letztern dieser beiden Herren gehabt hatte. Jetzt nicht mehr so heißblütig, erschütterten ihn diese beleidigenden Äußerungen um so heftiger. Von diesem Augenblick an wurde er tödlich krank und schon am nämlichen Abend vom Schlage gerührt.)

d'Alembert entrüstete sich so sehr über diesen Zeitungsartikel, daß er darüber sogleich von Paris unterm 10. April 1769, im Vertrauen auf Friedrich's Gunst, an diesen schrieb:

Votre Majesté ignore sans doute, car Elle n'a pas le tems de lire des rapsodies et des libelles, qu'on imprime à Clèves, dans Ses états, une gazette sous le titre de Courier du Bas-Rhin, dans laquelle on insère des calomnies contre les plus honnêtes gens, et en particulier contre moi. Monsieur de Catt est au fait de cette imposture, dont il pourra rendre compte à Votre Majesté.

(Ew. Königl. Majestät wissen ohne Zweifel nicht, denn Allerhöchstdieselben haben keine Zeit, Rapsodien und Schmähschriften zu lesen, daß man zu Cleve, in Allerhöchstdero Staaten, eine Zeitung druckt, welche den Titel: Courier du Bas-Rhin führt. In diese Zeitung rückt man Verläumdungen wider die rechtschaffensten Männer ein, und insbesondere wider mich. Herr von Catt ist von dieser ganzen Sache genau unterrichtet, und er wird Ew. Königl. Majestät nähere Auskunft darüber geben können.)

Zugleich erhielt dieser von d'Alembert einen umständlichen Brief, in dem er die vorgebliche Verläumdung zu widerlegen suchte, und der mit den Worten schloß: et ce miserable folliculaire mériteroit d'être pendu! (dieser elende Journalschmierer verdiente, gehangen zu werden!)

Der König ließ sich den Brief ganz vorlesen, er hörte geduldig zu, aber bei dessen Schluß rief er aus: pendu! oh, oh, pendu! on ne pend pas comme cela les gens dans mon pays: ce sera bien assez, si je lui ferai donner ordre de se rétracter. (Gehangen! hoho, gehangen! Man hängt die Leute in meinen Staaten nicht sogleich auf. Es wird gewiß hinlänglich seyn, wenn ich ihm befehle, zu widerrufen.) Er antwortete d'Alembert indeß am 22. April:

Je sais qu'un François, Votre compatriote, barbouille regulièrement par semaine deux feuilles de papier de Clèves. Mais j'ai bien de la peine à me persuader qu'un écrivain de cette trempe puisse porter préjudice à Votre réputation. Ah, mon cher d'Alembert, si Vous étiez roi d'Angleterre, Vous essuieriez bien d'autres brocards que Vos très-fidèles sujets Vous fourniroient pour exercer Votre patience. Si Vous saviez, quel nombre d'écrits infames Vos chers compatriotes ont publiés contre moi pendant la guerre, Vous ririez de ce miserable folliculaire. Je n'ai pas daigné lire tous ces ouvrages de la haine et de l'envie de mes ennemis.

Voilà, mon cher, les conseils qu'un poëte suranné peut donner à un philosophe: cependant on s'informera touchant Vos plaintes, et l'on tâchera de Vous donner satisfaction; c'est le moins que Vous deviez attendre de moi.

(Ich weiß, daß ein Franzoſe, ihr Landsmann, wöchentlich zwei Bogen cleveſche Zeitung regelmäßig ſchmiert, aber ich habe Mühe gehabt, mich zu überzeugen, daß ein Schriftſteller dieſes Gelichters Ihrem Rufe Abbruch thun kann. Ach, mein guter d'Alembert, wenn Sie König von England wären, Sie würden ganz andre Dinge dulden müſſen, wodurch Ihre ſehr getreuen Unterthanen Ihre Geduld zu prüfen verſuchen möchten. Wenn Sie wüßten, welche Menge ſchändlicher Schriften Ihre lieben Landsleute wider mich während des Krieges öffentlich bekannt gemacht haben, ſo würden Sie über dieſen elenden Schmierer lachen. Ich hab' es nicht einmal der Mühe werth gehalten, alle dieſe Werke des Haſſes und Neides meiner Feinde zu leſen.

Sehen Sie, mein Lieber, dies iſt der Rath, den ein abgelebter Dichter einem Weltweiſen geben kann. Inzwiſchen wird man doch alle Ihre Beſchwerden unterſuchen und darauf bedacht ſeyn, Ihnen Genugthuung zu verſchaffen. Dies iſt das Geringſte, was Sie von mir erwarten können.)

Manzon mußte nun auch in No. 36. den 6. Mai 1769 einen Widerruf dieſes Artikels einrücken.

Nach der Zeit ließ Manzon in No. 88., 1771. unter dem Artikel Paris einen Brief abdrucken, in welchem eine Stelle vorkam, die einen Advokaten Namens Loiſeau de Mauléon betraf, der geſtorben war; ſein Korreſpondent hatte darin geäußert, daß der Verſtorbene ein Mann von einem origine peu illustre ſey.

Herr von Mauléon war aber der Vetter eines Mitgliedes der Académie françoise, des Herrn Watelet, und folglich der Letztere d'Alembert's Kollege.

d'Alembert wandte ſich ſogleich an Friedrich und bat ihn, Manzon zum Widerruf zu zwingen, aber diesmal bekam der rachſüchtige d'Alembert Unrecht von einem Könige, welcher Menſchen und Sachen nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen wußte, und ein Feind aller kleinlichen Hudeleien war.

d'Alembert ſchrieb nämlich an Friedrich:

Il y a plu à celui, qui fait la gazette de Clèves, . . . à ce folliculaire, d'insérer dans son No. 88. un article injurieux à cette famille (de Mauléon), à l'occasion de la mort d'un parent, homme de mérite, qu'elle vient de perdre.

Cette famille, Sire, implore les bontés de Votre Majesté, non pour faire punir ce malheureux, auquel elle pardonne, mais pour lui faire envoyer la rétraction ci-jointe, avec ordre, de l'insérer au plutôt dans sa gazette, sans y changer un seul mot, et avec défense de parler désormais, ni en bien, ni en mal de cette famille et de ce qui lui appartient. Comme elle sait la bonté dont Votre Majesté m'honore, elle m'a prié, de faire parvenir ses prières aux pieds de Votre Majesté, et je m'en acquitte, Sire, avec d'autant plus d'empressement et de zèle, que je mets le plus vif intérêt à l'obliger. Je supplie donc très-humblement Votre Majesté, et avec la plus grande instance, de vouloir bien donner Ses ordres pour la satisfaction de cette honnête et respectable famille.

(Es hat dem Verfaſſer der cleveſchen Zeitung . . ., dieſem Schmierer gefallen, einen ehrenrührigen Aufſatz in Anſehung der Mauléonſchen Familie, bei Gelegenheit des Todes eines ihrer Verwandten, eines Mannes von Verdienſt, den ſie eben verloren hat, in No. 88. einrücken zu laſſen. Dieſe Familie nimmt jetzt ihre Zuflucht zu Ew. Majeſtät Güte und fleht zu Allerhöchſtdenſelben, nicht etwa dieſen Unglücklichen, dem ſie verzeiht, beſtrafen, ſondern nur ihm den beiliegenden Widerruf mit dem Befehl zuſchicken zu laſſen, ihn unverzüglich, ohne ein Wort darin abzuändern, in ſeine Zeitung einzurücken, mit dem Verbot, in Zukunft weder im Guten noch im Böſen von dieſer Familie, und was mit ihr in Verbindung ſteht, wieder etwas zu erwähnen. Da ſie weiß, mit wie viel Gnade mich Ew. Königl. Majeſtät beehren, ſo hat ſie mich gebeten, ihre Bitten zu Ew. Königl. Majeſtät Füßen zu legen, und ich erfülle dies Geſuch, Sire, mit deſto mehr Eilfertigkeit und Eifer, da es für mich von der größten Wichtigkeit iſt, dieſe Familie mir verbindlich zu machen. Ich flehe daher Ew. Königl. Majeſtät allerunterthänigſt und auf das nachdrücklichſte an: daß Allerhöchſtdieſelben geruhen mögen, Allerhöchſtdero Befehle zur Genugthuung dieſer biedern und ſchätzbaren Familie zu erlaſſen.)

Der König antwortete darauf:

— — Vous me chargez d'une autre commission plus embarrassante pour moi, d'autant plus, que je ne suis ni

correcteur d'imprimerie, ni censeur des gazettes. Je crois que la famille de Loiseau de Mauléon a été à l'école chez le Franc de Pompignan*): elle suppose tout l'Europe les yeux fixés sur elle et l'univers uniquement occupé de cette famille...

Je puis Vous protester, que personne ne s'oppose en Allemagne à la noblesse de cette famille; qu'il est très-indifférent à la diète de Ratisbonne, que cet avocat soit mort d'un polype au coeur, ou d'un crachement de sang; que la Duchesse d'Orléans ait consulté son père ou non, et qu'enfin tous les Avocats de Paris, la cour des Aides, la Tournelle, la Grand-Chambre, les Présidens à mortier, le Chancelier peuvent vivre ou mourir, comme bon leur semble; l'on promet même de l'ignorer en Allemagne.

Pour le gazettier du Bas-Rhin, la famille de Mauléon trouvera bon, qu'il ne soit point inquiété, vu que sans la liberté d'écrire, les esprits restent dans les ténèbres, et que tous les Eucyclopédistes (dont je suis disciple zélé) en se récriant contre toute censure, insistent sur ce, que la presse soit libre, et que chacun puisse écrire, ce que lui dicte sa façon de penser.

Faites prendre ceci, comme une poudre tempérante à la famille de l'Avocat; elle donne quelques symptômes de fièvre chaude, qu'il sera bon de prévenir par des saignées et de fréquentes émulsions. Que de personnes, mon bon d'Alembert, qui ne voient les objets qu'à travers ces grandes lunettes avec lesquelles on observe les satellites de Saturne! Il faudroit mettre leurs yeux pour quelque tems au régime du microscope, pour leur apprendre à mieux apprécier les grandeurs des figures, et s'il se pouvoit, à leur propre. Mais je n'en ai que trop dit aujourd'hui... Sur ce...

---

*) Anſpielung auf den Vers von Voltaire:

Et l'ami Pompignan pense être quelque chose!
(Freund Pompignan denkt auch etwas zu ſeyn!)

(— — Sie haben mir einen andern noch mehr mich in Verlegenheit setzenden Auftrag gegeben, der es um so mehr seyn muß, da ich weder Korrektor in Druckereien noch Zeitungs-Zensor bin. Ich glaube, daß die Familie der Loiseau de Mauléon bei Le Franc de Pompignan in der Schule gewesen ist. Sie bildet sich ein, daß ganz Europa nur seine Augen auf sie gerichtet hat, und daß sich die ganze Welt nur einzig und allein mit dieser Familie beschäftigt.

Ich kann Ihnen dafür Bürgschaft leisten, daß Niemand in Deutschland gegen den Adel dieser Familie das Mindeste einzuwenden hat, daß es dem Reichstage zu Regensburg sehr gleichgültig ist, ob dieser Advokat an einem Herzpolypen oder an einem Blutsturz gestorben ist, ob die Herzogin von Orleans seinen Vetter zu Rathe gezogen oder nicht, und daß endlich alle Advokaten in Paris, alle Mitglieder dortiger Gerichte, der Kriminalkammer, des obersten Gerichtshofes, die Parlamentspräsidenten, der Kanzler leben und sterben können, wie es ihnen beliebt, ich verspreche Ihnen sogar, daß man in Deutschland davon gar keine Kenntniß nehmen soll.

Was den Zeitungsschreiber des Kouriers betrifft, so wird es die Familie von Mauléon gewiß gut finden, daß man ihn ungehudelt läßt, weil ohne die Freiheit zu schreiben, der menschliche Geist im Finstern bleiben würde, und weil alle Encyklopädisten (deren eifriger Schüler ich bin), die wider alle Zensur so laut schreien, darauf bestehen, daß die Presse frei seyn soll, und daß jeder schreiben dürfe, was er denke.

Geben Sie dies der Familie des Advokaten als niederschlagendes Pulver ein, sie verräth einige Symptome von hitzigem Fieber, und es wird gut seyn, diesem durch Aderlassen und kühlende Getränke vorzubeugen. Wie Viele sehen nur die Gegenstände, mein guter d'Alembert, durch die großen Fernröhre, womit man die Trabanten des Saturns betrachtet. Sie sollten einige Zeit lang nur Alles durch Miskroskope sehen, und hauptsächlich sich selbst. Aber ich bin heute schon zu weitläuftig geworden. Übrigens bitte ich, daß Sie der Himmel in seinen Schutz nehmen möge.)

d'Alembert machte diese witzige Persiflage etwas böse, er antwortete den 3. März 1772:

— Je n'insiste pas non plus sur ce qui concerne la famille de Mauléon, et je respecte la manière de penser de Votre Majesté à ce sujet. J'aimerois pourtant mieux, qu'au lieu de persiffler les pauvres Encyclopédistes sur leurs voeux réels ou prétendus, pour la liberté de la presse. Elle eût bien voulu m'éclairer sur cette grande question, et me dire ce qu'Elle en pense. Pour L'y engager j'oserois presque hazarder avec Elle quelques réflexions sur ce sujet.

(— Ich bestehe nicht mehr auf dem, was ich in Betreff der Familie von Mauléon gewünscht habe, und ich ehre in dieser Hinsicht Ew. Majestät Denkungsart. Lieber wäre es mir aber gewesen, wenn Ew. Majestät, statt die armen Encyklopädisten zu persifliren, mich über die gegründeten oder ungegründeten Wünsche für die Freiheit der Presse und über diese wichtige Frage hätten belehren und mir sagen wollen, was Allerhöchstdieselben davon denken. Um Ew. Majestät dazu zu vermögen, würde ich mich erkühnen, über diesen Gegenstand Allerhöchstdenselben einige Bemerkungen ehrfurchtsvoll zu überreichen.)

Der König seiner Seits über des schwachen d'Alembert's Halsstarrigkeit empfindlich, antwortete ihm den 7. April 1772:

— Je ne vous dissimule pas, que je trouve bien fade à la famille d'un petit Avocat, de se formaliser sur une généalogie malfaite; au contraire Votre Avocat ou ses parens devroient se réjouir de ce que Loiseau de Mauléon se trouve dans le cas des grands hommes, dont on a donné également une généalogie peu exacte*).

Si cependant il s'agit, de contenter cette famille éplorée, nous trouverons ici en Allemagne des érudits qui feront descendre défunt l'Avocat en droite ligne des anciens Rois de Léon et de Castille; et j'ose assurer, que le Courier du Bas-Rhin insérera cette belle découverte dans ses feuilles.

Voilà tout ce que je puis opérer pour la conciliation de ces deux illustres parties: j'en tirerai vanité, et je met-

*) Anspielung auf d'Alembert's Herkunft: er war der Bastard einer Nonne, nach Linguets Bericht.

trai dans mes mémoires qu'ayant contribué à pacifier les troubles de la Pologne et de la Turquie, j'avois été encore assez favorisé de la fortune, pour réussir à rétablir la paix entre les Mauléon et le Courier du Bas-Rhin. Tenez, mon cher Anaxagoras, après ceci j'espère, que votre philosophie sera contente de la mienne.

Je travaille autant qu'il est en moi, à concilier les esprits; je propose des expédiens, et j'espère, que la famille de Mauléon ne sera pas plus intraitable que le Grand-Seigneur et son Divan. Muni de mes pleins pouvoirs, Vous pouvez signer cet acte important pour le bien de l'Europe, et rendre par là au Courier du Bas-Rhin la tranquillité et la liberté d'esprit qu'il lui faut.

(— Ich verhehle es Ihnen nicht, daß ich es von der Familie eines unbedeutenden Advokaten höchst abgeschmackt finde, über ein verfehltes Geschlechtsregister in Harnisch zu gerathen. Vielmehr können Ihr Advokat oder dessen Verwandten sich darüber freuen, daß Loiseau de Mauléon sich in der Lage großer Männer befindet, denen man eine sehr unzuverläßige Abkunft gegeben hat.

Wenn es übrigens darauf ankommt, diese trostlose Famlie zu beruhigen, so werden sich in Deutschland Gelehrte genug finden, die den verstorbenen Advokaten von den Königen von Leon und Kastilien in gerader Linie abstammen lassen, und ich wage, Ihnen die Versicherung zu geben, daß diese schöne Entdeckung in den Nieder-Rheinischen Kourier eingerückt werden soll.

Das ist aber auch Alles, was ich zur Versöhnung dieser beiden erlauchten Parteien zu thun im Stande bin: ich werde darauf stolz seyn, und in den Denkwürdigkeiten meines Lebens ausdrücklich bemerken, daß ich nicht nur die Unruhen in Polen und in der Türkei beigelegt, sondern daß mich das Glück so begünstigt hat, den Frieden zwischen den Mauléon's und dem Nieder-Rheinischen Courier zu Stande zu bringen. Ich hoffe nun, mein lieber Anaxagoras, daß sich dadurch Ihre Philosophie mit der meinigen aussöhnen wird.

Ich biete Alles auf, was in meinen Kräften steht, um die Gemüther zu versöhnen, ich schlage Ausgleichungsmittel vor, und ich hoffe, daß die Familie Mauléon wenigstens eben so fügsam seyn

wird, wie der Sultan und sein Divan. Ich bevollmächtige Sie hiermit, diese wichtige Akte für das Wohl von Europa zu unterzeichnen, und dadurch dem Nieder-Rheinischen Courier die Ruhe und Freiheit des Geistes wieder zu geben, deren er so nöthig bedarf.)

Viele Jahre nach dieser Korrespondenz des großen Königs mit d'Alembert wandte sich Manzon an den Ersten zum Besten einer Person in Kleve, die einen Prozeß, aber, wie sie glaubte, ungerechter Weise, verloren hatte, und überschickte ihm in einem Briefe eine kurze Nachricht von der ganzen Sache, in so fern sie ihm bekannt war. Der König, der von Allem Notiz nahm, sagte, wie er sich das Memoire und den Brief hatte vorlesen lassen, zu seinem Kabinetsrath:

„Ecrivez à Manzon, que je ferai examiner par mon Chancelier l'affaire qu'il me recommande."

(Schreiben Sie Manzon, daß ich die Sache, die er mir empfiehlt, durch meinen Großkanzler werde untersuchen lassen.)

und nachdem er einen Augenblick geschwiegen, setzte er lächelnd hinzu:

„Au reste ajoutez-lui, que, s'il veut me meler dans des procès, je ne lui conseille pas, de s'en faire avec les Encyclopédistes de Paris, car ces Messieurs n'entendent pas raillerie."

(Und fügen Sie noch hinzu: wenn er mich in Prozesse verwickeln wolle, so riethe ich ihm wohlmeinend, keinen mit den Encyklopädisten in Paris anzuzetteln, denn diese Herren verstehen keinen Spaß.)

Im Jahre 1769 schickte der Landgraf von Hessen-Darmstadt den geheimen Rath Heß nach Berlin, um bei der Verlobung seiner Tochter, der Prinzessin Friederike Luise, mit dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. einige Angelegenheiten zu ordnen.

Bei seiner Ankunft in Berlin schrieb er an den König: er sey zwar nicht von Adel, aber ein rechtschaffener Mann, er schmeich'le sich daher mit der Hoffnung, der König werde diesen Umstand bei dem ihm von seinem Landesherrn ertheilten Auftrag gnädigst übersehen.

Er erhielt zur Antwort:

„Mein lieber Geheimer Rath! Ein ehrlicher Mann ist in Meinen Augen vom besten Adel, und vom größten Werth; denn seine Tugend glänzt in seinen Handlungen. Er ist Mir willkommen, Ich sehe Ihn gern bei Mir, und es wird Mir ein Vergnügen seyn, einen Vertrauten von Meinem guten Freunde kennen zu lernen.“

Es ist keinesweges eine neue Erscheinung, daß es Leute giebt, welchen ihre exaltirte Phantasie vorspiegelt, daß ein Schlaraffenland möglich sey, wenn nur eine gänzliche Umwälzung der bestehenden Verfassungen zu Stande käme; es giebt aber auch Andere, welche Ehrgeiz, oder noch andere verächtlichere Leidenschaften dazu anspornen, den Sansculottismus, als das Heil der Welt, zu predigen.

Schon unter Friedrich fehlte es daran nicht, und der General von ** zeichnete sich besonders in Äußerungen aus, die dem größten Schreier im Nationalkonvent zu Paris zum Muster hätten dienen können. Er — der bei seinem Regimente die Mannszucht auf das strengste handhabte und den kleinsten Subordinationsfehler wie ein Staatsverbrechen rügte — sprach doch immer von Freiheit, und schimpfte mit großer Bitterkeit auf die schändlichen Sklavenketten des Despotismus, die man, es koste auch was es wolle, zerbrechen müsse.

Friedrich erfuhr dergleichen Reden; bei seiner liberalen Denkungsart achtete er nicht darauf, nur gab er ihm gelegentlich durch ein Paar hingeworfene Worte zu verstehen, wie er zwar jedem Narren seine Kappe gönne und unangetastet lasse, nur müsse ein solcher Narr sie nicht Andern mit Gewalt auf den Kopf setzen wollen.

Der General beachtete diesen Wink nicht, er benutzte vielmehr jede Gelegenheit, seine Gesinnungen zu verkünden, und das Erstaunen über seine vermeintlichen großherzigen Ansichten hielt er für Bewunderung, und wurde immer frecher.

Da erhielt er dann die nachstehende Kabinetsordre von Friedrich:

„Mein lieber Generalmajor von **. Ich ersuche Euch, daß Ihr ferner nicht mehr den Brutus in Meinen Staaten spielt; sonst sehe Ich Mich genöthigt, eine Conspiration gegen Eure Freiheit anzuzetteln.“

Schwerlich giebt es in so wenigen Zeilen so vielen würdevollen Ernst und so viele schlagende Ironie.

Joseph II. hatte längst den Wunsch geäußert, den König persönlich kennen zu lernen. Als er im Jahre 1766 eine Reise durch Böhmen und Sachsen machte, um einen Theil des Schauplatzes des siebenjährigen Krieges näher kennen zu lernen, ließ ihm der König, da er durch Torgau kommen mußte, eine persönliche Zusammenkunft antragen. So erwünscht dies Anerbieten auch für den Kaiser war, so hatte doch die Kaiserin Maria Theresia und der Fürst von Kaunitz dabei so viele Bedenken, daß solche unterblieb. Joseph ließ sich deshalb bei Friedrich entschuldigen, bat ihm diese Unart nicht zur Last zu legen, und er hoffe, es solle sich schon eine Gelegenheit finden, sie wieder gut zu machen.

Diese fand sich auch. Rußlands Siege über die Türken hatten sowohl dem wiener als dem berliner Hofe Besorgnisse eingeflößt, Joseph schlug deshalb eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige vor; jetzt, bei der gemeinschaftlichen Gefahr, war man in Wien nicht mehr so bedenklich, wie früher, und es wurde eine Zusammenkunft zwischen beiden Monarchen in Neiße eingeleitet.

Sie fand dort im Jahre 1769 statt.

Kaum war Joseph am 25. August unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein in Neiße in dem für ihn und sein Gefolge eingerichteten bischöflichen Schlosse abgestiegen, als ihn schon der König mit einem Besuch überraschte.

Jetzt seh' ich meinen größten Wunsch erfüllt! rief Joseph aus.

„Es ist dies der schönste Tag meines Lebens," erwiederte Friedrich: „Er wird die Epoche der Vereinigung zweier Häuser bezeichnen, deren gegenseitiges Interesse es erfordert, sich einander eher beizustehen, als sich aufzureiben."

Der Kaiser entgegnete darauf:

Für Österreich giebt es kein Schlesien mehr.

Es fand nun eine Unterredung in Gegenwart ihres Gefolges statt, dann begaben sie sich aber in ein Kabinet, das an das Empfangzimmer stieß, und verweilten dort allein länger als eine Stunde.

Was beide Monarchen mit einander gesprochen, darüber ruht der Schleier des Geheimnisses, denn Keiner von ihnen hat ihn gelüftet; daß aber der Austausch ihrer Ansichten ein vollkommenes Einverständniß bewirkt haben mußte, bewies die Art, wie sie wieder aus dem Kabinet heraustraten. Der Kaiser hatte den König zutraulich umschlungen.

Im Gefolge des Kaisers befanden sich der Feldmarschall von Laudon und von Lascy, in dem des Königs: sein Bruder der Prinz Heinrich, und die Generale von Seydlitz und von Tauentzien.

Bei dieser Gelegenheit sagte Friedrich zu Laudon, als er ihn einlud bei Tafel neben ihm Platz zu nehmen:

„Ich sehe Sie lieber an meiner Seite, als mir gegenüber."

Der General von Seydlitz hatte es sich von dem Könige als eine Vergünstigung erbeten, mit seinem Regimente an der Revüe zu Neiße Theil nehmen zu dürfen. Als bei einem Manoeuvre dies Regiment seine Evolutionen meisterhaft ausführte, sprach Joseph, sich an Laudon wendend:

„Wann wird unsere Kavallerie so reiten lernen?"

Friedrich fällte über Joseph, nach dieser persönlichen Bekanntschaft das denkwürdige scharfsinnige Urtheil, das die Folge vollkommen bestätigt hat:

„Dieser junge Fürst affektirt eine Freimüthigkeit, die ihm natürlich scheint, sein liebenswürdiger Charakter zeigt Frohsinn, zuweilen mit vieler Lebhaftigkeit des Geistes, aber mit dem Triebe zu lernen, fehlt ihm doch die Geduld, sich zu unterrichten."

Der General der Kavallerie und Staatsminister Graf von der Schulenburg-Kehnert stand bei dem Kürassierregiment von der Marwitz. Sein Chef hegte eine entschiedene Abneigung gegen ihn, und Schulenburg erhielt davon zwei sprechende Beweise. Er mußte durch seinen Chef den Konsens zur Heirath bei Friedrich nachsuchen lassen; die Art, wie der General von der Marwitz dies gethan, hatte die Folge, daß der Konsens vom Könige verweigert wurde; diese Verweigerung bestimmte Schulenburg,

auf seinen Abschied bei dem Regimentschef anzutragen, auch dieses Gesuch wurde nicht bewilligt.

Bei der Musterung 1766 war Schulenburg dem Könige von dem General als der schlechteste Offizier des Regiments geschildert worden. Als Friedrich die Linie des Regiments entlang ritt, machte er vor solchem Halt, und sprach mit zornigem Blick:

„Wie sieht Er aus! marsch hinter die Fronte!“

Er gehorchte; tief gekränkt erneuerte er seinen Antrag um den Abschied, da er nach einer solchen Demüthigung nicht länger mit Ehren dienen könne. Jetzt bewilligte Friedrich sein Gesuch.

Der Verabschiedete ging auf seine Güter bei Magdeburg, widmete sich mit Eifer und Umsicht der Landwirthschaft, und sowohl die glücklichen Erfolge bei der Verwaltung seiner Güter, als sein Benehmen, flößten den Ständen seines Kreises, zu dem er gehörte, ein solches Vertrauen ein, daß sie das Jahr darauf bei der erledigt gewordenen Landrathsstelle, ihn zum Landrath wählten. Als die Wahl dem Könige zur Genehmigung von dem Departementsminister bekannt gemacht wurde, verwarf er sie in Ausdrücken, die für den Gewählten und die Wähler gleich demüthigend waren. Die Stände machten dagegen Vorstellung, beriefen sich auf ihr Wahlrecht, mit der Erklärung: nach ihrer vollkommensten Überzeugung eigene sich im ganzen Kreise Keiner mehr zu der Stelle eines Landraths, als Schulenburg, und sie schmeichelten sich damit, daß der König, als anerkannt gerecht, ihre Privilegien nicht durch Willkür schmälern werde. Jetzt erfolgte die Bestätigung. Doch hegte der König noch immer eine ungünstige Meinung von Schulenburg.

Nach Verlauf von zwei Jahren, als Friedrich in das Magdeburgsche zur Abhaltung der Revue gekommen, fand er eine neuangelegte, beträchtliche und durchaus bewohnte Kolonie. Er ließ anhalten und fragte:

„Wer hat dies hier angelegt?“

Der Landrath von Schulenburg, war die Antwort.

„Ach der!“ sprach der König verdrießlich: „nun, es ist gut!“

Er fuhr weiter; er wurde eine noch blühendere Kolonie, als die vorige, gewahr. Er that die nämliche Frage an einen Landmann, und bekam die nämliche Antwort.

„Wer seyd Ihr?“
Der Schulze.
„Woher seyd Ihr gebürtig?“
Aus dem Würzburgischen.
„Und Euer Nachbar?“
Aus der Pfalz.
„Und Jener dort?“
Aus dem Bambergschen.
Der König schüttelte den Kopf und befahl weiter zu fahren.

Er hatte noch keinen weiten Weg zurückgelegt, so kam er in eine dritte Kolonie von Ausländern, auch diese hatte Schulenburg angelegt.

Diese Beweise von der nützlichen Wirksamkeit Schulenburg's hätten den König günstiger für diesen stimmen sollen, aber ein über Jemanden ausgesprochenes Urtheil nahm er sehr ungern zurück, und daher blieb er auch noch immer gegen den thätigen Landrath eingenommen.

Die Elbe hatte bald darauf durch ihren Austritt die Wiesen versandet, und Friedrich verlangte von dem Departementsminister, daß er darüber das Gutachten der Landräthe, wie die Reiterei, trotz des Heuschadens, am leichtesten zu verpflegen sey, einziehen und ihm einreichen solle.

Der Minister genügte diesem Befehl, und der König ließ sich diese Gutachten, der Reihe nach vorlesen. Die Vorlesung begann nach den bezeichneten Nummern.

„Mein Gott! was für abgeschmacktes Zeug!“ rief er mehrmals dazwischen, und mehrere Vorschläge wurden als ganz unzweckmäßig und unausführbar mit Unwillen verworfen.

Endlich hörte er einen Aufsatz, der ihn anzog, und der seine Aufmerksamkeit immer mehr in Anspruch nahm, je mehr ihm davon vorgelesen wurde.

„Nun das ist doch etwas Vernünftiges!“ rief er aus, und als die Vorlesung beendet war, fragte er: „Wer hat das gemacht?“
Der Landrath von Schulenburg.
„Ei was! das ist nicht möglich!“
Ew. Majestät können sich selbst überzeugen. Hier steht seine Unterschrift.

Der König nahm das Schulenburgsche Gutachten in die Hand, sah nach der Unterschrift, um sich von der Wahrheit selbst durch den Augenschein zu überzeugen und legte es dann, ohne ein Wort weiter zu äußern, wieder bei Seite.

Bald nach diesem Vorfall war 1769 der Direktor der Magdeburgschen Kriegs- und Domainenkammer gestorben, und der König befahl, sie sollten ihm aus ihrer Mitte denjenigen vorschlagen, der sich zu dieser erledigten Stelle am besten eigene. Es erfolgte die Erklärung: wie sich dazu wohl Niemand besser qualifizire, als der Landrath von Schulenburg, mit der Bitte, ihn zum Kammerdirektor zu ernennen, obgleich er kein Mitglied der Kammer sey.

Als Friedrich diese Eingabe gelesen hatte, rief er aus:

„Schulenburg, und immer Schulenburg! Ich muß den Mann sprechen!“

Schulenburg erhielt den Befehl nach Potsdam zu kommen, und sich vor dem Könige persönlich zu stellen.

Er gehorchte, nicht ohne Besorgnisse, sich der wenigen Worte noch mit Verdruß erinnernd, die der König, bei der Revue, da er Offizier gewesen, mit ihm gesprochen hatte. Er erschien vor dem Könige. Der Empfang war nichts weniger, als aufmunternd. Friedrich zeigte sich sehr ernst, und seine durchdringenden Blicke fest auf ihn heftend, nahm er ihn scharf auf's Korn, indem er ihm eine Menge heterogener Fragen über Landwirthschaft und Gegenstände der Staatsadministration vorlegte.

Schulenburg verlor die Fassung nicht; er antwortete schnell, bestimmt und zuweilen mit großer Freimüthigkeit, weil seine Antworten zuweilen einen versteckten Tadel der Verwaltung enthielten. Der König wurde im Laufe des Gesprächs immer freundlicher, es währte lange, er sah in Schulenburg einen ganz andern Mann, als er in ihm sich vorgestellt hatte; es schien ihm leid zu thun, ihn so verkannt zu haben, und er entließ ihn mit den Worten:

„Ich hab' Ihm Unrecht gethan. Daran ist keiner Schuld, als der verdammte Kerl, der Marwitz.“

Schulenburg wurde Vize-Kammerdirektor; die Bahn war nun gebrochen, er wurde 1771 Minister, konnte sich der Gunst Friedrich's erfreuen, und erhielt davon vielfache Beweise. Im baierschen Erbfolgekriege wurde ihm die Verpflegung der Armee

übertragen. Nach dem Frieden zu Teschen, am 13. Mai 1779, legte Schulenburg dem Könige die Rechnung der zu diesem Behuf aus dem Tresor angewiesenen Gelder vor, und fragte, wohin der Überschuß abgeliefert werden solle? Friedrich machte ihm ein Geschenk mit solchem.

Die polnischen Konföderirten im Jahre 1769 überschritten oft die Gränze und erlaubten sich grobe Exzesse auf preußischem Grund und Boden.

Die an der Spitze dieser Konföderation standen, befürchteten nachtheilige Folgen für sich davon, und Einer von ihnen schrieb daher an den König, bat um Nachsicht mit diesen Exzessen und suchte sie damit zu beschönigen, daß Religionseifer sie nur veranlaßt habe.

Friedrich antwortete ihm sehr ausführlich, ernst und würdevoll, und äußerte in dieser Antwort:

„Ich verstehe nichts von den ungestümen Klagen, die ein Theil der polnischen Katholiken wegen der Gefahr, mit welcher ihre Religion bedroht seyn soll, erheben. In welchen Stücken ist solche Gefahren ausgesetzt? — Bleibt sie nicht immer die herrschende, selbst Kraft der Konstitution, über welche Sie klagen? Befinden sich nicht sogar in eben dieser Konstitution Artikel, die ihr weit günstiger sind, als den Dissidenten? In derselben Zeit, in der man den Dissidenten die Freiheit läßt, katholisch zu werden, nimmt man den Katholiken, bei Strafe, ihrer Privilegien verlustig zu gehen, das Vermögen, ihrem Glauben zu entsagen. Es ist so klar, daß der König von Polen, anstatt die Gesetze seines Vaterlandes überschritten zu haben, nichts anders gethan hat, als daß er bemüht gewesen ist, sie aufrecht zu erhalten. Er hat seinen unterdrückten Unterthanen wieder die Rechte herstellen wollen, deren man sie beraubt hatte. Er ist hierbei durch die Kaiserin von Rußland unterstützt worden, die von denselben Grundsätzen der Billigkeit und Menschenliebe beseelt, und durch die Traktate mit Polen zur Aufrechthaltung der Konstitutionen dieser Republik berechtigt war. Weder diese Prinzessin, noch der König von Polen, dessen patriotischen Bestrebungen sie zu Hülfe gekommen war, haben jemals daran gedacht, Eingriffe in die katholische Religion zu thun. Das, was wirklich geschehen

iſt, bewährt ſolches. Aber Beide, wie auch das geſammte erleuchtete Europa, verabſcheuen die Exzeſſe, zu welchen ein blinder Eifer diejenigen unter den Polen verleitet hat, welche ſeit kurzem ihr Vaterland mit Feuer und Schwert verwüſtet haben. Die chriſtliche Religion verabſcheut das Blutvergießen, ſie haſſet die Gewalt, und der Geiſt der Duldung belebt ſie. Die erſten Chriſten waren die friedlichſten Menſchen, die ſich in der Welt befanden. Sie bedauerten die Ketzer, und ſuchten ſie zu bekehren, aber ſie verfolgten ſie nicht; und katholiſche Chriſten ſollten ihres Gleichen, Chriſten die freie Übung eines Glaubens nicht gönnen, deſſen weſentliche Artikel ihnen gemein ſind? — Worüber beklagen ſich die katholiſchen Polen? — Fürchten ſie, daß mit den wenigen Privilegien, welche die letzte Konſtitution den Diſſidenten verſichert, ſolche jemals das Haupt wider ſie erheben ſollten, und daß, da ſie ſich durch dieſe Konſtitution das Recht und die Gewalt, als Glieder der herrſchenden Religion vorbehalten, ſie jemals Urſache haben werden, ſich über Jener Verfolgungen zu beklagen, wie ſolche darüber zu ſeufzen haben? — Hat man ihre Kirchen geſperrt? — Hat man ihre Bilder heruntergeriſſen? — Iſt irgend ein Pole gezwungen worden, ſeine Religion zu wechſeln? — Keine Gewaltthätigkeit dieſer Art iſt wenigſtens zu meiner Kenntniß gekommen, und ihre heftigen Beſchwerden werden, wie es mir vorkommt, durch keine einzige Thatſache erwieſen. Da ſolchergeſtalt Ihre Religion in Sicherheit iſt, ſo denken Sie jetzt an Ihre Pflicht als Bürger und Kompatriot, und erwägen Sie, ob Sie Ihren Brüdern, den Polen, die, wie Sie, Bürger und frei ſind, das Recht mißgönnen können, nach den Ehrenämtern zu ſtreben, die Sie ſelbſt nicht anders, als aus einem Recht haben, das dem ihrigen gleich iſt. Und was für einen Zuſammenhang hat überdies, wenn man die Verſchiedenheit der Meinungen bei Seite ſetzt, die Fähigkeit zu Ehrenämtern zu gelangen, mit der Verwerfung und Zugrunderichtung der katholiſchen Religion? — England und Holland ſind nicht katholiſch, aber die Katholiken, Griechen und hundert andere Sekten genießen dort die freie Übung ihrer Religion. Sie werden es alſo ſich gar nicht befremden laſſen, daß Ich, da Ich ſehr tolerant bin, die Gründe, die Sie für die Intoleranz anführen, nicht ſehr gültig finde. Ich wünſche ſehr die Eintracht und Beruhigung Ihres Vaterlandes.

Vornämlich wünsche Ich, daß Sie sich belehren und Ihre wahren Freunde, diejenigen, welche Sie zum Frieden und zur Eintracht ermahnen, von denen unterscheiden mögen, welche Sie hinter das Licht führen und das Feuer des Aufruhrs aus keiner andern Ursache anfachen, als um Sie selbst in das größte Unglück zu stürzen.

Berlin, den 19. November 1768.

Als im Dezember 1769 die Oper Dido zum erstenmale in Berlin im Opernhause gegeben wurde, hatte Romani, welchem die Rolle des Mohrenkönigs Garba zugetheilt war, sich so betrunken, daß er auf der Bühne nicht im Stande war, zu singen, und durch sein Taumeln seinen trunkenen Zustand auf eine höchst auffallende und anstößige Weise verrieth.

Der König blieb indeß ein Zuschauer dieser Oper, bis sie beendet war, dann aber befahl er, im hohen Grade erzürnt, Romani in seinem Theaterkostüm nach der Hauptwache auf dem neuen Markt durch einige Grenadiere bringen zu lassen. Hier blieb er im Arrest bis zur nächsten Aufführung dieser Oper, und wurde ebenfalls von einigen Grenadieren begleitet, von der Wache nach dem Opernhause gebracht, um seine Rolle zu spielen. Diese Strafe verfehlte ihre Wirkung nicht; eine geraume Zeit hütete sich Romani, sich zu betrinken; aber der Hang zur Völlerei war zu tief eingewurzelt, und er verfiel wieder in seine alte Trunksucht.

Der General von Lettow stand bei dem Könige sehr in Gunst; er mußte daher oft bei ihm speisen, wenn schon er, in so fern über Tafel die Unterhaltung auf wissenschaftliche Gegenstände gelenkt wurde, dabei nur den stummen Zuhörer machte; er diente aber dem Könige, wenn die Rede auf Ereignisse des siebenjährigen Krieges kam, bei seinem außerordentlichen Gedächtnisse, in streitigen Fällen, als Schiedsrichter, denn er erinnerte sich nicht nur der Zeit und des Orts, sondern jeder Einzelnheit dabei auf das genauste.

Einst, wo er an der Tafel des Königs mit mehrern Andern speisete, hatte er über ein Paar solcher streitigen Fälle, von Friedrich aufgefordert, die darüber entstandenen Zweifel auf eine sehr

genügende Weise gehoben; die Unterredung nahm eine andere Wendung, man sprach über deutsche und französische Literatur. Einige Anwesende erwähnten der Fortschritte, welche die Deutschen darin gemacht, Andere, welche die Vorliebe des Königs für die französische kannten, bestritten solches, und behaupteten unter andern: daß der Deutsche in Hinsicht des Witzes sich nicht mit dem Franzosen messen könne.

Der König, wandte sich scherzweise an den General von Lettow mit den Worten:

„Er hat hier schon einige Mal den Ausschlag über getheilte Meinungen gegeben; entscheid' Er auch hier, was hält Er davon?"

Ew. Majestät, versetzte Lettow, ohne sich zu besinnen; ich will mir zwar hierin kein entscheidendes Wort erlauben, dazu bin ich nicht gelehrt genug; aber ich, für meine Person, halt' es mit dem deutschen Witz, mit Mollwitz, Bunzelwitz, Lestwitz*) und Prittwitz**).

---

*) In der Schlacht bei Torgau am 3. November 1760 hatte von Lestwitz, damals Major bei dem Regiment Prinz Ferdinand von Braunschweig, schon in der Dunkelheit des Abends, fünf- bis sechshundert Mann aus allen Regimentern vereint. Mit diesen unternahm er noch einen Angriff auf die Siptitzer Anhöhen, ohne zu wissen, daß auch das von Zietensche Korps diese Anhöhen angriff. Diese ganz unerwartete Attaque von Seiten des Majors von Lestwitz hatte den Sieg zur Folge.

Der König ernannte Lestwitz zum Kommandeur des Regiments Prinz Ferdinand, bald darauf zum Kommandeur des Regiments Peter der Dritte, und nach fünf Jahren zum Chef des Gardegrenadier-Bataillons, auch bald darauf zum General.

Als durch den Tod des Markgrafen Karl von Schwedt dem Könige für 200,000 Thaler Güter zufielen, schickte er dem damaligen Obersten von Lestwitz die Schenkungsurkunde über diese Güter mit folgendem eigenhändigen Schreiben:

„Mein lieber Oberster von Lestwitz. Ich habe die wichtigen Dienste nicht vergessen, die Er Mir in dem letzten Kriege geleistet hat, und Ich habe lange auf eine Gelegenheit gewartet, sie zu belohnen. Bis jetzt hat es sich noch nicht wollen thun lassen. Nehme Er Besitz von den Gütern, davon Ich eine Schenkungsakte hier beilege."

**) Der nachmalige Generallieutenant von Prittwitz gab in der Schlacht bei Kunersdorf dem Könige sein Pferd, und verjagte mit einem kleinen Haufen tapferer Husaren einen zahlreichen Schwarm Kosaken, die eben im Begriff waren, den König gefangen zu nehmen.

Der König lächelte und erwiederte:

„Ja, darin hat Er Recht, mein lieber Lettow! Das wird Ihm Keiner abstreiten, ich am wenigsten.“

Der General von Fouqué wurde in der Schlacht bei Prag, den 6. Mai 1757, verwundet.

Am 6. Mai 1770 schickte ihm der König, zu seiner Stärkung, Ungarwein mit folgenden eigenhändigen Zeilen:

Den 6. Mai 1770, am Jahrestage der Schlacht bei Prag.

„Mein lieber Freund! Sie bekommen von mir alten ungarischen Wein, um sich damit an eben dem Tage etwas zu gute zu thun, an dem Sie vor dreizehn Jahren von unsern Feinden so grausam verwundet wurden. Friedrich.“

Das Infanterie-Regiment von Erlach zu Schweidnitz erwartete einst von Tag zu Tag des Königs Befehl zu der jährlichen Musterung in Schlesien. Dieser Befehl blieb aus.

Man hatte dem Könige viel Nachtheiliges von diesem Regimente hinterbracht, und besonders, daß es seine Dienste sehr nachlässig verrichte; er wollte es deshalb überraschen.

Das Regiment erhielt um sechs Uhr des Abends die Ordre, am folgenden Morgen am Fuße eines zwei starke Meilen entfernten Berges mit seinem Gepäck sich zu stellen, wo es der König in Augenschein nehmen wolle.

Es war keine Zeit zu verlieren. Das Regiment brach noch in der Nacht auf, und traf zu der bestimmten Zeit an Ort und Stelle ein. Um halb acht Uhr kam Friedrich dort an; er setzte sich sogleich zu Pferde, besah das Regiment kompagnieweise sehr genau, und befahl ihm nun, den Berg, der theils mit Gehölz bewachsen, theils umgepflügt war, von allen Seiten mit Sturm zu nehmen.

Der König schenkte in der Folge dem General von Prittwitz für 300,000 Thaler Güter.

Dies Manoeuvre wurde auf das schnellste und regelmäßigste ausgeführt. Als sich sämmtliche Kompagnien auf dem Plateau des Berges befanden, ritt Friedrich in ihre Mitte und sagte:

„Man hat mich belogen. Jeder Gemeine bis zum Feldwebel hinauf erhält eine außerordentliche Löhnung, den Offizieren sag' ich meinen Dank."

Niemand, auch der größte Geist, ist nicht ganz frei von Vorurtheilen, sie sind entweder eine Folge seiner Erziehung, oder fixer Ideen; auch Friedrich war davon nicht frei, aber es gereicht ihm zur Ehre, daß er nicht gegen bessere Überzeugung halsstarrig darin beharrte, und diesen Eigensinn, um ihn sophistisch zu beschönigen, Konsequenz nannte.

So wenig er glaubte, daß in der deutschen Literatur etwas Beachtenswerthes geleistet würde, eben so wenig traute er einer deutschen Kehle die Fähigkeit des melodischen und kunstrechten Gesanges zu.

Im Jahre 1770 verschrieb er sich einen Directeur des spectacles aus Wien, den Grafen von Zierottin.

Dieser ging über Leipzig und hörte dort die damalige Demoiselle Schmeling, nachherige Mara. Ihr Gesang bezauberte den Grafen, und er schlug sie dem Könige als Sängerin vor. Friedrich antwortete:

„Eine deutsche Sängerin! dann darf ich nur meine Pferde wiehern lassen."

Der Graf brachte es endlich doch dahin, daß der König die Schmeling in einem Nebenzimmer hörte. Während des Gesanges kam er in das Zimmer und der Sängerin hinter ihrem Rücken immer näher. Ohne ein Wort des Beifalls, fragte er sie gleich nach Beendigung der selbst gewählten Arie:

„Kann Sie prima vista singen?"

Ja Ew. Majestät! erhielt er zur Antwort.

Der König ließ verschiedene Arien auflegen, zuletzt gab er ihr selbst die berühmte Bravourarie mi pavènti von Graun aus der Oper Britannico, welche dieser große Tonkünstler im Jahre 1747 [illegible]ie berühmte Sängerin Astrua geschrieben hatte.

Digitized by Google

Die junge Künstlerin sang sie ohne Anstoß vom Blatte. Jetzt sagte der König: Bravo! und sie wurde mit 3000 Thaler jährlicher Gage engagirt.

Bei der Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser Joseph II. im Lager zu Neustadt in Mähren im Jahre 1770 vermied er geflissentlich, daß die dunkelblaue Farbe, welche wegen der frühern Kriege zwischen ihm und Österreich bei dem Kaiser und seiner Umgebung keinen angenehmen Eindruck machen konnte, nicht zum Vorschein kam.

Seine Dienerschaft trug nicht die sonst herkömmliche dunkelblaue Livreé, sondern eine graue mit orangen Unterfutter, die er dazu ausdrücklich hatte anfertigen lassen, er selbst aber und seine Generale eine Uniform von weißem Tuche mit Silber gestickt, die übrigen Offiziere dieselben einfachen weißen Kleider. Da er bekanntlich viel schnupfte, so war es unvermeidlich, daß nicht hier oder dort davon etwas auf die Uniform fiel. Er suchte den Tabak wieder möglichst abzustäuben, sprach aber endlich zu den anwesenden Österreichern galantsarkastisch:

„Ich bin nicht reinlich genug für Sie, Messieurs! ich bin es nicht werth, Ihre Farbe zu tragen.“

Er sprach bei dieser Zusammenkunft sehr oft mit Laudon, und fand Vergnügen an seiner Unterhaltung.

Als man sich einst zur Tafel setzen wollte, machte man die Bemerkung, daß sich Laudon noch nicht eingefunden habe.

Da äußerte er:

„Das ist doch ganz wider seine Gewohnheit. Sonst kam er oft vor mir, und ich muß bitten, daß er sich, wenn er kommt, neben mir setzen darf, denn ich will ihn lieber neben mir, als mir grade über haben.“

Obgleich Laudon nur noch Feldzeugmeister war, nannte er ihn doch immer Monsieur le Maréchal (Herr Feldmarschal) um zu verstehen zu geben, daß er diese Würde längst verdient habe.

Eines Tages war zahlreiche Cour, und in dem Zimmer, in welchem sich der König befand, war zufällig die eine Thür halb offen, so daß er mehrere Personen, welche jenseits in dem Gedränge standen, nicht sehen konnte.

Da er an diesem Tage Laudon noch nicht gesehen, fragte er einen neben ihm Stehenden, ob er noch nicht da wäre?

Sire! erhielt er zur Antwort, da steht er hinter der Thür.

Der König, sich an einen neben ihm stehenden Stabsoffizier seines Gefolges wendend, sprach halblaut lächelnd:

„Oui! avec tout son merite il est toujours derrière la porte.“

(Ja freilich! bei all' seinem Verdienste bleibt er immer hinter der Thüre.)

Der Balletmeister Noverre befand sich in dem Gefolge des Kaisers. Im Jahre 1744 war er als Solotänzer in Berlin, und tanzte in der Oper: Alexander und Porus. Seine Mittänzerin war die Schwester des damaligen Balletmeisters Lani. Die erste damalige Tänzerin war die berühmte Barberina, die damals eben so viel Furore machte, wie jetzt eine Taglioni oder die Geschwister Elsner. Sie entzückte allgemein wegen der unaussprechlichen Grazie in ihren Bewegungen; dagegen zeigten die Tänzerinnen, welche Noverre unterrichtete, etwas sehr verschrobenes, so wie er in seinen großen Balleten weniger auf Grazie der Bewegungen, als auf Gruppen sah, die mehr ausdrücken sollten, als sie anzudeuten im Stande waren. Des Königs richtigem Gefühl konnte dieser Unterschied nicht entgehen und ihm mißfielen daher Noverre's und seiner Schülerinnen telegraphenähnliche Verrenkungen.

Als der König eines Tages den Kaiser verließ und dieser ihn begleitete, wurde der Letztere Noverre gewahr. Auf ihn deutend, sagte er zum Könige:

„Voilà Noverre, ce fameux compositeur de balets; il a été, je crois, à Berlin.“

(Da ist Noverre, berühmt durch seine Ballets, ich glaube er ist auch in Berlin gewesen.)

Noverre machte eine zierliche Tanzmeister-Verbeugung.

„Ah, je le connois! rief Friedrich aus: nous l'avons vu à Berlin; il étoit bien drôle, il contrefaisait tout le monde et nos danseuses surtout, à mourir de rire.“

(O, ich kenn' ihn; wir haben ihn in Berlin gesehn, es war ein närrisches Kerlchen, er verzerrte die ganze Welt, und vor Allem unsere Tänzerinnen, so daß man sich hätte todt lachen können.)

Diese Art, wie sich der König Noverre's erinnerte, war nichts weniger als schmeichelhaft für ihn; er machte nun noch eine zierlichere Verbeugung in der dritten Position, in der Hoffnung, daß der König seine sarkastische Bemerkung durch einige freundliche Worte mildern würde.

Friedrich wandte sich jetzt an ihn, und sprach:

Vos ballets sont beaux, vos danseuses ont de la grace, mais c'est de la grace engoncée. Je trouve, que vous leur faites trop leves les épaules et les bras; car, Noverre, si vous en souvenez, nostre premiére danseuse n'étoit pas comme cela.

(Eure Ballete sind schön, Eure Tänzerinnen haben Grazie, aber eine verschrobene. Mir deucht, Ihr ließet sie die Schultern und Arme zu hoch heben, wenn Ihr es Euch noch erinnert, Noverre; unsere erste Tänzerin war nicht so.)

Noverre antwortete verlegen:

C'est pour cela, qu'elle y étoit, Sire!

(Deshalb, Sire, war sie es auch dort.)

Friedrich sprach einst über Tafel zu dem Prinzen von Ligne:

„Wissen Sie, daß ich in Ihren Diensten gestanden habe? Meinen ersten Waffenrock trug ich für das Haus Österreich. Himmel, wie die Zeit hingeht!"

Hierbei faltete er die Hände mit einer recht milden Miene.

„Wissen Sie," fuhr er fort: daß ich die letzten Strahlen des Genies vom Prinzen Eugen aufgefangen habe?"

Vielleicht entzündete sich das Genie Ew. Majestät an diesen Strahlen, versetzte der Prinz.

„Ach, mein Gott! wer dürfte so vermessen seyn, sich dem Prinzen Eugen gleich zu halten?"

Der, welchem Keiner gleich kommt; der, welcher zwölf Schlachten gewonnen hat.

„Wenn die Kabale, welche der Prinz Eugen in seiner Armee vierzig Jahre lang gegen sich hatte, ihm zu schaden suchte, so benutzte

ſie die Zeit, wo ſeine, in den Frühſtunden völlig geſammelten, Lebensgeiſter durch die Anſtrengungen des Tages abgeſpannt und zerſtreut waren. In einem ſolchen Augenblick hat man ihn den fehlerhaften Zug nach Mainz unternehmen laſſen.“

Sie werden mich, Sire, auf Ihre eigene Rechnung nichts Neues lehren. Ich weiß Alles, was Sie gethan, ſogar Alles, was Sie geſagt haben. Ich kann Ihnen von Ihren Reiſen, von Ihrer Fahrt nach Straßburg und Holland, ſelbſt von dem, was auf einem Schiffe dort vorging, erzählen, und weil Sie doch jenes Feldzuges am Rhein erwähnen, Sire! einer unſerer älteren Generale, den ich gern zum Reden bringen mag, wie man gern in einer alten Handſchrift nachſchlägt, erzählte mir einſt, wie er einmal ſehr verwundert geweſen, als er einen jungen preußiſchen Offizier, den er nicht gekannt, zu einem General des ſeligen Königs, der den Befehl, nicht fouragiren zu gehen, wörtlich genommen, habe ſagen gehört, und ich, mein Herr, befehle Ihnen, doch zu fouragiren! — Unſere Kavallerie hat Futter nöthig. Es ſoll ſeyn, ich will es!

„Sie ſehen mich zu ſehr von der guten Seite, mein Prinz! Fragen Sie dieſe Herren hier“ — auf die Tafelgäſte deutend — „fragen Sie nach meinen Launen, meinem Eigenſinn. — Sie werden ſtarke Dinge auf meine Rechnung zu hören bekommen.“

Bei dieſer Zuſammenkunft fiel ein ſehr heftiger Platzregen. Friedrich ſagte bei dieſer Gelegenheit zu dem Prinzen von Ligne:

„Iſt Ihnen je ein Regen erinnerlich, wie der geſtrige? Wahrlich, die glaubensfeſten Katholiken werden ſagen: ſo geht es, wenn man den Antichriſt unter ſich hat. Was haben wir mit den verdammten Ketzern zu ſchaffen! — Hab' ich nicht Recht? Nicht wahr, ich richte Unheil bei Ihnen an? Ihre Soldaten werden ſagen: Der Friede iſt da, und nun muß der Teufel von Friedrich uns noch immer auf dem Halſe liegen.“

Gewiß iſt es, verſetzte der Prinz: daß, wenn Ew. Majeſtät dies Alles mit Vorbedacht veranſtaltet, es ganz ungeheuer boshaft von Ihnen iſt. Nur dem Jupiter wird ſo etwas geſtattet, der immer ſo ſeine guten Urſachen für Alles zu haben pflegt, der wenn er die eine Welt in Feuer hat umkommen laſſen, die andere durch

Wasser vernichtet. Doch mit dem Feuer hat es, Gott sey gelobt! jetzt ein Ende, ich dachte nicht, noch einmal darauf zurückkommen zu müssen.

„Verzeihung," war Friedrich's Antwort: „daß ich Ihnen damit so heiß gemacht habe; es dauerte mich oft um uns Alle, und nicht um uns allein, um die ganze leidende Menschheit. Aber eigentlich war es doch ein trefflicher Krieg, um darin in die Schule zu gehen! Fehler die Menge hab' ich begangen, um Euch jungen Leuten insgesammt zu zeigen, wie man es besser anfangen müsse; und was sind Ihre Grenadiere für Männer? Wahrlich, wenn Mars für sich selbst eine Leibwache ausheben sollte, so würd' ich ihm rathen, ohne lange zu wählen, sie unter Ihren Leuten auszusuchen."

In einer vertrauten Unterhaltung beider Monarchen kam auch das Gespräch auf Politik.

„Nicht jeder kann dieselbe Politik haben," sagte Friedrich: „sie hängt von der Lage, den Umständen und der Macht des Staats ab, der sie übt. Was mir geziemte, würde Ew. Majestät nicht anstehen; ich hab' es zuweilen mit einer politischen Lüge wagen müssen."

Was ist das? fragte Joseph II. lächelnd.

„Das ist," versetzte der König ebenfalls schalkhaft lächelnd; „eine Nachricht erdichten, von der ich recht gut wußte, daß sie vier und zwanzig Stunden darauf als falsch befunden werden müsse; aber das thut nichts! Ehe man Licht bekommt, hat sie ihre Wirkung schon hinreichend gethan."

Bei der kurmärkischen Städtekasse war im Jahre 1771 ein Fonds von 100,000 Thalern erübrigt. Die Landschaft bot ihn dem Könige zur Disposition an. Er erließ darüber die nachstehende Kabinetsordre:

„Mein lieber Etatsminister von Derschau. Bei den Kurmärkischen Städtekassen ist ein Fonds von hunderttausend Thalern übrig, welchen mir die Landschaft anjetzo offerirt. Da dieses ersparte Capital eigentlich vom Lande aufgebracht worden, und ich daher auch

solches wiederum zu des Landes Besten anzuwenden billig finde und gemeint bin, so ist mir in dieser Absicht eingefallen: ob dieser Fonds zur Einführung der englischen Wirthschaft bei den Ackerstädten, und bei den dem nicht hinreichend bemittelten Adel zugehörigen Dörfern zu etwa vier pro Cent anzulegen, die davon aufkommenden Interessen aber zur Salarirung der Schulmeister auf dem Lande, und solchergestalt zur bessern Erziehung der Jugend zu verwenden rathsam seyn dürfte. Ich will darüber Euren gutachtlichen Bericht, und im Fall Ihr etwa hierin nicht Meiner Meinung seyn solltet, zugleich anderer, Meiner Absicht angemessenen Vorschläge von Euch gewärtig seyn, und bin übrigens Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 9. Juni 1771. Friedrich."

Da der Minister nichts gegen eine so wohlthätige Absicht zu erinnern haben konnte, so wurde sie in Ausführung gebracht, das Kapital demnächst um 100,000 Thaler vermehrt, und von dessen Zinsen Schullehrer besoldet.

Zu Friedrich's Zeiten sprach man überall von dem Chef der Polizei in Paris, Sartines, und erzählte eine Menge merkwürdiger Anekdoten von seiner an's Wunderbare gränzenden Wachsamkeit, die sich selbst bis in entfernte Länder erstrecke, um Verbrecher habhaft zu werden, oder beabsichtigte Verbrechen vor ihrer Ausführung zu entdecken, und zu verhindern.

Friedrich wünschte etwas ähnliches in Berlin zu haben, und er sandte deshalb auf seine Kosten einen schon im Polizeifache erfahrenen jungen Mann, Philippi, nach Paris, um sich über die dabei gebrauchten Mittel genau zu belehren. Nach seiner Zurückkunft ernannte er ihn im Jahre 1771 zum Polizeipräsidenten von Berlin, und schenkte ihm sein Vertrauen.

Einige Jahre nachher wurden in Berlin viele Verbrechen verübt, wodurch die öffentliche Sicherheit sehr gefährdet wurde. Der König äußerte darüber sein Mißfallen gegen Philippi und meinte, er habe in Paris sich nicht die erforderlichen Kenntnisse zur Verwaltung seines Postens erworben, oder er bringe sie nicht gehörig in Anwendung.

Philippi erwiederte freimüthig:

ew. Majestät vorgeschlagene und genehmigte Mittel bring' Fleiß und Eifer in Anwendung; ich kann aber dadurch bezwecken, was von Ew. Majestät jetzt verlangt wird, wenn ich mich nicht noch anderer Mittel bediene, wozu ich indeß ausdrücklich autorisirt seyn muß.

Der König verlangte darüber eine nähere Auskunft. Philippi erklärte darauf: wie man in diesem Falle jeden Unterthan, ohne Unterschied des Standes, in jeder seiner Handlungen, selbst seiner Absichten, genau müsse beobachten lassen. Dazu müsse man Aufpasser anstellen, und Alles aufbieten, um in die innersten Familiengeheimnisse einzudringen. Briefe müßten erbrochen werden, und in jeder Gesellschaft sich Spione einzuschleichen suchen, um die Gesinnungen und Absichten jedes Einzelnen zu erforschen. Hierzu brauche die Polizei sehr viele Gehülfen und Aufpasser aus allen Ständen, die dafür reichlich bezahlt werden müßten. Zu solchen verächtlichen Diensten würden sich aber nur schlechte Menschen verstehen, man liefe also Gefahr, oft irre geführt zu werden, und rechtliche Menschen würden dadurch unschuldig angeschwärzt und in Verlegenheit gesetzt werden. Die unvermeidliche Folge davon würde ein allgemeines Mißtrauen und eine Verschlimmerung des sittlichen Charakters der Nation hervorbringen. Wenn der König ihm zu solchen Maßregeln Vollmacht geben wolle, zweifle er nicht, eben so viel in Berlin zu leisten, als Sartines in Paris, aber doch nur erst nach Verlauf einer geraumen Zeit, denn die Brandenburger wären zu ehrlich und gutmüthig, um sich, wie ein großer Theil der durch Üppigkeit und Ausschweifungen sittenlos gewordenen Einwohner von Paris, zu solchen ehrlosen Diensten gebrauchen zu lassen.

Philippi schloß mit Vorschlägen, wie man sich Menschen von allen Ständen versichern könne, die, ohne daß man es ahne, die Geheimnisse aller Einwohner und das Verborgenste erforschen könnten.

Friedrich, sichtbar gerührt, versetzte darauf:

„So sehr ich auch die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit und die Entdeckung jedes verübten, oder die Unterdrückung jedes beabsichtigten Verbrechens wünsche, so find' ich doch, daß die Mittel, wodurch dies allein erreicht werden kann, noch ein weit größe-

res Unheil sind, als alle die Übel, die verhütet werden sollen. Ich will die Ruhe und das Vertrauen meiner guten Unterthanen nicht stören, und die Sittlichkeit meines Volks nicht verderben lassen."

Philippi's Vorschläge wurden, als unstatthaft, verworfen, und es war nie wieder die Rede von der Errichtung einer geheimen Polizei.

Welch' ein Unterschied zwischen Friedrich und Napoleon! Während der Erstere mit der Entrüstung eines den Grundsätzen der Sittlichkeit huldigenden Herzens das schändlichste aller Gewerbe verwarf, ließ der Letztere es zu einem künstlichen Systeme ausbilden und stellte an deren Spitze einen Savary. Es bestand unter ihm ein eigenes Bureau d'espionage, dessen Direktion dem de Lorgne d'Ideville anvertraut war, der deshalb nach der Rückkehr der Bourbons auch zur Zahl der aus Frankreich verbannten gehörte, der aber, nach der Verbannung Karl's X. nicht allein, als ein unschuldig leidender Märtyrer zurückgerufen, sondern auch als Staatsrath angestellt worden ist.

Der König besah das große hallesche Waisenhaus. Der Sohn seines menschenfreundlichen Begründers, Hermann Franke, führte ihn in der Anstalt umher.

Friedrich, dem es zu heiß wurde, nahm den Hut ab, Franke's Sohn, in dem albernen Wahn, dies geschehe aus Höflichkeit, sprach mit einer linkischen Verbeugung:

Bedecken sich doch Ew. Majestät! geniren Sie sich nicht.

Der König klopfte ihn sarkastischlächelnd auf die Schulter und erwiederte:

„Sein Vater war ein kluger Mann."

Die Anstalt selbst hatte ihm so viel Interesse dafür eingeflößt, daß er demnächst darüber nachstehende Kabinetsordre erließ:

„Mein lieber Etatsminister Freiherr von Zedlitz! Das Waysenhaus zu Halle, nebst dem damit verbundenen Pädagogio, ist eine der wichtigsten Schulanstalten in Meinen Landen, auf deren Verbesserung Ich, nach Meinen landesväterlichen Gesinnungen, uner-

müdet bedacht bin. Nun trage Ich zwar zu diesen beiden Anstalten nichts bei, und Ich erinnere Mich auch noch ganz wohl, daß Ich dessen Privilegia, bei Antritt Meiner Königlichen Regierung, gleich andern bestätiget habe. Dies hindert aber nicht, daß Ich nicht, zu deren besseren Einrichtung, ein und anderes verordnen könnte, und zu dem Ende möchte Ich wohl, von ihren Verfassungen, Rechten und Freiheiten näher benachrichtiget seyn. Wenn nun solches nicht anders, als durch eine Visitation dieser Anstalten, erfolgen kann: als will Ich, daß Ihr Euch, nach der Zurückkunft Meines Großkanzlers aus dem Freienwalder Bade, zu diesem Ende selbst nach Halle verfügen, und diese Visitation vornehmen; hiernächst aber Mir von dem Befinden, und was etwa in solchen zu verbessern seyn möchte, ausführlichen Bericht erstatten sollet. Gegenwärtige Cabinetsordre kann Euch dabei zur Legitimation dienen, und Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 14. August 1771. Friedrich."

Der König ließ den Direktor des joachimsthalschen Gymnasiums, Professor Meierotto*), zu sich bescheiden, um von dem Zustande dieses Gymnasiums sich zu unterrichten. Bei dieser Gelegenheit nannte ihm Meierotto die fähigsten Köpfe dieser Unterrichtsanstalt. Unter solchen befand sich kein Berliner.

Friedrich äußerte darauf gegen diesen:

„Die Berliner lernen nichts, mein lieber Professor, das wird Er selbst erfahren haben, und ich weiß es längst recht gut. Die Erziehung taugt in Berlin nichts, und Er wird Mühe haben, ihnen von Wissenschaften etwas beizubringen. Die Erziehung ist schlecht, weichlich, modisch und französisch, sie bildet weder den Verstand, noch das Herz."

Dann erklärte er mit vieler Wärme, daß, so lange er noch regiere, Unwissenheit und Barbarei in seinen Landen nicht um sich

---

*) Johann Heinrich Ludwig Meierotto, geboren zu Stargard in Pommern den 22. August 1742, starb am 24. September 1800 zu Berlin als Kirchenrath, Ober-Schulrath und Ephorus des joachimsthalschen Gymnasiums.

greifen sollten, daß er alle seine Kräfte anstrengen würde, damit wissenschaftliche Kenntnisse in seinem Reiche nicht wieder zurücksänken, wie man in Frankreich sehe, wo nach dem Tode einiger ausgezeichneter Männer für die Wissenschaften nichts mehr geleistet würde.

Als Klemens XIV. im Begriff stand, den Jesuitenorden aufzuheben, sandte der General der Jesuiten einen Abgeordneten an den König, der ihn dringend bitten mußte, sich öffentlich für den Beschützer dieses Ordens zu erklären.

Der König lehnte diesen Antrag mit den Worten ab:

„Als Ludwig XV. es für gut hielt, das Regiment von Fitz-James aufzuheben, glaubt' ich nicht, daß ich mich dieses Corps annehmen müsse. Eben so ist der Pabst in seinen Sachen Herr und Meister, Reformen vorzunehmen, wie sie ihm gut dünken, ohne daß sich ein Ketzer darein mischen muß."

Friedrich ließ jedoch die Jesuiten in seinen Staaten bestehen, während sie 1773 in andern Ländern aufgehoben wurden.

Bei dieser Gelegenheit schrieb er an seinen Geschäftsträger in Rom, den Abbé Colombini Folgendes:

„Abbé Colombini! Sie werden Jeden, der es hören will, inzwischen ohne Affectation oder Ostentation sagen, was Sie auch dem Premierminister zu sagen, Gelegenheit suchen müssen: daß, in Bezug auf die Jesuiten, mein Entschluß dahin geht, sie so, wie sie bis jetzt waren, in meinen Staaten zu erhalten. Ich habe in dem Vertrage von Breslau den statum quo der katholischen Religion garantirt, und nie bessere Priester gefunden, als die Jesuiten. Sie werden noch hinzusetzen: daß mich der heilige Vater, da ich zu der Klasse der Ketzer gehöre, weder von der Verbindlichkeit, mein Wort zu halten, noch von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und Königs dispensiren kann. Ich bitte Gott, daß er Sie in seinem heiligen Schutz behalten möge. Friedrich."

Als das Füsilierregiment von Rossiere 1772 zu Reichenberg errichtet wurde, wünschten viele italienische Edelleute in solchem als Offiziere angestellt zu werden, und wandten sich deshalb an dessen Kommandeur, einen Schweizer von Geburt, um sie dem Könige zu solcher Anstellung zu empfehlen. Dies geschah; er erhielt aber zur Antwort:

„Ich halte viel von den Italienern, und kann Ihm zum Beweise die großen Summen anführen, die Ich ihnen für ihr Singen in den Opern und für ihr Tanzen in den Ballets bewillige. Nur aus dem Militair müssen sie wegbleiben, denn da kommt's nicht auf Singen und Springen an."

Die Repräsentanten der evangelischen Bürgerschaft zu Bunzlau baten im Jahre 1772 den König entweder um ein Gnadengeschenk oder um Genehmigung ihrer Vorschläge zu einem Schulhausbau-Fonds; darauf erging folgende Kabinetsordre:

„Mein lieber Etatsminister Freiherr von Zedlitz! Es ist dieses Jahr in Ansehung der allgemeinen Landesbedürfnisse ein schlimmes Jahr; und aus diesem Grunde kann ich dem in originali angeschlossenen Gesuch der Repräsentanten der Evangelischen Bürgerschaft zu Bunzlau vom 19. Juni, noch zur Zeit nicht willfahren. Sie müssen dahero mit der nachgesuchten Beihülfe zu ihrem Schulbau noch in etwas in Geduld stehen; und müsset Ihr ihnen solches, von Meinetwegen, auf diese ihre Vorstellung bekannt machen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 2. Jul 1772. Friedrich."

Bald nach der Theilung Polen's 1772 kamen, aus dem mit dem preußischen Staate vereinten Theile, der den Namen Westpreußen erhielt, oft vornehme Polen, selbst aus fürstlichen Familien, nach Berlin und Potsdam. Der König suchte diese neue Vasallen durch Herablassung und Huld für ihr neues Verhältniß zu gewinnen. Er ließ sie oft zur großen Tafel laden, wo sie mit den Prinzen vom Hause und den ersten Generalen und Ministern speiseten.

An einer solchen Tafel befand sich einst ein junger, vorlauter und eitler Fürst. Er bot Alles auf, um sein erlauchtes Haus zum Gegenstand der Unterhaltung zu machen. Besonders erwähnte er rühmend, daß in seiner Familie von je her viele mit großer Tapferkeit das freie Vaterland gegen fremde Eingriffe, und besonders gegen die ungerechten Anmaßungen ihrer Könige geschützt hätten.

Und dieser Geist für Freiheit, setzte er sich brüstend hinzu: ist nicht erloschen: auch mich empört jede Unterdrückung der Freiheit! Ich könnte mich an die Spitze eines Heeres stellen, um solche zu erkämpfen. Bei diesen Grundsätzen kann ich vielleicht unglücklich werden; aber wer kann einem Triebe, der aus dem Innersten der Seele kommt, widerstehen?

Eine solche so am unrechten Orte angebrachte Rodomontade fiel Jedem an der Tafel auf; doch fand man es allgemein am schicklichsten, darüber kein Wort zu verlieren, gleichsam, als wenn man sie überhört hätte.

Nur Friedrich fragte ihn:

„Wahrscheinlich haben Sie von Ihren Ahnen große Besitzungen an Gütern, Ländern und Schätzen geerbt?“

Nicht das geringste. Meine Vorfahren haben sehr groß gelebt und nichts hinterlassen, als ihren Ruhm!

„So? dann können Sie in Hinsicht des Triebes, der aus dem Innersten Ihrer Seele kommt, ganz ruhig seyn, es giebt sich von selbst.“

Der wegen Malversationen und Verrätherei zum lebenslänglichen Festungsarrest im Jahre 1748 verurtheilte General von Wallrave*) saß in Magdeburg. Er bat den Kommandanten um die

---

*) Der König Friedrich Wilhelm I. hatte den General von Wallrave, von niederer Abkunft, wegen seiner Kenntnisse besonders begünstigt, er rückte immer höher und wurde in den Adelstand erhoben. Auch Friedrich schätzte ihn deshalb; fast der ganze Festungsbau hing von ihm ab, und wurde von ihm geleitet. Nach der Eroberung Schlesiens erfuhr man, daß er die Pläne aller preußischen Festungen fremden Höfen verkauft habe. Der Fürst von Dessau argwöhnte schon früher diese Verrätherei, und gab es ihm zu verstehen. Einst speisete er bei ihm. Er betrachtete nachdenkend das auf die silbernen

Erlaubniß, eine Bittschrift an den König einreichen zu dürfen, die er ihm zu diesem Zwecke und zur weiteren Beförderung einhändigte.

Der Arrestant hatte, da er nichts zur Entschuldigung seiner Verbrechen anführen konnte, nach der Überschrift, Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr! den 88sten Psalm David's wörtlich abgeschrieben und darunter, Ort, Tag, Jahr und seinen Namen gesetzt. Der Seltsamkeit wegen sandte der Kommandant diese Bittschrift an Friedrich. Der Supplikant erhielt statt Resolution, die lakonische Antwort:

„Psalm 101."

Teller eingegrabene Wallravesche Wappen, das aus drei Raben bestand. Wallrave fragte ihn, weshalb er so ernst auf den Teller sehe?

„Wallrave! Wallrave! Nehmt Euch in Acht, daß Euch die Raben nicht noch verzehren!" erwiederte der Fürst.

Wallrave war ein Wüstling. Eine seiner Maitressen war in das Geheimniß seiner Verrätherei eingeweiht. Aus Eifersucht verrieth sie ihn. Sie war die Ehefrau eines verabschiedeten Quartiermeisters, durch Wallrave's Vermittelung erhielt dieser den Titel Hofrath. Friedrich schrieb eigenhändig unter dessen Bittschrift:

„Ich bewillige Eurem gewesenen Quartiermeister den Hofrathstitel, weil es billig ist, daß die Maitresse eines Generals mit diesem Titel prangt."

Am Tage seiner Gefangennehmung speisie Wallrave noch den Mittag bei'm Könige. Er unterhielt sich viel und scherzte selbst mit ihm. Nach aufgehobener Tafel beurlaubte er sich, wie die übrigen Gäste. Im Vorzimmer forderte ihm der General Graf von Hacke den Degen ab. Wallrave hielt es für einen Scherz; der General versicherte das Gegentheil. Er ging nun zu dem Könige in dessen Zimmer und fragte ihn, ob er seine Verhaftung befohlen habe?

„Der General muß doch wohl Ordre haben!" war die Antwort des Königs, und, ihm den Rücken zukehrend, ging er in ein Nebenzimmer.

Er wurde darauf verhaftet und kam nach Magdeburg; erhielt hier ein, in der Mitte der Sternschanze, im innern Polygon liegendes kleines Haus, das er, wie die ganze Steenschanze, selbst hatte erbauen lassen.

Wallrave hinterließ ein ansehnliches Vermögen, er hatte allein bei dem Festungsbau vierzig tausend Thaler Unterschleif gemacht; er vermachte es dem Könige, der es sogleich an unbemittelte Offiziere vertheilen ließ.

Als er 1773 in seinem Gefängniß, der Stern, gestorben war, fragte der Gouverneur bei dem Könige an: wohin er die Leiche begraben lassen solle? Die Antwort war:

„Ihr könnt ihn begraben lassen, wo Ihr wollt, nur nicht in den Festungswerken, denn Ich trau dem Buben selbst im Tode nicht.“

Bei der graudenzer Heerschau 1773 befahl der König der unter der Inspektion des hochbejahrten Generals von Rosenbruch stehenden Reiterei einen Linienangriff auszuführen.

Bei'm allmähligen Vorrücken derselben bemerkte er Unordnung und ritt ihr unter lauter heftigen Äußerungen seines Unwillens entgegen. Der General von Rosenbruch ritt ihm aber spornstreichs nach und rief einmal über das andere in seiner platten Mundart:

Terrick, Ew. Majestät! Terrick. Ick bin froh, dat es so geht!

Der König lachte laut auf und sagte:

„Ja, wenn das ist, so muß ich wohl umkehren und auch zufrieden seyn.“

Der Feldmarschall von Möllendorf war unter der Regierung Friedrich's, als er Inhaber des in Königsberg in der Neumark stehenden Infanterieregiments war, auch General-Inspekteur der pommerschen Infanterie.

Der König hielt jährlich bei Stargard in Pommern eine Musterung über die pommerschen Truppen, bei welcher denn auch der General-Inspekteur nicht fehlen durfte.

Bei einer solchen Musterung war Friedrich mit den dort versammelten Regimentern besonders zufrieden gewesen; indeß entstand bei'm Abmarsch der Truppen, durch ein Versehen der Adjudanten, eine kleine Unordnung, daß ein Paar Bataillone zurück blieben, wodurch eine Lücke sichtbar wurde.

Friedrich bemerkte dies sogleich, ritt schnell zu diesen Bataillonen und rief ihnen zu:

„Geschwinde vorwärts, angeschlossen, denn wenn Möllendorf es sieht, ist der Teufel los!“

Zwei Jünglinge, der Chavalier de la Barre und Ellatonde de Morival hatten im Jahre 1765 in Abbeville vor einer Prozession nicht die Hüte abgenommen, und als demnächst ein Kruzifix auf der Brücke zu Abbeville verstümmelt worden, so suchte ein dortiger königl. Accisebeamter den Verdacht zu erwecken, diese beiden jungen Leute hätten jenen Frevel verübt.

Es wurde darüber eine Untersuchung verhängt, und auf solche Art geführt, daß Beide als Opfer der Unwissenheit und des Fanatismus der Richter unvermeidlich fallen mußten. Der Letztere rettete sich durch die Flucht; der Erstere wurde nach dem Urtheil des Gerichtshofes zu Abbeville zum Scheiterhaufen verurtheilt und verbrannt.

Ellatonde de Morival hatte sich nach Wesel geflüchtet, und ging in preußische Kriegsdienste bei einem dort garnisonirenden Regiment.

Voltaire interessirte sich sehr für diesen jungen Franzosen; er schrieb mehrmals seinetwegen an den König und erbat sich endlich für ihn einen Urlaub auf ein Jahr zu einem Besuche auf französischem Grund und Boden.

Voltaire hatte kurz zuvor eine Satire: die Taktik, drucken lassen, in welcher die unverschämten Zeilen standen:

Je hais tous les heros, depuis le grand Cyrus
Jusqu'a ce roi brillant qui forma Lentulus;
On a beau me vanter leur conduite admirable,
Je m'enfuis loin d'eux tous, et je les donne au diable*).

Den König verdroß mit Recht diese Impertinenz; indeß dachte er viel zu erhaben, um sie anders, als durch Sarkasmen zu rügen.

Er antwortete daher Voltaire auf sein Gesuch unterm 10. Februar 1774.

„Sie verlangen einen gewissen Ellatonde de Morival von mir, der Offizier in Wesel ist. Ich gebe ihm ein Jahr Urlaub zu

---

*) Diese Schamlosigkeit wörtlich zu übersetzen, dazu wird sich wohl Niemand verstehen, der nicht eine so eiserne Stirn wie Voltaire selbst hat. In einer freien Nachahmung könnte sie ungefähr also lauten:

Vom großen Cyrus an, bis zu dem König, Glanzumgeben,
Deß Werk ein Lentulus, weih' all' ich meinen Haß;
Ich flieh' sie, mag man auch sie noch so hoch erheben,
Ich ihrem Schicksal sie gleichgültig überlaß'.

einer Reise nach Ferney, ja, es wird nur auf Sie ankommen, ob Sie ihn zum Anführer Ihrer prätorianischen Kohorte ernennen wollen. Er soll dort unten weder Rekruten anwerben, noch sonst etwas thun.“

„Der einzige Nutzen, den er von seiner Reise haben kann, besteht darin, daß Sie ihn von den Vorurtheilen befreien werden, die er vielleicht für seinen Stand haben mag. Aber genug, er soll Ihnen überlassen seyn, und wenn Sie ihn bekehren, so wird es mir nicht viel Schwierigkeiten machen, einen andern an seine Stelle zu bekommen.“

„Ich zeige Ihnen auch noch an: daß sich in Magdeburg zwei Schuhputzer aufhalten, die ehemals unter dem Regimente Picardie gestanden haben, und in Berlin ein Friseur, der in der Armee des Herzoges von Broglio gedient hat. Sie stehen Ihnen sehr gern zu Befehl, wenn Sie die Colonie, die Sie in Ferney anlegen, mit ihnen vermehren wollen.“

Da sich Jeder unmittelbar an den König wenden durfte, so konnte es nicht fehlen, daß er oft mit ganz aberwitzigen Gesuchen, mit ganz ungegründeten Beschwerden behelligt wurde. Es gab Beschwerdenführer, die halsstarrig ihre Anträge durchsetzen wollten, wenn sie auch oft damit waren abgewiesen worden*)

*) Eine schon bald nach dem Antritt der Regierung des Königs erlassene Kabinets-Order an das General-Direktorium war mit der Grund solcher Immediat-Beschwerden. Sie lautete also:

„Sr. Königl. Majestät in Preußen ꝛc. Unser allergnädigster Herr, haben zeithero zum öfteren wahrgenommen, wie daß sehr viele Unterthanen die bittersten Klagen über die unendlichen Pressuren der Beamten geführt, als durch welche Letztere sie nicht nur sehr heruntergekommen, und zum gänzlichen Ruin gebracht, sondern auch wohl gar in solche Umstände gesetzet worden, daß sie das Ihrige mit dem Rücken ansehen und das Land verlassen müssen, wobei diese Leute um so unglücklicher gewesen, da sie unerachtet sie gehörigen Orten geklaget, dennoch weder Gehör noch Hülfe gefunden, nachdem die mehresten der Krieges- und Domainen-Cammern das Principium führen, daß man in solchen Fällen den Beamten nicht absiehen, sondern etwas conniviren müsse, damit der Beamte nicht etwa das Amt aufkündigen und alsdann die Cammern in die Verlegenheit setzen mögte, einen neuen Pächter sogleich zu finden, anderer Ursachen, die Se. Königl.

So hatte ein Koßäthe Boldemann vielfältig seine Beschwerden wiederholt und auch unmittelbar angebracht. Auf den diesfälligen

---

Majestät hier noch mit Stillschweigen übergehen wollen, nicht zu gedenken."

„Wie aber Höchstgedachte Se. Königl. Majestät, dergleichen Unwesen nachzusehen, keinesweges gemeinet sind, und zwar den Beamten in Erhebung der Gefälle, welche ihnen verpachtet worden, nicht hinderlich fallen, hergegen aber durchaus nicht leiden wollen, daß selbige durch allerhand Chicanen und unter allerhand pflicht- und gewissenlosen Prätexten die Unterthanen aussaugen, deren Armuth an sich ziehen, und durch unendliche Bedrückungen an den Bettelstab bringen und verjagen sollen; als erinnern Höchstdieselben Dero General-Direktorium hierdurch zuförderst so gnädig als alles Ernstes, hinfüro in diesem Stück mehrere Consideration auf die Conservation der Unterthanen zu nehmen und wenn diese über ihre Amtleute Beschwerden führen, die Sachen nicht so obenhin anzusehen, noch denen Beamten in dergleichen landesverderblichen Proceduren zu conniviren, sondern vielmehr die Krieges- und Domainen-Cammern nachdrücklich dahin zu instruiren, daß solche die Bauern und Unterthanen in billigen Dingen niemalen ohne Hülfe lassen und allen Egard vor den Beamten, das Amt sey auch so groß und important als es wolle, in dergleichen Fällen auf die Seite setzen sollen."

„Sr. Königl. Majestät müssen Beamte haben, Sie werden dieselben darin auch allemal souteniren, damit solche dasienige bekommen, so ihnen nach den Contracten gebühret; Sie werden aber nicht zugeben, daß solche mit den Unterthanen auf eine tyrannische Weise verfahren und mit deren Personen und Vermögen so umspringen, als ob dieselben ganz Leibeigne von den Beamten wären, daher Höchstdieselben denn dem General-Directorio nochmals aufgeben, denen Krieges- und Domainen-Cammern deshalb alle gebührende Weisung zu thun, durch diese aber sämmtliche Beamten erinnern zu lassen, mit denen Unterthanen christlich umzugehen und selbige nicht auf eine ungebührliche Weise mitzunehmen, widrigenfalls selbige gewärtigen können, daß wenn Seine Königl. Majestät auf Dero Reisen einen Beamten von einem gottlosen Haushalten mit den Unterthanen überführet finden sollten, Sie ein rigouroses Exempel an solchen statuiren lassen werden, es habe derselbe ein so großes oder kleines Amt gepachtet, wie er wolle, allermaßen Sie davor halten, daß wenn ein Beamter einen Unterthanen oder Bauer aus dem Lande jagt, es so criminell sey, als ob derselbe einen Soldaten aus Reihe und Gliedern verjagen wollte. Wann auch, unter vielen einen zu nennen, über den Beamten zu Altlandsberg bereits öfters viele Klagen eingelaufen, daß derselbe denen Amtsunterthanen sehr schwer fällt, und solche durch allerhand

Befehl an den Großkanzler Freiherr von Fürst, den Supplikanten, in so fern seine Beschwerden gegründet wären, klaglos zu stellen, stattete dieser darüber einen ausführlichen Bericht ab, worin ganz deutlich dargethan war, daß solche ganz grundlos wären, und trug zugleich auf Bestrafung des unruhigen Querulanten an.

Der König ertheilte dem Großkanzler den Bescheid:

„Mein lieber Großkanzler, Freiherr von Fürst! Es ist Mir lieb, aus Euren beiden gestrigen Berichten zu ersehen, daß meine Justizkollegia an Verschleppung des Prozesses der Gemeinde zu Pirone in der Prignitz gar keinen Antheil haben, und die Beschwerden des Kossäthen Boldemann aus der Altmark ganz ungegründet sind. Ich habe also wegen des erstern Meiner dortigen Kammer die nöthige Weisung gegeben; den Boldemann hingegen werde Ich wegen seines muthwilligen Supplicirens unmittelbar nicht bestrafen lassen. Es ist Meiner Gesinnung zuwider, dergleichen arme Bauersleute deshalb gleich in's Gefängniß zu werfen, und ob sie schon öfters Unrecht haben, so kann Ich ihnen doch als Landesvater das Gehör nicht versagen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam den 22. Februar 1774. Friedrich."

Als er ein Jahr nach Seidlitz's*) Tod dessen dem General von Pannewitz verliehene Regiment musterte, sprach er mit sichtbarer Rührung:

„Es ist ein schönes Regiment, aber Seidlitz fehlt!"

---

unerlaubte Mittel und Wege sehr mitnimmt: so wollen Seine Königliche Majestät, daß Dero General-Directorium dessen Haushaltung mit denen Unterthanen à la rigeur untersuchen, und wenn derselbe so coupable gefunden worden, als verlauten wollen, solchen selbst nach Berlin kommen und nachdrücklichst bestrafen lassen, zugleich aber der Departements-Rath aus der Cammer, welcher darunter conniviret und die Conservation der Unterthanen hinten angesetzt, davor scharf angesehen werden solle."

„Wonach mehrgedachtes General-Directorium sich allerunterthänigst und eigentlich zu achten hat.

Potsdam den 7. August 1742. Friedrich."

*) Friedrich Wilhelm von Seydlitz, geboren zu Kleve den 3. Februar 1722, ein Pferdebändiger wie Castor, und ein Reiter wie Bel-

Ein Professor de la Beaux hatte in seinen in französischer Sprache herausgegebenen Schriften sich manche Unziemlichkeiten und persönliche Verunglimpfungen erlaubt. Darüber waren bei dem Könige Beschwerden geführt worden, und er befahl dem Polizeipräsidenten Philippi: ihn darüber zur Rede zu stellen und anzuweisen, die Schranken einer erlaubten Preßfreiheit nicht zu überschreiten.

De la Beaux schrieb eine weitläuftige schriftliche Rechtfertigung, händigte solche dem Präsidenten ein, um sie bei seinem diesfälligen Bericht an den König mit einzureichen.

Seinem Wunsche wurde genügt; er hatte sich davon einen günstigen Erfolg versprochen, Philippi erhielt aber zum Bescheide:

„Rath, besonders lieber Getreuer! Der dortige Professor de la Beaux mag in der Anlage zur Rechtfertigung seiner Critique über die französische Sprache und übrigen Schriften angeben, was er will; so belasse ich es dennoch bei meiner ersten Entscheidung. Er muß sich durchaus aller Anzüglichkeiten enthalten, in seinen Ausdrücken bescheiden seyn und keinen Menschen beleidigen. Eine beißende Critique bessert niemals, und dies giebt er doch zur alleinigen Absicht der seinigen an. Vielmehr erbittert solche nur die Gemüther, und kann in keinem gesitteten Staat geduldet werden. Ihr müsset ihm demnach solches alles von Meinetwegen nochmals ernst-

---

lerophon, zeichnete sich schon in den Feldzügen des ersten und zweiten schlesischen Kriegs rühmlich aus. Der siebenjährige fand ihn, einen vier und dreißigjährigen Mann, an der Spitze eines Kürassierregiments. Wohlgestaltet, einnehmend in der Anrede, mit eben so viel Verwegenheit als Grazie daher reitend, verrichtete er Wunder mit der Kavallerie, die ihm zujauchzte, wenn sie ihn nur sah. Bei Collin deckte er den Rückzug, bei Gotha versprengte er Soubise und seine acht tausend Mann, als sich eben die Generalität zur herzoglichen Mittagstafel niedersetzen wollte; bei Roßbach stürzte er, wie ein Donnerwetter auf den Feind, und entschied in kurzer Zeit den Sieg. (Der König machte den fünf und dreißigjährigen Helden zum Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens), bei Zorndorf eroberte er russische Batterien im Reitersturm, das nämliche that er bei Kunersdorf, hier aber ohne Nutzen, wie er dem Könige vorher gesagt hatte. Nach dem Frieden wurde er Generalinspekteur der schlesischen Kavallerie, und leistete dem preußischen Kriegswesen durch Ausbildung der Reiterei die wichtigsten Dienste. Ein frühzeitiger Tod, die Folge eines zu schnell genossenen Lebens, endete solches am 7. Nov. 1773.

lich bedeuten, und ihm dabei ernstlich zu erkennen geben, daß wofern er seiner zügellosen, spitzigen und beleidigenden Schreibart nicht gehörige Grenzen nach obiger Vorschrift setzen sollte, er dafür brav auf die Finger geklopft, und unausbleiblich bestraft werden soll. Ihr müsset ihm solches nur grade heraus zu seiner Warnung sagen, und ich verbleibe dagegen Euer gnädiger König.

Potsdam den 17. März 1775. Friedrich."

Der König äußerte sich einst bei Tafel über die Verordnungen, welche Joseph II. zu Gunsten der Juden in seinen Staaten erlassen, er fand sie sehr lobenswerth und schloß mit den Worten:

„Ich freue mich über diese guten Maßregeln, aber der Kaiser hat auch die nächste Verpflichtung, sich der Juden anzunehmen; er ist ja König von Jerusalem."

Einige Jahre vor dem baierschen Erbfolgekriege ließ der König aus allen Provinzen Staabsoffiziere nach Potsdam kommen, damit sie mehrere neue Manoeuvres kennen lernten, um sie bei ihren Regimentern einzuführen. Der General von Pfuhl gehörte zu diesen, Friedrich schätzte ihn wegen seiner militairischen Kenntniße und seines Biedersinnes. Er wurde während seines Aufenthalts in Potsdam oft zur Tafel gezogen. Eines Tages erschien der König wegen Unpäßlichkeit, nicht bei solcher. Nach aufgehobener Tafel ließ er den General Pfuhl in sein Zimmer rufen; der Eintretende fand ihn auf einem gewöhnlichen Feldbette liegen.

„Hör Er, lieber Pfuhl," sprach der König zu ihm: „ich bin zwar unpaß, aber rangir' Er mich ja noch nicht aus!"

Nein, Ew. Majestät müssen es noch wenigstens einige zwanzig Jahr mit ansehen, und dann nehmen Sie mich mit.

„Wie alt ist Er jetzt?"

Ein und sechzig Jahr!

„Wie lange dient Er?"

Vier und zwanzig Jahr!

„Hat Ihn mein Vater noch zum Offizier gemacht?"

Ja, Ew. Majestät!

„Sag' Er, hab' ich Ihm denn noch keine Gnade erzeigt?"

Ew. Majestät haben mir bis jetzt Brod gegeben.

„Ei was, dafür hat Er mir gedient! Hör' Er, Pfuhl, da hat Er zwei tausend Thaler; nehm' Er jetzt damit vorlieb. Ich habe lange genug gelebt, und glaub' Er mir, ich habe wenig Freude gehabt. Wenn mich das höchste Wesen nur noch vier Jahre leben läßt, dann mag es mit mir machen, was es will."

Nach einigen Jahren machte Friedrich den General zum Gouverneur von Spandau, dann zum General-Inspekteur der märkischen Infanterie, endlich verlieh er ihm eine Amtshauptmannschaft, eine Präbende, und den schwarzen Adlerorden. Bei Übersendung des Letztern schrieb ihm der König eigenhändig:

„Ich schicke dem lieben und ehrlichen Pfuhl hierbei den Orden."

Bei einem andern Geschenke sagte er zu ihm:

„Was ich Ihm künftig gebe, ist nicht für Ihn, sondern für Seine Kinder, damit sie einst sagen können, der König ist unserm Vater gut gewesen."

Im Jahre 1775 sprach er von den erduldeten Mühseligkeiten des siebenjährigen Krieges und erzählte dabei: wie er in einer Nacht fast vor Kälte erstarrt gewesen, mit dem Zusatz:

„Ich wäre gewiß erfroren, wenn nicht ein Soldat vom Regiment Prinz von Preußen mir schnell ein Feuer gemacht, woran ich mich erwärmen konnte. Ich versprach dem Mann ein Trinkgeld, ich erinnere mich aber nicht, ob ich's ihm gegeben habe; es ist leicht möglich, daß ich's damals, bei den vielen Unruhen, vergessen. Jetzt fällt' es mir grade wieder ein. Ich möchte wohl wissen, ob der Mann noch lebt."

Der anwesende Kommandeur des Regiments erwiederte:

Der Mann lebt noch, Ew. Majestät! er ist jetzt Unteroffizier.

„Das ist mir lieb!" rief der König sichtbar erfreut aus: „so kann ich meine Schuld noch abtragen."

Der Unteroffizier erhielt ein ansehnliches Geldgeschenk und die Anwartschaft auf eine einträgliche Accisebedienung.

Auf einer Reise des Königs in Preußen nahete sich ein junges gutgekleidetes Frauenzimmer mit verschleiertem Gesichte seinem Wagen, während die Pferde umgespannt wurden.

Sire! sprach sie zu ihm, den Schleier zurückschlagend, und auf den Fußtritt des Wagens steigend; erbarmen Sie sich einer unglücklichen Waise, die durch den Tod ihrer Ältern Alles verloren hat. Ich bin die Tochter des von Hohendorf, mein Vater war arm, geben Sie mir eine Stelle in einem Kloster; ich bitte fußfällig um diese Gnade.

Ihm fiel ihre Schönheit und der Ton auf, mit dem sie diese Bitte vorbrachte, der für die Wahrheit ihrer Worte zeugte und Vertrauen verrieth; freundlich erwiederte er:

„Ein so schönes Kind muß nicht in ein Kloster, es muß auf eine bessere Weise versorgt werden.“ Und sich zu dem bei dem Wagen befindlichen Landrath des Kreises wendend, fragte er diesen:

„Hat Er schon eine Frau?“

Ja! Ew. Majestät.

„Nun, so sorg' Er wenigstens, daß das Fräulein einen braven Mann bekommt. Für die Aussteuer werd' ich sorgen.“

Sobald er wieder nach Potsdam gekommen, machte er der Verwaisten ein Geschenk mit tausend Thalern, zur Abhülfe ihrer dringendsten Bedürfnisse, und befahl, daß ihr die erste erledigte Präbende eines weiblichen Stifts zu Theil werden und sie deren Einkünfte so lange genießen solle, bis sie sich verheirathen würde.

Der neuen Religionsaufklärung und ihren Herolden war er nicht hold; wenn schon er Jeden über solchen Gegenstand ungehindert schreiben und sprechen ließ, in so fern man in den Grenzen des Anstandes blieb, und die gesetzlichen Anordnungen nicht überschritt.

Ohnen seinen Willen durfte jedoch an der äußern Religionsform, die er für das Volk für sehr wichtig hielt, nichts geändert werden, und auch in den Schulen gestattete er keine Änderungen der hergebrachten Weise.

Der Minister von Zedlitz*) legte dem Könige einen neuen Plan zur Verbesserung der Volksschulen vor. Er las ihn mit gro-

---

*) Karl Abraham Freiherr von Zedlitz, geboren 1731 in Schlesien, wurde 1755 Kammergerichtsreferendar, 1759 Oberamtsregierungsrath

ßer Aufmerksamkeit durch, diktirte Manches hinzu, strich manche Stellen aus und schloß mit den eigenhändigen Worten:

„Aber Luther's Katechismus soll bleiben, denn es ist das beste Schulbuch für den gemeinen Mann.“

Im Jahre 1776 war der Herzog von Hamilton in Begleitung des Sir Moore in Potsdam.

---

in Breslau, 1764 Präsident der oberschlesischen Oberamtsregierung, des Oberkonsistoriums und Pupillenkollegiums, im Jahre 1770 wirklicher geheimer Staats- und Justizminister, Präsident bei dem Tribunal zu Berlin und erhielt zugleich die Specialaufsicht über die Justizverwaltung in Preußen, Geldern, Magdeburg, Kleve und Mark, Pommern, Halberstadt, Minden, Mörs, Tecklenburg, Lingen, Lauenburg, Bütow und Quedlinburg, und in Verbindung mit dem Großkanzler, das Pfälzer-Colonie- und Kriminaldepartement sämmtlicher Provinzen. Im Jahre 1771 bekam er aber, unter Abtretung des Präsidiums bei dem Tribunal und der Spezialaufsicht der Justizverwaltung in den erwähnten Provinzen, das ganze Departement der geistlichen Angelegenheiten in lutherischen Kirchen- und Schulsachen, aller die Stifter und Klöster, auch die katholische Geistlichkeit angehörigen Sachen, das Präsidium des lutherischen Oberkonsistoriums und des kurmärkischen Oberamts-Kirchenrevenuen-Direktoriums; das Kuratorium der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, des Armendirektoriums, des Direktoriums der königlichen Bibliothek, der Kunstkammer und des Medaillenkabinets; das Oberkuratorium der Universitäten; die Konkurrenz bei den reformirten Kirchen- und Schulsachen in Schlesien und Westphalen, und bei den zwischen beiden Religionsverwandten vorkommenden Kollisionen. In dem nämlichen Jahre wurde er noch Chef des Schuldirektoriums des joachimsthalschen Gymnasiums und 1772 Präsident bei dem Ober-Accise- und Zollgerichte. Im Jahre 1785 trat er das Kriminaldepartement ab und erhielt dagegen das Justizdepartement von Magdeburg, Halberstadt, Minden, Kleve und Ostfriesland. Nach Friedrich's Tode mußte er 1788 das Departement der geistlichen Angelegenheiten an den Minister von Wöllner abgeben, wofür er aber bei dem Justizdepartement die Justizsachen von Pommern, Lingen, Mörs und Geldern übernahm. Er erhielt in diesem Jahre den schwarzen Adlerorden. Im folgenden Jahre bat er um seine Entlassung; er zog sich auf seine Güter in Schlesien zurück, wo er demnächst gestorben ist.

Er ſprach Beide und unterhielt ſich mit dem Herzoge über mehrere Artikel der britiſchen Staatsverfaſſung.

„Wie alt muß ein Pair ſeyn?“ fragte er den Herzog: „bevor er Sitz im Parlament nehmen kann?“

Ein und zwanzig Jahre Sire!

„Daraus ſieht man, daß man bei dem engliſchen Adel ſich die Fähigkeit, Geſetze zu geben, weit früher erwirbt, als bei den alten Römern; denn bei dieſen wurde vor dem vierzigſten Jahre keiner in den Senat aufgenommen.“

Er erkundigte ſich nach dem Grafen von Chatham*) und fällte über ihn ein ſehr ehrenvolles Urtheil. Dann wandte er ſich an Moore und fragte dieſen: ob er nicht kürzlich Briefe aus England erhalten, und ob darin nichts neues über die Angelegenheiten Amerika's ſtände?

„Über Holland,“ ſetzte er hinzu: „hat man die Nachricht, daß die Engländer aus Boſton vertrieben worden, und ſich die Amerikaner in deſſen Beſitz geſetzt haben.“

Die Briefe, die wir erhalten, erwiederte Moore: berichten nur, daß unſere Truppen Boſton verlaſſen haben, um anderwärts beſſer gebraucht zu werden.

„Wenn Sie nicht eingeſtehen wollen, daß dieſer Rückzug ein Werk der Nothwendigkeit geweſen,“ erwiederte der König, etwas ſarkaſtiſch lächelnd; „ſo werden Sie mir doch wenigſtens einräumen, daß er ſehr à propos geſchehen iſt.“

„Ich hab' auch vernommen,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort: „daß einige britiſche Offiziere in amerikaniſche Dienſte getreten ſeyn ſollen; unter andern der General Lee. Den kenn' ich perſönlich, er iſt hier geweſen.“

Er ſchloß dieſes Geſpräch mit den Worten:

„Es iſt immer ſchwer, ein Volk in ſo großer Entfernung zu regieren, und wenn die Amerikaner auch geſchlagen werden ſollten, welches doch noch ungewiß bleibt, ſo ſcheint es doch unmöglich, von ihnen in Zukunft Steuern durch willkürliche Schätzungen zu erheben. Wenn ſich England mit den Amerikanern wieder auszuſöhnen denkt, ſo ſind ſeine Maßregeln größtentheils zu ſtrenge, und wenn es ſie

*) Pitt.

unterjochen will, zu gelinde. Doch, ich verstehe mich nicht auf die Sache, meine Herren! denn ich habe keine Kolonien. Ich will aber wünschen, daß Sie sich gut aus der Affaire ziehen mögen. Die Sache scheint mir ein wenig mißlich."

Als der König den Freiherrn von Schrötter nach seiner Ernennung zum Regierungspräsidenten in Preußen zum ersten Male sah, äußerte er sich im Verlauf der Unterredung gegen ihn also:

„Weiß Er, wer ich bin und wer Er ist? — Ich will es Ihm sagen: Ich bin der erste Justiziarius über mein Land, und muß Gott dermaleinst Rechenschaft geben, daß die Justiz darin gehörig verwaltet wird. Weil ich nun aber allein dies nicht bewirken kann; so hab' ich Ihn zu meinem Justiziarius dieser Provinz ernannt. Er hat nun nicht nur eine gleiche Pflicht gegen Gott zu beobachten, sondern ist hier auf Erden auch mir deshalb responsabel, daß ein Gleiches von jedem Justizbedienten der Provinz beobachtet werde."

Auf einer Reise von Elbing nach Möckeran nahm der König in einem freundlichen Gartenhause Marienburg's Nachtquartier.

Am andern Morgen ging er ganz früh in den Garten. Ein anständiggekleideter Mann stand an der Thüre, gleichsam ihn erwartend.

„Was will Er?" fragte ihn der König.

Ich wollte mich nur unterthänigst erkundigen, ob Ew. Königliche Majestät etwas zu befehlen haben?

„Wie kommt Er dazu?"

Mir gehört das Haus.

„Nun so komm' Er mit mir in den Garten. Das Haus und der hübsche Garten ist Sein?"

Ja, Ew. Majestät! den Garten hat noch mein Vater angelegt.

„Was ist Er?"

Ich bin Justizamtmann.

„So? — Da steht Er sich wohl gut?"

Ich bin zufrieden, Ew. Majestät.

„Er ist ein braver Mann," sprach jetzt Friedrich mit freundlicher Miene und seinen Begleiter sanft auf die Schulter klopfend; „Er hat mir da was gesagt, was ich seit vielen Jahren von keinem Menschen gehört habe. Dafür, daß Er mir eine Freude gemacht, soll Er hundert Thaler jährlich Zulage haben; aber schind' Er mir die Bauern nicht. Hört Er!"

Als demnächst der König wieder nach Potsdam zurückgekommen war, erinnerte er sich dieses Gesprächs und seines Versprechens. Er befahl, dem Beamten die Zulage zu zahlen und sagte zu dem Staatsminister von Massow:

„Diesmal hab' ich in Westpreußen eine rechte Freude gehabt. Da frag' ich zu Marienburg einen Justizamtmann: ob er sich gut stehe? Der Mann antwortet mir: er sey zufrieden. Ach! wie glücklich wär' ich, wenn ich das immer hörte."

Der Staatsminister von Görne war Chef der Seehandlung. Er trieb mit deren Fonds Versuren, worauf ihn der König in den nachstehenden Kabinetsordres warnte, aus welchen hervorgeht, mit welchem tiefen Blick er jeden Zweig der Staatsverwaltung durchschaute. Der Styl derselben zeigt offenbar, daß der Konzipient sich dabei der eigenen Ausdrücke Friedrich's bedient hat.

1.

„Mein lieber Etats-Minister von Görne! So abscheulich weitläuftig Ihr Euch in Eurem Bericht vom 15. d. in Ansehung des von Euch eigenmächtig mit den Pohlen angefangenen Geld-Negoce auch entschuldigen wollet, so großes Unrecht habt Ihr doch immer, und hättet Ihr Euch vor Euerm Kopf, ohne Mir davon Anzeige zu thun, in dergleichen Negociationen durchaus nicht einlassen müssen. Überhaupt muß Ich Euch sagen, daß Ihr darunter ganz unbesonnen und ohne alle Überlegung gehandelt; denn, gesetzt die Sache wäre mit den Pohlen zu Stande gekommen, woher hättet Ihr dann die 1,000,000 Thaler zusammen bringen wollen, und hiernächst was vor Sicherheit hättet Ihr dann bey den Pohlen gehabt? Wie habt Ihr also so unvorsichtig und unbedachtsam handeln können? Und was den Commerce der Danziger betrifft, das können wir

ihnen so schon benehmen, und haben die Pohlen dazu weiter nicht nöthig, wenn man nur vernünftig dabey zu Werke gehet, und mit dem Holze und Korn, auch übrigem Verkehr ordentlich verfährt, und wenn nur brav viel Materialwaaren angeschafft werden, was die Pohlen gebrauchen, und der ganze Handel besser eingerichtet, und darauf fleißig Bedacht genommen wird, daß die Pohlen Alles, was sie an Waaren und Sachen nöthig haben, bey uns finden und bekommen können. Dies ist das rechte Mittel, den Commerce von Danzig weg und an uns zu ziehen. Und dieses ist eigentlich Eure Sache und darauf solltet Ihr mehr denken und raffiniren. Mit fremden Höfen aber vor Euren Kopf ein Negoce anzufangen, ohne Mir zuvor Anzeige davon zu thun, das verbiete Ich Euch hierdurch alles Ernstes und müßt Ihr Euch dergleichen schlechterdings nicht weiter unterstehen, wenn Ihr wollet, daß ferner seyn soll Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 17. Dezember 1767. Friedrich."

2.

„Mein lieber Etats-Minister von Görne! Es ist mir zwar Euer anderweitiger Bericht vom 23. März, wegen des Geld-Negoce mit Pohlen zugekommen: Ich muß Euch aber sagen, daß Ihr nicht gescheut seyd, Mir dergleichen Anträge zu machen. Die Seehandlungs-Societät soll mit Pohlen Commerce treiben, aber keine solche Windbeuteleien im Kopfe haben. Ich habe die Compagnie garantirt, und es ist daher sehr unschicklich gehandelt, ohne Mein Vorwissen so was zu unternehmen, und in solche Sachen sich einzulassen. Ihr wisset auch nicht einmal, was in Pohlen passirt, denn die 500,000 Dukaten haben sie aus Holland durch Teppern bereits gekriegt, also ist ja die Sache schon vorbey. Eine andere Sache haben sie noch, sie wollen nehmlich einen Lombard anlegen, und die Seehandlungs-Societät mit interessiren. Das ist aber eben so wenig practicable, und eine eben so windige Propositio, wie die andere, denn wenn die Compagnie sich darein menget, und es entsteht ein Krieg in Pohlen, so ist ein Banquerot unvermeidlich, weil es nicht möglich ist, von den Pohlen sich bezahlt zu machen. Dergleichen Projecte müßtet Ihr also aus dem Kopfe lassen. Was aber den Commerce betrifft, und wenn die Compagnie bereits Salz da-

hin verkauft, und von den Pohlen Holz, Potasche und dergleichen Sachen erhandelt, dagegen aber viel französische Weine, Materialwaaren und was die Pohlen sonst brauchen zugefahren werden, das ist gut, und dazu will Ich mein Consentiment Euch geben, und darauf müßt Ihr ernstlich bedacht seyn, um den Commerce mit Pohlen recht in Gang zu bringen. Was hiernächst die in Eurem Bericht geschehene Anfrage betrifft, ob die Seehandlungs-Societät die Appanagen-Forderungen der sächsischen Prinzen an sich kaufen solle, so sind das auch lauter Thorheiten, und begreife nicht, wie Ihr darauf verfallen können. Solche Sachen müßt Ihr an Mich nicht schreiben, damit kommt Ihr bei Mir nicht fort, oder wir werden sonst Unfreunde. Ihr wißt ja auch nicht einmal den Zusammenhang der Sache, und wie Alles auseinander geht, und habt das so hingeschrieben, ohne es gehörig zu überlegen. Ich will Euch daher anrathen, künftig auf vernünftigere und gescheutere Plans zu denken, wie das Commerce der Seehandlung-Societät auf eine solide Art zu erweitern und sicher zu stellen, mit dergleichen unüberlegten Vorschlägen aber nicht weiter an Mich zu kommen, wenn ich ferner seyn soll Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 24. Dezember, 1776. Friedrich."

(Eigenhändige Nachschrift)

Ich muß auch den statu quoi vom Fond der Compagnie sehen, denn der Herr Minister Scheint mihr graulich windich zu Seint, und wo das Continuirt werden Wihr nicht lange guhte Freunde Seindt. Friedrich."

Diese Warnungen blieben aber ohne Erfolg.

Im Januar 1782 ward der Minister auf Befehl des Königs, durch ein militairisches Kommando, von einem Offizier und 12 Mann wegen Verdachts verschiedener begangenen Untreuen, in seinem Hause bewacht. Der König setzte eine besondere Kommission, zur Untersuchung seiner Malversation nieder. Nach solcher fielen ihm nachstehende Verbrechen zur Last.

Er hatte als Chef des Direktoriums der Seehandlungs-Societät, und in derselben Namen von dem Fonds des ritterschaftlichen Kreditwesens 90,000 Thaler geliehen, und gleichwohl dieses Kapital zu seinem Privatgebrauch behalten. Die Kabinetsordre vom 15.

und 22. Juli 1777 untersagte ihm dieses ausdrücklich. Er that es dennoch, behielt diese ansehnliche Summe für sich, er beging also ein offenbares Falsum und handelte gänzlich pflichtwidrig. Den 23. October 1778 lieh er von dem Rittterschaftsfonds noch 50,000, und am 23. Juni 1781 wieder 50,000 Thaler für die Seehandlungs-Kompagnie.

Er hatte 170 Stück Seehandlungsaktien, welche der Kompagnie gehörten und bei ihm in Verwahrung lagen, bei der Bank für 85,000 Thaler als sein Eigenthum, das Recepisse der Bank aber für 25,000 Thaler Friedrichsd'or der Wittwe Rinteln verpfändet; obgleich der König die Ausgabe dieser Aktien und deren Vollziehung ausdrücklich untersagt hatte.

Im Jahre 1781 brauchte er zu seinem Privatverkehr in Polen 118600 Thaler, zu dem Ende stellte er verschiedene Wechsel an die Seehandlungs-Societät aus. Er verleitete den Direktor Roberjot diese Wechsel in Blanco zu endoßiren, worauf denn mehrere Juden in Berlin das Kapital herschossen, welches in seine Privatkasse floß. Hierauf hatte er bei seiner Festnehmung jedoch bereits 20,000 Thlr. abschläglich bezahlt. Dadurch, daß er der Societätskasse aufgab, Valuta-Scheine zu ertheilen, unerachtet er die Valuta erhalten, hatte er seine amtliche Autorität gemißbraucht und seinen Untergebenen Roberjot, durch Furcht vor Chikanen, zur Pflichtverletzung verleitet. Durch diesen Mißbrauch fügte er dem Kredit der Societät, der er 1781 846641 Thlr. schuldig war, großen Schaden zu.

Für seine in Polen verkaufte Güter Bialaslimn und Wiszeck hatte er geständlich dem Verkäufer für 83,000 Thaler Wechsel ausgestellt, und dem warschauer Komptoir der Seehandlungs-Societät die Acceptirung dieser Wechsel befohlen, folglich die Güter mit dem Gelde der Societät erkauft. Es ergab sich, daß er bei dem Ankaufe seiner polnischen Güter die Einrichtung getroffen, daß das warschauer Komptoir die erforderlichen Auszahlungen für ihn resp. gegen gewöhnliche Provision und Zinsen zu 5 und 6 p. C. hatte leisten müssen.

Er hat 328,782 Thaler von dem Fonds der Societät an verschiedene Große in Polen auf Wechsel ausleihen lassen, wovon der größte Theil sehr unsicher war. Diese Darlehne waren wider das ausdrückliche Verbot des Königs, dadurch wurde die Societät

in ihrem vortheilhaften Waarenhandel beschränkt, und sie zu einer ihr schädlichen Wechselreuterei gezwungen, die nicht nöthig gewesen wäre, hätte er nicht über 861,203 Thaler zu seinem Vortheile disponirt.

Er hatte sich auch des Verbrechens der Verfälschung schuldig gemacht, indem er dem Könige geständlich falsche Bilancen eingesandt. Die Societät hatte unter seiner Direktion Verlust erlitten, das einzige Jahr 1776 ausgenommen. Er hatte aber dem Könige berichtet, daß es mit der Seehandlung gut stehe. Im Jahre 1779 hatte die Seehandlungs-Societät, außer den beträchtlichen alten Verlusten, einen großen neuen erlitten, er bewog jedoch den König durch falsche Vorspielung ein neues Darlehn von 300,000 Thlr. zu bewilligen. Eben so verfuhr er im November 1781, um nochmals 300,000 Thlr. zu erhalten, die ihm auch wirklich ausgezahlt wurden, die aber völlig unzulänglich waren, der Societät aufzuhelfen. Um diese großen Verluste zu verhüllen, verwarf er die von dem Buchhalter richtig angefertigte Bilance, aus der hervorging, daß unter der Administration des geheimen Raths Delatre 294,388 Thlr. 16 Ggr. 4 Pf. verloren gegangen, während der neuen aber dieser Verlust bis auf 961,389 Thlr. angewachsen war. Die ganze Bilance ward verfälscht, der alte Verlust, unter welchem der König nur den durch die Administration des geheimen Raths Delatre entstandenen verstehen konnte, auf 468,094 Thlr. angegeben, da er doch der Wahrheit gemäß noch nicht voll 300,000 Thlr. betrug, wodurch der unter seiner obersten Leitung verringert wurde. Er entschuldigte dies grobe Verbrechen damit, daß er den König nicht zum Zorn reizen, und dadurch den Umsturz des Instituts und aller damit in Verbindung stehenden Familien verhüten wollen.

Man wollte indeß diese Entschuldigung nicht gelten lassen, es hieß in dem Immediat-Bericht vielmehr:

Dies Falsum hat alle gesetzliche Requisita. Es ist Verdrehung der Wahrheit, verbunden mit der arglistigen Absicht, um sich dabei noch länger zu schützen, und überdies ist ein großer Nachtheil für Ew. Königl. Majestät Interesse vorhanden. Jede Verlängerung dieser über alle Begriffe schlechten Administration (wobei sich ein zu vorzüglicher Treue durch Stand, Würde und Eidespflicht verpflich-

teter Staatsminister so weit vergessen hatte, daß er durch die niedrigste Handlung eines Diebes und Verfälschers die Fonds der Societät, und durch ihren Kredit fremde Kapitalien in seine Gewalt brachte) war Schaden für Ew. Königl. Majestät und für das Publikum, desto strafbarer ist also dies Falsum eines Ministers, wovon man in der Geschichte wenig Beispiele finden wird."

Hierzu kam nun noch ein anderes empörendes Verbrechen.

Jean Baptiste Serra, ein ehemaliger wohlhabender Kaufmann zu Genua, ward durch Unglücksfälle genöthigt, sich bankrott zu erklären, und sein Fortkommen auswärts zu suchen. Er kam im April 1777 mit einem Empfehlungsschreiben des preußischen Gesandten am turiner Hofe von Keith an den Kabinetsminister Grafen von Herzberg in Berlin an. Wegen seiner Handelskenntnisse wurde er von solchem dem Minister von Görne empfohlen. Er erfuhr durch Serra, daß solcher bereits in Wien mit angesehenen Personen, und vorzüglich mit dem Grafen Wiethorsky wegen seiner zu errichtenden Handlungssocietät, Bekanntschaft gemacht hatte, und deshalb wiederum nach Wien zurückreisen wolle; er übertrug ihm also den Handel wegen der Herrschaft Krotoczin mit dem Grafen Potoki daselbst zu erneuern. Serra unterzog sich diesem Auftrage und kehrte mit einer Vollmacht des Grafen zur Erneuerung des Handels zurück. Serra mußte nun in dieser Angelegenheit nach Warschau reisen, der Minister sandte ihn darauf nach Hamburg, um bei dem Handelshause Poppe et Chapeau rouge für ihn ein Darlehn von 65,000 Dukaten zu negociiren. Dies Geschäft kam nicht zu Stande, und Serra kehrte wieder nach Berlin zurück. Unterdessen entstanden zwischen dem Privatsecretair des Ministers, Art und dem Serra Zwistigkeiten und nach Briefen des Erstern an den Minister, flößte er solchem großes Mißtrauen gegen Serra ein. Dies Mißtrauen wuchs durch Serra's freimüthige Äußerungen gegen den Minister selbst, wegen der vielen, dem königlichen Interesse zum Nachtheil unternommenen Privatgeschäfte. Um seiner los zu werden, schickte er ihn in der Krotocziner Angelegenheit nach Warschau. Anfangs Januar 1778 reiste Serra ab, fiel aber unterweges in eine kurz vorher überstandene Krankheit in krampfhafte Zufälle. Bei dem ungewissen Ausgang der Krankheit offenbarte er dem Minister in

einem sogenannten Manifest Alles, was er durch den Sekretair Art von dem moralischen Charakter und der Untreue des Ministers wider den König erfahren hatte. Nach seiner Genesung reiste er nach Warschau, kehrte aber schon im März 1778 nach Berlin zurück; kaum hatte der Minister seine Ankunft erfahren, so zeigte er dem Polizeidirektorium zu Berlin an: daß der Serra mit dem Grafen Wiethorsky, Vertrauten des Fürsten Staatskanzlers in Wien, in genauen Verbindungen stände; geheime Aufträge eines andern Hofes habe, und es daher rathsam seyn würde, wenn sich das Polizeidirektorium dieses gefährlichen Menschen bemächtigte. Der Präsident Philippi verfügte auf diese Anzeige dessen Verhaftung und stattete dem König darüber Bericht ab, dieser befahl: Serra nach Spandau zu schicken und dort genau zu examiniren. Bei dieser Untersuchung erschien der Minister als Beistand und Rathgeber und durch sein Ansehen veranlaßte er, daß in dem anderweitigen von dem Major von Zadow und dem Polizeipräsidenten Philippi erstatteten Bericht an den König der Antrag wegen Serra's Freilassung ausgelassen wurde. Der König erhielt ein anonymes Schreiben, in welchem man ihn darauf aufmerksam machte, wie hart und willkürlich man gegen einen Schuldlosen verführe, und ihn wie einen Verbrecher eingekerkert habe, überzeugt, daß er, ein so gerechter und menschenfreundlicher Monarch, solche empörende Eigenmächtigkeiten nicht dulden würde.

Friedrich befahl sogleich dem damaligen Großkanzler Freiherrn von Fürst, die Sache nochmals zu untersuchen. Man verlangte nun von dem Minister von Görne, daß er nachweise: weshalb er den Serra verhaften lassen; er benutzte die damalige Veränderung im Großkanzleramte, diese geforderte Auskunft zurückzuhalten und bis zu seiner Verhaftung blieb die Sache auf sich beruhen. Es war dies der einzige Fall, wo unter der Regierung Friedrich's es ein Minister wagte, einen Unschuldigen, der über dies ein Fremder war, ein Jahr lang seiner Freiheit zu berauben und wie einen Verbrecher einkerken zu lassen.

Der König verlangte nach beendigter Untersuchung der Kommission und deren Bericht von dem Kriminalsenat zu Berlin ein Gutachten über die Strafbarkeit des Ministers; dieses fiel dahin aus: daß der Staatsminister von Görne wegen seiner vielen und gro-

den Verbrechen aller seiner Ämter und Würden zu entsetzen, er auch auf Lebenszeit mit Festungsarrest zu bestrafen sey.

Er wurde auch am 1. März 1782 darauf nach der Festung Spandau abgeführt, sein ganzes Vermögen aber von der Seehandlung in Beschlag genommen, ein Konkurs über dasselbe eröffnet und sämmtliche Gläubiger größentheils mit 45 pro Cent, auch noch geringer abgefunden*).

Die zur Untersuchung über die Malversation des Ministers von Görne niedergesetzte Kommission, berichtete an den König: daß aus dessen Vermögen bei dem über solches verhängten Koncurs, die von der Seehandlungs-Societät ihm gemachten Vorschüße, mehr als eine Million Thaler betragend, größten Theils gerettet werden könnten, wenn das gesetzmäßige Vorzugsrecht dabei geltend gemacht würde.

---

*) Friedrich Christoph von Görne, aus der Mark Brandenburg gebürtig, Johanniter-Ritter und Domherr zu Magdeburg, ward Krieges- und Domainen-Rath bei der Kurmärkschen Krieges- und Domainen-Kammer, hiernächst 1760 in gleicher Eigenschaft nach Breslau versetzt, er forderte jedoch bald seinen Abschied. 1767 ward er aber königl. Kammerherr und Landesdirektor des Fürstenthums Brieg; den 4. Dezember 1774 ernannte der König ihn zum wirklichen geheimen Etats- Kriegs- und dirigirenden Minister des Generaldirektoriums und übertrug ihm insonderheit das Departement von Accise- und Licent- auch damit konkurrirenden Kommerzien- Manufaktur- und Fabrikensachen, desgleichen das Direktorium der See- und Salz-Handlungskompagnie, 1777 erhielt er die Stelle eines beständigen Kommissars bei der Kur- und Neumärkschen Ritterschafts-Kredit-Assoziation, bis er am 19. Januar 1782 auf Befehl des Königs verhaftet und auf Lebenszeit auf die Festung Spandau gebracht wurde.

Nach Friedrich's Tode bat er um eine Revision seines Prozesses zum Besten seiner Gläubigen, vorgebend, man habe sein ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen, welches zu deren Befriedigung völlig ausgereicht haben würde, verschleudert, und die Masse ohne sein Zuziehen constituirt.

Diesem Gesuche wurde nicht gewillfahrt, er erhielt aber gegen Verzichtleistung auf alle fernere Ansprüche, eine jährliche Pension von 800 Thlr. und seine Freiheit.

So endete die Laufbahn eines Mannes, der sich von einer thörichten Eitelkeit so verblenden ließ, daß er die Hoffnung nährte, in der Folge wohl gar zum Könige von Polen gewählt zu werden.

Friedrich erwiederte darauf:

„Nein! den Schaden muß Ich tragen, denn es ist Meine Schuld, daß Ich so schlecht gewählt habe, und einem Menschen, wie Görne, eine solche wichtige Sache übertrug.“

Mehrere Briefe, die Friedrich an d'Alembert geschrieben, wurden gedruckt, und der König erfuhr, daß von andern Abschriften in Paris in Umlauf wären.

Diese Veröffentlichung konnte lediglich durch d'Alembert's Eitelkeit Statt gefunden haben; der König schrieb ihm daher unterm 11. November 1777:

„Ich muß Ihnen sagen, daß es mich sehr gewundert hat, Briefe, die ich Ihnen geschrieben habe, gedruckt zu sehen, und zu hören, daß andere in Paris in Abschriften herumgehen. Ich weiß nicht, ob, wie Einige behaupten, Pythagoras wirklich zu den Zeiten des Numa gelebt hat; aber das ist zuverlässig, daß kein Brief auf uns gekommen ist, den Numa ihm geschrieben hat. Eben so sehen wir nicht, daß Plato, der sich am Hofe des Dionys befand, den Briefwechsel bekannt gemacht hat, den er mit diesem Tyrannen unterhielt. Auch Aristoteles hat keinen der Briefe auf uns gebracht, die er vom Alexander bekommen hat. Die Philosophen unserer Zeit haben darin also andere Grundsätze als die Alten; dies muß in unsren Zeiten die Fürsten zum Schweigen bringen.“

Der Oberfeuerwerker G** bei der Artillerie in Berlin hatte den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht. Im Jahre 1776 sehnte er sich, aus doppelten Gründen, vom Kriegsdienst entbunden zu werden und einen Dienst bei irgend einer Behörde zu erhalten, weil er bei einer Familie von vier Söhnen, die immer mehr heranwuchsen, bei einer solchen Versorgung auf eine größere Einnahme, als sein Traktament, rechnen konnte.

Er eröffnete diesen Wunsch seinem Chef; dessen Wohlwollen genießend, wurde er zur Verabschiedung bei eintretender Versorgung notirt, und der Accise-Direktion zu einer solchen empfohlen.

Auf diese Empfehlung wurde auch geantwortet: daß der Oberfeuerwerker zu einer Anstellung aufgezeichnet und, bei vorkommender Gelegenheit, berücksichtigt werden solle.

Es traten mehrmals die Fälle ein, wo eine Acciſebedienung, wozu er die erforderlichen Kenntniſſe beſaß, erledigt wurde; er meldete ſich dazu, der Beſcheid war aber immer abſchlägig, gewöhnlich hieß es: daß ſie bereits einem Andern ertheilt wäre, ihm jedoch die erſte vakante Stelle verliehen werden ſolle. G** hatte ſich funfzehnmal zu einer ſolchen Verſorgung gemeldet; der Erfolg blieb derſelbe.

Es wurde 1777 wieder eine einträgliche Stelle vakant. Er meldete ſich, um keine Zeit zu verlieren, gleich perſönlich bei dem Acciſedirektor, von dem deren Verleihung vorzüglich abhing. Er erkannte in ihm einen frühern Schulgenoſſen, den Sohn eines Handſchuhmachers von der franzöſiſchen Kolonie, der demnächſt Lakai geweſen und jetzt ſelbſt einen hinter ſich auf dem Wagen ſtehen hatte. Dieſer mochte wohl ſeinen früheren Schulkameraden auch erkennen, aber das ſich gegen einen ſupplizirenden Oberfeuerwerker merken zu laſſen, ſchien ihm, nach ſeinem Begriff, mit ſeiner Würde ganz unverträglich. Er fuhr vielmehr den Oberfeuerwerker ſehr barſch an, daß er ihn mit einer ſolchen Bitte behellige. Über die Stelle iſt ſchon verfügt, und ſie einem Manne zu Theil geworden, der größere Anſprüche darauf hat, als Sie, hieß es: und kurz und gut, Sie müſſen ſich gedulden, bis die Reihe an Sie kommt; ich verbitte mir es ein für allemal, mich künftig nicht weiter zu überlaufen.

Mit Bitterkeit im Herzen ging der Abgewieſene in ſein Quartier zurück; dies Gefühl ſteigerte ſich noch, als er erfuhr, daß die Stelle, um die er ſich beworben, dem Bedienten ſeines Schulkameraden ertheilt worden, weil er die Wittwe von deſſen verunglücktem Kutſcher, der überfahren worden, heirathen würde.

Er erinnerte ſich, daß er mehrmals im ſiebenjährigen Kriege Gelegenheit gehabt hatte, des Königs Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, und daß er ſogar mit ihm geſprochen. Er beſchloß daher, ſich unmittelbar an ihn zu wenden, und ſetzte eine Vorſtellung auf.

In dieſer führte er an: wie er in ſeiner Jugend ein Gymnaſium beſucht, um ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, wie aber der Tod ſeines Vaters kurz vor dem Ausbruch des Krieges ihm die Mittel geraubt, dieſe Laufbahn zu verfolgen, und wie er daher, als ſolcher erklärt worden, mit einem Zeugniß von dem Rektor des

Gymnasiums versehen, sich bei dem damaligen Major der Artillerie von Dieskau gemeldet, um bei dem Artilleriekorps angestellt zu werden. Diesem Verlangen sey ohne Schwierigkeit genügt worden, und er habe mit Leib und Seele sich seinem neuen Stande gewidmet, den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht, und sey, einige unbedeutende Verwundungen abgerechnet, zum Oberfeuerwerker hinauf gerückt, noch rüstig, in die frühere Friedensgarnison Berlin zurückgekehrt. Er erinnerte den König daran, daß er am 1. Oktober 1756 ihn öffentlich gelobt, als er aus einem Sechspfünder einen österreichischen Offizier bei'm Rekognosziren vom Pferde geschossen; daß er am 5. Mai 1757, am Tage vor der prager Schlacht, bei'm Übergang über die Moldau mit ihm gesprochen, daß er am 14. Oktober 1758 ihm und seinem Gefolge bei Hochkirch einen sichern Weg gezeigt, als er eben einen vom feindlichen Geschütz bestrichenen einschlagen wollen, daß er bei der Belagerung von Dresden einen glücklichen Probeschuß nach einem Thurm gethan, worauf er den Obersten nach seinem Namen gefragt, und daß er ihn bei der Belagerung von Schweidnitz scharf in's Auge gefaßt, als er der Erste gewesen, der sich dem Obersten le Fevre als Freiwilliger zum Mineurdienst angeboten habe.

Nach ein und zwanzigjährigem Dienste, wo er alle die Strapazen eines sieben Jahre dauernden Krieges erduldet, sey er zur Verabschiedung notirt und der Accisedirektion zur Versorgung empfohlen worden. Er sey zwar von dieser dazu auf die Liste der Anzustellenden gesetzt, aber mit seinen Gesuchen um eine erledigte Stelle seit Jahr und Tag abgewiesen worden; und dies sey jetzt wiederum der Fall mit einer, zu der er sich gemeldet, wobei er ganz unumwunden die Behandlung erzählte, die ihm widerfahren und wem diese Stelle und aus welchem Grunde sie solchem verliehen worden.

Ohne Genehmigung seines Chefs durfte er keine Immediat-Vorstellung einreichen. Er ging also zu diesem, bat ihn um seine Erlaubniß und gab ihm die Eingabe zu lesen.

„Ich habe nichts dawider," sprach dieser: „ich will Ihre Vorstellung sogar attestiren. Morgen kommt der König nach Berlin; wenn er auf der Parade ist, finden Sie sich auch dort ein und warten Sie den Augenblick ab, wo er mit mir sprechen wird, dann

überreichen Sie ihm die Vorstellung. Das Übrige wird sich finden, dafür lassen Sie mich sorgen.“

Der Oberfeuerwerker begab sich am folgenden Morgen in den Lustgarten. Der König sprach bald mit dem einen, bald mit dem andern Regimentschef und andern Offizieren höhern Ranges; endlich auch mit dem Obersten der Artillerie. Der Oberfeuerwerker trat nun auch näher. Die Adjudanten des Königs winkten diesem zwar, sich entfernt zu halten, er ließ sich indeß nicht zurückschrecken. Der König wurde ihn gewahr, und ein Adjudant mußte ihm die Bittschrift abnehmen.

Er wartete nun in einiger Entfernung, was der König beschließen würde, da solcher seine Eingabe entsiegelt, gelesen und dann mit dem Obersten einige Worte gesprochen hatte.

Letzterer winkte den Oberfeuerwerker zu sich, und sprach zu ihm:

„Sie sollen nach der Parole zu Sr. Majestät kommen. Sprechen Sie bescheiden, aber offen. Der König ist heut sehr gnädig.“

Die Generalität und die höhern Offiziere entfernten sich nach und nach. Der König verweilte noch, neben sich einen Adjudanten; er warf seine Blicke überall umher, und da er des Oberfeuerwerkers noch ansichtig wurde, schickte er den Adjudanten zu ihm, der zu ihm sagte: Se. Majestät wollen Sie sprechen.

Der Adjudant brachte ihn zu dem Könige.

„Mein Sohn,“ redete ihn Friedrich an: „Er verlangt Seinen Abschied, Er hat ein und zwanzig Jahre gedient und in seiner Eingabe manches angeführt, dessen ich mich auch noch recht gut erinnere. Wie alt ist Er denn?“

Neun und dreißig Jahre.

„Neun und dreißig Jahre. Das ist noch kein Alter, um Ansprüche auf den Abschied machen zu können. Nur alten Invaliden giebt man solchen. Er ist noch stark und robust.“

Ich scheine gesünder und stärker, als ich bin, die Strapatzen eines siebenjährigen Krieges haben mich mitgenommen. Dies ist es aber nicht allein, auch der Wunsch, durch eine Versorgung ein etwas besseres Einkommen zu erhalten, meiner Familie wegen.

„Wie stark ist sie denn?“

Vier Söhne. Zwei sind schon zur Einstellung bei der Artillerie vorläufig angemeldet. Die beiden jüngern sollen auch darin die-

nen. Ich kann faſt nichts auf ihre Erziehung wenden, daher unterricht' ich ſie ſelbſt, ſo viel es der Dienſt erlaubt, nach meinen Kräften und Kenntniſſen.

„Da hat Er Recht, mein Sohn! Kinder koſten viel. Er wünſcht den vakanten Poſten zu haben, den man Ihm abgeſchlagen. Er hat ihn hiermit. Geh' Er nur auf die Acciſe und ſag' Er, ich hätt's befohlen."

Der König entfernte ſich und der Oberfeuerwerker ging nun auch fort. Kaum war er zwanzig Schritte gegangen, ſo hörte er hinter ſich den Ruf: Oberfeuerwerker! Er ſah ſich um, es nah'te ſich ihm der Adjudant.

„Der König hat mir aufgetragen, Sie nach der Acciſe zu begleiten," ſprach er: „Die Herren dort möchten ſonſt Schwierigkeiten machen."

Beide gingen darauf nach der Acciſedirektion. Eben war der Vortrag geendet und man im Begriff, das Seſſionszimmer zu verlaſſen. Da trat der Adjudant mit dem Oberfeuerwerker in das Zimmer.

„Ich muß bitten," ſprach er: „noch einige Augenblicke zu bleiben. Hier — auf den Oberfeuerwerker deutend — ſchickt Ihnen Se. Majeſtät den Mann, der den Poſten haben ſoll, welcher dem Bedienten des Direktors zugedacht iſt. Se. Majeſtät laſſen Ihnen zugleich durch mich wiſſen, daß dergleichen nie mehr geſchehen darf, denn ſolche Poſten ſind nur für lange treugediente Invaliden und nicht für Lakaien. Wenn Se. Majeſtät dergleichen noch ein einziges Mal erfahren, dürften Sie nicht ſo leichten Kaufs davon kommen, wie jetzt. Zweifeln Sie aber an dem, was ich Ihnen hier geſagt habe, ſo ſteht es Ihnen frei, deshalb bei Sr. Majeſtät ſelbſt anzufragen."

Der Adjudant entfernte ſich mit ſeinem Begleiter. Man fand keinen Beruf zu einer ſolchen Anfrage und glaubte ihm auf's Wort. Der Oberfeuerwerker erhielt die Stelle und wurde in der Folge Acciſerath.

Der Ritter d'Eon, der in dem zweiten Dezennium der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts viel Aufſehen gemacht, mußte, als

er im Jahre 1777 wieder nach Paris zurückgekommen war, Frauenzimmerkleider anlegen und es wurde öffentlich erklärt, daß er ein Frauenzimmer sey, obschon es demnächst nicht zweifelhaft geblieben, daß er ein Mann gewesen.

Auch am Hofe zu Berlin wurde damals über diese für wahr angenommene Entdeckung der Verlarvung eines Frauenzimmers, in Gegenwart des französischen Gesandten, gesprochen. Friedrich wandte sich an den Gesandten und sprach zu ihm:

„So ist es mit Euch Herren! Wenn man glaubt, man habe mit einem Manne zu thun, so findet sich's am Ende, daß es ein Weib ist."

Als Friedrich noch Kronprinz war, stand unter seinem Regiment ein Feldwebel, mit Namen Heimburger. Zum Kriegsdienste untauglich, wurde er als Kontrolleur bei der Accise angestellt.

Da er aber auch seines hohen Alters wegen diesem Dienst nicht mehr vorstehen konnte, so wurde ihm ein Gehülfe zugeordnet, und dessen Besoldung von dem Gehalte des Kontrolleurs bestritten.

Heimburger wandte sich dieserhalb an den König, und solcher erließ die nachstehende Kabinetsordre an den Chef der Accise, geheimen Finanzrath de la Haye de Launay:

„Ich communicire Euch beykommende zwey Bittschreiben, wo in der einen die genaueste Gerechtigkeit, und in der andern Züge der anscheinendsten Billigkeit hervorleuchten.

Der Controlleur Heimburger zu Berlin ist Mir persönlich bekannt. Seine treuen und langen Dienste, mit seinem hohen Alter verknüpft, verdienen wohl, daß in der Hauptregel eine Ausnahme gemacht werde, und es würde grausam seyn, wenn demselben, da er 90 Jahre alt ist, die Hülfe, welche ein so hohes Alter natürlich erfordert, versagt würde.

Um ihm also solches, so viel Mir möglich ist, erträglich zu machen, so befehle Ich, daß ihm von seinem Gehalte, von nun an, nicht der geringste Abzug gemacht werde, er solches vielmehr bis ans Ende seines Lebens ganz genießen, und die andere Hälfte, welche er seinem Adjuncto zu geben genöthigt gewesen, aus Meiner Accise-Casse extraordinair ausgezahlt werde.

Ihr habt also aufs eiligste die nöthige Ordre zur Befolgung dieses Befehls zu ertheilen, womit ich Gott bitte, daß er Euch in seinen heiligen Schutz nehmen wolle.

Potsdam, den 18. December 1777. Friedrich."

Der König hatte dem Professor Sulzer*) die Verbesserungen der Schulen in Schlesien übertragen. Am 31. Dezember 1777 ließ er ihn zu sich bescheiden.

Er fragte ihn nach dem Erfolg dieser neuen Einrichtungen.

---

*) Johann Georg Sulzer, geboren den 5. Oktober 1720 zu Winterthur im Kanton Zürich, verlor 1734 an einem Tage beide Aeltern. Sein Erbe konnte nur sehr geringe seyn, da 25 Kinder hinterblieben, von denen er das jüngste war. Dennoch beschloß er zu studiren und sich der Gottesgelahrtheit zu widmen, aber auch der Philosophie und vorzüglich der Ästhetik. Im Jahre 1740 wurde er Hauslehrer bei dem Prediger zu Marschwenden und bald darauf auch dessen Gehülfe in seinem Amte. Er vertauschte aber diese Hauslehrerstelle mit einer andern in Magdeburg. Hier fand er Gelegenheit, dem Oberkonsistorialrath und Hofprediger Sack, dem Professor Euler und dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Maupertuis, bekannt zu werden, und sich hauptsächlich die Freundschaft der beiden Ersten zu erwerben. Durch deren Empfehlung wurde er 1747 Professor der Mathematik bei'm joachimsthalschen Gymnasium. Im Jahre 1763 trug er auf seine Entlassung an, um in seine Heimath zurückzukehren. Seine Gönner und Freunde suchten ihn von diesem Vorsatz abzubringen; er beharrte aber darauf. Indeß gab er ihn wieder auf, als Friedrich ihm bei der von ihm zu stiftenden Ecole militaire eine Professur anbieten ließ, die er annahm. Er wurde demnächst vielfältig zur Revision von Gymnasien und höhern Schulanstalten gebraucht und zu Plänen, das Schulwesen zu verbessern, denn es lag dem Könige sehr am Herzen, die Intelligenz in seinem Staate zu befördern, überzeugt, daß ein Volk nach dem Grade der wahren Aufklärung und gründlichen Kenntnisse — die aber himmelweit verschieden ist von der Viel- und Halbwisserei, welche nur Eigendünkel und Superklugheit hervorbringt — an intensiver Kraft gewinnt. Mehrere Jahre kränkelte Sulzer, seine Kräfte nahmen so ab, daß er seine Stelle bei der Ecole militaire nicht mehr verwalten konnte, doch blieb er im vollen Besitz seines Einkommens bis zu seinem Tode am 27. Februar 1779.

Seit man auf Rouſſeau's Grundſatz, daß der Menſch von Natur gut iſt, fortgebaut hat, antwortete Sulzer: fängt es an, beſſer zu gehen.

„Ah!“ verſetzte der König: „mon cher Sulzer, vous ne connoissez pas assez cette maudite race, à la quelle nous appartenons.“

(Ach, mein lieber Sulzer! Ihr kennt die verdorbene Gattung nicht genug, zu der wir gehören.)

Dann ſprach er mit ihm lange über manche wiſſenſchaftliche Gegenſtände, von der damaligen Philoſophie in Frankreich, von welcher er aber, unerachtet ſeiner Verbindung mit d'Alembert und andern franzöſiſchen Philoſophen, keine große Vorſtellung hatte.

„Dieſe Philoſophen,“ äußerte er: „wollen die Menſchen reformiren, die ſie doch gewiß nicht kennen; ſie machen von dem kleinen ſehr beſchränkten Kreis ihrer Bekanntſchaft Schlüſſe auf die ganze Menſchheit, die fallen denn natürlich ſehr einſeitig aus.“

Endlich kam die Rede auf Religion und der König ſprach zu Sulzer ſehr ernſt und feierlich:

„Voyez Vous, si je réuisserais à rendre tous mes sujets parfaitement heureux, je n'aurais operé que sur une très petite partie de ce globe, lequel n'est qu'une partie infinement petite de l'univers. Comment oserais-je me comparer à cet Etre qui gouverne et tient en ordre cet immense Univers.

(Seht, wenn es mir gelänge, alle meine Unterthanen vollkommen glücklich zu machen, ſo würd' ich doch nur auf einen ſehr kleinen Theil dieſer Erdkugel gewirkt haben, der nur ein unendlich kleiner Theil des Weltalls iſt. Wie könnt' ich mich denn erdreiſten, mich mit dem Weſen zu vergleichen, das dieſes unermeßliche Weltall lenkt und in Ordnung erhält.)

Welche Aufmerkſamkeit er der Erziehung und Bildung der heranwachſenden Generation ſchenkte, beweiſet die nachſtehende Kabinetsordre:

Mein lieber Etats-Miniſter Freiherr von Zedlitz. Da Ich gewahr geworden, daß bey den Schul-Anſtalten noch viele Fehler ſind, und daß beſonders in den kleinen Schulen die Rhetoric und

Logic nur sehr schlecht oder nicht gelehrt wird, dieses aber eine vorzügliche und höchst nothwendige Sache ist, die ein jeder Mensch, in jedem Stande wissen muß, und das erste Fundament bey Erziehung der jungen Leute seyn soll, denn wer zum besten raisoniret, wird immer weiter kommen, als einer der falsche consequences ziehet; So habe Euch hierdurch Meine eigentliche Willens-Meinung dahin bekannt machen wollen: Wegen der Rhetoric, ist der Quintilien, der muß verdeutschet, und darnach in allen Schulen informiret werden, sie müssen die jungen Leute traductions und discourse selbst machen lassen, daß sie die Sache recht begreifen, nach der Methode des Quintilien, man kann auch ein Abrege daraus machen, daß die jungen Leute in den Schulen alles desto leichter lernen, denn wenn sie nachher auf Universitäten sind, so lernen sie davon nichts, wenn sie es nicht aus den Schulen schon mit dahin bringen: Zum Unterricht in der logic ist die beste im deutschen von Wolff: solche ist wohl ein bisgen weitläuftig, aber man kann sie abregiren lassen: die ersten Schulen sind Schuld dran, wenn die jungen Leute nichts lernen: die Lehrer lassen die jungen Leute nicht selbst arbeiten, sondern sie herum laufen, und halten sie nicht genung zum lernen an: Lateinisch müssen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe ich nicht ab, es muß nur darauf raffiniret werden, auf die leichteste und beste Methode, wie es den jungen Leuten zum leichtesten beyzubringen; Wenn sie auch Kaufleute werden, oder sich zu was anderm widmen, wie es auf das Genie immer ankommt, so ist ihnen das doch allezeit nützlich, und kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden können. In Joachimsthal und in den andern großen Schulen, muß die logic durchgehends gründlich gelehret werden, auch in den Schulen der kleinen Städte, damit ein jeder lernt einen vernünftigen Schluß machen in seinen eigenen Sachen, daß muß seyn: die Lehrer müssen sich auch mehr Mühe geben mit dem Unterricht der jungen Leute, und darauf mehr Fleiß wenden, und mit wahrem Attachement der Sache sich widmen, dafür werden sie bezahlet, und wenn sie das nicht gebührend thun, und nicht ordentlich in den Sachen sind, und die jungen Leute negligiren, muß man ihnen auf die Finger klopfen, daß sie besser attent werden; die Rhetoric nach dem Quintilien, und die Logic, nach dem Wolff, aber ein bisgen abgekürzt,

und das lateinische nach den Autoribus classicis, muß mit den jungen Leuten durchgegangen werden, und die Lehrer und Professores müssen das lateinische durchaus wissen, so wie auch das Griechische, das sind die wesentlichste Stücken mit, daß sie das den jungen Leuten recht gründlich beybringen können, und die leichteste methode dazu ausfündig zu machen wissen: Ihr müsset daher, mit der Schul-Verbesserung in den großen Städten, als Königsberg, Stettin, Berlin, Breslau, Magdeburg ꝛc. zuerst anfangen: Auch ist die Elisabeth-Schule zu Breslau, wo gute Leute gezogen werden, die hernach zu Schulmeisters genommen werden können: bey den kleinen Schulen muß erst angefangen werden, denn da wird der Grund gelegt, die jungen Leute mögen hiernächst auf einen Juristen, Professor, Secretair, oder was es ist, studiren, so müssen sie das alles, auch lateinisch, wissen: Eine gute deutsche Gramatic, die die beste ist, muß auch bei den Schulen gebraucht werden, Es sey nun die Gotschedische, oder eine andere, die zum Besten ist.

Von großen Nutzen würde es seyn, wenn die jungen Leute in einem Schulhause beständig beysammen wären, wofür die Eltern was gewisses bezahlten; so würden sie weit mehr lernen, als wenn sie zu Hause sind, wo sie die Eltern nur herumlaufen lassen: Wie im Joachimsthal, da können sie gut studiren, da sind sie immer bey einander: die rhetoric und Logic ist für alle Stände, alle Menschen haben sie gleich nöthig, nur muß die methode des Unterrichts ein bisgen reformiret werden, damit die jungen Leute besser lernen: Und wenn ein Lehrer oder Professor, darin sich hervor thut, so muß man denn sehen, wie man dergleichen Lehrer, auf eine Art avantagiret, daß sie aufgemuntert, und die andern gereizet werden, sich auch zu befleißigen, daß sie nicht so grob sind: die Autores classici müssen auch alle in's deutsche übersetzet werden, damit die jungen Leute eine idée davon kriegen, was es eigentlich ist: sonsten lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht: die guten Autores müssen vor allen übersetzet werden in's deutsche, als im Griechischen und lateinischen, der Xenophon, Demosthen, Salust, Tacitus, Livius, und von Cicero alle seine Werke und Schriften, die sind alle sehr gut, desgleichen der Horatius und Virgil, wenn es auch nur in prosa ist: Im Französischen sind auch excellente Sachen, die müssen ebenfalls übersetzt werden; und wenn

denn die jungen Leute was gearbeitet haben, so muß das gegen die deutsche Übersetzung gehalten, und ihnen gewiesen werden, wo sie unrechte Wörter angebracht, und gefehlet haben: Gegenwärtig geschiehet der Unterricht nur schlecht, und es wird nicht genug Attention auf die Erziehung in den Schulen gewandt, drum lernen die Kinder auch nicht viel, die erste Fundamente sind nichts nutze: Wer zum besten raisoniren kann, wird immer zum weitesten kommen, besser als der, der nur falsche Schlüsse ziehet: Vor junge Leute, die beim Commerce gehen wollen, sind so ein hauffen gute Bücher, woraus sie das commerce einer jeden nation in der ganzen Welt kennen lernen können: für Leute, die Officiers werden, ist die historie nöthig, auch für andere Leute, und zwar muß solche gleich zum Anfang gelehret werden: denn es sind abreges genug davon da, anfänglich muß man sie nur kurtz unterrichten, und sich bey den alten Zeiten nicht zu lange aufhalten, doch so, daß sie eine Kenntniß von der alten Geschichte kriegen. Aber in den neuern Zeiten, da muß man schon etwas genauer damit gehen, damit die jungen Leute solche gründlich kennen lernen, und das gehet auch spiehlend an: In Ansehung der Geometrie, da sind schon andere Mittel, um ihnen solche zu lernen: Und was die Philosophie betrift, die muß von keinen Geistlichen gelehret werden, sondern von Weltlichen: sonsten ist es eben so, als wenn ein Jurist einem Officier die Kriegskunst lehren soll: Er muß aber alle Systems mit den jungen Leuten durchgehen, und durchaus keine neue machen: Von der metaphisic müssen sie auch was durchgehen: Aber vom Griechschen und lateinschen gehe Ich durchaus nicht ab bey dem Unterricht in den Schulen: Und die logic ist das allervernünftigste, denn ein jeder Bauer muß seine Sachen überlegen, und wenn ein jeder richtig dächte, das wäre sehr gut: die rhetoric muß den jungen Leuten, wie schon gesagt, ebenfalls gründlich beygebracht werden: Man muß auch darauf Acht geben, daß die Kinder fleißig in die Schulen kommen, und wenn das nicht geschiehet, muß das den Vätern und Eltern gemeldet werden, daß sie sie dafür strafen, denn warum schicken sie sonst die Kinder in die Schule, als daß sie was lernen sollen, sonst können sie sie ja nur zu Hause behalten. Daß die Schulmeister aufm Lande die Religion und die moral den jungen Leuten lernen, ist recht gut, und müssen sie davon

nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer religion hübsch bleiben, und nicht zur Catholischen übergehen, denn die Evangelische religion ist die beste, und weit besser wie die Catholische, darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute attachement zur Religion behalten, und sie so weit bringen, daß sie nicht stehlen und nicht morden: Diebereien werden indessen nicht aufhören, das liegt in der Menschlichen Natur: denn natürlicher Weise ist alles Volk diebisch, auch andere Leute, und solche, die bey den Cassen sind, und sonst Gelegenheit dazu haben: Im Lauenburgschen und Bütowschen ist es noch mehr, wie an andern Orten, nöthig, die education der Kinder in eine bessere Ordnung zu bringen, denn da fehlt es noch sehr daran: Im Altenburgschen ist eine sehr gute Erziehung, die Leute sind alle so ordentlich und vernünftig: Wenn man von daher könnte Schulmeister kriegen, die nicht so theuer wären, so würde das sehr gut seyn: Ihr werdet sehen, wie das zu machen stehet: sonsten ist es auf dem platten Lande genung, wenn sie ein bisgen lesen und schreiben lernen, wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte, und wollen Secretairs werden: deßhalb muß man aufm platten Lande den Unterricht der jungen Leute so einrichten, daß sie das nothwendige, was zu ihrem Wissen nöthig ist, lernen, aber auch in der Art, daß die Leute nicht aus den Dörfern weglaufen, sondern hübsch da bleiben: Nach dieser Meiner Willens-Meinung und Vorschrift, werdet Ihr daher, bemühet seyn, alles in den Schulen besser einzurichten und zu reguliren, damit Meine Landesväterliche Intention bestens erreicht wird. Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 5. September 1772. Friedrich."

Der König wählte zu seiner Dienerschaft, zu seinen Kammerhusaren, Lakaien, die oft und nahe um ihn seyn mußten, nur Personen, die ein vortheilhaftes Äußere hatten, schlanken Wuchs, Größe, schöne Gesichtsbildung und Jugend; und ehe noch von Lavater's Physiognomik die Rede war, glaubte er doch aus den Gesichtszügen den Charakter lesen zu können; er traf daher hiernach die Wahl seiner Diener, vorzüglich aus jungen Leuten seiner Garde. Vielleicht war der Sinn für das Schöne auch mit ein Grund dazu,

damit nicht der Anblick zurückstoßender Physiognomien ihm ein unangenehmes Gefühl erwecke. Wie wenig darauf zu bauen, davon machte er vielfach sehr bittere Erfahrungen, indeß behandelte er diejenigen, die sich oft grober Vergehen schuldig gemacht, mit der großmüthigsten Schonung; wohl mit deshalb, weil er sich selbst die Schuld beimessen mußte, dem äußern Schein zu viel getraut zu haben.

Er sah es sehr ungern, wenn einer von seiner Dienerschaft ein Liebesverständniß hatte. Der Kammerhusar Dreesen, der des Königs kleine Kasse führte, hatte ein solches mit der Tochter eines Bürgers in Potsdam, und er benutzte daher die Momente, wo bei dem Könige Konzerte waren, oder solcher schlief, sich von Sanssouci zu entfernen. Dem Könige wurde dies verrathen.

Einst sprach er zu Dreesen:

„Setz' Dich dort an den Schreibtisch, ich will Dir einen Brief diktiren."

Der Kammerhusar gehorchte. Friedrich begann, indem er auf und abging.

„Mein Schatz!"

Dreesen stutzte. Er glaubte, er hätte nicht recht gehört. Der König sah ihn mit seinen durchdringenden Blicken an und wiederholte:

„Mein Schatz! Der König rechnet mir jede Stunde nach, die ich bei Dir so angenehm zubringe. Damit meine künftige Abwesenheit desto kürzer und von dem Murrkopf desto weniger gemerkt und beneidet werden kann, miethe Dir in der brandenburger Vorstadt nahe bei uns ein Stübchen, damit wir uns mit mehrerer Bequemlichkeit, als in der Stadt sehen können. Ich verbleibe bis in den Tod Dein getreuer Dreesen."

Mit zitternder Hand und ängstlichpochendem Herzen mußte der Kammerhusar diesen Brief schreiben.

Als er ihn geendet, mit Angstschweiß auf dem Gesichte, fragte ihn der König.

„Bist Du fertig?"

Ja! stammelte Dreesen.

So mach' ein Kouvert darum, und versieg'le ihn."

Auch dies geschah.

Jetzt diktirte ihm der König die Aufschrift; Vor- und Zunamen des Mädchens mit Bezeichnung der Straße und des Hauses ihres Vaters. Ein Laufer wurde gerufen, und diesem der Brief zur Bestellung eingehändigt.

Diese Nachsicht fruchte wenig bei Dreesen, er machte im Gegentheil sich so grober Vergehungen schuldig, daß der König darüber höchst erzürnt, strenge mit ihm zu verfahren beschloß. Doch wollte er ihn nicht der Justiz zur Untersuchung aller seiner Verbrechen übergeben, sondern ihn nur von sich entfernen und unter strenger Zucht gehalten wissen. Der König befahl daher, ihn zu verhaften und an das Garnisonregiment von Kowalsky in Bernau, zur Einstellung als Soldat, transportiren zu lassen. Ein Offizier erhielt den Befehl, diesen Beschluß zu vollführen. Er ging also in Dreesen's Wohnung auf dem königlichen Schlosse in Potsdam. Dort fand er diesen auch, und machte ihn mit der erhaltenen Ordre bekannt. Dreesen hörte sie mit Entsetzen, doch bald schien er sich zu fassen, und bat den Offizier um die Erlaubniß, in die an seinem Zimmer stoßende Kammer gehen zu dürfen, um noch etwas daraus mitzunehmen. Nach wenigen Minuten fiel ein Schuß. Dreesen hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Der Offizier mußte solches dem Könige melden; er fürchtete, daß er einen Verweis wegen Fahrlässigkeit erhalten würde. Als er über seinen Rapport abgestattet, sprach Friedrich:

„Dem Schuft hätt' ich die Entschlossenheit nicht zugetraut."

In Sanssouci hatte er auf ein offenes Fenster des Schlosses eine Schatulle mit mehreren Rollen Dukaten gestellt; er saß nicht weit davon auf einem Sessel und war eingeschlummert. Ein Lakai, der vorüber ging, bemerkte dies, und benutzte den ihm günstigscheinenden Augenblick, um eine Rolle schnell und leise zu entwenden.

Friedrich bemerkte bald darauf den Diebstahl, und rief einen seiner Leibhusaren.

„Mir fehlt eine Rolle Dukaten. Ich will wissen, wer sie gestohlen hat?"

Erschrocken versicherte der Befragte: wie er nicht im Stande sey, den Dieb namhaft zu machen, falls wirklich diese Veruntreuung statt gefunden haben sollte, setzte aber hinzu: vielleicht wallte dabei ein Irrthum ob.

„Nein! die Rolle fehlt! Wenn Du mir den Dieb nicht nennen kannst, so halt' ich mich an Dich. Du bleibst mir dafür verantwortlich."

Aber Ew. Majestät! ich bin ja nicht hier gewesen, und wie kann ich für etwas verantwortlich seyn, was in meiner Abwesenheit geschehen ist.

„Ich bin nicht ungerecht, aber ich kann verlangen, daß Du Deine Kameraden genau kennst, Du mußt wissen, ob ein Spitzbube unter ihnen ist."

Der Kammerhusar wagte noch ein „Aber" zu stammeln, doch unterbrach ihn der König gleich:

„Schweig! dabei bleibt's!"

Der Kammerhusar bot nun Alles auf, den Dieb zu entdecken; es gelang ihm auch und er machte dem Könige Anzeige, wer der Dieb gewesen war.

Der König ließ solchen gleich vor sich kommen.

„Spitzbube!" redete er ihn zornig an: „Du hast mir eine Rolle Dukaten gestohlen."

Der Entdeckte wagte nicht, zu läugnen, wurde leichenblaß und zitterte wie vom Fieberschauer geschüttelt.

„Hier" fuhr der König in etwas milderm Tone fort: „Hier hast Du noch eine," auf einen Tisch deutend, wo eine ähnliche Rolle mit Dukaten lag: „nimm sie und laufe, was Du kannst, daß Du über die Grenze kommst, damit ich Keinen, der meine Livree getragen, am Galgen sehe. Laß Dich nie wieder in meinem Lande blicken, Du wirst sonst gewiß gehängt."

Ein anderer Kammerlakai hatte ihm nach und nach drei tausend Thaler gestohlen. Als es entdeckt wurde, bestand dessen ganze Strafe darin, daß er ihn als Soldat bei dem Füsilier-Regiment von Möllendorf zu Königsberg in der Neumark einstellen ließ.

Auch Fredersdorf*), den er zu seinem geheimen Kämmerer erhoben und mit Gunst und Wohlthaten überhäuft, benahm sich

*) Während seiner Gefangenschaft in Küstrin trat Friedrich mit dem nachmaligen Generalfeldmarschall Grafen von Schwerin in Briefwechsel; er bat ihn auch, ihm Jemanden zu schicken, der die Flöte bliese, um ihn akkompagniren zu können. Schwerin schickte ihm einen Hautboisten seines Regimentes, das zu Frankfurt an der Oder in Garnison stand; dies war Fredersdorf. Er war der Sohn eines Stadtmusikanten zu Pasewalk. Durch diesen Zufall fand er Gelegenheit Friedrich's Gnade so zu gewinnen, daß er ihn bei seiner Thronbesteigung zu seinem geheimen Kämmerer machte, (m. s. Lebensbeschreibung des Königl. Preuß. Generalfeldmarschalls Kurt Christoph Grafen von Schwerin, Berlin und Frankfurt an der Oder bei Johann Andreas Kunze, 1790.) wo es wörtlich heißt: „er würde ihn noch zu höheren Posten erhoben haben, wenn er sich selbst darin nicht hinderlich gewesen wäre."

In der Lage, in der sich damals Friedrich befand, mag ihm Fredersdorf wohl manche Dienste geleistet haben, die er ihm eben so, wie jedem Anderen reichlich vergalt, wovon man in dieser Sammlung von Charakterzügen mehrere Beispiele findet. Wie wenig Glauben verdienen daher die Nachrichten, welche ein gewisser F. Burchardt, von der Fasanerie bei Neu-Strelitz in der Brochüre: Friedrich II. eigenhändige Briefe an seinen geheimen Kämmerer Fredersdorf, Leipzig 1834 anführt. Nach diesen soll Fredersdorf der Sohn eines achtbaren Kaufmanns in Franken, und gewaltsam zum preußischen Soldaten angeworben seyn; Beides ist unwahr. Da er Hautboist bei dem schwerinschen Regiment war, das zu Frankfurt an der Oder sein Standquartier hatte, so konnte er sich nicht unter den angeblich aufgestellten Wächtern Friedrich's in Küstrin befinden. Dergleichen gab es auch ausschließlich nicht; so lange er wie ein Gefangener behandelt wurde, war er im allgemeinen der Obhut des Kommandanten anvertraut, und diese wechselte bei den Offizieren, wie sie nach und nach die Wache bezogen, bei den gemeinen Soldaten aber, die mit dem Gefangenen in keine nähere Berührung kamen, nach den Nummern, wo sie vor seinem Zimmer Schildwache stehen mußten. Bei solchem Wachtdienst konnte wohl ein Offizier die nähere Bekanntschaft mit Friedrich machen, wie dies auch der Fall mit dem nachmaligen General von Fouquet war, aber kein vor der Thür stehender gemeiner Soldat, und noch dazu in einem solchen Grade, wie in der angeführten Brochüre so ohne alle Sachkenntnisse dreist behauptet wird. Wenn man aber dort noch liest:

keinesweges so, wie es Pflicht und Dankbarkeit erheischet hätten. Einst erhielt er ein Schreiben des Bürgermeisters zu Joachimsthal, eines alten Bekannten, mit dem er einen fortwährenden Briefwechsel unterhielt, im Vorzimmer des Königs, als er im Begriff war, zu diesem zu gehen. Er entsiegelte es, um sich wenigstens flüchtig mit dessen Inhalt bekannt zu machen. Der König hatte ein Geräusch im Vorzimmer gehört, er öffnete die Thür und wurde Fredersdorf gewahr, der schnell den Brief verlegen in die Tasche steckte.

„Was ist das? — Was hat Er da?“

Ew. Majestät, es ist ein Brief von einem guten Freunde, dem Bürgermeister zu Joachimsthal an mich.

„Zeig' Er 'mal. Was schreibt denn der Neues?“

„Der Kronprinz kaufte, gleich nach seiner Freilassung, Fredersdorfen förmlich vom Regimente los und übertrug ihm die Verwaltung seiner Chatoulle;“ so weiß man nicht, ob man seine Augen trauen soll. Daß Fredersdorf vom Prinzen demnächst so gnädig behandelt wurde, hatte seinen Grund, weil er gegen Jeden, der ihm in seiner unangenehmen Lage zu Küstrin gefällig oder nützlich gewesen, sich sehr erkenntlich bewieß; der König erkannte die kleinen Dienste Fredersdorf's während seines Aufenthalts in Küstrin dankbar an, der umgekehrte Fall fand aber nicht statt, und dies hat sich sogar durch die Herausgabe dieser Briefe, noch in seinen Nachkommen fortgeerbt. Von den wissenschaftlichen Kenntnissen und der Bildung, die Friedrich an Fredersdorf bemerkt haben soll, weiß außer Herrn Burchardt Niemand, die von ihm dem Druck übergebenen Briefe Fredersdorfs sollen sie doch wohl nicht beweisen? Friedrich verlangte aber dergleichen nicht, sondern nur einen guten Flötenbläser, und das war er.

Es gehört sehr wenig sittliches Gefühl dazu, um nicht einzusehen, wie es — gelinde gesagt — höchst unziemlich ist, solche unbedeutende Briefe von einem so großen Regenten, Helden, Gesetzgeber und Weisen, nach seinem Tode zu veröffentlichen, und wer es weiß, welche Wege zuvor eingeschlagen sind, um von diesen Briefen einen schnöden Gewinn zu ziehen, der wird die hochtönenden Phrasen in der Zueignung und dem Vorworte für das erkennen, was sie sind — Spiegelfechtereien.

Der Baron von Bielefeld schildert Fredersdorf in seinen Briefen also: „Er ist ein langer und schöner Mensch, von einem klugen und verschmitzten Verstande; er ist höflich, einnehmend, abgerichtet, geschmeidig, auf sein Glück aufmerksam und dabei ein Freund der Pracht.

Der König nahm Fredersdorf den Brief aus der Hand und las ihn.

Er enthielt unbedeutende Nachrichten über des Briefstellers Privatverhältnisse und ökonomische Lage, aber am Schlusse stand die Bitte: Fredersdorf möchte ihm doch recht bald antworten und zugleich interessante Hofneuigkeiten melden.

„Da hat Er den Brief wieder," sprach der König, nach dessen Durchlesung: „der Mann bittet um eine baldige Antwort. Es ist dies nicht mehr als billig. Thu' Er's auf der Stelle, wenn Er aber damit fertig ist, so zeig' Er ihn mir zuvor.

Fredersdorf befolgte den Befehl und brachte dem Könige ganz unbefangen die Antwort, nichts Arges ahnend, da solcher mit ihm in dem gewöhnlichen ruhigen und freundlichen Tone gesprochen hatte.

Friedrich las die Antwort, und schrieb dann darunter:

„Post scriptum. Das Neueste bei Hofe ist, daß der Bürgermeister zu Joachimsthal cassirt seyn soll.

Friedrich."

Fredersdorf mußte den Brief nun in Gegenwart des Königs versiegeln und die Aufschrift darauf machen. Als dies geschehen, wurde er einem Kammerkakaien eingehändigt, um ihn gleich auf die Post zu bringen.

Fredersdorf's Schreck war groß, noch größer der des Bürgermeisters, als er einen solchen Brief mit der eigenhändigen Nachschrift des Königs erhielt. Dieser begnügte sich aber damit; er erwähnte der Sache mit keiner Sylbe gegen Fredersdorf, und der Bürgermeister blieb in seinem Amte, da des Königs Absicht nur gewesen war, Letztern für seine indiskrete Bitte zu ängstigen, nicht aber willkürlich so hart zu bestrafen.

Dem Könige waren in nicht gar zu langer Zeit zehntausend Thaler gestohlen worden. Einen so bedeutenden Diebesgriff mußte er wohl bemerken; er erwähnte aber dessen nur über Tafel, indem er sich äußerte:

„Ich bin mit lauter Spitzbuben umgeben."

Alle Pagen, Kammerhusaren, Lakaien fanden sich dadurch höchlich gekränkt, und sie sprachen nun darüber, daß man, um seine Ehre zu retten, alles ersinnliche anwenden müsse, um denjenigen auszumitteln, der durch seine Diebereien ihnen Allen einen solchen schändlichen Verdacht zugezogen habe. Der Schuldige schien darüber am aufgebrachtesten und wortreichsten. Gerade dies aber erweckte die Aufmerksamkeit eines Kammerhusaren, der Scharfsinn genug besaß, in diesen Zorn und Wortschwall Mißtrauen zu setzen, und darin ein böses Gewissen zu ahnen. Er theilte seinen Argwohn einigen Andern der Dienerschaft mit, die jetzt seiner Meinung beistimmten und gemeinschaftlich beschlossen, alle Schritte und Tritte dieses Kammerhusaren, so viel möglich, zu bewachen, und über ihn im Stillen überall Erkundigungen einzuziehen. Sie erreichten auch ihren Zweck, ihr Verdacht war gegründet, und derjenige, der ihn zuerst gehegt, konnte den Dieb namhaft machen und seine Angabe durch unumstößliche Beweise außer Zweifel setzen.

Als er demnächst vor dem Könige erschien, sprach er:

Ew. Majestät! Ich weiß den Dieb, der uns Allen einen so schnöden Verdacht zugezogen. Es ist der Kammerhusar ***.

„Es ist nicht wahr!“

Ew. Majestät! ich kann's beweisen.

„Und wenn's auch wahr ist, Du sollst davon nicht sprechen.“

Er hat fünftausend Thaler in Berlin untergebracht, fünftausend sind noch in seinem Bette versteckt. Soll ich sie holen?

„Das läßt Du bleiben! Ich will das Geld, das mir der Schurke gestohlen, weder sehen noch berühren. Ich verbiete Dir ein für allemal alles Ernstes, etwas davon gegen irgend Einen zu erwähnen. Hast Du mich verstanden?“

Der Kammerhusar schwieg; sprach davon auch weiter keine Sylbe, nur erzählte er denen, welche mit ihm gemeinschaftlich sich verbunden, den Dieb zu erforschen, wie sich der König geäußert und beschwor sie, ebenfalls, ihres eigenen und seines Besten wegen, darüber gegen Jedermann zu schweigen.

Geraume Zeit war verflossen. Auf einem Spazierritt sah er den Dieb, in einem Wagen mit einem Paar Frauenzimmern, die dem Äußern nach schon verriethen, daß sie zur Zahl der käuflichen gehörten, vorüber fahren.

Rasch an den Wagen sprengend, rief er:

„Was, Schurke! Für das Geld, das Du mir gestohlen, fährst Du spazieren?“

Der Kammerhusar wurde gleich darauf verhaftet, aber seine ganze Strafe bestand darin, daß er ihn an das Husarenregiment zurückschickte, aus dem er ihn gewählt hatte.

Solche Erfahrungen hatte er, wenn auch nicht immer auf eine so empörende, doch auf eine ihn empfindlich kränkende Weise über den Undank, womit Güte und Wohlthaten vergolten wurden, gemacht; zu den bittersten gehörte die Schändlichkeit Glasow's, dennoch bestimmte ein empfehlendes Äußere, zumal wenn sich in Mienen, Blicken und Äußerungen ein offnes treuherziges Wesen aussprach, fortwährend die Wahl bei seiner Dienerschaft.

Kurz vor dem baierschen Erbfolgekriege war wieder einer seiner Bedienten auf einer Betrügerei ertappt worden. Er hatte ihn mit Schonung von sich entfernt, und stand voll trüber Gedanken über die Entartung der Mehrzahl des menschlichen Geschlechts am Fenster. Ein junger wandernder Handwerksbursche ging bei dem Schlosse vorüber, er grüßte ehrerbietig. Dem Könige fiel der schlanke Wuchs, noch mehr der Gruß, der Anstand verrieth, auf. Er rief ihn und da er diesen Ruf nicht hörte, so befahl er dem Schildwache stehenden Gardisten, dem Fremden zu sagen, daß er ihn sprechen wolle. Dies geschah. Ein Kammerhusar kam ihm entgegen, und nachdem er sein Felleisen abgelegt, führte ihn dieser in das Zimmer des Königs. Friedrich faßte ihn scharf und forschend in's Auge. Der junge Mensch verlor die Fassung nicht, aber er zeigte Ehrfurcht und Bescheidenheit.

„Was bist Du für ein Landsmann?“

Ein Hessen-Darmstädter.

„Welch' Handwerk treibst Du?“

Ich bin ein Kunstdrechsler.

„Kommst Du jetzt von Hause?“

Ja und durch Sachsen.

„Und wohin willst Du?“

Nach Berlin und ſehen, ob ich da Arbeit bekomme. Giebt's dort keine, ſo geh' ich nach Königsberg; ich hätte wohl Luſt ein Bernſteinſchleifer zu werden und mich im Preußiſchen zu ſetzen.

„Dir gefällt es alſo in meinem Lande?"

Erſt ſeit geſtern bin ich darin, aber ich finde, daß alles wahr iſt, was man draußen im Reiche vom Preußiſchen ſagt.

„Was ſagt man denn dort?"

Daß es nur ein Preußen giebt, und daß es in keinem andern Lande ſo rechtlich und ordentlich zugeht.

„Du ſcheinſt ein ehrlicher Junge zu ſeyn, haſt Du Luſt bei mir Domeſtik zu werden?"

Der Befragte wußte nicht, ob es Scherz oder Ernſt ſey; er ſchwieg verlegen.

„So antworte doch, Ja oder Nein!"

Es iſt doch wohl nicht Ew. Majeſtät Ernſt?

„Allerdings; alſo Ja oder Nein!"

Der Drechslergeſelle erklärte: er würde ſich ſehr glücklich ſchätzen, wenn er in des Königs Dienſte treten könnte. Das Abkommen war getroffen. Er trat in die Stelle des fortgeſchafften Lakaien und diesmal hatte ſich der König nicht geirrt: der neue Lakai fand ſich bald in ſeine Obliegenheiten, benahm ſich mit Gewandtheit und zeigte dabei eine aufrichtige Anhänglichkeit an die Perſon des Königs und eine Dankbarkeit, die aus dem Herzen kam. Er gewann daher deſſen Gunſt immer mehr.

Einſt fragte ihn der König: ob er noch Brüder habe? er erwiederte, er habe noch einen, der ein Jahr jünger ſey. Nachdem Friedrich ſich bei dem Befragten näher über ihn erkundigt, befahl er ihm, ſolchen nach Potsdam kommen zu laſſen. Dies geſchah, und auch der Neuangekommene wurde Kammerlakai. Auch dieſer entſprach den Erwartungen, Beide konnten ſich daher der Gnade des Königs erfreuen.

Auf einem Spaziergange im Garten zu Sansſouci, wo Beide ihn begleiteten, ſtand er ſtill, wandte ſich um und ſprach:

„Ich hab' Euch noch nicht einmal gefragt, ob Ihr Eltern habt?"

Noch einen Vater.

„Wie geht's ihm?"

Er ist schon bejahrt und lebt von einem kleinen Handel und einem kleinen Stück Acker.

„Schreibt Ihr ihm auch zuweilen?“

Ja, Ew. Majestät. Wir schicken ihm auch fast monatlich etwas von unserm ersparten Traktament.

„Das ist gut und löblich! Was schreibt Euch denn Euer Vater? Ist er gesund?“

Einer hatte den letzten Brief des Vaters bei sich. Er zog ihn aus der Tasche, und sprach treuherzig:

Ew. Majestät können selbst sehen, was er uns zuletzt geschrieben hat.

Friedrich nahm den Brief, las ihn, der biedere Ton darin, die Ermahnungen des Vaters, das unverhoffte Glück, das ihnen zu Theil geworden, dankbar zu erkennen, und sich durch Treue, Rechtschaffenheit und gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten dessen werth zu machen, gefielen ihm. Er steckte ihn, scheinbar zerstreut, in die Tasche und setzte den Spaziergang fort. Nach Verlauf eines Monats sprach er eines Tages zu Beiden:

„Ihr werdet heut Besuch bekommen.“

Wir?

„Ja, Ihr!“

Er befahl ihnen nun um die Mittagszeit in einen Gasthof, den er ihnen namhaft machte, zu gehen und den dort angekommenen Fremden auf's Schloß zu bringen.

„Er ist ein Landsmann von Euch, und ich habe mit ihm zu sprechen,“ setzte er hinzu:

Wie freudig waren sie überrascht, als sie ihren Vater dort fanden; auf des Königs Kosten hatte er nach Potsdam kommen müssen. Sie brachten ihn nach dem Schlosse und der König ließ ihn vor sich kommen. Er sprach mit ihm sehr herablassend, lobte seine Söhne und machte es diesen zu einer heiligen Pflicht, ihrem Vater den Aufenthalt in Potsdam so angenehm, als möglich zu machen.

„Einer von Euch Beiden bleibt beständig bei ihm,“ setzte er hinzu.

Mehrere Wochen blieb der Greis in Potsdam, dann kehrte er, reich beschenkt, wieder in seine Heimath zurück.

Nach der letzten Truppenmusterung vor dem baierschen Erbfolgekriege am 5. April 1778, redete Friedrich die Generale also an:

„Meine Herren! Ich habe Sie Alle zu einem gemeinschaftlichen Zweck versammelt. Die meisten unter Ihnen haben, so wie ich selbst, mit einander gedient, und sind im Dienste unseres Vaterlandes grau geworden; wir Alle wissen also am besten, an was für Gefahren, Anstrengungen und Ruhm wir insgesammt Theil genommen. Ich zweifle nicht, daß Sie Alle, wie ich, Abscheu vor Blutvergießen haben; aber die Gefahr, die unseren Ländern jetzt droht, macht es uns nicht allein zur Pflicht, sondern setzt uns auch in die unvermeidliche Nothwendigkeit, die schnellsten und wirksamsten Maßregeln zu ergreifen, den Sturm, der über uns auszubrechen droht, zu rechter Zeit zu zerstreuen. Ich verlasse mich ganz auf Ihren, mir von sonst her bekannten rühmlichen Diensteifer, und werd' ihn gewiß zeitlebens mit innigstem Vergnügen erkennen. Vor allen Dingen empfehl' ich Ihnen, und mach' es Ihnen zur heiligsten Pflicht, daß Sie in jedem Verhältnisse den Feind mit Leutseligkeit behandeln, und auf die strengste Disziplin Ihrer unterhabenden Korps Ihre unabläßige Aufmerksamkeit richten. — Ich wünsche zwar nicht, mit dem Pomp eines Königs zu reisen — daß ich keinen Wohlgefallen an reichen Equipagen habe, wissen Sie Alle — aber mein zunehmendes Alter und meine Schwächlichkeit machen mich zum reiten unfähig, wie ich's in meiner Jugend gethan habe. Ich werde mich also einer Postchaise bedienen müssen. Am Tage der Bataille sollen Sie mich aber zu Pferde sehen."

Im Jahre 1778 machte ein in polnischen Diensten gestandener Obristlieutenant von Schill dem Könige den Vorschlag zur Errichtung eines Korps Tartaren. Seine Eingabe wurde dem Staatsminister, nachmaligen Grafen von der Schulenburg-Kehnert zur Berichtserstattung zugefertigt, und derselbe erhielt den Kabinetsbescheid mit einer eigenhändigen Nachschrift des Monarchen.

„Mein lieber Etats-Minister v. Schulenburg. Ich habe Euch auf Euren Bericht vom 5. dieses wegen des von dem Pohlnschen Obrist-Lieutenant v. Schill zu errichtenden Corps Tartarn, hierdurch zu erkennen geben wollen, daß Ich gar nicht Lust habe,

darauf zu entriren: Denn wir kriegen ja nun Cosaken, und haben daran genug, und mithin jene nicht nöthig, überdem werde Ich nur schlecht bedient werden von solchen Leuten: Wornach Ihr Euch also zu achten, und Eure Maaßregeln zu nehmen habt, und erfolget die Capitulation unvollzogen zurück. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Breslau, den 9. January 1779. Friedrich."

An den Etats-Minister Freih. v. Schulenburg.

Darunter stand eigenhändig:

nuhn Sihet es Mehr nach Krig aus, und habe ich die Rußen auf den Haltz So mus alle ausgabe vor Sie Sparen.

Frdch.

Der König hatte im Jahre 1773 den Generalmajor von Rossieres zum Kommandanten von Silberberg ernannt.

Bei'm Ausbruch des baierschen Erbfolgekrieges äußerte der General manche Besorgnisse bei der Verwaltung seines Postens.

Der König schrieb ihm darauf:

„Bon dieu! Que vous avez d'inquiétude; Mettez bien la clef de Votre forteresse dans Votre poche. Voilà tout ce qu'il y a à faire à present. Je crois, que Vous craindriez encore le Diable, quand Vous seriez au Paradis, placé entre Abraham, Isaac et Jacob."

Gütiger Gott! Welche Ängstlichkeit! Steckt die Schlüssel Eurer Festung in Eure Tasche. Das ist Alles, was Ihr jetzt zu thun habt. Ich glaube, Ihr würdet Euch noch vor dem Teufel fürchten, wenn Ihr auch schon im Paradiese in Abraham's, Isaak's und Jakob's Schooß säßet."

Bevor der baiersche Erbfolgekrieg ausbrach, wollte Joseph II. es noch versuchen, den König in seinen Gesinnungen durch Anerbietung von Entschädigung umzustimmen.

Zu diesem Ende sandte er den Fürsten Kaunitz nach Potsdam. Er erschien vor dem Könige, und zwar mit einer Landcharte in der Hand, auf welcher die Theilung Baierns und die Entschädi-

gung für Preußen angedeutet waren. Friedrich ließ den Fürsten nicht zu Worte kommen:

„Ich weiß," sprach er zu ihm: „weshalb Sie Ihr Kaiser zu mir schickt. Mein Entschluß steht fest; meine Minister sind darüber instruirt und an diese wenden Sie sich. Ich will weiter nichts davon hören."

Umsonst waren alle Vorstellungen des Fürsten, Friedrich beharrte auf seiner Erklärung, und weigerte sich, auch nur einen Blick auf die Charte zu werfen, von der mittlerweile Kaunitz den Bindfaden, womit sie zusammengerollt befestigt gewesen, gelöset und auf den Tisch gelegt hatte. Sehr verstimmt rollte der Fürst die Charte wieder zusammen und beurlaubte sich. Ehe er aber noch die Thür erreicht hatte, rief ihn Friedrich mit sehr freundlicher Stimme zurück.

Kaunitz wandte sich um, und da er die ernste Miene des Königs ganz heiter sah, so vermuthete er, daß er sich eines Andern besonnen habe, und fragte:

Was befehlen Ew. Majestät?

Friedrich hatte den Bindfaden von dem Tische genommen, reichte ihn dem Fürsten hin und sagte:

„Prenez cela! Je n'aime pas le bien d'autrui!"

(Nehmen Sie das! Ich liebe nicht fremdes Eigenthum.)

Ein kurzes Kopfnicken belehrte den Fürsten, daß die Sache nun abgemacht sey.

Hiernach erstattete er sogleich Bericht an den Kaiser, mit der Bemerkung, daß unter solchen Umständen nicht daran zu denken sey, den König nachgiebiger zu machen.

Übrigens äußerte sich Friedrich in einem Briefe an d'Alembert, über diesen Erbfolgekrieg:

„So drückend auch für mein Alter die Last des Krieges seyn mag, so werd' ich sie doch fröhlich tragen, wenn ich nur durch meine Anstrengungen den Frieden und die Ruhe von Deutschland begründe. Man muß den despotischen Grundsätzen einer willkürlichen Regierung einen Damm entgegensetzen; man muß einer übermäßigen Ehrsucht, die keine andere Gränzen kennt, als eine Gewalt,

die stark genug ist, ihr Einhalt zu thun, einen Zaum anlegen, das heißt: es muß zum Schlagen kommen. Wie oft aber und wie lange wir uns schlagen werden, das wird die Zeit lehren" *).

Als Friedrich, wegen dieser Erbfolge ein Heer in Schlesien aufgestellt hatte, und sich bei solchem befand, erhielt er einen Brief von Joseph II. Er beantwortete ihn eigenhändig also:

Schönwalde le 14 Avril 1778.

Monsieur mon Frère!

J'ai reçu avec toute la satisfaction possible la lettre que V. M. J. a eu la bonté de m'écrire. Je n'ai ni Ministre ni Scribe avec moi; ainsi V. M. J. voudra se contenter de la réponse d'un vieux soldat, qui Lui écrit avec probité et avec franchise sur un des sujets les plus importants, que la Politique a fourni depuis longtems. Personne plus que moi ne desire de maintenir la paix et la bonne harmonie entre les Puissances de l'Europe; mais il y a des bornes à tout, et il se trouve des cas si epineux, que la bonne volonté ne suffit pas seule, pour maintenir les choses dans le

---

*) Maria Theresia war, aus leicht erklärbaren Gründen, wider den König eingenommen, aber eben so sehr wider den Ausbruch des baierschen Erbfolgekrieges, und sie suchte solchen, gegen die Meinung ihres Sohnes, Joseph's II., zu verhüten. Sie sandte daher den Herrn von Thugut zu dem Könige, mit dem Auftrage: ihm mündlich zu sagen: Sie sey trostlos darüber, daß zwei Regenten im Begriff ständen, ihre vom Alter gebleichten Haare sich einander auszuraufen. Als sie die Nachricht vom teschner Frieden bekam, rief sie aus:

„Ich bin außer mir vor Freude! Man weiß, daß ich keine Vorliebe für den König von Preußen hege, doch bin ich ihm jetzt das Geständniß schuldig: hier handelt er edel. Er versprach mir, unter billigen Bedingungen Frieden zu schließen, und er hat Wort gehalten. Unbeschreiblich glücklich fühl' ich mich, daß dem Blutvergießen gesteuert worden."

(M. s. The History of the House of Habsbourg. Ein Werk von Coxe, der, was die neuere Zeit betrifft, dazu die Berichte des englischen Gesandten am wiener Hofe benutzt hat.)

repos et la tranquillité. Que V. M. me permette de Lui exposer nettement l'état de la question de nos affaires actuelles. Il s'agit de savoir si un Empereur peut disposer selon sa volonté de fiefs de l'Empire? Si l'on prend l'affirmative, tous ces fiefs deviennent des Timarios, qui ne sont qu'à vie, et dont le Sultan dispose après la mort du possesseur. Or c'est ce qui est contraire aux loix, aux coûtumes et aux usages de l'Empire Romain. Aucun Prince n'y donnera les mains; chacun provoquera sur le droit féodale, qui assure ces possessions à ses descendants, et personne ne consentira à cimenter lui-même le pouvoir d'un despote, qui tôt ou tard le depouillera lui et ses enfans de ses possessions immemoriales. Voilà donc ce qui a fait crier tout le corps Germanique contre la façon violente, dont la Bavière vient d'etre envahie. Moi comme membre de l'Empire et comme ayant rappellé la paix de Westphalie par le traité de Hubertsbourg, je me trouve directement engagé à soutenir les immunités, les libertés et les droits du Corps Germanique, les Capitulations Imperiales, par lesquelles on limité le pouvoir du Chef de l'Empire afin de prévenir les abus qui pourroit faire de sa préeminence. Voilà, Sire au vrai l'état des choses. Mon interêt personnel n'y est pour rien. Mais je suis persuadé que V. M. me regarderoit Elle-même comme un homme lache et indigne de Son estime, si je sacrifiois bassement les droits, immunités et privilèges, que les Electeurs et moi avons reçu de nos ancêtres. Je continue Lui parler avec la même franchise. J'aime et j'honore Sa personne. Il me sera certainement dur de combattre contre un Prince doué d'excellentes qualités et que j'estime personnellement. Voici donc selon mes foibles lumières, les idées que je soumets aux vues superieures de V. M. J. Je confesse que la Bavière selon le droit de convenance peut convenir à la Maison Jmperiale; mais comme d'ailleurs tout autre droit lui est contraire dans cette possession ne pourroit-on pas par des équivalents satisfaire le Duc de Deuxpont; ne pourroit-

on pas trouver de quoi indemniser l'Electeur de Saxe sur les alleux de la succession de Bavière. Les Saxons font monter leurs pretentions a 37 Millions de florins, mais ils en rabattroient bien quelque chose en faveur de la paix. C'est, Sire, à de telles propositions, en n'oubliant pas le Duc de Mecklenbourg, que V. M. J. me verroit concourir avec joie, parceque elles seroient conformes à ce que demandent mes devoirs et la place que j'occupe. J'assure à V. M. que je ne m'expliquerois pas avec mon frère avec plus franchise que j'ai l'honneur de Lui parler, Je La prie de faire Ses reflexions sur tout ce que je prends la liberté de Lui representer; car voilà le fait dont il s'agit. La succession d'Anspach y est tout-à-fait etrangère. Nos droits sont si legitimes, que personne ne peut nous les rendre litigieux. C'est ce van Swieten qui m'en parla il y a je crois 4 à 6 ans et qui me dit que la Cour Jmperiale seroit bien aise s'il y avoit quelque troc à proposer, parceque j'ôterois à sa Cour la superiorité des voix dans le Cercle de Franconie, et qu'on ne voudroit pas de mon voisinage près d'Egra en Bohème. Je lui repondis, qu'on pouvoit se tranquilliser encore, parceque le Marggrave d'Anspach se portoit bien et qu'il y avoit tout à parier, qu'il me survivroit. Voilà tout ce qui s'est passé sur cette matière, et V. M. J. peut être persuadée que je Lui dis la vérité. Quant au dernier mémoire que j'ai reçu du Prince Kaunitz, le dit Prince paroit avoir eu de l'humeur en le dressant. La reponse ne pourra arriver ici qu'en huit jours. J'oppose mon flegme à ses vivacités, et j'attends sur-tout ce que V. M. J. aura la bonté de décider sur les sincères représentations que je prends la liberté de Lui faire, étant avec la plus haute estime et avec la plus haute considération.

Monsieur mon Frère,

de Votre Majesté Jmperiale

le bon frère et cousin

Frédéric.

Schönwalde, den 14. April 1778.

Mein Herr Bruder!

Ich habe den Brief, den Ew. Kaiserl. Majestät an mich zu schreiben, die Güte gehabt haben, mit der größten Zufriedenheit erhalten. Da ich weder Minister noch Secretair bei mir habe, werden Ew. Kaiserl. Majestät sich mit der Antwort eines alten Soldaten begnügen, der sich redlich und freimüthig über einen so wichtigen Gegenstand äußert, als die Politik seit langen Zeiten nicht dargeboten hat. Niemand kann es mehr als ich wünschen, Frieden und gutes Vernehmen zwischen den europäischen Mächten zu erhalten; aber es hat Alles seine Schranken, und es giebt Fälle, die so kitzlich sind, daß der gute Wille, Ruhe und Frieden zu erhalten, nicht allein zureicht. Ew. Kaiserl. Majestät erlauben mir, Denselben die Frage über die gegenwärtige Lage unsrer Angelegenheiten deutlich zu erörtern und vorzulegen. Es kommt hier darauf an: zu wissen, ob ein Kaiser willkürlich mit den Lehen des Reichs schalten darf? Bejahet man dies, so werden alle diese Lehne Timariots *), die nur auf Lebenszeit verliehen sind, und womit der Sultan nach dem Tode des Besitzers nach Willkür schaltet. Dieses ist aber gänzlich wider Gesetze, Herkommen und Gebräuche des Reichs. Kein Fürst wird dazu die Hand bieten; jeder wird sich auf das Lehnsrecht berufen, welches diese Besitzungen seinen Nachkommen sichert, und Keiner wird darein willigen, die Macht eines Despoten zu befestigen, der ihn selbst oder seine Nachkommen über kurz oder lang der sei: undenklichen Zeiten inne habenden Besitzthümer berauben würde. Dies hat die einstimmige Klage aller deutschen Reichsstände, über die gewaltsame Art, mit welcher Baiern genommen ist, veranlaßt und rege gemacht. Ich, als Mitglied des Reichs, und da ich den westphälischen Frieden durch den Hubertsburger Traktat auf's Neue bestätigt habe, ich sehe mich unmittelbar verbunden, die Freiheiten und Gerechtsame des deutschen Reichs, und die Kaiserlichen Wahlkapitulationen zu unterstützen, durch welche der Gewalt des Oberhauptes des Reichs Gränzen gesetzt werden, um den Mißbräu-

*) Ein Stück Land, das der türkische Kaiser einem Spahi zu seinem Unterhalt giebt, damit er ihm allein, oder mit einer Anzahl Menschen, dienen soll.

chen vorzubeugen, welche er von seinem Übergewicht machen könnte. Dies, Sire, ist die wahre Lage der Angelegenheiten. Ich habe kein persönliches Interesse dabei. Allein ich bin versichert, Ew. Majestät selbst würden mich als einen feigherzigen Mann, der Ihrer Achtung unwerth wäre, betrachten, wenn ich die Rechte, Privilegien und Freiheiten, welche die Kurfürsten und ich von unsern Vorfahren ererbt haben, auf eine unwürdige Weise aufopferte. Ich will bei diesem Tone der Freimüthigkeit bleiben. Ich liebe und ehre Ihre Person. Es wird mir gewiß schwer fallen, gegen einen mit so vortrefflichen Eigenschaften begabten Fürsten, den ich persönlich hochschätze, kämpfen zu müssen. Dies sind meine Gedanken, die ich nach meinen geringen Einsichten Ew. Kaiserl. Majestät höheren vorlege. Ich gestehe, daß Baiern nach dem Rechte der Konvenienz dem kaiserlichen Hause wohl anstehen kann; da ihm aber anderweitige Rechte ganz entgegen sind, könnte denn der Herzog von Zweibrücken nicht durch Äquivalente befriedigt, könnte nicht etwas ausgemittelt werden, den Kurfürsten von Sachsen in Ansehung der Ansprüche, die er auf die baiersche Erbschaft macht, abzufinden? Die Sachsen machen eine Forderung von 37 Millionen Gulden; aber um den Frieden zu erhalten, werden sie wohl etwas ablassen. Dergleichen Vorschlägen, von welchen der Herzog von Mecklenburg nicht ausgeschlossen werden müßte, würden Ew. Majestät mich mit Freuden beitreten sehen, weil sie meinen Pflichten und der Stelle, die ich einnehme, entsprächen. Ich kann Ew. Kaiserl. Majestät versichern, daß ich mich gegen meinen eignen Bruder nicht freimüthiger erklären würde, als ich jetzt die Ehre habe, es gegen Sie zu thun. Ich bitte, Ew. Majestät wollen das alles, was ich mir die Freiheit nehme, Ihnen vorzustellen, reiflich erwägen, denn das sind die Fakta, worauf es ankommt. Die anspachische Erbschaft gehört hier gar nicht her. Unsere Rechte auf solche sind so gesetzmäßig, daß sie uns niemand streitig machen kann. Wenn ich nicht irre, sprach van Swieten vor 4 oder 6 Jahren davon; er sagte mir: der kaiserliche Hof würde es sehr gern sehen, wenn irgend ein Tausch zu Stande gebracht werden könnte, weil sein Hof durch mich alsdann die Mehrheit der Stimmen im fränkischen Kreise verlöre, und man mich so nahe bei Eger in Böhmen nicht als Nachbar haben möchte. Ich antwortete ihm, man könne sich hierüber zur Zeit noch beruhigen,

denn der Markgraf von Anſpach befände ſich gegenwärtig noch wohl, und es wäre eine Wette darauf anzuſtellen, daß er mich überleben würde. Das iſt alles, was über dieſe Sache vorgefallen iſt, und Ew. Kaiſerl. Majeſtät können überzeugt ſeyn, daß ich Ihnen die Wahrheit ſage. Zufolge der letzten Denkſchrift, welche ich von dem Fürſten Kaunitz erhalte habe, ſcheint ſie beſagter Fürſt in übler Laune aufgeſetzt zu haben. Die Antwort kann nur erſt in acht Tagen hier ankommen. Ich ſetze ſeinem Aufbrauſen mein Pflegma entgegen, und hauptſächlich erwarte ich, daß Ew. Kaiſerl. Majeſtät die Güte haben werden, über die aufrichtigen Vorſtellungen zu entſcheiden, welche ich mir die Freiheit nehme, Ihnen zu machen. Ich bin mit der größten Hochachtung

Mein Herr Bruder,
Ew. Kaiſerl. Majeſtät

guter Bruder und Vetter
Friedrich.

Auf eine darauf erhaltene ſeinen Wünſchen entſprechende Antwort, erwiederte er eigenhändig:

Schoenwalde, le 20. Avril 1778.

Monsieur mon Frère!

Rien ne peut être plus gloireux pour V. M. J. que la résolution qu'Elle daigne prendre d'essayer à conjurer l'orage qui se prépare, et qui menace tant de peuples innocents. Les succès, Sire, que les plus illustres guerriers ont sur leurs ennemis se partagent entre bien des têtes, qui par leur valeur et leur conduite y concourent. Mais les bienfaits des Souverains envers l'humanité leurs sont uniquement attribués, parcequ'ils tiennent à la bonté de leur caractère, comme à l'élevation de leur genie. Il n'est aucune espèce de reputation à la quelle V. M. J. n'ait droit de prétendre, soit que ce soit des traits de valeur, soit que ce soit des actes de modération. Je La crois également capable des uns comme des autres, et V. M. J. peut être persuadée, que j'agirai rondement et me preterai de bonne foi à tous les moyens de conciliation que l'on pourra proposer d'une part pour prévenir l'effusion de sang innocent, et de

l'autre, Sire, par les sentimens d'admiration, que j'ai pour Votre personne, et dont les profondes impressions ne s'effaceront jamais de mon coeur. Que V. M. J. soit persuadée, que si je me suis hazardé à Lui ouvrir les sentimens que j'ai pour Sa personne, que c'est l'impression pure et simple de la vérité. L'on m'accuse d'être plus sincère que flatteur, et je suis incapable de dire ce que je ne pense pas. C'est en attendant ce qu'il plaira à V. M. J. de régler pour l'importante négociation dont il s'agit, que je La prie de me croire avec tous les sentimens de la plus parfaite estime et de la plus haute considération

Monsieur mon Frère,
de Votre Majesté Jmperiale

le bon frère et cousin
Frédéric.

Schönwalde, den 20. April 1778.

Mein Herr Bruder!

Nichts kann für Ew. Kaiserl. Majestät glorreicher seyn, als der Entschluß, den Sie zu fassen beliebt, um zu versuchen, das Ungewitter abzuwenden, das sich zusammenzieht, und so viel unschuldige Völker bedroht. Die Vortheile, Sire, welche die berühmtesten Krieger über ihre Feinde erhalten, werden unter viele Köpfe vertheilt, die durch ihre Tapferkeit und kluges Benehmen dazu beitragen. Allein, die Wohlthaten der Regenten gegen die Menschheit werden diesen allein zugeschrieben, weil sie von der Güte ihres Charakters und der Erhabenheit ihres Geistes abhangen. Es giebt keinen ehrenvollern Ruf, worauf Ew. Kaiserl. Majestät nicht mit Recht Anspruch machen könnten. Es mögen nun Züge der Tapferkeit, oder Handlungen der Mäßigung seyn; ich halte Sie der einen sowohl, als der andern fähig, und Ew. Kaiserl. Majestät können überzeugt seyn, daß ich ganz ehrlich verfahren und mich mit aufrichtigem Herzen zu allen Mitteln der Aussöhnung verstehen werde, die man eines Theils vorschlagen könnte, um das Vergießen so vielen unschuldigen Blutes zu hindern, und andern Theils auch, Sire, wegen der Gesinnungen der aufrichtigen Bewunderung, welche ich

für Ihre Person hege, und deren tiefer Eindruck nie in meinem Herzen erlöschen wird. Möchten Ew. Kaiserl. Majestät doch überzeugt seyn, daß, wenn ich es gewagt habe, Ihnen Gesinnungen an den Tag zu legen, welche ich für Ihre Person hege, es der Ausdruck der einfachen lautern Wahrheit ist. Man beschuldigt mich, daß ich mehr aufrichtig, als Schmeichler bin, und ich bin in der That unfähig, etwas zu sagen, das ich nicht denke. In Erwartung dessen, was Ew. Kaiserl. Majestät über die wichtige Unterhandlung, von welcher die Rede ist, zu beschließen belieben werden, bitte ich Sie, zu glauben, daß ich mit der allervollkommensten Hochachtung und Verehrung bin,

Mein Herr Bruder,
Ew. Kaiserl. Majestät

guter Bruder und Vetter
Friedrich.

Friedrich war aus Schlesien durch die Grafschaft Glatz in Böhmen eingerückt. Er nahm sein Hauptquartier in Nachod, einem der Familie des Fürsten Piccolomini gehörigen Städtchen, in dem Hause eines Schuhmachers, weil man von dort eine schöne Aussicht hatte.

Die vielen Meldungen, Patrouillen und Ordonnanzen, die alle Augenblicke kamen und gingen, und die Thätigkeit der Umgebung des Königs, verursachten dem Schuhmacher und seiner Ehehälfte große unangenehme Unruhe. Hauptsächlich konnte sich die Frau nicht darein finden, und roh und jähzornig ihren Ärger nicht unterdrücken. Sie tobte wie eine Megäre und verlangte von ihrem Manne unter Schmähungen, er solle mit dem Könige sprechen und ihn dazu bewegen, daß er in ein anderes Quartier zöge. Zu einer solchen Scene kam Friedrich zufällig.

„Was giebt's, gute Frau?“ fragte er: „Sie tobt ja wie besessen!“

Das ist eine unnöthige Frage. Das Haus ist mein, und jetzt hab' ich nicht so viel Platz drin, wie in einer Laterne! Es giebt hier größere Häuser, dahin kann der Herr mit seinen Leuten ziehen.

Sie sprach diese Worte im Vorübergehen, und ihr Zorn hatte sie so blind gemacht, daß sie nicht wußte, mit wem sie sprach.

Nach einer Weile, wo sich der Sturm gelegt zu haben schien, ließ er die Frau in sein Gemach kommen.

„Liebe Frau," sprach er: „ich mache Ihr viel Unruhe, aber es geht nicht anders. Ich will Ihr einen Vorschlag machen. Verkaufe Sie mir das Haus, ich geb' Ihr, was Sie fordert."

Da muß ich erst meinen Mann fragen, erwiederte sie und ging fort.

Bald kam sie mit ihrem Manne zurück.

„Nun, wie ist's?" fragte Friedrich.

Die Frau nahm das Wort:

Wir wollen das Haus verkaufen, denn die Wirthschaft ist nicht mehr auszuhalten!

„Gut! Wie viel fordert Sie?"

Unter zweihundert Thaler können wir's nicht lassen.

Der König nahm Geld aus einem Kästchen, und sprach zu dem Schuhmacher:

„Das geforderte Geld dafür zahl' ich. Setz' Er sich aber hier an den Tisch und bescheinige Er mir, daß er mir das Haus für zweihundert Thaler verkauft und die Summe baar und richtig erhalten hat."

Das geschah. Der Schuhmacher erhielt das Geld.

„Jetzt aber muß Er mir auch die Schlüssel bringen."

Der Schuhmacher ging, holte sie und überreichte sie dem Könige.

„Dafür muß man Schlüsselgeld zahlen," sprach der König: „hier sind noch zweihundert Thaler. Nun werd' ich aber doch in meinem Hause nach Belieben schalten und walten können?" fragte er, sich an die Frau wendend.

Diese erwiederte unter vielen linkischen Knixen: Das versteht sich.

Er überließ übrigens dem Schuhmacher, wie zu erwähnen wohl überflüssig ist, sein von ihm erkauftes Haus, aber er scherzte in der Folge zuweilen, daß er durch dies Grundstück gewissermaßen Ansprüche auf Böhmen habe, doch sey er nicht eroberungssüchtig genug, um ihnen durch die Feder eines gewandten Diplomaten Gewicht geben zu lassen.

Im baierschen Erbfolgekriege hatte der König sein Hauptquartier in Frankenstein. Er nahm seine Wohnung dort bei einer hochbejahrten adlichen Wittwe. Sie führte ihn in ihr bestes Zimmer; dort hingen sechs Bildnisse.

„Wen stellen diese Portraits vor?“ fragte der König.

Es sind meine sechs Söhne, versetzte die Befragte: sie haben alle im siebenjährigen Kriege in Ew. Majestät Dienst ihr Leben verloren.

Der König betrachtete das eine dieser Bildnisse eine geraume Zeit sehr aufmerksam und sprach dann:

„Wäre dieser am Leben geblieben, so versicher' ich, er wäre jetzt General.“

Er erkundigte sich genau nach den Umständen seiner Wirthin und da er erfuhr, daß sie noch zwei unversorgte Töchter habe, ließ er ihr sechstausend Dukaten zahlen.

Auf dem Rückmarsch aus Böhmen 1778 hatte das Regiment von Thüna die Arrieregarde. Den Angriffen der Österreicher fast allein ausgesetzt, mußte es den ganzen Weg in beständigem kleinen Gefechte zurücklegen. Friedrich befand sich bei diesem Regimente, um die Bewegungen des Feindes am besten beobachten zu können. Der Kommandeur desselben, Oberst von Sydow, wurde am Arm verwundet. Der König ritt gleich zum Obersten, den er schätzte, und sprach zu ihm:

„Mein lieber Sydow! Er ist, wie ich sehe, blessirt; mach' Er nur, daß Er fortkommt, um für Seine Wunden Sorge zu tragen. Ich werde schon dafür sorgen, daß keine Unordnungen verfallen. Es soll so gut gehen, als wenn Er selbst da wäre.“

Bei einem Spaziergang in den Gärten von Sanssouci traf er einen Gärtner, der damit beschäftigt war, von einigen marmornen Bildsäulen das Moos abzureiben.

Er fragte ihn verdrüßlich:

„Was macht Er da?“

Ich reinige die Statuen von dem Moose, Ew. Majestät; sie sehen sonst gar zu alt und häßlich aus.

„Laß' Er das! Will Er denn nicht auch alt werden?"

In einigen Gegenden Westphalens mußten nach altem Herkommen die Eingesessenen den Ämtern und Domainen eine gewisse Abgabe jährlich persönlich überbringen. Die entfernt Wohnenden, denen solche Reise viele Kosten und Zeitverlust verursachte, baten, diese Obliegenheit durch eine zu bestimmende Geldsumme abkaufen zu dürfen. Dies Gesuch wurde dem Könige zur unmittelbaren Entscheidung vorgelegt. Es war kurz vor dem baierschen Erbfolgekrieg, Friedrich schrieb an den Rand des Berichts:

„Was will man mit dem Gelde machen? Wozu soll es verwendet werden?"

Die Armee brach auf, und die Kammer hielt es, unter den damaligen Umständen, für unangemessen, diese Frage zu beantworten. Nach dem teschener Frieden kam wieder Einer von denen, welche dieser Verpflichtung unterworfen waren, bei dem Könige ein, und erneuerte den früher von sämmtlich dabei Betheiligten gemachten Antrag.

Friedrich schrieb auf die Vorstellung:

„Ich habe schon einmal gefragt, was mit dem Gelde gemacht werden soll?"

Der Major von S*** wollte die Tochter des Präsidenten der Ober-Rechenkammer, ein Fräulein von Kummer, heirathen. Er bat den König um die Erlaubniß zu dieser Heirath. Die Antwort war:

„Der Mensch hat so schon Kummer genug, wozu will Er sich neuen auf den Hals laden? indeß habe Ich nichts dagegen."

Der König begegnete einst, als er eines Morgens einen Spazierritt machte, vor Potsdam einer Extrapost. Im Wagen saß der General von B***, der notorisch tief verschuldet war.

Ihn erkennend, ritt er an den Wagen, und befahl dem Poſtil lon zu halten.

„Guten Morgen! lieber General von B***! Er hat ſich ja ſo früh auf die Beine gemacht?“

Ich muß wohl, Ew. Majeſtät.

„Weshalb?“

Ich will mich heute mit meinen Gläubigern ſetzen.

„Da kehr' Er nur gleich wieder um, und fahr' Er nach Berlin zurück. In Potsdam ſind dazu nicht Stühle genug.“

Der Profeſſor Bernouilli*) mußte einſt Friedrich eine neue Himmelskarte bringen, und er beſprach ſich viel mit ihm darüber. Bei'm Abſchiede ſagte er zu Bernouilli:

„Nun, wenn wieder etwas Neues im Himmel vorgehen ſollte, ſo bericht' Er mir's, ich will Ihm dafür Nachricht geben, was auf Erden vorfällt.“

Mit dem Oberſtallmeiſter Grafen von Schwerin trieb der König oft ſeinen Scherz.

Als er bei'm Ausbruch des baierſchen Erbfolgekrieges zur Armee gegangen war, ſchrieb er ihm:

„Mes chevaux et Moi, nous nous mettons aux pieds de Votre Excellence et lui demandons une continuation de sa bonté et de ses graces. Elle voit, que je suis absent de Breslau, il n'y a donc que mes mulets, qui pourroient y attirer son attention.“

(Meine Pferde und ich, wir werfen uns Ew. Excellenz zu Füßen und bitten um die Fortdauer Ihrer Gewogenheit und Gnade. Ew. Excellenz ſehen daraus, daß ich von Breslau fort bin, es ſind alſo nur noch meine Mauleſel, die Dero Aufmerkſamkeit feſſeln können.)

---

*) Johann Bernouilli, Lizentiat der Rechte, geboren zu Baſel den 4. November 1744, kam ſchon im neunzehnten Jahre nach Berlin; er wurde dort königlicher Aſtronom und ſtarb am 13. Juli 1807.

Der Geschichtschreiber Fischer*) hatte die Aufmerksamkeit des Staatsministers, Freiherrn von Zedlitz, der unter Friedrich's Regierung Chef der geistlichen Angelegenheiten und des Schul- und Erziehungswesens war, durch seine ersten historischen Schriften auf sich gezogen. Der Minister machte ihm also den Antrag, als Professor extraordinarius nach Halle zu gehen, mit einem jährlichen Gehalt von zweihundert Thalern.

Fischer nahm dies Anerbieten an, der Minister stattete darüber dem Könige Bericht ab, und trug auf die Genehmigung dieser Anstellung an. Sie wurde ihm mittelst Kabinetsordre ertheilt.

Nach einiger Zeit las Friedrich im Courier du Bas-Rhin: Fischer sey bei der Universität Halle als Professor mit einem Gehalte von zweitausend Thalern jährlich angestellt worden.

Sogleich erhielt der Minister eine Kabinetsordre, in welcher der König sein Befremden über diese Notiz in dem Courier de Bas-Rhin äußerte, ihm Vorwürfe machte, daß er einem so jungen Mann gleich ein so hohes Gehalt ertheilt habe, und mit den Fonds der Universität so verschwenderisch schalte.

Der Minister erstattete darüber Bericht an den Monarchen, in welchem er den Irrthum berichtigte; aber empfindlich über diese Zurechtweisung, schloß er mit den Worten:

„Hiernach bezieht der Professor Fischer in Folge der ausdrücklichen Genehmigung Ew. Königl. Majestät, als Professor extraordinarius nicht 2000, sondern nur 200 Thlr. jährlichen Gehalt; es thut mir aber leid, daß Ew. Königl. Majestät einem lügenhaften Zeitungsschreiber mehr Glauben haben schenken können, als mir."

Der König sandte dem Minister den Bericht zurück, mit der eigenhändigen Randglosse:

„I nun, man kann doch fragen?"

Lusy, ein italienischer Edelmann, der sich den Wissenschaften gewidmet und schon eine Professur bekleidete, fand bei'm Mangel

---

*) Friedrich Christoph Jonathan Fischer, geboren zu Stuttgart am 12. Februar 1750, gestorben am 30. September 1797 als Professor des Staats- und Lehnrechts in Halle.

eignen Vermögens, nicht sein Auskommen. Er entschloß sich also sein Vaterland zu verlassen und in Wien Kriegsdienste zu suchen. Dies mißlang und da gerade wegen der baierschen Erbfolge die Zwistigkeiten zwischen Preußen und Österreich obwalteten und im Jahre 1778 der unblutige kurze Krieg ausbrach, so ging Lusy nach Berlin, und wurde als Offizier bei dem damals errichteten Freikorps angestellt.

Hierdurch wurde er dem Könige und zwar auf eine vortheilhafte Weise, als ein Mann der sich vor den übrigen Offizieren dieses Korps durch Talente und Kenntnisse auszeichnete, zufällig bekannt. Im Jahre 1779 erfolgte der Friede und Lusy erhielt bei der Auflösung dieses Freikorps, wie alle dabei angestellten Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine, seine Entlassung.

Gerade um diese Zeit kam wieder ein englischer Gesandte nach Berlin, und bei der Audienz, in welcher er dem Könige sein Kreditiv überreichte, erschien er in einer Militairuniform.

Friedrich erkundigte sich gleich nach dieser Audienz, welche Uniform der Gesandte getragen, und bei welcher Truppengattung er stände?

Er erhielt zur Antwort: dies sey keinesweges die Uniform eines besondern Regiments, weder von der Land- noch der Seemacht, sondern die allgemeine Uniform der englischen Landmiliz.

„Was hat es eigentlich für ein Bewandniß mit dieser Landmiliz?“ fragte Friedrich.

Die unbestimmte Antwort war: sie sey ohngefähr das in England, was die Freikorps bei des Königs Armee im Kriege gewesen wären.

Da Friedrich mit allem Recht keine vortheilhafte Meinung von den Freikorps hegte, die den Namen Freipartie führten, so fand er in der Wahl eines Gesandten, der zur englischen Landmiliz gehörte, etwas Unschickliches und beschloß sogleich, diese Unzartheit zu vergelten. Er verlangte also, daß man ihm eine namentliche Liste der ehemaligen Offiziere des Freikorps, die sich durch Kenntnisse besonders auszeichneten, vorlegen solle. Dies geschah; er stieß auf den Namen Lusy, erinnerte sich seiner und ernannte ihn zum Gesandten am londoner Hofe, zum größten Befremden des damaligen Kabinetsministers von Hertzberg.

Obgleich der Letztere Gegenvorstellungen machte, auch besonders zu erwägen bat, daß ein Offizier von der Freipartie sich zu einem so wichtigen und ehrenvollen Posten nicht schicke, so beharrte doch Friedrich auf seinem Willen und der Graf von Hertzberg bewirkte nur so viel, daß der König den neuen Gesandten, um ihm mehr Ansehen zu verschaffen, in den Grafenstand erhob. Der König befahl ihm aber ausdrücklich, bei der ersten Vorstellung vor dem Könige von England in der Uniform des Freikorps zu erscheinen, auch solche bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen.

Der Graf von Lusy ging nach London. Friedrich hatte sich nicht in ihm geirrt; seine Anwesenheit am dortigen Hofe verschafte dem preußischen Handel wesentliche Vortheile, und was seine Vorgänger nicht hatten bewirken können, setzte er durch seine energische Thätigkeit durch; viele preußische Schiffe, die man als gute Prise genommen, wurden mit ihren Ladungen wieder zurückgegeben, oder doch der Werth derselben erstattet. Durch die thätige Dankbarkeit derjenigen, die dadurch wieder in den Besitz ihres geraubten Vermögens kamen, legte der Graf den Grund zu einem ansehnlichen Vermögen, das in der Folge durch eine reiche Heirath noch beträchtlich vermehrt wurde. Er blieb fortwährend in der Gunst des Königs.

Im Jahre 1779 baten die pommerschen Deputirten, der General, Graf von Borck, der Baron von Eickstadt und die Landräthe: von Winterfeld und von Puttkammer, den König um eine Kreditsocietät.

Friedrich antwortete ihnen und zwar in dem Tone aufrichtiger Rührung:

„Kommen Sie näher, meine Herren! Ich will mit Ihnen als Ihr bester Freund sprechen. Sie haben bei mir um die Einführung einer Kreditsocietät angehalten. Ich will Ihnen gern helfen, denn ich liebe die Pommern wie meine Brüder, und man kann sie nicht mehr lieben, als ich sie liebe; denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in Vertheidigung des Vaterlandes, sowohl im Felde als zu Hause, mit Gut und Blut beigestanden haben, und ich müßte kein Mensch seyn, oder kein menschliches Herz haben, wenn ich ihnen dafür nicht meine Dankbarkeit beweisen wollte.“

Am 23. Julius 1779 bereiſete der König die in Rheinluch bei Neuſtadt an der Doſſe neu angelegten Kolonien auf einem dort mit großen Koſten urbar gemachten Bruche, worauf damals dreihundert und acht Familien wohnten. Des Morgens um 5 Uhr war er von Potsdam abgereiſet; nachdem er von einem Berge ſämmtliche Kolonien im Augenſchein genommen, fuhr er über Hohen-Nauen auf Rathenau, wo er Nachmittags um drei Uhr anlangte, zu Mittag ſpeiſete und übernachtete. Am folgenden Tage Morgens um ſechs Uhr wurde die Reiſe fortgeſetzt, er beſah im Magdeburgſchen einige Brüche, welche theils ſchon urbar gemacht waren, theils aber noch bearbeitet wurden, und kam des Nachmittags um vier Uhr wieder in Potsdam an, wo er dann erſt zu Mittag ſpeiſete.

Bis Seelenhorſt war ihm der Amtsrath Sach zu Königshorſt vorausgeritten; jetzt traf die Reihe den Oberamtmann Fromm. Um acht Uhr des Morgens kam er zu Seelenhorſt an, bei ihm im Wagen ſaß der General Graf von Görz; bei der Umſpannung ſprach der König mit den Zietenſchen Huſaren-Offizieren, die auf den umliegenden Dörfern auf Graſung ſtanden, doch nahm er von dem Oberamtmann Fromm keine Notiz, da die Dämme zu ſchmal waren und dieſer neben dem Wagen nicht reiten konnte. In Dechau ſah der König den Gutsbeſitzer, Rittmeiſter von Zieten, und behielt ihn neben dem Wagen bis an die Grenze der dechauſchen Feldmark. Hier wurde wieder umgeſpannt. Der Hauptmann von Rathenow, der früher die Gunſt des Königs genoſſen, und dem das Gut Karveſee zum Theil gehörte, befand ſich hier mit ſeiner Familie und trat an den Wagen.

Unterthänigſter Knecht, Ew. Majeſtät! ſprach der Hauptmann.

„Wer ſeyd Ihr?“

Ich bin der Hauptmann von Rathenow aus Karveſee.

„Mein Gott, lieber Rathenow,“ rief der König, die Hände faltend; „lebt Er noch? ich dacht', Er wäre längſt todt. Wie geht's Ihm? iſt er geſund?“

O ja, Ew. Majeſtät.

„Aber mein Gott! wie dick iſt Er geworden!“

Ja, Ew. Majeſtät, Eſſen und Trinken ſchmeckt noch immer, nur die Füße wollen nicht fort.

„Ja! das geht mir auch ſo. Iſt Er verheirathet?“

Ja, Ew. Majestät!

„Ist Seine Frau mit unter den Damen dort?“

Ja, Ew. Majestät.

„Laß' Er sie doch herkommen!

Die Frau von Rathenow näherte sich, der König den Hut abnehmend sprach:

„Ich finde an Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten Freund.“

Sehr viel Gnade für meinen Mann!

„Was sind Sie für eine geborne?“

Ein Fräulein von Kröcher.

„Hoho! eine Tochter vom General von Kröcher.“

Ja, Ew. Majestät!

„O den hab' ich recht gut gekannt. Hat Er auch Kinder, Rathenow?“ fragte er, sich an den Hauptmann wendend.

Ja, Ew. Majestät! Meine Söhne sind in Diensten, und dies sind meine Töchter! auf solche zeigend.

„Nun, das freut mich! Leb' Er wohl, leb' Er wohl!“

Der König fuhr dann weiter nach Fehrbellin, der Förster Brand ritt ihm vor. Als sie an einen Flecken von Sandschellen kamen, fragte der König:

„Förster, warum sind die Sandschellen nicht besät?“

Ew. Majestät, sie gehören nicht zur königlichen Forst; sie gehören mit zum Acker, die Leute besäen sie zum Theil mit allerlei Getreide. Hier rechts haben sie Kiehnäpfel gesät!

„Wer hat die gesäet?“

Hier der Oberamtmann.

Der König wandte sich jetzt an den Oberamtmann Fromm.

„Na! sagt es meinem geheimen Rath Michaelis, daß die Sandschellen besäet werden sollen,“ dann fragte er den Förster: „Wißt Ihr aber auch, wie Kiehnäpfel gesät werden?“

O ja, Ew. Majestät.

„Wie werden sie denn gesät? von Morgen gegen Abend, oder von Abend gegen Morgen?“

Von Abend gegen Morgen.

„Aber warum?“

Weil am meisten Wind aus dem Abend kommt.

„Das ist recht!“

In Fehrbellin angekommen, sprach der König dort mit dem Lieutenant Probst vom Zietenschen Husarenregiment, und mit dem Postmeister, Hauptmann von Mosch. Nach der Umspannung fuhr er weiter und da er an die Gräben, die im fehrbellinschen Luch auf königliche Kosten gemacht waren, vorbei fuhr, ritt der Oberamtmann an den Wagen und sprach zu dem Könige:

Ew. Majestät, das sind schon zwei neue Gräben, die wir durch Ew. Majestät Gnade hier erhalten haben, und die uns das Luch trocken erhalten.

„So, so; das ist mir lieb! Wer seyd Ihr?“

Ew. Majestät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin.

„Wie heißt Ihr?“

Fromm.

„Ihr seyd ein Sohn von dem Landrath Fromm?“

Ew. Majestät halten zu Gnaden, mein Vater ist Amtsrath im Amte Lehnin gewesen.

„Amtsrath, Amtsrath! Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrath gewesen. Ich hab' ihn recht gut gekannt. Sagt mir einmal, hat Euch die Abgrabung des Luchs hier viel geholfen?“

O ja, Ew. Majestät!

„Haltet Ihr mehr Vieh, als Euer Vorfahr?“

Ja, Ew. Majestät! Auf diesem Vorwerk halt' ich vierzig, auf allen Vorwerken siebzig Kühe mehr.

„Das ist gut. Die Viehseuche ist doch nicht hier in der Gegend?“

Nein, Ew. Majestät!

„Habt Ihr die Viehseuche hier gehabt?“

Ja!

„Braucht nur fleißig Steinsalz, dann werdet Ihr die Viehseuche nicht wieder bekommen.“

Ja, Ew. Majestät, das brauch' ich auch; aber Küchensalz thut beinahe die nämlichen Dienste.

„Nein, das glaubt nicht! Ihr müßt das Steinsalz nicht klein stoßen, sondern es dem Vieh so hinhängen, daß es daran lecken kann.“

Es soll geschehen.

„Sind hier noch sonst Verbesserungen zu machen?“

O ja, Ew. Majestät. Hier liegt der Kemmensee. Wenn dieser abgegraben würde, bekämen Ew. Majestät an achtzehnhundert

Morgen Wiesenwachs, wo Kolonisten könnten angesetzt werden, und die ganze Gegend würde schiffbar, das könnte dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Ruppin ungemein aufhelfen. Auch könnte vieles zu Wasser aus Mecklenburg nach Berlin kommen.

„Das glaub' ich! Euch würde wohl dabei sehr geholfen, aber Viele ruinirt werden, wenigstens die Gutsherrn des Terrains? nicht wahr?"

Ew. Majestät halten zu Gnaden: das Terrain gehört zur königlichen Forst, und steh'n nur Birken darauf.

„O wenn weiter nichts ist als Birkenholz, so kann's gescheh'n! Ihr müßt aber auch nicht die Rechnung ohne Wirth machen, daß nicht die Kosten den Nutzen übersteigen."

Die Kosten werden den Nutzen gewiß nicht übersteigen! Denn erstlich können Ew. Majestät sicher darauf rechnen, daß achtzehn hundert Morgen gewonnen werden; das wären sechs und dreißig Kolonisten, jeder zu funfzig Morgen. Wird nun ein kleiner leidlicher Zoll auf das Flößholz gelegt, und auf die Schiffe, die den neuen Kanal passiren, so wird das Kapital sich gut verzinsen.

„Na! Sagt es meinem geheimen Rath Michaelis! Der Mann versteht's, und ich will Euch rathen, daß Ihr Euch an den Mann wendet in allen Stücken, und wenn Ihr wißt, wo Kolonisten anzusetzen sind. Ich verlange nicht gleich ganze Kolonieen; sondern wenn's nur zwei oder drei Familien sind, so könnt Ihr's immer mit dem Manne abmachen."

Es soll geschehen, Ew. Majestät.

„Kann ich hier nicht Wusterau liegen sehen?"

Ja, Ew. Majestät; hier rechts, das ist's.

Der König erinnerte sich, daß dies Gut dem General von Zieten gehöre und fragte:

„Ist der General zu Hause?"

Ja!

„Woher wißt Ihr das?"

Ew. Majestät, der Rittmeister von Lestock liegt in meinem Dorfe auf Grasung, und da schickte der Herr General gestern einen Brief durch den Reitknecht an ihn. Da erfuhr ich's.

„Hat der General auch bei der Abgrabung des Luchs gewonnen?"

O ja! Er hat die Meierei hier rechts gebaut, und eine Kuhmelkerei angelegt, das hätt' er nicht gekonnt, wenn das Luch nicht abgegraben wäre.

„Das ist mir lieb! Wie heißt der Beamte zu Alt-Ruppin?"

Honig.

„Wie lange ist er da?"

Seit Trinitatis.

„Seit Trinitatis? Was ist er vorher gewesen?"

Kanonikus.

„Kanonikus? Kanonikus? Wie führt der Teufel den Kanonikus zum Beamten?"

Ew. Majestät! er ist ein junger Mensch, der Geld hat, und gern die Ehre haben will, Ew. Majestät Beamter zu seyn.

„Warum ist aber der Alte nicht geblieben?"

Der ist gestorben.

„So hätte doch die Wittwe das Amt behalten können?"

Sie ist in Armuth gerathen!

„Durch Frauenwirthschaft!"

Ew. Majestät verzeihen, sie wirthschaftete gut; allein die vielen Unglücksfälle haben sie zu Grunde gerichtet, die können den besten Wirth zurücksetzen. Ich selber habe vor zwei Jahren das Viehsterben gehabt und keine Remission erhalten, ich kann auch nicht wieder vorwärts kommen.

„Mein Sohn, heute hab' ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören."

Das ist schon eben ein Unglück, daß der geheime Rath Michaelis den Schaden auch hat!

Der Oberamtmann besorgte, daß diese Äußerung zu dreist gewesen, und blieb daher etwas entfernt vom Wagen.

„Na! Amtmann, vorwärts!" rief ihm der König zu: „bleibt bei dem Wagen, aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht unglücklich seyd. Sprecht nur laut, ich verstehe recht gut. Sagt mir' mal, wie heißt das Dorf da rechts?"

Langen.

„Wem gehört's?"

Ein Drittheil Ew. Majestät, unter dem Amte Alt-Ruppin; ein Drittheil dem Herrn von Hagen; dann hat der Dom zu Berlin auch Unterthanen darin.

„Ihr irrt Euch, der Dom zu Magdeburg.“

Ew. Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin.

„Es ist aber nicht wahr! der Dom zu Berlin hat keine Unterthanen!“

Ew. Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin hat in meinem Amtsdorfe Karvesen drei Unterthanen.

„Ihr irrt Euch, das ist der Dom zu Magdeburg.“

Ew. Majestät, ich wär' ein schlechter Beamter, wenn ich nicht wüßte, was in meinen Amtsdörfern für Obrigkeiten sind.

„Ja, dann habt Ihr Recht! Sagt mir einmal, hier rechts muß ein Gut liegen, ich kann mich nicht auf den Namen besinnen; nennt mir die Güter, die hier rechts liegen.“

Buschow, Rodensleben, Sommerfeld, Beetz, Karbe —

„Recht! Karbe. Wem gehört das Gut?“

Dem Herrn von Knesebeck.

„Ist er in Diensten gewesen?“

Ja, Lieutenant oder Fähnrich unter der Garde.

„Unter der Garde?“ an den Fingern zählend: „Ihr habt Recht, er ist Lieutenant unter der Garde gewesen! Das freut mich sehr, daß das Gut noch in Kneſebeckschen Händen ist. — Na! sagt mir einmal, der Weg, der hier den Berg hinauf geht, führt nach Ruppin, und hier links ist die große Straße nach Hamburg?“

Ja, Ew. Majestät!

„Wißt Ihr, wie lange es her ist, daß ich nicht hier gewesen?“

Nein!

„Das sind drei und vierzig Jahre! — Kann ich Ruppin liegen sehn?“

Ja, Ew. Majestät! Der Thurm, der hier rechts über die Tannen herüber sieht, ist Ruppin.

Der König lehnte sich mit dem Glase aus dem Wagen und sprach:

„Ja, ja! das ist er, ich kenn' ihn noch. — Kann ich Dramnitz liegen sehen?“

Nein, Ew. Majestät! Dramnitz liegt zu weit links, dicht an Kyritz!

„Werden wir's nicht sehen, wenn wir besser hinkommen?“

Es könnte seyn, bei Neustadt; aber ich zweifle.

„Das ist Schade! Kann ich Pechlin liegen sehn?“

Jetzt nicht, Ew. Majestät; es liegt zu sehr im Grunde. Wer weiß, ob es Ew. Majestät gar werden sehen können.

„Na! gebt Acht und wenn Ihr es seht, so sagt es! — Wo ist der Beamte von Alt-Ruppin?“

Er wird in Protzen bei'm Vorspann seyn!

„Können wir Pechlin noch nicht liegen sehen?“

Nein!

„Wem gehört's jetzo?“

Einem gewissen Schönermark.

„Ist er von Adel?“

Nein!

„Wer hat es vor ihm gehabt?“

Der Feldjäger Ahrens; der hat es von seinem Vater ererbt. Das Gut ist immer in bürgerlichen Familien gewesen.

„Das weiß ich. Wie heißt das Dorf hier vor uns?“

Walchow.

„Wem gehört es?“

Ew. Majestät, unter dem Amte Alt-Ruppin.

„Wie heißt das Dorf hier vor uns?“

Protzen.

„Wem gehört es?“

Dem Herrn von Kleist.

„Was ist das für ein Kleist?“

Ein Sohn vom General Kleist.

„Von was für einem General Kleist?“

Der Bruder von ihm ist Flügeladjudant bei Ew. Majestät gewesen, und steht jetzt bei dem Kalksteinschen Regiment als Oberstlieutenant.

„Haha! von dem also? Die Kleiste kenn' ich recht gut. Ist dieser Kleist auch in Diensten gewesen?“

Ja, Ew. Majestät; er war Fähndrich unter dem Prinz Ferdinandschen Regiment.

„Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?“

Das weiß ich nicht!

„Ihr könnt es mir sagen; ich suche nichts darunter. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?“

Ew. Majestät, ich kann es wirklich nicht sagen.

Während dieses Gesprächs hatte der König Protzen erreicht. Der General von Zieten stand vor dem Edelhof. Der Oberamtmann sprach daher:

Ew. Majestät, der Herr General von Zieten sind auch hier.

„Wo? Wo? O reitet vor, und sagt es den Leuten, sie sollen still halten, ich will aussteigen.“

Der König stieg nun aus dem Wagen, äußerte seine Freude, den General zu sehen, unterhielt sich geraume Zeit mit ihm und dem Herrn von Kleist, und erkundigte sich genau: ob ihnen die Abgrabung des Luchs geholfen? ob sie die Viehseuche gehabt? und empfahl das Steinsalz gegen dieselbe. Plötzlich entfernte er sich einige Schrittte und rief:

„Amtmann!“

Dieser näherte sich ihm, er fragte ihn leise in's Ohr:

„Wer ist der dicke Mann da im weißen Rock?“

Ew. Majestät, es ist der Landrath von Quast vom ruppinschen Kreise, erwiederte der Amtmann leise.

„Schon gut!“

Der König näherte sich darauf wieder dem General von Zieten und Herrn von Kleist, und begann das abgebrochene Gespräch. Herr von Kleist überreichte ihm schöne Früchte. Plötzlich wandte er sich um, und sagte:

„Serviteur, Herr Landrath!“

Als dieser sich dem Könige nahen wollte, fuhr er fort:

„Bleib' Er nur da, ich kenn' Ihn. Er ist der Landrath von Quast!“

Da wieder Vorspannpferde vor den Wagen gelegt waren, so setzte der König seine Reise fort. Die dargebotenen Früchte hatte er nicht angenommen, kaum fuhr er aber weiter, so nahm er Butterschnitten aus der Wagentasche, bot davon dem Grafen von Görz eine an, aß selbst dergleichen während des Fahrens und dazwischen Pfirsiche.

Da er glaubte, der Oberamtmann würde zurückbleiben, rief er ihm bei'm Abfahren zu:

„Amtmann, kommt mit!“ und als dieser dem Befehl Folge leistete, fragte er:

„Wo ist der Beamte von Alt-Ruppin?“

Er wird vermuthlich krank seyn, sonst wär' er in Protzen bei dem Vorspann gewesen.

„Sagt mir einmal, wißt Ihr wirklich nicht, warum der Kleist zu Protzen seinen Abchied genommen hat?“

Nein, Ew. Majestät! ich weiß es wahrhaftig nicht.

„Wie heißt dies Dorf hier vor uns?“

Manker.

„Wem gehört es?“

Ew. Majestät, unter dem Amte Alt-Ruppin.

„Hört einmal, wie seyd Ihr mit der Erndte zufrieden?“

Sehr gut Ew. Majestät.

„Sehr gut? und mir haben sie gesagt, sehr schlecht!“

Ew. Majestät, das Wintergetraide ist etwas erfroren; aber das Sommergetraide steht dafür so schön, daß es den Schaden am Wintergetraide reichlich ersetzt.

Der König, der auf den Feldern Mandel an Mandel gewahr wurde, sprach:

„Es ist eine gute Erndte, Ihr habt Recht; es steht ja Mandel bei Mandel hier!“

Ja, Ew. Majestät; und hier setzen die Leute noch dazu Stiegen.

„Was ist das Stiegen?“

Zwanzig Garben zusammengesetzt.

„Es ist unstreitig eine gute Erndte. Aber sagt mir doch, warum hat der Kleist aus Protzen seinen Abschied genommen?“

Ew. Majestät, ich weiß es nicht! Mich deucht, er mußte vom Vater die Güter annehmen. Eine andere Ursache weiß ich nicht.

„Wie heißt dies Dorf hier vor uns?“

Garz.

„Wem gehört es?“

Dem Kriegesrath von Quast.

„Wem gehört es?“

Dem Kriegesrath von Quast.

„Ei was! Ich will von keinem Kriegesrath was wissen! Wem gehört das Gut?“

Dem Herrn von Quast.

„Das ist recht geantwortet.“

In Garz angekommen, besorgte die Umspannung der erste Deputirte des ruppinschen Kreises, von Lüderitz aus Nackeln. Er trug einen Hut mit einer weißen Feder. — Nach dem Abfahren fragte der König den Oberamtmann:

„Wem gehört das Gut hier links?“

Dem Herrn von Lüderitz; es heißt Nackeln.

„Was ist das für ein Lüderitz?“

Ew. Majestät! er war in Garz bei'm Vorspann.

„Haha! Der Herr mit der weißen Feder! — Sät Ihr auch Weizen?“

Ja, Ew. Majestät.

„Wie viel habt Ihr ausgesät?“

Drei Wispel, zwölf Scheffel.

„Wie viel hat Euer Vorfahr ausgesät?“

Vier Scheffel.

„Wie geht das zu, daß Ihr so viel mehr sät, als Euer Vorfahr?“

Wie ich schon die Gnade gehabt, Ew. Majestät zu sagen, ich halte siebenzig Stück Kühe mehr, wie mein Vorgänger, mithin kann ich meinen Acker durch Dünger besser in Stand halten und Weizen sä'n.

„Aber warum baut ihr keinen Hanf?“

Er geräth hier nicht. Im kalten Klima geräth er besser. Unsere Seiler können den russischen Hanf in Lübeck wohlfeiler kaufen, und besser, als ich ihn bauen kann.

„Was sät Ihr denn dahin, wo Ihr sonst Hanf hinsätet?“

Weizen.

„Baut Ihr aber kein Färbekraut, keinen Krapp?“

Er will nicht fort; der Boden ist nicht gut genug.“

„Das sagt Ihr nur so: Ihr hättet die Probe machen sollen.“

Das hab' ich gethan; allein sie schlug mir fehl, und als Beamter kann ich nicht viele Proben machen; wenn sie mißlingen, muß doch die Pacht bezahlt werden.

„Was sät Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Färbekraut hinbringen?“

Weizen.

„So bleibt bei dem Weizen! — Eure Unterthanen müſſen recht gut im Stande ſeyn?“

Ja, Ew. Majeſtät! Ich kann aus dem Hypothekenbuch beweiſen, daß ſie an funfzigtauſend Thaler Kapital haben.

„Das iſt gut.“

Vor drei Jahren ſtarb ein Bauer, der hatte elftauſend Thaler in der Bank.

„Wie viel?“

Elftauſend Thaler.

„So müßt Ihr ſie auch immer erhalten.“

Ja, es iſt recht gut, Ew. Majeſtät, daß der Unterthan Geld hat; aber er wird auch übermüthig, wie die hieſigen Unterthanen, welche mich ſchon ſiebenmal bei Ew. Majeſtät verklagt haben, um vom Hofedienſte frei zu ſeyn.

„Sie werden auch wohl Urſach gehabt haben?“

Sie werden gnädigſt verzeihen: es iſt eine Unterſuchung geweſen, und man hat gefunden, daß ich die Unterthanen nicht gedrückt, ſondern immer Recht gehabt und ſie nur zu ihrer Schuldigkeit angehalten habe. Dennoch blieb es bei'm Alten. Die Bauern werden nicht beſtraft; Ew. Majeſtät geben den Unterthanen immer Recht, und der arme Beamte muß Unrecht haben.

„Ja, daß Ihr Recht bekommt, mein Sohn, das glaub' ich wohl! Ihr werdet Eurem Departementsrath brav viel Butter, Kapaunen und Puter ſchicken.“

Nein, Ew. Majeſtät, das kann man nicht; das Getreide gilt nichts. Wenn man für andere Sachen nicht einen Groſchen Geld einnähme, wovon ſollte man die Pacht bezahlen?

„Wohin verkauft Ihr Eure Butter, Kapaunen und Puter?“

Nach Berlin.

„Warum nicht nach Ruppin?“

Die mehrſten Bürger halten dort Kühe, ſo viel als ſie brauchen. Der Soldat ißt alte Butter, der kann die friſche nicht bezahlen!

„Was bekommt Ihr für die Butter in Berlin?“

Vier Groſchen für das Pfund. Der Soldat in Ruppin kauft aber die Butter für zwei das Pfund.

„Aber Eure Kapaunen und Puter könnt Ihr doch nach Ruppin bringen?“

Bei dem ganzen Regiment sind nur vier Stabsoffiziere, die gebrauchen nicht viel, und die Bürger leben nicht delikat; die danken Gott, wenn sie Schweinefleisch haben.

„Ja, da habt Ihr Recht! Die Berliner essen gern was Delikates. — Macht mit den Unterthanen was Ihr wollt; nur drückt sie nicht!“

Ew. Majestät, das wird mir nicht einfallen und keinem rechtschaffenen Beamten.

„Sagt mir einmal, wo liegt hier Stöllen?“

Stöllen können Ew. Majestät nicht sehen. Die großen Berge dort links sind Berge bei Stöllen, auf welchen Ew. Majestät alle Kolonien übersehen können!

„So? das ist gut, dann reitet mit bis dahin.“

Der König sah jetzt viele Bauern, die Roggen mäh'ten. Sie stellten sich in zwei Glieder auf beiden Seiten des Weges und strichen die Sensen. Der König fuhr zwischen ihnen durch.

„Was Teufel, die Leute wollen wohl Geld von mir haben?“ fragte er.

O nein, Ew. Majestät! sie sind nur voll Freude, daß Sie so gnädig sind, und die hiesige Gegend bereisen.

„Ich werd' ihnen auch nichts geben! Wie heißt dies Dorf hier vorn?“

Barsekow.

„Wem gehört es?“

Dem Herrn von Mütschefall.

„Was ist das für ein Mütschefall?“

Er war Major unter dem Regimente, das Ew. Majestät als Kronprinz gehabt haben.

„Mein Gott! lebt der noch?“

Nein, er ist todt, die Tochter hat das Gut.

Als der König durch das Dorf Barsekow fuhr, sah er, daß der Edelhof eingefallen war.

„Hört! Ist das der Edelhof?“

Ja!

„Das sieht ja elend aus!“

Eine der Töchter des von Mütschefall, welche einen mecklenburgischen Edelmann, von Kriegsheim, geheirathet, trat bei dem

Umſpannen an den Wagen. Sie überreichte dem Könige einige Früchte. Er dankte dafür, fragte wer ihr Vater geweſen, wann er geſtorben? u. dgl. Sie ſtellte nun ihren Gatten vor, dankte für die zweihundert Morgen*), ſtieg auf den Tritt des Wagens und wollte die Hand oder den Rockſchooß des Königs küſſen. Er zog ſich in die entgegengeſetzte Ecke des Wagens zurück, und rief:

„Laß' Sie ſeyn, laß' Sie ſeyn, meine Tochter! Es iſt ſchon gut! — Amtmann, macht daß wir fortkommen!“

Als weiter gefahren wurde, fragte der König:

„Hört einmal: den Leuten hier geht's wohl nicht gut?“

Recht ſchlecht, Ew. Majeſtät! Es iſt die größte Armuth.

„Sagt mir doch; es wohnte hier vor dieſem ein Landrath. Er hatte viele Kinder; könnt Ihr Euch nicht auf ihn beſinnen?“

Es wird der Landrath von Gorgas zu Ganſer geweſen ſeyn.

„Ja, ja! Der iſt's geweſen. Iſt er ſchon todt?“

Ja, Ew. Majeſtät. Er ſtarb 1771; und es war ſonderbar: in vierzehn Tagen ſtarb er, ſeine Frau, die Fräulein und vier Söhne. Die andern vier lagen an der nämlichen Krankheit darnieder, es war eine Art hitzigen Fiebers, und obwohl ſie in Dienſten und in verſchiedenen Garniſonen ſtanden, und kein Bruder zum andern kam, ſo ergriff doch alle viere dieſelbe Krankheit, ſie ſind nur noch ſo eben mit dem Leben davon gekommen.

„Das iſt ein verzweifelter Umſtand geweſen! Wo ſind die noch lebenden vier Söhne?“

Einer unter den Zietenſchen Huſaren, Einer unter den Gens-d'armes, Einer iſt unter dem Prinz Ferdinandſchen Regiment geweſen und wohnt auf dem Gute Derſau. Der vierte iſt der Schwiegerſohn des Generals von Zieten. Er war Lieutenant bei deſſen Regiment; Ew. Majeſtät haben ihm aber in dieſem letzten Kriege wegen ſeiner Kränklichkeit den Abſchied gegeben; nun wohnt er in Ganſer.

„So? das iſt alſo einer von den Gorgaſſen? — Macht Ihr ſonſt noch Proben mit ausländiſchem Getreide?“

---

*) Der König hatte den Mütſchefallſchen Kindern eine Kolonie von zweihundert Morgen geſchenkt, und der von Kriegsheim hatte ſich daher im Preußiſchen angeſiedelt.

O ja! Dieſes Jahr hab' ich ſpaniſche Gerſte geſät. Allein ſie will nicht recht einſchlagen; ich gehe wieder ab. Den holſteinſchen Staudenroggen finde ich gut!

„Was iſt das für ein Roggen?“

Er wächſt im Holſteinſchen in der Niederung. Unter dem zehnten Korn hab' ich ihn noch nicht gehabt!

„Nu, nu! nicht gleich das zehnte Korn!“

Das iſt nicht viel! Belieben Ew. Majeſtät den Herrn General von Görz zu fragen, der wird Ihnen ſagen, daß dies im Holſteiniſchen nicht viel iſt.

Der König ſprach eine Weile über dieſen Roggen mit ſeinem Begleiter im Wagen; dann rief er dem Oberamtmann zu:

„Na, ſo bleibt bei dem holſteinſchen Staudenroggen, und gebt den Unterthanen auch welchen.“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Aber macht mir einmal eine Idee: wie hat das Luch ausgeſeh'n, eh' es gegraben war?“

Es waren lauter hohe Hüllen, dazwiſchen ſetzte ſich das Waſſer. In den trockenſten Jahren konnten wir das Heu nicht herausfahren, ſondern mußten es in große Miethen ſetzen. Im Winter nur, wenn's ſcharf gefroren, konnten wir's herausfahren. Nun aber haben wir die Hüllen herausgehauen, und die Gräben, die Ew. Majeſtät machen laſſen, ziehen das Waſſer ab. Jetzt iſt das Luch ſo trocken, wie Ew. Majeſtät ſeh'n, und wir können unſer Heu herausfahren, wenn wir wollen.

„Das iſt gut! Halten Eure Unterthanen auch mehr Vieh als ſonſt?“

Ja!

„Wie viel wohl?“

Mancher eine Kuh, mancher zwei, nachdem es ſein Vermögen geſtattet.

„Aber wie viel halten ſie wohl ſämmtlich mehr? ungefähr nur!“

Bis hundert und zwanzig Stück.

Da ſich der Oberamtmann Fromm in Anſehung des holſteinſchen Roggens auf des General von Görz Zeugniß bezogen, fragte er dieſen: woher er den Amtmann kenne? Dieſer erwiederte: er

habe ihn früher im Holsteinschen kennen lernen, wo er Pferde gekauft, und sey er auch demnächst mit solchen zum Verkauf nach Potsdam gekommen.

Der König sprach darauf zu dem Oberamtmann:

„Hört, ich weiß, Ihr seyd ein Liebhaber von Pferden. Geht aber ab davon, und zieht Euch Kühe dafür; Ihr werdet dabei Eure Rechnung besser finden.“

Ew. Majestät, ich hand'le nicht mehr mit Pferden. Ich ziehe mir nur alle Jahre etliche Füllen.

„Zieht Euch Kälber dafür, das ist besser!“

O, Ew. Majestät, wenn man sich Mühe giebt, ist bei der Pferdezucht kein Schaden. Ich kenne Jemand, welcher vor zwei Jahren tausend Thaler für einen Hengst von seinem Zuwachs bekam.

„Der ist ein Narr gewesen, der sie gegeben hat!“

Ew. Majestät, es war ein mecklenburgscher Edelmann.

„Er ist aber doch ein Narr gewesen!“

Auf das Gebiet des Amts Neustadt angekommen, hielt der Pächter desselben, der Amtsrath Klausius, an der Grenze. Er ließ den König vorüberfahren. Dem Oberamtmann Fromm fiel das viele Sprechen beschwerlich, denn der König fragte ihn nach dem Namen jedes Dorfes und jedes Gutsbesitzers, deren Verhältnissen und ob sie Söhne im Militairdienste hätten und bei welchen Regimentern sie ständen, und solche in dieser Gegend sehr zahlreich sind. Er brachte daher den Amtsrath Klausius zu dem Wagen des Königs und sprach:

Ew. Majestät, hier ist der Amtsrath Klausius vom Amte Neustadt, unter dessen Jurisdiktion die Kolonien stehen.

„So, so! Das ist mir lieb! Laßt ihn herkommen? — Wie heißt Ihr?“

Klausius.

„Klau-si-us? Na, habt Ihr viel Vieh hier auf den Kolonien?“

Achtzehnhundert sieben und achtzig Stück, Ew. Majestät! Es würden weit über dreitausend seyn, wenn nicht die Viehseuche gewesen wäre.

„Vermehren sich auch die Menschen gut?“

O ja, Ew. Majestät! Es sind jetzt funfzehnhundert sechs und siebenzig Seelen auf den Kolonien.

„Seyd auch Ihr verheirathet?“

Ja, Ew. Majestät!

„Habt auch Ihr Kinder?“

Stiefkinder, Ew. Majestät!

„Warum nicht eigene?“

Ich weiß nicht, Ew. Majestät, wie das zugeht.

Der König, sich an den Oberamtmann Fromm wendend, fragte diesen:

„Hört: ist die mecklenburgsche Grenze noch weit von hier?“

Nur eine kleine Meile. Es sind aber nur einige Dörfer, die mitten im Brandenburgschen liegen. Sie heißen Stetzebart, Rosso.

„Ja, ja! sie sind mir bekannt. Das hätt' ich aber doch nicht geglaubt, daß wir dem Mecklenburgschen so nahe wären.“ Jetzt wandte er sich wieder an den Amtsrath Klausius: „Wo seyd Ihr geboren?“

Zu Neustadt an der Dosse.

„Was war Euer Vater?“

Prediger.

„Sind die Kolonisten auch gute Leute? Die erste Generation pflegt nicht viel zu taugen!“

Es geht noch an.

„Wirthschaften sie gut?“

O ja, Ew. Majestät! Der Minister von Derschau hat mir auch eine Kolonie von fünf und siebenzig Morgen gegeben, um den andern Kolonisten mit gutem Beispiel voran zu gehen.

„Ha, ha! mit gutem Exempel!“ rief der König lächelnd aus: „Aber sagt mir, ich sehe hier kein Holz, wo holen die Kolonisten ihr Holz her?“

Aus dem Ruppinschen.

„Wie weit ist das?“

Drei Meilen.

„Das ist auch sehr weit! Da hätte man sorgen müssen, daß sie es näher hätten. Was ist der da für ein Mensch, rechts?“ fragte er darauf den Oberamtmann Fromm.

Der Bauinspektor Menzelius, der hier die Bauten in Aufsicht hat.

„Bin ich hier in Rom? es sind ja lauter lateinische Namen! Warum ist das hier so hoch eingezäunt?“

Es ist das Maulthiergestüte.

„Wie heißt die Kolonie?“

Klausiushof.

Ew. Majestät, sie kann auch Klaushof heißen, sprach der Amtsrath Klausius.

„Sie heißt Klausiushof. Wie heißt da die andere Kolonie?“ fragte er darauf den Oberamtmann Fromm.

Brenkenhof.

„So heißt sie nicht.“

Ja, Ew. Majestät; ich weiß es nicht anders!

„Sie heißt Brenken-ho-fi-ushof!“ — Sind das die stölleschen Berge, die da vor uns liegen?“

Ja, Ew. Majestät.

„Muß ich durch das Dorf fahren?“

Es ist gerade nicht nöthig; aber der Vorspann steht dort. Wenn Ew. Majestät befehlen, so will ich voraufreiten und ihn hinter den Berge warten lassen.

„O ja, das thut! Nehmt Euch einen von meinen Pagen mit.“

Der Oberamtmann that, was er vorgeschlagen, und als der König auf den Bergen war, befand auch er sich dort. Der König sah aus dem Wagen, ließ sich ein Fernrohr geben, besah die umliegende Gegend und sprach dann:

„Das ist wahr, das ist wider meine Erwartung! Das ist schön! Ich muß Euch das sagen, Allen, die Ihr daran gearbeitet habt! Ihr seyd ehrliche Leute gewesen!“ Dann fragte er den Oberamtmann Fromm: „Sagt mir mal: Ist die Elbe weit von hier?“

Ew. Majestät, zwei Meilen. Da liegt Würben in der Altmark, dicht an der Elbe.

„Das kann nicht seyn! Gebt mir den Tubus noch einmal her. — Ja, ja! es ist doch wahr! Aber was ist das für ein Thurm?“

Ew. Majestät, es ist Havelberg.

„Na! Kommt Alle her!“

Der Amtsrath Klausius, der Bauinspektor Menzelius und der Obermamtmann Fromm kamen näher heran.

„Hört einmal, der Fleck-Bruch hier links soll auch noch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt ebenfalls, so weit als der Bruch geht. Was steht für Holz darauf?“

Der Oberamtmann Fromm erwiederte: Elsen und Eichen Ew. Majestät!

„Die Elsen können gerodet werden, die Eichen aber stehen bleiben; die können die Leute verkaufen, oder sonst nutzen! Wenn es urbar ist, dann rechn' ich so dreihundert Familien und fünfhundert Stück Kühe; nicht wahr?“

Jeder der drei Befragten schwieg, endlich sprach der Oberamtmann Fromm:

Ja, Ew. Majestät, vielleicht!

„Hört mal, Ihr könnt mir dreist antworten. Mehr oder weniger Familien! Das weiß ich wohl, daß man das so ganz genau nicht sagen kann. Ich bin nicht da gewesen; kenne das Terrain nicht; sonst versteh' ich's so gut, wie Ihr, wie viel Familien angesetzt werden können.“

Ew. Majestät, das Luch ist aber noch in großer Gemeinschaft, äußerte der Bauinspektor Menzelius.

„Das schadet nicht! Man muß eine Vertauschung machen, oder ein Äquivalent dafür geben, wie sich's am besten thun läßt. Umsonst verlang ich's nicht.“ Dann sich an den Amtsrath Klausius wendend, setzte er hinzu: „Na! hört mal, Ihr könnt es an meine Kammer schreiben, was ich urbar gemacht haben will. Das Geld dazu geb' ich! Und Ihr,“ sprach er zu dem Oberamtmann Fromm; „geht nach Berlin, und sagt es meinem geheimen Rath Michaelis mündlich, was ich noch urbar gemacht haben will.“

Der König stieg nun wieder in den Wagen, und fuhr den Berg hinunter, wo umgespannt wurde. Da er dem Oberamtmann Fromm befohlen, daß er ihn bis an die stöllenschen Berge begleiten sollte, fragte dieser:

Befehlen Ew. Majestät, daß ich noch weiter mit soll?

„Nein, mein Sohn, reitet in Gottes Namen nach Hause!“

Der König fuhr nun unter Begleitung des Amtsraths Klausius nach Rathenow. Dort abgestiegen im Posthause, speisete er daselbst und zog den Oberstlieutenant von Backhof, vom Regi-

mente Karabiniers, zur Tafel. Der König war sehr heiter gestimmt, und sagte bei Tische zu dem Oberstlieutenant:

„Mein lieber Backhof! ist er lange nicht in der Gegend von Fehrbellin gewesen, so reis' Er hin! Die Gegend hat sich ungemein verbessert. Seit langer Zeit bin ich nicht mit solchem Vergnügen gereist. Ich nahm die Reise mir vor, weil ich keine Revue hatte, und es hat mir so sehr gefallen, daß ich gewiß künftig wieder eine solche Reise machen werde."

„Hör Er mal: wie ist es Ihm gegangen, im letzten Kriege? Vermuthlich schlecht. Ihr habt in Sachsen auch nichts ausgerichtet. Das macht, wir haben nicht gegen Menschen, sondern gegen Kanonen gefochten; allein ich hätte mehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert, und unschuldig Menschenblut vergossen. Dann wär' ich werth gewesen, daß man mich vor die Fähndel-Wache gelegt, und mir einen öffentlichen Produkt gegeben hätte! Die Kriege werden fürchterlich zu führen."

Nach altem Gebrauch wurde in allen Patenten, Privilegien, Bestallungen u. dgl. der ganze Titel der Könige von Preußen Wort für Wort aufgeführt.

Dem Könige schien dies eine pedantische Kleinigkeitskrämerei, und er erließ darüber eine Kabinetsorder, die also lautet:

„Da Seine Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr es für sehr überflüssig finden, wenn in den Bestallungen für Dero Bedienten, wie auch in den Pachtkontrakten und bei andern dergleichen Ausfertigungen die ganze Titulatur vorgesetzt wird, und daher zu befehlen geruhet, daß das von nun an nicht weiter geschehen, sondern nur kurz und simpel weg gesetzt werden soll: Wir, Friedrich von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. Mehr nicht, und alle die andern Historien weggelassen werden sollen; so befehlen Höchstdieselben Dero General-Directorium hierdurch in Gnaden, sich hiernach zu achten, als auch an die sämmtlichen Kammern und wohin es sonsten noch erforderlich, das Nöthige hierüber zu verfügen, damit solches durchgehends beobachtet wird.

Potsdam, den 21. October, 1779. Friedrich."

Bei der Bereisung Pommerns in Begleitung eines Landraths im Jahre 1779, befragte er diesen über manche Gegenstände, über den Ertrag der Güter, deren Eigenthümer und dergleichen. Er erhielt stets schnell die bestimmtesten Antworten. So kam man zu einem Dorfe.

„Wie heißt das Gut dort?“ fragte der König.

Der Landrath nannte den Namen.

„Wem gehört es?“

Einem von Rochow.

„Ein von Rochow hat als Offizier bei einem Regimente gestanden, der demnächst seinen Abschied erhalten.“

Nach mehreren Fragen ergab es sich, daß es dieser war.

„Aber warum hat Rochow denn eigentlich den Abschied genommen?“ fragte Friederich.

Ich kann es nicht sagen, erwiederte der Landrath, der bisher alle Fragen schnell und freimüthig beantwortet hatte.

Der König fuhr weiter, nach einiger Zeit fing er wieder an:

„Aber warum hat denn der Rochow eigentlich den Abschied genommen?“

Der Landrath antwortete, aber noch ängstlicher, wie zuvor: Ich weiß es nicht, Ew. Majestät!

Diese Verlegenheit schien dem Könige Vergnügen zu machen; er wiederholte daher nach einigen Zwischenräumen, wo er über ganz andere Gegenstände sprach, die nämliche Frage wohl zehnmal. Er erhielt die nämliche Antwort von seinem immer ängstlicher werdenden Begleiter.

Endlich sprach der König lächelnd:

„Er weiß es ganz gewiß und will es nur nicht sagen. Nur heraus mit der Sprache! Warum hat der Rochow den Abschied genommen?“

Voll Angst rief der Landrath mit weinerlichem Tone: Bei Gott Ew. Majestät, ich weiß es nicht!

Jetzt lachte der König laut auf und sprach mit sehr freundlicher Miene:

„Nun, nun, sey Er nur ruhig; ich glaub' es Ihm ja schon. Es ist nur mein Scherz. Ich will's Ihm sagen: er hat das Gut mit meiner Bewilligung erheirathet.“

Einſt äußerte Friedrich bei Tafel: wie er in Verlegenheit ſey, wen er als Geſandten an einen auswärtigen Hof ſchicken ſolle.

Warum ſchicken Sie nicht den Marquis von Lucchesini hin? fragte Graf von Pinto vorſchnell; das iſt doch gewiß ein geiſtreicher Mann?

„Eben darum will ich ihn hier behalten," verſetzte der König: „und lieber Euch oder den langweiligen *** dort hinſenden."

Da der König gleich bei dem Antritt ſeiner Regierung für keinen ſeiner Unterthanen Ohr und Herz verſchloß, da der Geringſte in ſeinen Bedrängniſſen entweder mündlich oder ſchriftlich ſeine Zuflucht zu ihm nahm, und er jede Eingabe ſelbſt las; ſo konnte es nicht fehlen, daß hauptſächlich eine Menge Beſchwerden über richterliche Entſcheidungen bei ihm eingereicht wurden.

Sein heller noch nicht durch juriſtiſche Formen verdunkelter Verſtand erkannte bald die Wahrheit des Spruchs: summum jus, summa injuria; die eigenen ſchmerzhaften Erfahrungen, die er in frühern Jahren bei der wider ihn verhängten Unterſuchung wegen ſeiner Flucht gemacht, der Tod Katt's, der, als ein Verbrecher, auf dem Blutgerüſte ſterben müſſen, war noch in zu lebhaftem und unauslöſchbarem Andenken in ſeinem Herzen, und er richtete daher, als er das Ruder des Staates ergriff, ſogleich ſein Augenmerk auf eine Verbeſſerung in der Juſtizpflege*).

---

*) Wie er eine unparteiiſche Rechtspflege verlangte, davon enthält dieſe Sammlung preiswürdige Beiſpiele von ſeinen Anſichten und Äußerungen. Aber auch ſchon ſein Vater fühlte die Nothwendigkeit einer unparteiiſchen Rechtspflege, und um, bei der Heftigkeit ſeines Temperaments, der Willkür von Seiten Seiner Schranken zu ſetzen, erließ er eine Verordnung, die ein unverwelklicher Lorbeerzweig auf ſeinem Grab bleiben wird.

In der Verordnung über die Verbeſſerung der Juſtiz, vom 21. Juni 1713 klagt Friedrich Wilhelm I. im Eingang „daß durch die Bosheit der Menſchen der Glanz der Gerechtigkeit ſchier verdunkelt ſey," äußert dann die Hoffnung: „der Allmächtige werde ſeinen hierin hegenden guten Vorſatz begnadigen, und ſeine Diener und Unterthanen ſo lenken, daß ſie hinfüro wiſſentlich nichts ungerechtes verführen oder begehren würden," und ſagt dann: „So ordnen und meinen Wir wohl-

Vielfache Erfahrungen hatten ihn gelehrt, daß er seinen landesväterlichen Zweck nicht erreicht; denn die in den Formen verknor-

---

bedächtig, daß in allen Dingen und Handlungen, insonderheit, wenn Unser Interesse auf einerley Weise dabey waltet, Unsere Judicia und Commissiones sich an dasselbe nicht binden, sondern lediglich die Justiz, als auf welche sie geschworen und beeidigt seyn, zum Augenmerk haben, ohne an dawider laufende Verordnungen, als welche allezeit vor erschlichen und mit dieser Unserer ernstlichen Willensmeinung streitend zu halten, im mindesten sich zu kehren, und ohne sich dadurch von den Wegen der Gerechtigkeit ablenken zu lassen, maaßen ihnen solche Verordnungen, so wenig als Unser etwa vorgeschütztes Interesse zu keiner Entschuldignng in diesem und jenem Leben dienen mag, und werden Wir, dergleichen unzulänglichen Entschuldigung ungeachtet, solche ungerechte Richter mit aller Strenge bestrafen, wenn sie nehmlich überführt werden, daß sie mehr auf Unser, alsdann an sich nichtiges, und mit dem Nutzen, der aus einer rechtschaffenen Administrirung der Justiz entspringet, nicht zu vergleichendes Interesse, als auf die Justiz und die Unschuld ihr Absehen, Gott vergessen und gewissenloser Weise gerichtet, ja, Wir rufen selbst den einzigen Herzenskündiger an, daß er die Thränen der Unschuldigen, welche solche abscheuliche Procedaren auspressen möchten, allein auf deren Urheber Kopf kommen lasse."

Hier einige Kabinetsordres, die während großer Zwischenräume von Friedrich erlassen sind, und mithin bezeugen, mit welcher Konsequenz er seinen Grundsätzen und Forderungen treu geblieben ist. Auch bei den Beschlüssen in der Müller Arnoldschen Sache hegte er daher die feste Überzeugung, daß er keinen willkürlichen Machtspruch thäte, sondern nur einem durch die rabulistischen Spitzfindigkeiten zu Grunde gerichteten Unterthan Gerechtigkeit angedeihen ließe, denn der eingefleischteste Jurist wird es nicht in Abrede stellen, was die Erfahrung von Jahrtausenden bestätigt hat, daß in vielen Fällen die Rechtspflege, wenn man sich nur an den Buchstaben des Gesetzes hält, zur Geißel wird.

Meine lieben Wirkliche Geheimte Etats-Ministri von Cocceji, von Broich und von Arnim. Es wird Euch in gutem Andenken schweben, was für viele ernstliche Verordnungen und Einrichtungen wegen Verkürzungen der Landesverderblichen Prozesse in denen vorigen Zeiten ergangen und gemacht worden. Wenn Ich aber noch zur Zeit keine Frucht davon verspühre, wohl aber mehr als zu viel erfahre, daß demungeachtet fast keine wahre Justiz im Lande mehr zu finden, sondern dasselbe über die Protraction derselben zu seufzen Ursache hat; so befehle Ich Euch nochmals allergnädigst, diese so angelegene, als dem Lande sehr ersprießliche Sache, bey Eurer Obliegenheit, zu dem ersten und ge-

pelten Juristen, denen diese über Alles gingen, benutzten sie als eine sichere Schutzwehr, hinter der sie sich verbargen.

---

nauften Augenmerk zu machen, und dahin zu sehen, daß bey den Justiz-Collegiis solche feste und unveränderliche Einrichtungen gemacht werden, damit alle vorkommende Prozesse nach Beschaffenheit der Sachen, sondern alle Weitläuftigkeiten und Verzögerungen, nach wahrem Rechte kurz und in jeder Jahresfrist abgethan und entschieden werden mögen. Ich verlasse Mich auf Euch, Ihr werdet schon nach reiflicher Überlegung solche Mittel ausfindig machen, welche zur Erreichung dieses Zwecks erforderlich sind. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Berlin, den 14. Januar 1745. Friedrich.

Nachdem Seiner Königl. Majestät in Preußen ꝛc. Unserm allergnädigsten Herrn durch Dero Capitain von der Garde von Ukermann, allerunterthänigst angezeigt worden, daß die Pommersche Kammer wegen eines zu seinem Guthe Roggow gehörigen auf dem Wachlinschen Felde gelegenen, und von ihm und seinen Vorfahren über neunzig Jahr besessenen Buchhölzchens, ihn durch den Fiscum von neuem in Anspruch nehmen lassen.

Höchstdieselben aber ohnlängst vermittelst einer besondern Ordre positive declariret haben, wie Sie durchaus nicht wollen, daß die Particuliers von den Fiscalen chicanirt und mit Prozessen fatigirt werden sollen; als befehlen Sie Dero General-Directorio hiermit in Gnaden, nicht nur gedachter Pommerschen Cammer bekannt zu machen, daß der wider den Capitain von Uckermann, wegen des quäst. Buchhölzchens erregte fiskalische Prozeß gänzlich niedergeschlagen werden soll, sondern auch sämmtlichen Krieges- und Domainen-Cammern, per Circulare aufzugeben: daß in Zukunft die von Adel und andere Particuliers, wenn sie gewisse Fundos oder Gerechtigkeiten, es haben solche Namen wie sie wollen, wirklich nutzen und besitzen, desbalb unter keinerley Prätext durch das Officium Fisci in Anspruch genommen, vielmehr bei ihren Possessionen mit Nachdruck maintenirt und geschützet werden sollen.

Berlin, den 28. Januar 1747. Friedrich.

Diese Kabinetsbefehle und mehrere ähnlichen Inhalts bei unmittelbaren Beschwerden hatten dann auch die gute Wirkung, daß man sich vor Verschleppung der Prozesse hütete. Im Jahre 1749 hatte das Oberappellations-Gericht 560 Prozesse geschlichtet, und als ihm solches der Großkanzler Freiherr von Cocceji anzeigte, erhielt er darauf zur Antwort:

Mein lieber Groß-Canzler und Geheimer Etats-Minister Freiherr von Cocceji. Es hat Mir eine wahre Freude gemacht, aus Eurem unter 1. d. M. an Mich erstatteten Bericht zu ersehen, daß durch die

Fest entschlossen, durch eine energische Maßregel seinen langgehegten landesväterlichen Wunsch zu verwirklichen, war ihm daher

---

mit dem hiesigen Tribunal anderweitig gemachte Einrichtung, und dem bey solchem eingeführte Justizplan der gute Succes erhalten worden, daß bey solchem Collegio gar keine Prozesse auch selbst von dem letztverwichne Jahren mehr übrig sind, sondern solche insgesammt auf eine rechtliche und solide Art abgethan worden. Ich erinnere Mich der Erkenntlichkeit, welche ich Euch deshalb schuldig bin, den sämmtlichen Membris erwähnten Tribunals aber sollt Ihr meine vollkommene Zufriedenheit durch ein convenables Compliment von Mir zu erkennen geben, auch Sie Meiner Gnade und Protection versichern. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Berlin, den 3. Januar 1750. Friedrich.

Diese Freude des Königs währte indeß nicht lange, vielfältig wurde er, auch wohl mit ungegründeten Beschwerden, behelligt, und er erließ darüber in der Regel Kabinetsverfügungen an die Chefs der Justiz. Unter andern die nachstehende, die seinem Herzen eben so sehr, als seinem Scharfblick zur Ehre gereicht.

Mein lieber Groß-Canzler von Jariges. Ich muß Euch auf Eurem Bericht vom 23. dieses, und dessen P. S. wohl gestehen, daß alle darin angeführte Ursachen von dem noch bis dato und also schon über drei Jahr lang trainirenden Prozesse derer abgebrannter Bürger zu Frankfurth mir die Idee nicht benehmen, wie es ganz unverantwortlich sey, wenn dergleichen arme Leute, die inzwischen von ihrem abgebrannten Hab und Gut nicht leben, noch weniger deren Retablissement veranstalten können, durch prozessualische Weitläuftigkeiten noch vollends an den Bettelstab gebracht werden. Es ist dieses nicht der einzige Cas verzögerter Rechtspflege; Mir sind schon mehrere bekannt worden, und Ihr werdet daher sehr wohl thun, wenn Ihr auf den prompten Betrieb der Prozesse besonders bedacht seyd, die Collegia dieserhalb recherchiren, und an einem und anderen Rathe, der sich dergleichen Nachläßigkeit zu Schulden kommen lassen, Exempel statuiren laßet. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 24. September 1767. Friedrich.

Dabei ging er aber von dem Grundsatz aus, keine eigenmächtige Eingriffe in die Handhabung der Rechtspflege zu thun; dies beweiset der nachstehende Kabinetsbescheid an die verwittwete Frau von ***, der wegen ihrer Schulden ein Indult bewilligt worden, die aber in dieser Zeit auch nicht deren Zinsen an ihre Gläubiger entrichtet hatte, und sich darüber, daß solche von ihr gerichtlich eingetrieben werden sollten, unmittelbar beschwert hatte.

Der Bescheid darauf lautete:

die unmittelbare Beschwerde des Müllers Arnold, Besitzers einer Mühle, die Krebsmühle genannt, wider den Landrath von Gers-

---

Besonders Liebe! So vieles Mitleid Eure Mir unterm 23. d. M. angezeigten Umstände erwecken; so wenig gehet es doch an, daß ich Euch gegen Eure Gläubiger auf die nachgesuchte Art schützen kann. Der Euch verwilligte Indult kann Euch zur Bezahlung der völligen Interessen keinen Aufschub verschaffen. Es führet vielmehr derselbe, nach allen Rechten, die ausdrückliche Bedingung mit sich, daß dieselben ordentlich und zu gehöriger Zeit bezahlt werden müssen; und von dieser Verbindlichkeit könnt Ihr, weder von Mir unmittelbar, noch von den Gerichten entbunden werden. In dergleichen Rechtshändeln gilt kein Stand, keine Geburt, kein Ansehen der Person. Indessen bin Ich sonst unveränderlich Euer gnädiger König

Potsdam, den 27. October 1772. Friedrich.

Noch bestimmter erklärte er sich in der nachstehenden Kabinets-Order an den geheimen Staatsminister von Münchhausen.

Mein lieber Etats-Minister von Münchhausen. Ich bin zwar weit entfernt auf die Original-Anlage der Freyin von Rackewitz, geborene Gräfin von Flemming, in ihrer großväterlichen Erbschaftssache, Mir eine unmittelbare Entscheidung anzumaßen. Dies würde ein Machtspruch seyn, und Ihr wißt, daß Ich solche verabscheue. Das großväterliche Testament muß wohl in dieser Sache das Erkenntniß bestimmen, und Ich will Euch daher hiermit nur auffordern, dahin zu sehen, daß gedachter Freyin von Rackewitz in der Appellations-Sentenz alle diejenige reine, schleunige und unparteiische Rechtspflege angedeihen möge, welche Ihr nach Meiner Justizverfassung gebührt. Ich verlasse Mich hierunter auf Eure Mir bekannte unverrückte Rechtschaffenheit und Billigkeit.

Potsdam, den 4. Juli 1780. Friedrich.

Eine gleiche wo nicht größere Aufmerksamkeit widmete er der Kriminaljustiz, wie viele Kabinetserlasse beweisen.

Hier einige aus sehr verschiedenen Abschnitten seiner Regierung.

Mein lieber Geheimer Etats-Minister von Bismarck. Auf Euren Bericht vom 19. dieses, den in großem Verdacht wegen begangenen Mordes und Beraubung auf öffentlicher Landstraße stehenden Schäfer Görl Heinrich Schmidt betreffend, gebe Ich Euch hierdurch zur Resolution: daß, weil Ich in dergleichen Criminal-Fällen die Tortur allemal als ein theils grausames, theils aber ungewisses Mittel ansehe, die Wahrheit der Sache herauszubringen, Ich also das Erkenntniß des Berlinischen Criminal-Senats confirmiret, und solches durch Vollziehung der hierbey zurückkommenden Expeditionen approbiret habe. Wobei Ich Euch denn zu Eurer und der Criminal-Collegiorum Direction

dorf sehr willkommen. Auf den Gütern desselben entsprang das Wasser, das Arnold's Mühle trieb, es floß durch einige Teiche,

---

hierdurch nochmals declarire, daß wenn man in dergleichen Criminal-Fällen, wo es auf die öffentliche Sicherheit ankommt, die Delinquenten durch klare indicia oder auch Zeugen und andere ganz deutlich sprechende Umstände, schuldig befunden worden, daß nichts an Richtigkeit des Facti als nur allein die eigene Confession des Delinquenten fehlet, welche sonsten von letzterem durch die in den Gesetzen geordnete Tortur herauszubringen ist, sodann auf solchem Fall die gesetzmäßige Todesstrafe sonder Bedenken von den Criminal-Collegiis erkannt werden kann, ohne daß selbige nöthig haben, das eigene Bekenntniß eines schon ganz überführten Delinquenten zu erfordern und abzuwarten.

Potsdam, den 27. Junii 1754.

Friedrich.

Mein lieber geheimer Etats-Minister von Horst. Ihr habt aus der abschriftlichen Anlage mit mehrerem zu ersehen, was auf Meine Ordre der Etats-Minister von Münchhausen, wegen der von dem Accisegerichte zu Breslau dem dortigen insolventen Kaufmann Weidner, einer begangenen Accise-Defraudation halber, dictirte Geldstrafe von 5776 Thaler an mich berichtet hat. Da es nun ganz recht ist, daß eine Geldstrafe, sogleich, als sie nicht dem Schuldigen selbst zum Verlust gereichet, in Leibesstrafe verwandelt werden muß, indem sonst gegen Kaufleute, so übel stehen, die Geldstrafe ihren gesetzlichen Endzweck verfehlen, und die Geldstrafe nicht sie, sondern ihre unglücklichen Creditoren trifft; so befehle hierdurch, daß Ihr von Meinetwegen die Accise-Gerichte zu Breslau anweisen sollet, daß zwar die verschwiegene Accise, welches der eigentliche Verlust der Accise-Casse ist, aus der Weidnerschen Masse beygetrieben, die Geldstrafe aber, weil sie nur die unschuldigen Creditoren treffen würde, in eine deren hohen Betrag proportionirte Leibesstrafe des Defraudanten verwandelt werden soll. Ihr habt Euch also darnach zu achten, und das Erforderliche deshalb weiter auszufertigen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 5. November 1767.

Friedrich.

Mein lieber Etats-Minister, Freiherr von Zedlitz. Ich habe Bedenken gefunden, das hierneben zurückerfolgende Todesurtheil wider den Brandstifter Döpel zu vollziehen. Er sowohl, als der Mitschuldige Weiß, werden als noch junge Leute angegeben, und Ich will daher, daß derselbe ebenfalls mit der Todesstrafe verschonet, und beyde ins Zuchthaus gebracht, und in solchem für ihre bessere Erziehung und Erkenntniß der menschlichen Pflichten, so wie der Abscheulichkeit

ehe es zu der Mühle kam. Der Landrath von Gersdorf leitete dies Wasser aus einem seiner Teiche in einen neuen, und der Bach nahm nun, nachdem er den neuen Teich, durch den er geleitet worden, gewässert hatte, seinen Lauf wieder nach der Mühle.

Bei der Beschwerde des Müllers erinnerte der König sich eines Offiziers gleiches Namens, der bei einem Regimente in der Schlacht bei Sohr gestanden, und fragte: ob es der nämliche sey? — Als ihm dies mit Ja beantwortet wurde, rief er aus:

„Mauvais sujet!“

denn er hatte sich in dieser Schlacht feige zu entfernen gesucht und war daher nicht ehrenvoll entlassen worden.

Der König erließ daher unterm 22. August 1779 eine Kabinetsordre an die neumärkische Regierung, die Beschwerde des Müllers Arnold mit Zuziehung eines Kommissars, des Obersten von Heucking, zu untersuchen und darüber rechtlich zu entscheiden.

Der Oberst hatte darüber einen Bericht erstattet, der zu Gunsten des Müllers sprach, und überdies der König noch erfahren, daß der Landrath von Gersdorf ein Schwager des in großem Ansehen stehenden General-Lieutenants von Anhalt war*).

Die neumärkische Regierung entschied zu Gunsten des Landraths. Der König sah darin eine Parteilichkeit, aber ungeachtet des gerechten Unwillens gegen den Landrath von Gersdorf und die Sentenz der Regierung, die mit dem Berichte des Obersten von Heucking nicht übereinstimmte, wollte er keinen Machtspruch thun, und übertrug die Sache dem Kammergerichte zu Berlin.

Auch dessen Sentenz war mit jener der neumärkischen Regierung übereinstimmend, und es stattete dem Könige darüber Bericht ab.

Da dies seinen Erwartungen nicht entsprach, und er, nach dem Bericht des Obersten von Heucking, ein ganz anderes Resultat zu erwarten, berechtigt zu seyn glaubte, so beschloß er, ein-

---

ihres begangenen Verbrechens gesorgt werden soll. Ihr habt demnach die Expeditiones solchergestalt anfertigen zu lassen und Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 23. April 1776. Friedrich.

*) S. 232–238.

Beispiel zur Warnung für ähnliche Fälle zu statuiren, und erließ unterm 10. Dezember 1779 eine Kabinetsordre an den Großkanzler, Freiherrn von Fürst, worin er ihm befahl, am folgenden Tage mit den Räthen vor ihm zu erscheinen, die in der Arnoldschen Sache entschieden hätten.

Der Großkanzler nahm von den Räthen des Kammergerichts die Kammergerichtsräthe Friedel, Ransleben und Graun mit, und stellte sich mit diesen um ein Uhr Nachmittags ein. Der König lag auf einem Sopha, die Backen wegen Zahnweh verbunden.

Dadurch noch mißgestimmter, überhäufte er sowohl den Großkanzler, Freiherrn von Fürst, als die vorgenannten drei Kammergerichtsräthe mit bittern Vorwürfen und entließ den Großkanzler nicht auf die freundlichste Weise.

Den Räthen gebot er ebenfalls, sich zu entfernen, und der wachthabende Offizier hatte Befehl, sie in das Kalandshofgefängniß zu bringen. Es erging eine Ordre an den Kommandanten zu Küstrin, die dabei betheiligten Regierungsräthe und den Advokaten Schlecker ebenfalls verhaften zu lassen.

Der König diktirte den nachstehenden Aufsatz, welcher sogleich in den Zeitungen abgedruckt werden mußte.

„Auf die Allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und Alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll, — kann man das thun? — ist von selbigen mit Nein! geantwortet worden.“

„Ferner: Kann man einem Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlt hat? Ist das gerecht? — wurde auch mit Nein! beantwortet.“

„Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in dem Teich zu haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wassermühle treibt, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen, und wenn was noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr vierzehn Tage, und im späten Herbst auch etwa vierzehn Tage mahlen kann. Dennoch wird prätendirt, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor

geben, die er ſonſt entrichtet hat, da er noch das volle Waſſer von ſeiner Mühle gehabt. Er kann aber die Zinſen nicht bezahlen, da er die Einnahme nicht mehr hat. Was thut die Küſtrinſche Juſtiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden ſoll, damit der Edelmann ſeine Pacht kriegt, und das hieſige Kammergerichts-Tribunal approbirt ſolches.“

„Das iſt höchſt ungerecht und dieſer Ausſpruch Sr. Königl. Majeſtät landesväterlicher Intention ganz und gar entgegen. Höchſtdieſelben wollen vielmehr, daß Jedermann, er ſey vornehm oder geringe, reich oder arm, eine prompte Juſtiz adminiſtrirt, und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Anſehn der Perſon und des Standes, durchgehends ein unpartheyiſches Recht widerfahren ſoll. Se. Königl. Majeſtät werden daher, in Anſehung der wider den Müller Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle abgeſprochenen und hier approbirten höchſt ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel ſtatuiren, damit ſämmtliche Juſtiz-Collegia in allen Dero Provinzen ſich daran ſpiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn ſie müſſen nur wiſſen, daß der geringſte Bauer, ja was noch mehr iſt, der Bettler, eben ſowohl ein Menſch iſt, wie Se. Majeſtät ſind, und dem alle Juſtiz widerfahren muß; indem vor der Juſtiz alle Leute gleich ſind, es mag ſeyn ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, ſo iſt der Prinz vor der Juſtiz dem Bauer gleich, und bei ſolchen Gelegenheiten muß nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Anſehn der Perſon. Darnach mögen ſich die Juſtiz-Collegia in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo ſie nicht mit der Juſtiz, ohne alles Anſehn der Perſon und des Standes, gerade durchgehen, ſondern die natürliche Billigkeit bei Seite ſetzen, ſo ſollen ſie es mit Sr. Königl. Majeſtät zu thun kriegen. Denn ein Juſtiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, iſt gefährlicher und ſchlimmer wie eine Diebesbande; vor der kann man ſich hüten, aber vor Schelmen, die den Mantel der Juſtiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor denen kann ſich kein Menſch hüten, die ſind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt ſind, und meritiren eine doppelte Beſtrafung.“

Übrigens wird den Juſtiz-Collegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Majeſtät einen neuen Groß-Kanzler ernannt haben. Höchſt-

dieselben werden aber demohnerachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her seyn, und befehlen auch hiermit auf das Nachdrücklichste, erstlich: daß alle Prozesse schleunig geendigt werden; zweitens: daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profanirt werde; drittens: daß mit völliger Egalité gegen alle Leute verfahren werde, die vor die Justizkammer kommen, es sey ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß alles gleich seyn. Wofern aber Se. Majestät in diesen Stücken einen Fehler finden, so können die Justiz-Collegia sich nur im voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden gestraft werden, sowohl der Präsident, als die Räthe, die eine so üble mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wonach sich also sämmtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen ganz eigentlich zu richten haben.

Berlin, den 11. Dezember 1779. Friedrich."

Zugleich erließ er die folgende Kabinetsordre an den Staats-Minister von Zedlitz.

„Mein lieber Etats-Minister von Zedlitz. Da ich mich genöthiget gesehen, drey der hiesigen Kammergerichts-Räthe, Namens Friedel, Graun und Ransleben, wegen einer höchst ungerechten Sentenz, die die Cüstrinsche Regierung, in Sachen des Müllers Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle, abgesprochen, und die von dem hiesigen Kammergericht approbirt worden, wovon obgedachte drey Räthe die Kammergerichtssentenz minutirt haben, nach dem Calandshof in Arrest bringen zu lassen: so gebe Euch hierdurch auf, daß von Seiten des Criminal-Collegii über diese drey Leute nach der Schärfe der Gesetze gesprochen, und zum mindesten auf Cassation und Festungsarrest erkannt wird, wobey ich Euch auch zugleich zu erkennen gebe, daß, wenn das nicht mit aller Strenge geschiehet, Ihr sowohl, als das Criminal-Collegium es mit Mir zu thun kriegen werdet. Denn die Sache ist gar zu arg und besteht darin: Ein Edelmann, der läßt einen Teich machen, und um mehr Wasser darin zu haben, so läßt er einen Graben, der des Arnolds Wassermühle treibt, in den Teich leiten. Die Mühle berliert dadurch das Wasser und kann nicht mehr mahlen, außer höchstens vierzehn Tage im Frühjahr und im späten Herbst, wenn die Gewässer sehr groß sind. Dennoch wird praetendirt: der Arnold soll seine Zinsen bezahlen, die er sonst gegeben. Er kann sie aber nicht bezahlen, weil er nicht mehr die vorige Einnahme hat.

Daran aber kehrt sich die Cüstrinsche Justiz nicht, sondern sie befiehlt: daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt, und das hiesige Kammergericht approbirt diesen Ausspruch."

„Das ist höchst ungerecht, und deshalb nothwendig: daß einmal ein nachdrückliches Exempel statuirt wird, und darum ertheile Euch gegenwärtige Ordre, daß das Criminal-Collegium über schon gedachte Leute mit Rigueur erkennen soll, denn ich will, daß in meinen Landen einem jeden, er sey vornehm oder gering, prompte Gerechtigkeit widerfahren, und nicht zum Faveur eines Größeren gedrückt, sondern einem jeden ohne Unterschied des Standes, und ohne alles Ansehen der Person eine unparteyische Justiz administriret werden soll. Ich habe auch die Ordre gestellt: daß die vier ersten Räthe der Cüstrinschen Regierung, dieser ungerechten Sentenz wegen, ebenfalls in Arrest gesetzt werden sollen, desgleichen auch der dortige Fiscus, der an dieser Ungerechtigkeit mit Theil genommen, der soll ebenfalls arretirt und hierher nach dem Calandshof gebracht werden, damit das Criminal-Collegium über denselben zugleich mit erkennen kann, welches dann die gedachten vier Räthe von Cüstrin, nach Erfordern der Umstände, auch hieher bringen zu lassen hat."

„Zugleich geht meine Intention auch dahin: daß das Criminal-Gericht diesen Vorgang sämmtlichen Justiz-Collegiis in allen Provinzen bekannt machen, und sie ernstlich warnen soll, dergleichen Ungerechtigkeiten nicht zu begehen, widrigenfalls ich solche eben so nachdrücklich, sobald ich sie erfahre, bestrafen werde, und werden sie mir auch nicht gleich bekannt, so erfahre ich sie doch, wenn ich in die Provinzen komme, wornach sich also Jedermann richten kann."

„Hiernach ist auch meine ernstliche Willensmeinung, daß die mehrerwähnten Räthe des Kammergerichts, so wie auch die von der Cüstrinschen Regierung, sollen zusammen das Kaufgeld für die Arnoldsche Mühle, so wie auch allen Schaden, den derselbe wegen des ihm entzogenen Wassers erlitten hat, bezahlen. Welches denn die Neumärkische Kammer zu taxiren, und — den Arnold in seine Mühle wieder einzusetzen, beordert ist."

„Es soll hiernächst der von Gersdorf, der Behufs seiner Teiche dem Arnold das Wasser zur Krebsmühle genommen hat, dahin angehalten werden, demselben dafür entweder eine tüchtige und gute

Windmühle auf seine eigene Kosten zu erbauen, worauf er eben so viel abmahlen und Verdienst haben kann, wie auf seiner Krebsmühle, als er noch das volle Wasser gehabt, oder er muß seine Teiche wieder eingehen lassen, und dem Arnold das volle Wasser zu der Krebsmühle so, wie es vorher gewesen, ehe er seine Teiche angelegt hat, wieder zukommen lassen."

„Hiernach habt Ihr nun alles Weitere durchgehends gehörig zu verfügen und zu besorgen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Berlin, den 11. Dezember 1779. Friedrich."

Der Kriminal-Senat des Kammergerichts erstattete darauf einen weitläuftigen Bericht an den König, welcher ganz zu Gunsten ihrer Kollegen war, worauf der König an den Staatsminister von Dörenberg Nachstehendes erließ:

„Von Gottes Gnaden, Friedrich König von Preußen ꝛc. Unsern ꝛc. Das von Euch, wegen der in der Müller Arnoldschen Sache arretirten Justizbedienten abgefaßte und integraliter Uns vorgelegte Gutachten ist von Unserer höchsten Person selbst abgeändert worden, und verordnen Wir höchst Selbst: daß

1) Der Neumärkische Regierungsrath Scheibler, welcher nach dem Gutachten des Criminal-Collegii einer entgegengesetzten Meinung gewesen, und dahin votiret hat: daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtiget, und daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchirt werden müsse, des Arrestes entlassen, und auf seinen Posten nach Cüstrin zurückgehen,

2) desgleichen auch der Cammergerichts-Rath Ransleben, welcher nach dem Inhalt des Gutachtens bey der Sache sich alle Muhe gegeben, und alle vorkommende Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasserverhältnisses und der vorgegebenen Schädlichkeit des Teiches, mit einer ganz sichtbaren Unpartheylichkeit vorgetragen hat, ebenfalls des Arrestes entlassen; dahingegen

3) die Neumärkischen Regierungs-Räthe Busch, Bandel und Neumann, ferner die Cammergerichts-Räthe Friedel und Graun, und der Pommerziger Justiziarius Schlecker, sämmtlich cassiret und jeder von ihnen überdem noch mit einjährigem Festungsarrest belegt werden sollen."

„Überdem müssen die Regierungs- und Cammergerichts-Räthe Busch, Bandel, Neumann, Friedel und Graun, und der Pommerziger Justiziarius Schlecker den Werth der Arnoldschen Mühle sowohl, als auch ihm selbst allen seinen gehabten Verlust und Schaden, der ihm bey dieser Sache verursachet worden, nach der von der Cammer davon anzufertigenden Taxe, aus ihren eigenen Mitteln bezahlen, mithin solchergestalt der Müller Arnold völlig in integrum restituiret werden.“

„Gleichwie Ihr nun hiernach ganz ungesäumt das weiter Nöthige zu verfügen habt: so lassen wir Euch auch zugleich die zu gedachter Justizbedienten Annahme erforderliche Ordre an das Gouvernement zu Spandau hieneben zufertigen. Sind ꝛc.

Berlin, den 1. Januarii 1780. Friedrich.“

Dieses Ereigniß und hauptsächlich die Bekanntmachung in den Zeitungen machte eine große freudige Sensation in den sämmtlichen Provinzen des preußischen Staats.

Die Verehrung und Liebe zu ihm steigerte sich, hauptsächlich bei dem Landmann und den unteren Klassen des Volks zum höchsten Enthusiasmus, und schnell verbreitete sich die Nachricht von diesem Ereigniß in das Ausland. Man las nicht nur davon in allen politischen Zeitungen, sondern auch in andern Journalen, und selbst ein französischer Dichter wählte den Prozeß des Müller Arnold zu einem langen Gedichte: Die Mühle betitelt; vielleicht in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu ziehen. Diesen Zweck verfehlte er aber um so mehr, da in dessen Versen so viel Wasser war, daß der Müller Arnold, wenn seine Mühle daran eben so viel Überfluß gehabt, selbst keinen scheinbaren Grund hätte anführen können, über Wassermangel zu klagen. Wenn man auch in diesem Verfahren des großen Königs einen Machtspruch finden durfte: so war er das in seiner Art, was nach einer langen Dürre ein mit heftigem Platzregen begleitetes Gewitter ist. Der Blitz zündet vielleicht eine gefüllte Scheune, aber der befruchtende Regen erquickt ein weites Gefilde, dessen Saaten verdorrt sind und verhütet Mißwachs.

Nirgends gilt wohl der Spruch: „Der Buchstabe tödtet, nur der Geist macht lebendig,“ mehr, als bei der Rechtspflege und den Gesetzen.

Der König zog eines Abends schon spät an der Schelle. Niemand kam; er ging daher in das Vorzimmer und fand den Pagen von Malschitzky in solchem schlafend.

Er näherte sich ihm, um ihn zu wecken; ein beschriebenes Blatt Papier ragte aus der Tasche des Pagen hervor. Er zog es leise aus solcher, entfaltete es und las, was darauf geschrieben stand.

Es war ein Brief der Mutter des Pagen, in welchem sie ihm für die Geldunterstützung dankte, die er ihr von seiner ersparten Gage geschickt hatte, „Gott wird Dich dafür lohnen," schloß der Brief: „wandle immer auf seinen Wegen und bleibe seinen Geboten so treu, wie Deinem Könige, so wird es Dir an seinem allmächtigen Segen nicht fehlen und Du auch schon in dieser Welt Dein Glück machen."

Die kindliche Liebe des Pagen, die fromme Ermahnung der Mutter rührten sein Herz; er legte einen großen Werth auf kindliche Dankbarkeit und Verehrung der Ältern; er schlich leise wieder zurück in sein Zimmer, nahm eine Rolle Dukaten, steckte solche behutsam mit dem Briefe wieder in die Tasche des schlummerden Pagen, damit er diesen nicht munter mache.

Er begab sich wieder in sein Gemach, nach einer Weile schellte er auf's neue und stärker. Der Page mußte davon erwachen, er sprang erschrocken auf, und trat, noch mit blinzenden Augen, in das Zimmer des Königs.

„Du hast wohl geschlafen?" fragte ihn Friedrich in einem milden, nicht verweisenden Ton.

Der Befragte, bestürzt, daß er sich eines solchen Fehlers schuldig gemacht, zu unverdorben, ihn noch durch Ablängnen zu verdoppeln, gestand sein Versehen, stammelte Entschuldigungen und in dieser peinlichen Verlegenheit, in welcher man nicht weiß, wo man hinblicken und die Hände lassen soll, griff er mit der einen in die Tasche und fand darin die Geldrolle. Leichenblaß zog er sie hervor, mit Thränen in den Augen sah er den König wehmüthig an, er war zu beklommen, um ein Wort zu sprechen.

„Was ist Dir?" fragte Friedrich.

Ach! rief der Page aus, und kniete nieder: man will mich unglücklich machen. Ich weiß von diesem Gelde nichts!

„Sey nur ruhig! Wem Gott etwas geben will, dem beſcheert er's im Schlafe. Schicke das Geld nur getroſt an Deine Mutter, grüße ſie von mir und verſichere ſie, daß ich für ſie und Dich ſorgen werde."

Schmeicheleien waren ihm ſehr zuwider, er unterſchied ſich auch dadurch von dem neuen Attila, der ſich die gröbſten Schmeicheleien in's Geſicht ſagen ließ, und ſelbſt die nicht rügte, die an Blasphemie gränzten.

Bei einer feierlichen Gelegenheit wurde eine Oper aufgeführt, und dazu ein beſonderes Vorſpiel gemacht. Bevor dies in Muſik geſetzt wurde, ließ er ſich den Text geben, um ihn zu leſen.

Der Dichter hatte darin ſeiner mit vielem Lobe gedacht. Er ſtrich alle darauf Bezug habenden Stellen aus und ſchrieb an den Rand:

Il faut, qu'il ne soit pas question du Roi.

(Vom Könige darf ſchlechterdings nicht die Rede ſeyn.)

Einſt las ihm Einer von ſeiner Umgebung ein Lobgedicht auf ihn in franzöſiſchen Verſen vor; hauptſächlich war darin auch die große Liebe der Berliner erwähnt.

Auf einmal unterbrach er den Vorleſer, richtete ſich wie dieſer empor und ſeine deklamatoriſchen Geberden und Stimme parodirend, ſprach er:

Croyez moi, les humains que j'ai trop su connoitre,
Meritent peu, Monsieur, qu'on daigne être leur maitre.

(Glaubt mir, mein Herr! ich lernte zu genau
Die Menſchen kennen; ſie verdienen's nicht,
Daß man ſie würdigt, zu beherrſchen ſie.)

Einige Jahre vor ſeinem Tode ging er mit dem Oberſtallmeiſter Graf von Schwerin im Garten von Sansſouci ſpatzieren.

Der Letztere, um dem Könige etwas ſchmeichelhaftes zu ſagen, verſicherte ihn: er gehe ſo ſchnell, daß es ihm ſchwer falle, mit ihm Schritt zu halten.

Friedrich überhörte es geflißentlich. Schwerin wiederholte diese Äußerung; auch dazu wurde geschwiegen; bald darauf sprach Schwerin:

Ew. Majestät gehen so schnell und rüstig, daß ich's nicht mehr aushalten und Ihnen folgen kann.

„Nun, dem soll bald abgeholfen werden," sprach der König, rief zwei Heiduken, und befahl ihnen, einen Tragesessel zu bringen.

Als sie diesem Befehl genügt hatten, mußte sich Schwerin in solchen setzen; er ließ ihn nun im Garten eine gute Stunde herumtragen, während er neben der Portchaise ging, und sich mit dem ganz wider seinen Willen Getragenen unterhielt.

Im siebenjährigen Kriege kam der General Braun in die Gegend des Dorfs Weisenberg in Schlesien. Hier ließ er sich von einem Einwohner dieses Dorfes, mit Namen Herrmann, nach einem nahe dabei gelegenen hohen Berg mit mehreren Artillerie-Stücken, zur Vertreibung einiger feindlichen Regimenter aus der Ebene, und demnächst nach Hohenfriedberg führen.

Friedrich war dort angekommen und fragte den General Braun, wie es möglich gewesen, mit Kanonen so schnell auf einen so hohen Berg zu kommen? Der General zeigte ihm seinen Führer. Der König wendete sich hierauf an diesen und sprach:

„Wenn Du ein so guter Führer bist, so zeige mir den Weg nach Kunersdorf und Ullersdorf."

Dies geschah, und während Herrmann den König dahin geleitete, feuerten die Österreicher heftig mit den kleinen Gewehren.

Dies bewog den König zu dem Führer zu sagen:

„Geh' auf die andere Seite meines Pferdes, hier bist Du nicht sicher."

Als man bei Ullersdorf angekommen war, und das Feuer immer stärker wurde, sagte der König zu Herrmann:

„Nun sieh', ob es Dir möglich ist, nach Hause zu kommen," indem er ihn entließ.

Im Jahre 1780 ging der König wieder durch Hohenfriedberg und Herrmann mußte, damals Erb- und Gerichtsschulze in Wiesenberg, auf dem dortigen herrschaftlichen Hofe das Relais

besorgen. Beschäftigt damit, die Pferde schnell anzuspannen er sich rufen:

„Du! wie bist Du denn im Jahre 1745 nach Hause gekomm

Friedrich erkannte nach so vielen Jahren seinen Führer a erſten Blick wieder, vor dessen Blicken in dieser Zeit so viele A nen Gegenstände vorüber gegangen waren. Er rief ihn an den gen, erinnerte sich fast jedes Worts, das er mit ihm gespr wunderte sich, daß er noch lebe, und befahl ihm, wenn er n nach Schlesien kommen würde, sich bei ihm im Hauptquartier zufinden. Schlesien sah aber den großen König nicht wieder.

Bei der Anwesenheit des Großfürsten Paul Petrowitsch Berlin, 1780, strömte aus Neugier eine solche Masse von Men auf das Schloß, daß die Wachen vor und in den Zimmern verst werden mußten. Auch ein angesehener Kaufmann war mit sei Frau auf das Schloß gegangen. Unter dem Gedränge konnten B aber weder vorwärts noch zurück.

Ein Kammerlakai kannte das Paar, er nahm sich der Frau und führte sie in das Zimmer, wo sie ihre Neugier befriedig konnte, in der Voraussetzung, der Mann würde folgen. So k die Frau in das Zimmer, wo gespeist wurde. Die Wache ha aber den Mann zurückgestoßen; er bat daher den wachthabenden O fizier: er möchte ihn doch hineinlassen, und setzte hinzu:

Ich versichere auf meine Ehre, ich komme den Augenblick wi der zurück.

„Hat Er auch Ehre?“ fragte der Offizier höhnisch und brutal

Friedrich trat bei dieser Frage aus einem Nebenzimmer hörte sie und fragte den ihm persönlich bekannten Kaufmann:

„Was giebt's hier für einen Zank?“

Der Befragte erzählte den Vorfall. Da wandte sich der Kö nig an den Offizier und sprach:

„Der,“ auf den Kaufmann zeigend; „hat eben so viel Ehre wie Er! Alle Leute von Distinktion sollen hereingelassen werden!“ Dann sich an den Kaufmann wendend, sagte er zu diesem: „Komm' Er mit!“

Der Feldmarschall Romanzow begleitete den Großfürsten von Rußland Paul Petrowitsch bei diesem Besuche.

Friedrich sagte zu dem Feldmarschall:

„Ich finde sehr viel Ähnlichkeit zwischen Ihnen und meinem General Winterfeld.“

Sire! erwiederte Romanzow: es gereicht mir zur großen Ehre, mit einem General Ähnlichkeit zu haben, der Ew. Majestät so brav gedient hat.

„Sie bedürfen solcher Ähnlichkeit nicht, da Ihre Thaten Sie unsterblich machen.“

Als der Staatsminister, Freiherr von Heinitz, dem Könige 1780 den Weltumsegler Forster*) vorstellte, sagte dieser zu dem Monarchen:

Sire! ich habe bereits fünf Könige gesprochen, drei wilde und zwei zahme, aber so Einer, wie Ew. Majestät, ist mir noch nicht vorgekommen.

Nach einer solchen Unschicklichkeit war es natürlich, daß der König die Unterhaltung bald abbrach, und, als gerechte Strafe dafür, der Reisen, welche Forster gemacht hatte, nicht erwähnte; er sprach nur mit ihm über englische Agrikultur, und über den Handel und die Finanzen von Großbritanien **).

Nach der Audienz sagte er zu dem Minister:

„Der Forster mag ein gruudgelehrter Mann seyn, aber er ist ein erzgrober Kerl.“

Der König ließ in Potsdam 1780, nach dem Pallast des Kardinals Quirini in Rom ein Prediger- und Schulhaus bauen.

Es erhielt nur einen Eingang. Der geistliche Inspektor und der Diakonus kamen unmittelbar bei dem Könige ein und baten,

---

*) Johann Reinhold Forster, geboren zu Dirschau den 22. Oktober 1729, gestorben als Professor der Naturgeschichte zu Halle am 9. Dezember 1798.

**) Wie schief man oft über den König geurtheilt, beweiset unter andern, daß man viele Jahre nach seinem Tode in einer Zeitschrift, ohne Forster's Insolenz anzuführen, den Grund, wesbalb er über seine Reisen nicht mit ihm gesprochen, einem kleinlichen Neide gegen Männer zuschreibt, die sich ausgezeichnet haben.

in Hinsicht dieses Eingangs eine Abänderung zu treffen, und für Jeden einen besonderen bauen zu lassen.

Er schrieb unter die Eingabe eigenhändig den lakonischen Bescheid:

„Es giebt nur eine Thür' zum Himmel."

Der Buchhändler Pitra in Berlin war mit dem königlichen Bibliothekar, Hofrath Stosch, beständig über den Fuß gespannt. Der Letztere behauptete, daß die Bücher für die königliche Bibliothek, die Pitra lieferte, auf Auktionen, besonders in Holland, weit wohlfeiler erstanden werden könnten, als sie Pitra der Bibliothek anrechne.

Stosch beschwerte sich darüber sogar mehrmals bei'm Könige, doch ohne Erfolg, denn obschon er die Richtigkeit dieser Beschwerde erkannte, so wollte er doch, daß Pitra bei der Bücherlieferung, wozu achttausend Thaler jährlich ausgesetzt waren, Gewinn haben sollte.

Stosch war anderer Meinung und behelligte den König immer wieder mit neuen Beschwerden; dies geschah gerade zu einer Zeit, wo Pitra zum Könige gerufen worden war, mit dem er sich zuweilen über die Anschaffung neuer Werke besprach. Friedrich schrieb darauf an Stosch eigenhändig:

„Je m'apercois, que vous continuez à chicaner Pitra. Vous feriez mieux, de laisse, cela, en ne mettant aucune difficulté inutile en son chemin. Payez lui plutôt les livres, qu'il livrera, sans quoi nous nous brouillerons et ne serons plus amis."

(Ich merke, daß Ihr fortfahrt, Pitra zu chikaniren. Ihr werdet besser thun, dies zu unterlassen und ihm keine unnöthigen Hindernisse in den Weg legen. Bezahlt ihm lieber die Bücher, die er abliefern wird, sonst werden wir uns erzürnen und unsere Freundschaft hat ein Ende.)

Der König war mit seinem Hofstaatssekretair unzufrieden; er bekam daher seinen Abschied und der Staatsminister Michae-

lis*) erhielt den Auftrag, ein anderes taugliches Subjekt dazu in Vorschlag zu bringen.

Der Minister sandte dem Könige einen jungen Mann, mit Namen Schwabesius, nach Potsdam, mit einem Briefe, in welchem er diesen zu der erledigten Stelle als brauchbar empfahl.

Schwabesius mußte vor dem Könige erscheinen. Die erste Frage Friedrich's war:

„Wie heißt Er?“

Schwabesius.

„Nein! so heißt Er nicht, Schwarz heißt Er.“

Ew. Majestät halten zu Gnaden, so ist mein Familienname. Der Minister Michaelis wird mich auch gewiß so genannt haben, und mein Taufschein muß es besagen.

„Nein! Er heißt Schwarz!“ wiederholte der König; und da Schwabesius sich jetzt erinnerte, daß Friedrich alle Namen, die sich in us endeten, nicht leiden konnte, so schwieg er.

„Nun,“ fuhr der König fort: „Er ist doch ein ehrlicher Mann? Schwarz!“

Der Empfohlene schwieg, sich verneigend.

„Er schreibt doch eine gute und deutliche Hand?“

Ja, Ew. Majestät.

„Er kann doch auch gut rechnen?“

Ja, Ew. Majestät.

„Nun, mehr bedarf's nicht. Aber das rath' ich Ihm, besser zu wirthschaften, als Sein Vorgänger; mit dem bin ich gar nicht zufrieden gewesen. Es ist jetzt meine Schwester, die Markgräfin

---

*) Friedrich Gottlieb Michaelis, 1725 in der Neumark geboren, stand zuerst als Regimentsquartiermeister bei dem von Buddenbrockschen Regimente, wurde Steuerrath in Liegnitz, dann Krieges- und Domainen-Rath in Breslau. Der König berief ihn 1767 als ersten Direktor zu der Kurmärkischen Krieges- und Domainen-Kammer und ernannte ihn zum geheimen Kriegesrath, im Jahr 1776 zum geheimen Finanzrath und am 9. Dezember 1779 zum wirklichen geheimen Staats-, Krieges- und dirigirenden Minister bei'm Generaldirektorium, zum Chef des gesammten Departements der Kurmark, der Salzsachen in dem ganzen Umfang des Staats, zum Generalpostmeister und Präsidenten des Ober-Collegii Sanitatis. Er starb, 55 Jahre alt, am 3. Juli 1781.

von Bayreuth hier, da will ich, daß Alles recht ordentlich und wie es sich ziemt und gebührt, hergehen soll. Er kann sein Probestück machen.“

So war Schwabe aus, der sich nun Schwarz nennen mußte, als Hofstaatssekretair angestellt und verrichtete die Obliegenheiten dieses Postens. Die Markgräfin reisete wieder ab und gleich darauf ließ Friedrich den neuen Hofstaatssekretair zu sich bescheiden. Bei'm Eintritt in das Zimmer redete ihn der König mit den Worten an:

„Ich bin mit Ihm zufrieden, Schwarz! Er hat Seine Sache recht gut gemacht. — Wie steht es aber mit der Rechnung? — Zwanzigtausend Thaler hab' ich dazu bestimmt gehabt.“

Schwarz holte die Rechnungen; die Gesammtausgabe betrug noch nicht achtzehntausend Thaler. Der König durchlief die Rechnungen; und sprach dann:

„Nun, mit Seinem Probestück bin ich zufrieden. — Er wird sich dabei aber wohl manches Paar Schuh zerrissen haben. — Da,“ nach einem Fenster zeigend: „liegt etwas zu einem Paar neuen.“

Schwarz ging nach der Fensterbrüstung und fand dort — vierzig Friedrichsd'or.

Im Jahre 1780 starb das Geschlecht der Grafen von Mansfeld mit Joseph Wenzel Nepomuck aus, und deren Besitzungen fielen dem Staate zu.

Der Oberst von Schenk, der in der Gegend des Schlosses von Mansfeld Güter besaß, bat den König einige Zeit darauf, ihm das Schloß zu überlassen, und verpflichtete sich, solches, das schon in Trümmern zu sinken drohte, zu erhalten.

Er bekam zur Antwort:

„Was will Er mit dem Schlosse Mansfeld? Er ist mein Oberster und ich bin Sein gnädiger König.

Friedrich.“

Man hat Friedrich den Vorwurf gemacht, daß er, ein Verächter der deutschen Literatur, nichts für sie gethan habe, dieser Vor-

vurf ist aber eben so ungerecht, wie so viele andere noch grundlo-
ere, die man ihm zu machen sich nicht gescheut hat. Frömmelnde Zeo-
oten haben ihn verketzert; einige ihn für einen Despoten erklärt,
veil er in dem Müller-Arnoldschen Prozeß einen Machtspruch that,
im eine so lang durch gelindere Mittel nicht bezweckte Justizreform
;u bewirken; die Demagogen ihn als einen Beschützer des Aristokra-
ismus verschrien, weil er, um dem Geldaristokratismus — dem ge-
ährlichsten — Schranken zu setzen, den Adel zu erhalten suchte, für
hn im Kriegsdienste die Offizierstellen reservirte und mit Erhebung
in den Adelstand sehr behutsam und sparsam verfuhr*).

In seiner Jugend hatte die deutsche Literatur nicht nur einen
Stillstand, sondern, gegen eine frühere Periode, durch Nachahmungs-
ucht, hauptsächlich der Franzosen, Rückschritte gemacht, und an dem
Hofe seines Vaters, der einen entschiedenen Widerwillen gegen Alles
)egte, was den Schein der Gelehrsamkeit zeigte, — einen Widerwillen,
)er bei der pedantischen Unbeholfenheit derjenigen, die auf literarische
Bildung Ansprüche machten, wohl zu verzeihen ist — konnte er keine
)ortheilhafte Meinung von ihr fassen. Sein Sinn für das Schöne

*) Um den Adel in seinen Besitzungen und Gütern zu erhalten, erließ er an den Großkanzler, Freiherrn von Cocceji, die nachstehende Kabinets-Ordre:

„Mein lieber Groß-Canzler und Geheimer Etats-Minister, Freyherr von Cocceji! Weil ich bemerke, wie es noch beständig continuirt, daß Güter von alten adlichen Familien, die dabei von Importance sind, von Personen bürgerlichen Standes angekauft und acquiriret werden; Ich aber es bedenklich und Meinem Dienst nachtheilig finde, daß die Anzahl der alten adlichen Familien dadurch beträchtlich verringert worden, als habt Ihr auf ein convenables Mittel zu denken, wodurch dergleichen abus auf eine convenable Weise Ziel und Maaß gesetzt werden könne, sondern, daß dadurch allerhand unnöthige états gemacht werden. Wie dann zuerst die Sache dahin zu fassen seyn wird, daß nehmlich diejenigen Landgüter, welche jetzt schon in bürgerlichen Händen sind, zwar darin bleiben, und für das künftige an Personen bürgerlichen Standes wiederum verkauft werden können; dahergegen künftig schlechterdings keine Güter, so den hiesigen alten adlichen Familien zuständig sind, verkauft werden müßen, dafern Ich nicht etwa aus ganz besonderen vorkommenden Ursachen Meinen expressen Consens dazu ertheile. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Berlin, den 29. Dezember 1750. Friedrich."

und Edle sehnte sich nach Nahrung, und weil ihm die damalige deutsche Literatur solche nicht darbot, so war es natürlich, daß er sie bei den Franzosen suchte, da ihn sein geliebter Lehrer Duhan de Jandun mit der französischen Literatur bekannt gemacht, er keinen Lehrer in der deutschen, wohl aber in der französischen Sprache hatte, mithin darin größere Fortschritte machen mußte*). Daher sprach und schrieb er besser in der französischen als in seiner Muttersprache. Es ist unvermeidlich, daß man nicht von der Sprache, in der man denkt, gewisse Eigenthümlichkeiten und Nuancen annimmt; sie finden sich auch vielfältig in den Äußerungen des Königs, hauptsächlich in seinen zuweilen an das Frivole streifenden Witzworten und Sarkasmen, aber sein Gemüth und heller Verstand bewahrten ihn, ernste Gegenstände um eines Bonmots willen, leichtsinnig zu behandeln. Sein Herz blieb deutsch, im edelsten Sinne des Worts.

Wie sehr es ihm am Herzen lag, selbst unter den Stürmen des Krieges, sich mit den Fortschritten der deutschen Literatur bekannt zu machen, beweist seine Unterredung in Leipzig mit Gottsched**) und Gellert***). Die Bekanntschaft mit dem Erstern konnte ihn freilich nicht günstig stimmen, er ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, auch Gellert persönlich kennen zu lernen, und wenn auch diese Unterredung, nach dem, was Gellert darüber selbst bekannt gemacht hat, das Gepräge der Befangenheit trug, und ihm der leicht anmuthige Konversationston gebrach, so fällte er doch ein sehr günstiges Urtheil über ihn. Ebenso ließ er die Naturdichterin Karsch†)

*) Sein französischer Sprachlehrer hieß Cornard; er mußte auch den Offizieren seines Regiments im Französischen Unterricht geben. Es war ein aufgeblasener Geck, der sich auf die Auszeichnung, der Sprachlehrer des Königs als Kronprinzen gewesen zu seyn, sehr viel zu gute that. Äußerte Jemand, daß er dem König in seiner Jugend gedient habe, so warf er sich in die Brust und sprach: „die Leute rühmen sich dem Könige gedient zu haben? — Wie haben sie ihm gedient? — Mit der Bürste! Ich habe aber seine Seele gestärkt.“

Friedrich wußte, wie viel an ihm war. Seine Dienste wollte er nicht unvergolten lassen, aber sich auch von einem so zudringlichen Franzosen befreien. Bei dem Antritt seiner Regierung machte er ihn zum Forstschreiber in Alt-Ruppin und gab ihm, um seine Eitelkeit zu frönen, den Titel als Forstrath.

) S. S. 329. *) S. S. 352. †) S. S. 396.

zu sich bescheiden; alles Beweise, daß er sich für die Fortschritte der deutschen Literatur interessirte. Er verlor den Wunsch, daß sie sich immer mehr zu schönerer Blüthe entfalten, und wenigstens in eben dem Glanz strahlen möge, wie die Literatur, mit der er sich von seiner Jugend auf so innig befreundet hatte, nie aus den Augen, wenn er es auch verschmähte, wie Ludwig XIV. durch Pensionen an Gelehrte im In- und Auslande, sich den Namen groß von feilen Schmeichlern zu erkaufen, wohl wissend, daß nur die Nachwelt, nach Schiller's Ausspruch: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht", darüber eine unparteiische und entscheidende Stimme hat.

Im Jahre 1799, als er sich, nach dem baierschen Erbfolgekriege, während der Unterhandlungen des teschner Friedens, den Winter über in Breslau aufhielt, besprach er sich oft mit dem dortigen Rektor Arletius und dem Professor Garve über wissenschaftliche Gegenstände, über Philosophie u. dgl., wobei er denn auch äußerte, daß es zur Bildung einer Nation von wesentlichem Nutzen sey, wenn die klassischen Schriftsteller des Alterthums in einer ihrem Geiste angemessenen Diktion übersetzt würden und seine Unterredungen mit dem ihn begleitenden Staats- und Kabinets-Minister von Herzberg*)

*) Ewald Friedrich Graf von Herzberg, geboren den 2. September 1725 zu Stettin in Pommern legte den Grund zu seinen vielseitigen Kenntnissen auf dem akademischen Gymnasium zu Alt-Stettin. Er verrieth schon früh eine besondere Zuneigung zu staatsrechtlichen Wissenschaften und als er die Universität Halle 1742 bezog, hatte er schon eine Geschichte der ersten österreichschen Kaiser in lateinischer Sprache geschrieben, und auf der Universität ergab er sich dieser Neigung noch mehr und widmete sich fast ausschließlich dem Staatsrechte.

Im Jahre 1745 wurde er bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt und als Legationssekretair bei der königlichen Wahlbotschaft zur Krönung Kaisers Franz nach Frankfurt am Mayn geschickt. Nach seiner Wiederkehr 1746 erhielt er den Zutritt zu dem königl. geheimen Staatsarchive, und Friedrich ließ sich von ihm Auszüge und Abhandlungen über politische und staatsrechtliche Gegenstände machen, die er zu seinen Memoiren benutzen wollte. Der König war damit sehr zufrieden und ernannte ihn 1747 zum Legationsrath; im Jahre 1750 zum wirklichen Archivar bei dem Kabinets-Archiv, mit dem Auftrage, die seit 1745 eingepackten Papiere und Aktenstücke des geheimen Staats- und Kabinets-Archives zu ordnen. Dadurch bereicherte er seine Kenntnisse in seinem Lieblingsstudium

betrafen nicht blos diplomatische Gegenstände, sondern auch wissenschaftliche, mit Rücksicht auf die Vervollkommnung der deutschen Sprache. In einer solchen Unterredung am 28. April 1779 hatte der König gegen Herzberg geäußert: er glaube nicht, daß Tacitus mit solcher Präzision in's Deutsche übersetzt werden könne, als es im Französischen möglich sey.

Der Minister stellte diese Behauptung in Abrede, und zum Beweise seines Widerspruchs sandte er dem Könige am folgenden Morgen eine deutsche und französische Übersetzung des 17 und 44 Kapitel des Tacitus.

Neben dem Original, standen in zwei Kolumnen die beiden Übersetzungen.

Es war kaum eine halbe Stunde verflossen, so erhielt Herzberg das Manuscript mit folgenden eigenhändigen in französischer Sprache geschriebenen Zeilen des Königs zurück.

---

und schrieb eine Abhandlung über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg, welcher die Akademie der Wissenschaften den Preis zuerkannte und ihn zu ihrem Mitgliede aufnahm. Der König ernannte ihn zum geheimen Legationsrath. Im Jahre 1757 wurde er erster geheimer Rath oder Staatssekretair bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Im Jahre 1762 verfaßte er den Friedensschluß zwischen Rußland und Schweden und er war auch thätig bei dem Abschluß des hubertsburger Friedens, weshalb ihn der König nach Hubertsburg berief.

Friedrich war damit so zufrieden, daß er zu ihm die Worte sagte:

„Vous avez fait la paix, comme je fait la guerre, un contre plusieurs.“

(Sie haben den Frieden so gemacht, wie ich Krieg geführt. Einer gegen Viele.)

Da der Graf von Podewils gestorben war, ernannte ihn der König am 5. April 1763 zum wirklichen geheimen Staats- Kriegs- und Kabinetsminister. Bei der ersten Theilung in Polen schrieb er sämmtliche Deductionen, und aus seiner Feder floß bei dem teschner Frieden 1779 das Friedensinstrument. Friedrich schätzte ihn sehr wegen seiner Vaterlandsliebe. Friedrich Wilhelm II. verlieh ihm bei seiner Thronbesteigung den schwarzen Adlerorden und erhob ihn bald darauf (den 18. November 1786) in den Grafenstand. Unterm 27. Juli 1790 schloß er die Konvenzion zu Reichenbach. Im folgenden Jahre bat er um Entbindung von der weitern Besorgung der auswärtigen Geschäfte, die ihm auch bewilligt wurde. Er starb den 27. Mai 1795.

„Ich habe den Versuch einer Übersetzung aus dem Tacitus, en Sie mir zugeschickt, gelesen, wider welchen nichts einzuwenden st; aber die Schilderung der deutschen Sitten ist auch eben nicht as schwierigste zu übersetzen, sondern sein spruchreicher kraftvoller Styl, wodurch er mit wenigen Worten den Charakter und die Laster er römischen Kaiser schildert. An die Lebensbeschreibungen eines Tiberius, Claudius sollten sich die Übersetzer machen. Dieser lakoiische und zugleich malerische Styl, der mit wenigen Worten so Vieles sagt, verdient von unsern Schriftstellern nachgeahmt zu werden. Wenig Worte und viel Sinn: dies ist, was unsere Schriftsteller sich u unerläßlicher Richtschnur ihrer Arbeit machen sollten. Quot verba ot pondera. Ich bitte um Verzeihung, daß meine Unwissenheit ich erkühnt, Latein vor Ihrer Weisheit zu zitiren, aber es ist nur Eitelkeit, die sie mir, wie ich hoffe, verzeihen werden. Friedrich."

Als der König nach Potsdam zurückgekehrt war, hatte er die Gespräche über deutsche Literatur und Sprache mit Arletius, Garve und mit dem Minister von Herzberg nicht vergessen: eine Folge davon war ein Kabinetsbefehl an den Minister der geistlichen Angelegenheiten, der Universitäten und des Schulwesens; auf den Gymnasien und Schulen das Studium der griechischen und römischen Autoren zu befördern.

Der König sprach mehrmals über diesen Gegenstand mit Herzberg und beharrte dabei auf der von dem Letztern bestrittenen Behauptung, daß die deutsche Sprache jener Geschmeidigkeit ermangle, um eine gelungene Übersetzung aus einer alten Sprache liefern zu können. Herzberg wählte daher eine sehr schwierige Stelle aus Tacitus Annalen, übersetzte solche und sandte sie dem Könige mit folgendem Schreiben:

„Bin ich nicht zu dreist, Ew. Königl. Majestät nochmals den Versuch einer Übersetzung zu übersenden, welche ich von einer Stelle aus Tacitus Annalen gemacht habe? Es ist die Rede, durch welche Seneca den Nero, ihm seine Güter wiederzugeben, ersuchte. Ich habe mich bemüht, der Übersetzung die Reinheit und Gedrängtheit des lateinischen Originals zu geben. Ich habe sie dann mit Amelot de la Houssaye Übersetzung verglichen, die mir eine völlige französische Paraphrase zu seyn dünkt, und in der man keine Spur findet, daß der Übersetzer überhaupt den wahren Sinn des lateinischen Textes verstan-

den hat. Es bleibt indeß ausgemacht, und ich werde dies durch die sehr wichtigen Bemerkungen, welche Ew. Majestät die Gnade gehabt haben, mir zu lesen zu geben, noch mehr gewahr, daß die deutsche Sprache noch sehr bedarf, geläutert und bereichert zu werden, und ich bin überzeugt, daß die Vorschriften, welche Ew. Majestät in dieser Absicht ihr geben wollen, mehr als irgend etwas dazu beitragen werden, diese Sprache zu bilden, und die Nation anzufeuern, an der Verbesserung derselben zu arbeiten.

Sanssouci, den 3. November 1780.

Nach einer Viertelstunde erhielt Herzberg zur Antwort:

„Das ist gut Deutsch, und eins der besten Stücke, die mir noch bis jetzt vorgekommen sind; aber halten Sie mir meine vielleicht zu strenge Kritik zu gut, in Ihren Phrasen gefällt mir das Wort Beispiel nicht, es müßte Exempel heißen. Wenn Männer von Ihren Fähigkeiten und Ihrer Gelehrsamkeit sich damit abgeben, die deutsche Sprache zu bilden, so würde es ihnen ohne Zweifel gelingen; indeß danke ich Ihnen für die Piece, die Sie mir mitzutheilen die Güte gehabt haben. Friedrich.“

Was Herzberg in seinem Schreiben von schriftlicher Bemerkung des Königs erwähnte, bezog sich auf einen Theil einer literarischen Arbeit desselben über deutsche Sprache und Literatur, und der Dank des Königs für die mitgetheilte Piece schrieb sich von der ihm übersandten Schrift des Herrn von Nicolai über das Schöne her.

Der König unterhielt sich demnächst mündlich mit Herzberg über diese Schrift, die er ihm zurückgab; er hatte dagegen manche Ausstellung zu machen. Dieser wollte indeß gern das Urtheil des Königs dafür günstiger stimmen. Er sandte sie ihm daher nochmals zurück, und schrieb dabei:

Ew. Majestät haben mich gestern durch eine strenge Kritik beschämt, die ich aber von dem Buche, welches ich Derselben überreicht, nur richtig finden kann. Mir dünkt aber doch, daß der Schluß der Erzählung so erhaben ist, und den Regeln, welche Ew. Majestät mir gestern vorlasen, sehr nahe kommt, daß ich es wage, Derselben dies Buch noch einmal zu überreichen, und es Dero Ermessen anheim zu stellen, ob Dieselben nicht von Seite 62. an noch einige folgende zu lesen geruhen wollen. Man findet dort, als Darstellung

des höchsten Grades der Schönheit einen alten Ex-Minister, den einer von den Prinzen wieder gefunden, und an den Hof zurück gebracht hatte. Er war durch die Verläumdungen eines Nebenbuhlers vertrieben worden, und nachdem dieser auch gestürzt war, nimmt der Erste ihn freundlich auf, und macht ihn zum rechtschaffnen Mann. Es dünkt mich, daß diese Erzählung Empfindungen darstellt, welche mit Nachdruck, Eleganz und Präcision vorgetragen sind, und man wird dadurch an den Telemach und Idomeneus erinnert. Ich halte mich indeß für keinen kompetenten Richter, und bitte Ew. Majestät wollen es mir zu Gnaden halten, daß ich Derselben noch einmal beschwerlich falle.

Sanssouci, den 9. November 1780. Herzberg.

Der König schickte das Buch mit der Antwort zurück:

„Dieses ist etwas leidlicher, als was ich gestern las, aber es sind dennoch in zwei Seiten auch zwei Fehler. Bei einem Mann, der vor Zorn außer sich, oder voll Wein ist, können brennende Wangen*) wohl statt haben, hier aber ist es ein unrichtiges Beiwort, das sich für einen Prinzen, der von Freude bewegt wird, nicht schickt; ich bin zu aufrichtig, dergleichen Fehler meinen Beifall zu geben. Friedrich."

Mittlerweile hatte der König seine Schrift: De la litterature allemande, des defauts, qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger, beendet, weshalb er den Minister Herzberg nach Sanssouci hatte kommen lassen, um ihm daraus manches Bruchstück vorzulesen, und worüber er manche Unterredung mit ihm gehabt. Herzberg war nach Berlin zurückgekehrt; der König sandte ihm das Manuscript, und schrieb ihm dabei:

„Ich habe kleine Verbesserungen darin gemacht, und übergebe es nun Ihrer Prüfung, so wie der Mühe, es übersetzen zu lassen, welche Sie zu übernehmen so gut seyn wollen. Ich wünsche, daß meine Zeitgenossen mir gerechte Ursache, sie zu loben, geben mögen.

*) In dem zurückgeschickten Exemplare hatte der König S. 64. das Beiwort die brennenden Wangen unterstrichen und an den Rand geschrieben hyperbole impertinente. S. 63. war das Wort gespannter, bei gespannter Stirne unterstrichen, und an dem Rand las man: gerunzelter.

Niemand wird bereitwilliger seyn, ihr Lobredner zu werden, als i
Gäbe es Viele, die Ihnen ähnlich wären, so würde mir der Sa
dazu ganz nahe liegen, und ich versichere Sie, daß ich solchen dann
würde Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem ich solche Hochachtu
für selbige haben würde, als ich für Ihre Person hege.

Den 10. November 1780. Friedrich."

Nachdem der Graf die Handschrift genau durchgelesen, mach
er dem Könige den Vorschlag in solcher einiges abzuändern. E
that dies auf folgende Weise:

Ich habe den Schluß der vortrefflichen Abhandlung über d
deutsche Literatur erhalten, welche Ew. Majestät mir anzuvertrau
geruht. Das französische Original, nach dem es genau kopirt i
habe ich Herrn Thibault, es drucken zu lassen, übergeben und
beschäftige mich gegenwärtig damit, es übersetzen und den Dru
der Übersetzung besorgen zu lassen. Ich werde Ew. Majestät ei
Exemplar davon überschicken, ehe noch der Druck vollendet ist.

Ew. Majestät werden es vielleicht nicht mißbilligen, wenn i
an zwei Stellen Namen ändere, welche mir bei'm Abschreiben ve
wechselt zu seyn scheinen, z. B. der übertriebene Vergleich mit einem
Karfunkel ist nicht in einem Werke des Heineccius, sondern i
einem andern vom Professor Eberti in Frankfurt, dem das Lesen
spanischer Romane den Kopf verrückt hatte. Ferner, wenn man de
Deutschen als Muster eines guten Geschichtsschreibers den Thom
sius vorstellt, so dünkt mich, es wäre treffender, statt dessen de
Namen Mascov zu setzen, welcher in der That einer unserer besten Ge
schichtsschreiber ist; denn Thomasius hat nicht deutsch geschrieben, un
sich nicht im historischen Fache hervorgethan, sondern in der Rechts
lahrtheit und Philosophie, indem er das Reich der Hexen zerstört ha

Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, diesen Vers von Go
sched vorzuschlagen:

Deines Geistes hohes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefsten Schnee,
Ja das Eis wird endlich theuer
An der runden Kaspensee.

um ihn, statt der abgeschmackten Strophe: Scheuß u. s. w. zu setzen.
Man behauptet, daß diese in keinem gedruckten deutschen Gedichte be
befindlich sey. Diese hier beigefügte Zeile von Gottsched der bi

den Deutschen ein Klassiker ist, giebt ihr weder an Abgeschmacktheit noch Schwulst etwas nach.

Diese Änderungen würden nur Namen und Anführungen, aber nichts Wesentliches betreffen. Übrigens sehe ich voraus, daß vernünftige und von Vorurtheilen freie Deutsche entzückt seyn werden, zu sehen, daß ein König, der den Ruhm seiner Nation durch seine Regierung, seine Waffen und Gelehrsamkeit auf den Gipfel gebracht, von dem man aber bis jetzt glaubte, daß er die deutsche Sprache nicht sonderlich achte, doch nun eben derjenige ist, welcher die Stärke und Schwäche derselben am besten ergründet, und der die besten Regeln, sie zu vervollkommnen, angiebt. Ich bin überzeugt, daß dieses Beispiel den Nachahmungstrieb der Nation anfeuern wird, so wie Ew. Majestät allen Regenten die Begierde, selbst zu regiren, eingeflößt haben. Ich glaube ohne Eitelkeit sagen zu können, daß das erhabene Beispiel außerordentlicher Tugenden, welches Ew. Majestät der Welt gegeben, mich stets angespornt, denselben in der eingeschränkten Sphäre des Privatmannes nachzuahmen. Der Beifall, welchen Ew. Majestät mir in Hochdero letzten und dem vorhergegangenen Schreiben zu bezeugen geruhet, so wie die gnädige Aufnahme, womit Dieselben mich in Sanssouci beehrt, erheben mich auf die höchste Stufe der Zufriedenheit und verstärken die Begierde, die mich anfeuert, Höchstdero gute Meinung zu rechtfertigen. Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als häufige Gelegenheit, die tiefe Ehrfurcht an den Tag legen zu können, von der ich durchdrungen bin ꝛc.

Berlin, den 12. November 1780. Herzberg.

Der König antwortete:

„Den Karfunkel bitte ich, zu verschonen, er muß stehen bleiben; die Sache hat ihre völlige Richtigkeit, und sie ist von aller Welt im Jahre 1722 sehr belacht worden. In Wusterhausen war es, wo ich diesen schönen Brief gesehen und gelesen habe; übrigens können Sie immer mit meiner Mäßigung zufrieden seyn, ich habe Ihre Deutschen nur mit Rosen gegeißelt, und in verschiedenen Stellen die Strenge der Kritik gemildert, also danken Sie mir meine Zurückhaltung, und treiben mich nicht auf's Äußerste. Ich bin mit Achtung

Den 30. November 1780. Friedrich.“

„NB. Thomasius hat die Geschichte in Halle gelehrt, ich weiß Personen, die bei ihm gehört haben, man hat mir sogar einige seiner Abhandlungen gegeben, die recht meisterhaft waren, weil sie vom Rechte, von der Geschichte und der Philosophie handelten, in diesen Fächern gehörte er vorzüglich zu Hause.“

Herzberg anwortete darauf:

Ich werde Ew. Majestät Willen pünktlich erfüllen. Der Karfunkel bleibt, ich wollte nur den Namen des wirklichen Verfassers Eberti statt Heineccius setzen. Ew. Majestät haben sich des Jahres 1722 zu gut erinnert. Ich habe das Buch gefunden, es ist wirklich von diesem Jahre. Thomasius soll auch seinen Platz behalten. Es ist wahr, er hat viel und vorzüglich gut über die öffentlichen und Feudal-Rechte geschrieben, welche mit der Geschichtskunde in genauer Verbindung stehen. Mascov hat ihn nur in Hinsicht des Deutschen übertroffen. Ich sehe, daß Ew. Majestät gestatten, von dem morgenländisch schwülstigen Vers Gottsched's Gebrauch zu machen. Die Deutschen werden sich Ew. Majestät sehr gerechten Zensur unterwerfen und werden um eine Gnade für einige Neuere bitten.

Berlin, den 14. November 1780. Herzberg.

Der König schrieb an den Rand dieses Briefes:

„Ich will an diesen Kleinigkeiten nichts mehr ändern.“

Diese Schrift wurde nun sowohl in der Ursprache, als in einer deutschen Übersetzung gedruckt. Herzberg sandte dem Könige einen Aushängebogen, und schrieb dabei:

„Da der Druck des Werkes, welches Ew. Majestät dem Professor Thibault und mir anzuvertrauen geruhet, nur erst Ausgangs der Woche beendet werden kann, so unterstehe ich mich, Höchstdenselben indeß den ersten französischen und deutschen Bogen zu überreichen. Ew. Majestät werden daraus sehen, daß man sich, einige Druckfehler ausgenommen, welche noch verbessert werden, genau an das französische Original gehalten hat. Ich hoffe auch, daß Ew. Majestät mit der deutschen Übersetzung, welche ich durch den Kriegsrath und Archivar Dohm habe machen lassen, zufrieden seyn werden; sie entspricht dem Original vollkommen, ob sie schon dem Genius der Sprache gemäß, nicht ganz buchstäblich ist. Indem ich diese unvergleichliche Schrift im Original und in der Übersetzung

durchgelesen habe, bin ich noch stärker von der Wahrheit und Richtigkeit der vortrefflichen Lehren durchdrungen und überführt worden, welche Ew. Majestät Ihrer Nation darin gegeben haben.

Berlin, den 19. November 1780. Herzberg.

Darauf antwortete der König:

„Ich danke Ihnen für die Sorgfalt, welche Sie, nach Ihrem Berichte vom 19. d. auf den Druck des Werks verwendet, welches ich Ihnen anvertraut habe, und wovon Sie mir den ersten Bogen geschickt. Ich erwarte das Übrige, wenn alles fertig seyn wird.

Ich bitte Gott, daß er Sie in seine heilige Obhut nehme.

Potsdam, den 20. November 1780. Friedrich.“

Eine Schrift über deutsche Literatur aus der Feder eines Monarchen, von dem man wußte, daß er seinen Geist nur nach den besten Schriftstellern der französischen Literatur gebildet, der ihr keine Aufmerksamkeit zu schenken geschienen, mußte allgemeine Sensation machen. Sprach sich darin auch ein Mangel an Kenntniß von den Fortschritten der spätern Zeit aus, so freute man sich doch, daß ein Friedrich ihr seine Aufmerksamkeit schenkte, und überließ sich zu sanguinischer Hoffnung eines Zeitalters für die deutsche Literatur wie das römische unter Augustus. Diese Aufmerksamkeit wirkte indeß wohlthätig; schon zuvor hatten sich viele als Dichter und Prosaisten ausgezeichnet, und es entstand jetzt ein Wetteifer unter den Deutschen, die Vorwürfe, welche der große König, auf den jeder Deutsche stolz war, zu widerlegen — ein edleres Motiv, als seine Gunst — gab den Impuls, nicht gegen andere Nationen zurück zu stehen, und im Gebiete der Wissenschaften eben solche Lorbeeren zu erringen, wie Friedrich in so blutigen Kriegen und ungleichen Kämpfen errungen hatte. Die schöne Literatur erhob sich unter seiner Regierung zu einer reichen und lieblichen Blüthe, die auch noch nach seinem Tode köstliche Früchte trug, und die durch die nachmaligen Umwälzungen in der politischen Welt eine so unerfreuliche Richtung genommen, daß zu befürchten steht, daß sie ihren Kulminationspunkt schon erreicht hat und, trotz allen Prahlereien, Verunglimpfungen der Geister jener Zeit, und Selbstüberschätzung, sich von ihm entfernen und wieder herabsinken wird.

Die verwittwete Herzogin von Braunschweig hatte des Königs Abhandlung gelesen. Sie war mit den meisten Erzeugnissen der

deutschen Literatur genauer bekannt; die Schriften eines Rabner, Uz, Klopstock, Wieland, Gleim und Ramler waren ihr nicht fremd; sie theilte daher dem Abt Jerusalem diese Abhandlung mit, und forderte von ihm ein unparteiisches Urtheil.

Der Abt gehorchte dieser Forderung, und schrieb einen ausführlichen Brief an die Herzogin, in welchem er zwar mit großer Schonung, ohne die Ansichten des Königs für unrichtig zu erklären, vielmehr manchen Äußerungen beistimmte, doch die deutsche Literatur in Schutz nahm, und ihr bescheidener Apologet und Lobredner wurde.

Die Herzogin theilte dem Könige diesen Brief des Abts Jerusalem mit. Friedrich sandte ihn sogleich an Herzberg, der damals schwer erkrankt war. Dennoch unterzog er sich der Lesung dieses Aufsatzes, und antwortete dem Könige:

Sire!

Ich erkenne es als einen höchstschätzbaren Beweis von Ew. Majestät gnädigem Andenken, daß Dieselben geruhet haben, mir das Schreiben des Abts Jerusalem, die deutsche Literatur betreffend, mitzutheilen. Ich las es durch, sobald es mir meine sehr geschwächte Gesundheit gestattete, und habe sogleich von dem Kanzleisekretair Le Coq eine französische Übersetzung davon machen lassen, welche ich Ew. Majestät hierbei überreiche, im Fall Dieselben geruhen möchten, sie im Ganzen oder einzelne Stellen daraus zu lesen. Die Schrift des Abts Jerusalem hat ihre Verdienste, und dünkt mir mit Wahrheit, Bescheidenheit und Reinheit des Ausdrucks abgefaßt zu seyn. Er pflichtet im Ganzen den Ursachen bei, welche Ew. Majestät als Verzögerung der Fortschritte unserer Sprache angeben, nämlich den Kriegen, durch welche Deutschland zwei Jahrhunderte lang verwüstet worden, und dem Mangel an Schutz und Aufmunterung von Seiten der Regenten. Er gesteht, daß die Beredsamkeit der Gerichtshöfe und der Kirche in Deutschland nie so glänzend als in Frankreich werden könne, wegen der Konstitution und der Grundsätze der Religion, worüber er ziemlich beachtungswürdige Dinge sagt. Ferner räumt er ein, daß die deutsche Sprache in Ansehung des Wohllauts der französischen nachstehe. Dagegen behauptet er, daß jene diese an Kraft übertreffe, und völlig so wohlklingend als die französische sey, welche eben so viele

Konsonanten als Diphthongen hat. Endlich sagt er: daß seit Ew. Majestät Regierung, und seit dem erhabenen Beispiel, welches Dieselben durch die Kultur aller Wissenschaften dem ganzen Europa gegeben haben, die deutsche Sprache und Literatur eine Schwungkraft bekommen, welche ihr in kurzem den Vorzug über die der andern verschaffen würde. Kurz, dieser Geistliche unterstützt seine Meinung durch Gründe und Beispiele, welche diese kleine Schrift interessant machen, und das um so mehr, da sie im wesentlichen mit der von Ew. Majestät übereinstimmt.

Ich habe geglaubt, Ew. Majestät meine geringe Meinung über diese Pieçe, so viel mein gegenwärtiger Zustand es erlaubt, vorlegen zu müssen. Ich bin in tiefster Ehrfurcht ꝛc.

Berlin, den 3. Januar 1781. Herzberg.

Der Minister erhielt zur Antwort:

„Ich habe durch Ihren gestrigen Brief die Übersetzung der Schrift des Abts Jerusalem über die deutsche Literatur erhalten, die ich Ihnen mit vielem Dank für die Bemühungen, denen Sie sich in dieser Hinsicht unterzogen haben, zurückschicke. Ich muß Sie indeß ersuchen, sich noch sehr zu schonen, und alle Arbeit zu unterlassen, welche eine zu starke und anhaltende Anstrengung des Geistes erfordert, weil ich besorge, daß Ihre Besserung dadurch verzögert oder gehindert werden könnte. Wenn Sie diesen Rath befolgen, so hoffe ich, Sie bald wieder hergestellt zu sehen, worüber sich Niemand mehr freuen wird, als ich. Ich bitte Gott, daß er Sie in seine heilige Obhut nehme.

Berlin, den 4. Januar 1781. Friedrich.“

So sehr Friedrich auch den Minister von Herzberg schätzte und ihm wohlwollte, so konnte ihn dies doch nicht bestimmen, von einmal angenommenen Grundsätzen, zu seinen Gunsten, eine Ausnahme zu machen.

Ein Vetter des Ministers, der als Offizier bei einem Regimente gestanden, war wegen seiner Aufführung kassirt worden. Er trieb sich nun in Berlin herum, der Minister unterstützte ihn und bewirkte es mehrmals durch sein Fürwort, daß er für manche Exzesse noch mit Schonung und Nachsicht behandelt wurde. Auf

die Länge der Zeit fiel ihm dies aber zu lästig, und er bat daher den König, seinen Vetter bei einem Garnisonregiment in Preußen anzustellen, weil zu erwarten sey, daß er, nun älter geworden, unter strenger Disziplin, weit entfernt von einer so verführerischen Stadt, in einem kleinen Orte, sich ganz zu seinem Vortheil ändern würde.

Von den Eingaben wurde dem Könige von dem Kabinetsrath, nach mündlichem Vortrage, täglich eine schriftliche Nachweisung auf einem gebrochenen Bogen vorgelegt, auf welchem die Berichtserstatter oder Bittsteller namentlich und der Inhalt ihrer Eingabe kurz angeführt waren. Der König schrieb dann auf die leere Hälfte mit einigen Worten, was darauf verfügt werden sollte.

Bei diesem Gesuche des Ministers hatte er geschrieben:

„Mein Militaire ist keine Straf-Anstalt. Er kann aber seinen Vetter in ein Zuchthaus schicken, Ich habe nichts dagegen.“

Der Professor Moritz*) sandte dem Könige im Jahre 1781 ein Exemplar eines gedruckten Bogens unter dem Titel: Sechs Gedichte an den König, und ein Exemplar von zwei seiner die deutsche Sprache betreffenden Schriften.

Er erhielt darauf die Antwort:

„Hochgelahrter, lieber Getreuer!

„Mahlten alle deutschen Dichter, wie Ihr, in Euren mir zugefertigten Gedichten, mit so viel Geschmack, und herrschte in ihren

---

*) Karl Philipp Moritz, geboren zu Hameln am 15. September 1757, starb zu Berlin am 26. Juni 1793. Die in dem Kabinetsschreiben erwähnten sechs Gedichte sind, da sie nur einen Bogen füllten, wie solche kleine Brochüren, fast ganz verloren gegangen. Moritz, der Sohn sehr armer Ältern, der wider seine Neigung, bei einem Hutmacher in die Lehre gegeben wurde, war ein genialer Kopf, und unter harten Kämpfen mit großen Hindernissen, die Viele zurück geschreckt hätten, betrat er, sein vorgestecktes Ziel mit Beharrlichkeit verfolgend, einen Weg zu einer ehrenvollen Laufbahn. Daher ist das über ihn in dem Konversationslexikon (Brockhausscher Verlags) gefällte Urtheil für denjenigen, der ihn näher gekannt, zu strenge; wäre hier der Ort dazu, so würde man dies ausführlicher auseinandersetzen.

Schriften eben der Verstand und Geist, welcher aus den beigelegten zwey kleinen Briefsammlungen hervorblickt; so würde Ich bald meine landesväterlichen Wünsche erfüllt, und die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang streitig machen sehen. Eure drey Schriften eröffnen mir dazu eine angenehme Aussicht. Sie haben meinen völligen Beyfall, und Ich ermuntere Euch zur ferneren Vervollkommnung der vaterländischen Sprache als Euer gnädiger König.

Berlin, den 31. Januar 1781. Friedrich."

Göthe äußert sich in seinem Werke: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. 2. Theil, über Friedrich und über die durch ihn entstandenen Dichterwerke von Gleim*), Ramler**) und Lessing***) auf folgende Weise:

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal seyn oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden, als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehn. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopee

---

*) Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Domsekretair und Kanonikus des Domkapitels zu Halberstadt, wurde am 2. April 1719 zu Ermsleben im Halberstädtschen geboren; er starb am 18. Febr. 1803.

**) Karl Wilhelm Ramler, geboren den 15. Februar 1725 zu Kolberg, war Professor bei dem königlichen Kadettenkorps zu Berlin, wurde demnächst Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Mitdirektor der königlichen deutschen Schaubühne daselbst, und starb am 11. April 1796.

***) Gotthold Ephraim Lessing, geboren am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz; starb als Bibliothekar in Wolfenbüttel am 15. Februar 1781.

besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichtes nöthig ist."

„Die Kriegeslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt."

„Ramler singt auf eine andere höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, hocherhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth. Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht läugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent, durch Behandlung, aus allem alles machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück, als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung, durch Geschick, Mühe und Fleiß, die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe."

„Die Preußen, und mit ihnen das protestantische Deutschland, gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriffe, den die preußischen Schriftsteller von ihrem Könige hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein für alle Mal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Kolonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten, eine Masse französischer Kultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden: eben so war die Abneigung Friedrich's gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man that alles, um sich von dem Könige bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf

deutsche Weise, nach innerer Überzeugung, man that, was man für Recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Recht anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehn; denn wie kann man von einem Könige, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabrikensachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volke, statt fremder vortrefflicher Waaren, sehr mäßige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht alles geschwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen."

„Eines Werkes aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, Minna von Barnhelm. Lessing, der, im Gegensatze von Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtigarbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der literarischen und körperlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete."

„Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Krieges gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst noch recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses eben sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sachsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen, als an Subalternen wird eine glück-

liche Veränderung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt."

Wenn in diesen Äußerungen zwar auch der gleichsam stereotypisch gewordene Vorwurf liegt, daß der König die deutsche Literatur gering geschätzt habe, und wie sich Göthe ausdrückt, ein für alle Male nichts von deutschen Schriftstellern wissen wollte, so enthält sie doch mittelbar eine Apologie, deren er jedoch nicht bedarf, da er oft, sobald er nur von einem Deutschen erfuhr, daß er sich in der literarischen Welt einen ehrenvollen Namen erworben, ihn sich persönlich vorstellen ließ, wie z. B. Gottsched, Gellert, Daries, Sulzer, Johann Reinhold Forster u. A.; und wenn dies bei Gleim und Ramler unterblieb, so geschah solches, theils aus Unbekanntschaft ihrer Talente, theils weil sie die Herolde seiner unsterblichen Thaten waren, und ein Geist, wie der seinige, es verschmähen mußte, wie ein Ludwig XIV. sich durch Pensionen und Gnadebezeugungen im In- und Auslande, zweideutige an kriechende Schmeichelei gränzende Lobhudler zu erkaufen. Dieses königliche Schreiben widerlegt diesen Vorwurf, so wie die ein Jahr zuvor geführte Korrespondenz mit dem Staats- und Kabinets-Minister von Herzberg.

Zu Anfange des Jahres 1781 sollte ein neues Gesangbuch in den evangelischen Kirchen eingeführt werden. Die berühmtesten und allgemein geachtetsten Gottesgelehrten in Berlin, ein Spalding, Teller, Dietrich u. A. hatten eine sorgfältige Auswahl aus dem reichen Schatz christlich geistlicher Lieder getroffen, und hin und wieder darin eine Zeile, um sie verständlicher zu machen, verändert. Das fand bei vier Gemeinden in Berlin großen Anstoß, und sie baten daher den König: daß sie das alte Gesangbuch bei ihrem Gottesdienst beibehalten dürften.

Sie erhielten folgenden Bescheid:

„Seine Majestät, Unser allergnädigster Herr, kennen den großen Werth einer vernünftigen Toleranz in Religionsgebräuchen zu genau, um auf die von den hiesigen vier Gemeinden unter dem 14. eingegebenen Beschwerden Rücksicht zu nehmen, noch weniger dagegen zu verordnen.

Höchstdieselben haben es sich vielmehr aus eigener Überzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters ist, zum unveränderlichen Gesetz gemacht, jedem Dero Unterthanen völlige Freyheit zu lassen, zu glauben, und seinen Gottesdienst zu verrichten, wie er will, nur daß seine Lehrsätze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staats, noch den guten Sitten nachtheilig seyn müssen. Höchstdieselben wollen daher auch, daß in den Kirchen kein Zwang in Ansehung des Katechismi noch Gesangbuches herrschen, sondern jeder Gläube hierunter ganz freye Hände haben und ausüben soll."

„Vermuthlich ist der neue Katechismus, wie das neue Gesangbuch, verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienste angemessener, weil so viele andere Gemeinden, bei welchen so in allgemeinem Rufe stehende Männer sich befinden, ihm den Vorzug eingeräumt haben."

„Gedachte vier Gemeinden haben daher sich gänzlich zu beruhigen, da, wie bereits gedacht, ihnen sowohl, als jedem ihrer Mitbürger ganz frey steht, zu glauben und zu singen, was er will.

Berlin, den 18. Januar 1781. Friedrich."

(Eigenhändig:)

„Ein jeder kann bei Mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so stehet einem jeden frey zu singen: Nun ruhen alle Wälder, oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden.

Friedrich."

Im Februar 1781 war der Besitzer einer Menagerie von wilden und fremden Thieren durch Potsdam gekommen, um nach Berlin zu gehen, und sie dort für Geld sehen zu lassen.

Sobald der König durch den Meldezettel davon Kenntniß erhielt, erließ er einen Befehl an den Gouverneur zu Berlin, den Generallieutenant von Ramin: diesem Menschen den Eintritt in Berlin zu verweigern und ihm anzudeuten, daß er gleich wieder über die Grenze wandern müsse.

Zugleich erließ er an das Generaldirektorium die nachstehende Kabinetsordre:

„Seine Königl. Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr, haben vernommen, daß dato ein Kerl mit wilden Thieren gestern einpassirt ist. Da nun dies Dero Intention ganz und gar entgegen ist, und dergleichen Leute gar nicht weiter hereingelassen und bedeutet werden sollen, weiter zu gehen; denn das Volk ziehet nur einen Haufen Geld aus dem Lande, das soll aber nicht seyn, und in dieser Absicht auch dieser Kerl ohne Anstand wieder fortgeschickt werden: So haben Höchstdieselben das nöthige an den General-Lieutenant von Ramin bereits ergehen lassen, und lassen solches auch Dero General-Direktorio hiermit bekannt machen, um sich darnach zu achten, und um auch seines Orts das hierunter erforderliche zu veranlassen und zu besorgen.

Potsdam, den 25. Februar 1781. Friedrich."

Vielleicht hatte der König auch noch einen sehr erheblichen Grund, solchen Ausländern den Eintritt und Aufenthalt in seinen Staaten zu verweigern. Seiltänzer, Kunstreiter, Inhaber von Menagerien und selbst diejenigen, die mit Kameelen, Bären und Affen umher ziehen, treiben diese Künste und diesen Erwerbszweig nur, um in fremdem Sold heimlich das Spionirwesen zu treiben. Einem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgangen seyn, daß kurz vor dem Ausbruch eines Krieges solche Menschen sich hauptsächlich in den Residenzen einfinden.

Im Jahre 1814 kam ein Bärenführer nach Dresden, er ließ seinen Bären gegen ein Eintrittsgeld von einem Groschen sehen, und es ergab sich bei der im Stillen gemachten Kontrolle seiner Einnahme und Ausgabe, daß die Letztere die Erstere um das dreioft vierfache überstieg. Was konnte ihn also bestimmen, dennoch an einem Ort zu bleiben, wo er statt Vortheil Schaden hatte? Unter diesen Umständen wurde ihm angedeutet, Dresden und das Königreich Sachsen zu verlassen.

Seiner Reklamation unerachtet, mußte er gehorchen. Bald darauf kam eine Seiltänzer-Gesellschaft nach Dresden. Sie hatte sich die Erlaubniß, zu Vorstellungen ihrer Künste, vom damaligen General-Gouvernement von Sachsen erschlichen und eilte nun, mit großem Kostenaufwand die dazu nöthigen Vorkehrungen für ihre halsbrechenden Kunststücke und für das schaulustige Publikum zu treffen. Die General-Polizei-Direktion von Sachsen, mit solchen

Machinationen bekannt, ließ diese Seiltänzergesellschaft nicht unbeachtet; es bedurfte keiner mühsamen Nachforschung; der Name des Direktors dieser Gesellschaft stand auf einer Liste von Spionen, welche Kosaken nebst andern Sachen von dem Chef des Bureau d'Espionage Napoleon's, de Lorgne d'Ideville, da er sich selbst nur mit Noth von der Gefangenschaft hatte retten können, erbeutet hatten, und die sich in dem Besitz der General-Polizei-Direktion befand.

Auf den diesfälligen Antrag der gedachten Direktion bei dem General-Gouvernement mußte die Gesellschaft Alles, was sie erbauen lassen, wieder abbrechen und wurde gezwungen, sich sogleich wieder über die Grenze zu begeben.

Ein Füsilier bei dem Regimente von Keller hatte sich selbst entleiben wollen, war aber daran gehindert worden. Es wurde über ihn ein Kriegsgericht gehalten und der Regimentschef mußte solches dem Könige zur Bestätigung einschicken.

Er erhielt darauf die folgende Resolution:

„Mein lieber General-Major, Freyherr von Keller! Sechs Jahre Festungsarbeit gegen den Füsilier Sutorius des Euch anvertrauten Regiments, wegen unternommenen Selbstmordes, scheint Mir etwas zu hart zu seyn. Gemeiniglich legt kein Mensch, welcher seiner Sinne mächtig ist, selbst Hand an sein Leben. Er mag wohl melancholisch seyn und in einem Anfall von dieser Krankheit sich das Leben haben rauben wollen. In dieser Vermuthung bestätige Ich nicht das hierüber zurückgehende Urtheil des wider ihn niedergesetzten Kriegsgerichts, sondern will vielmehr, daß er, anstatt zur Festungsarbeit abgeführt zu werden, durch Aderlässe und andere dienliche Mittel curirt, und hiernächst wieder im Dienst angestellt und zu einer vernünftigen Aufführung ermahnt und ermuntert werden soll. Ich überlasse solches Eurer Besorgung und bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 14. Juni 1781." Friedrich."

Bei den Bauten, die von dem Könige in Potsdam auf eigene Kosten zur Verschönerung vorgenommen wurden, trugen die Werkmeister auf eine Vergünstigung für diejenigen an, die eigene Häuser besäßen, weil sie Einquartierung und besondere Lasten tragen müßten, die denen zur Miethe wohnenden nicht aufgelegt würden.

Der König erließ an den Magistrat zu Potsdam folgende Kabinetsordre:

„Seine Königl. Majestät, Unser allergnädigster Herr, begreifen nicht, worin die Billigkeit bestehen sollte, welche der Magistrat zu Potsdam nach seinem allerunterthänigsten Bericht vom 2. d. in dem angeführten Gesuch der Bau-Ouvriers, die mit eigenen Häusern possessionirt sind, gegen ihre zur Miethe wohnende Mitbürger, findet. Nach Allerhöchstdero Einsicht müssen insgesammt alle Meister an den königlichen Bauten participiren, und wenn je einige für anderen einen Vorzug verdienen, die ihnen ein Recht dazu geben, so sind es nicht die Häuser, die sie besitzen, die ihnen ein Recht dazu geben, sondern ihre Geschicklichkeit. Es hat also gedachter Magistrat sich darnach zu achten und besagte Ouvriers gehörig zu bescheiden.

Potsdam, den 3. Februar 1782. Friedrich."

Ein Accisebeamter, von Geburt ein Franzose, erbat sich von ihm für seinen Bruder, einen Kaufmann in Bordeaux, die Erlaubniß, Sklavenhandel unter preußischer Flagge treiben zu dürfen.

Der Bescheid war:

„Der Sklavenhandel hat Mir stets herabwürdigend für die Menschheit geschienen, und Ich werde nie durch Meine Bewilligung Jemand dazu ermuthigen und solchen begünstigen. Überdies wollt Ihr Eure Schiffe in Frankreich kaufen und ausrüsten, die rückbringende Waare in jedem beliebigen europäischen Hafen abladen, was noch ein Grund mehr für Mich ist, Euch Meine Flagge zu versagen. Indeß, wenn dieser Handel so viel Reiz für Euch hat, so steht es bey Euch, nach Frankreich zurück zu kehren.

Potsdam, den 16. April 1782. Friedrich."

Mit großer Munifizenz suchte Friedrich Berlin zu verschönern; dazu gehörte denn auch, daß er vielen Hausbesitzern unansehnliche, baufällige und größtentheils aus Fachwerk bestehende Häuser neu, massiv und mit geschmackvollen Facaden erbauen ließ. Er hatte dabei nicht blos die Verschönerung der Stadt zum Zweck, sondern auch den, der arbeitenden Klasse Beschäftigung und Mittel zu ihrer Subsistenz an die Hand zu geben.

Diese doppelte Wohlthat wurde indeß doch von mehreren Bürgern Berlin's verkannt, und manche waren daher darüber unzufrieden. Als Friedrich dies erfuhr, konnte es nicht fehlen, daß ihn ein solches Verkennen seiner wohlthätigen Absicht verdroß, und in der ersten Aufwallung seines Unmuths äußerte er: er würde keine Bürgerhäuser mehr bauen lassen. Diese Äußerung wurde bald bekannt, und mehrere Bürger baten ihn in einer immediaten Eingabe, daß er diesen für sie so nachtheiligen Entschluß zurücknehmen möchte, damit nicht der Unschuldige mit dem Schuldigen leide. Sie erhielten folgende Kabinetsordre zur Antwort:

„Die Berlinische Bürgerschaft ist mit Sr. Königl. Majestät von Preußen, Unseres allergnädigsten Herrn, ihr durch den Bau ihrer alten Häuser erwiesenen Wohlthaten niemals recht zufrieden gewesen, und die letztere Vorstellung und Beschwerden über die Dächer der am Gensd'armenmarkt erbauten neuen Häuser ist ein neuer Beweis, wie wenig viele den Werth Dero königlichen Milde hierbey anerkennen. Indessen werden Höchstdieselben niemals die Schuldigen mit den Unschuldigen vermengen und wollen solches denen unterschriebenen 45 Kaufleuten und andern Bürgern auf ihre Vorstellung vom 12. zu ihrer Beruhigung hiermit nicht verhalten.

Potsdam, den 15. Oktober 1782. Friedrich."

In den achtziger Jahren hielt sich ein seines Dienstes entlassener Kriegsrath Cranz in Berlin auf.

Als ein Mittel zur Subsistenz wählte er die Schriftstellerei, und bewirkte es bei dem Könige, daß er von der Obliegenheit, seine Schriften der Censur zu unterwerfen, entbunden wurde.

Er gab ein Zeitblatt heraus, im Geschmack des berliner Don Quixote, des Figaro und ähnlicher, nur daß er mehr litera-

rische Bildung besaß, als die Herausgeber vorerwähnter Blätter. Es hatte den Titel: Gallerie des Teufels. Um es für den großen Haufen und die Böswilligen pikanter zu machen, würzte er es mit Anzüglichkeiten und Persönlichkeiten, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, und das Ministerium untersagte ihm die Fortsetzung.

Cranz beschwerte sich darüber bei dem Könige, und dieser erließ die nachstehende Kabinetsordre an den Staatsminister von Münchhausen.

„Mein lieber Etats-Minister von Münchhausen. Der Kriegsrath Cranz soll auf die Original-Anlage so wenig in seiner ihm ertheilten Censurfreyheit beeinträchtiget, als wegen seiner beygelegten periodischen Schrift von Jemanden beunruhiget werden; Ich will vielmehr, daß Ihr ihn dagegen, so oft er nichts wider den Staat, eine vernünftige Religion und gute Sitten schreibt, jedesmal schützen sollt. — Jedoch habe Ich ihn bei dieser Gelegenheit gewarnet, daß er nicht allzu naseweis seyn möchte, sonsten er doch einmal anlaufen, und seine beißende Schreibart ihm Ungelegenheit zuziehen könnte. Ich überlasse alles Eurer Verfügung und bin Euer wohlaffectionirter König Friedrich."

Potsdam, den 28. November 1782.

Cranz, trotzend auf diese humane Vergünstigung, mißbrauchte sie auf eine so freche Weise, daß der König solche, auf einen mit Thatsachen belegten Bericht des Ministeriums, wieder zurücknahm.

Eine Frau von *** suchte im Jahre 1782 im Marienstifte zu Königsberg in Preußen wiederholentlich die Materstelle nach. Der König forderte hierüber vom Departement der geistlichen Angelegenheiten Bericht. In diesem hieß es: daß die nachgesuchte Stelle zur Zeit noch nicht erledigt sey. Der König schrieb darunter:

So diehnt ihr Solches zur Antworht dan ich Kan die leute nicht Toht Schlagen. Fch.

Als man ihm 1782 das Modell der Statüe zeigte, das zum Andenken des Generals von Seidlitz auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufgestellt werden sollte, betrachtete er es mit Wehmuth in den Blicken und sprach dann:

„Ich wünschte, daß alle Kavalleristen Wallfahrten nach diesem Reiterheiligen machten.“

Im Jahre 1781 hatte er einer Dorfgemeinde in Westpreußen tausend Thaler zum Aufbau einer Kirche zu schenken versprochen. Das Geld war aber nicht angewiesen worden. Das Jahr darauf kam er zur Revue nach Graudenz durch das Dorf. Der Prediger trat an den Wagen und bat um die Anweisung der versprochenen Summe.

„Wann hab' ich Euch das versprochen?“ fragte der König heftig.

Der Prediger zog eine mit des Königs Unterschrift versehene Resolution aus der Tasche, und zeigte sie ihm mit den Worten:

Hier! Ew. Majestät.

„Habt nur Geduld, Kinder, meine Kasse ist erschöpft, ich habe zu viele Ausgaben wegen der Überschwemmung der Weichsel. Ihr sollt es aber gewiß haben!“ sprach jetzt der König in freundlichem Tone.

Nach einigen Monaten erhielt die Gemeinde tausend Thaler.

Friedrich schätzte den Gouverneur von Magdeburg, den General von Saldern, sehr und gab ihm davon vielfach Beweise.

Einst sagte ihm der König, übel gelaunt, etwas Unangenehmes. Saldern schwieg, aber seine Miene verrieth, daß er sich gekränkt fühlte. Friedrich entging dies nicht, und augenblicklich äußerte er sich in sanftem Tone:

„Mit alten Leuten muß man Geduld haben! und doch nimmt Er mir etwas übel, mein lieber Saldern?“

Der Staatsminiſter von Werder *) hatte von dem Könige die Weiſung erhalten, zu ihm nach Potsdam zu kommen, um ihm den Vortrag über die Einnahme des verfloſſenen Etatsjahres zu machen und ihm den Etat der Ausgabe für das künftige zur Genehmigung vorzulegen.

Der Miniſter ſtellte ſich zur beſtimmten Zeit ein. Jeder, der öfter Audienz bei Friedrich hatte, pflegte ſich gewöhnlich bei deſſen Umgebung zuvor zu erkundigen, ob er bei guter oder böſer Laune ſey; auch der Miniſter, eingetreten in das Vorzimmer, wollte dieſe Erkundigung einziehen, als er ein großes Geräuſch in dem Zimmer des Königs vernahm; er hörte deſſen zornige Stimme ſehr laut, mancherlei heftige Drohungen und die Äußerung:

„Ihr Spitzbuben würdet mich noch zu einem armen Manne machen, wenn ich Euch nicht immer auf die Finger ſähe.“

Eine ſolche Stimmung des Königs war dem Miniſter ſehr unwillkommen; er zögerte, ſich melden zu laſſen, da trat ein Lakai mit verſtörtem Geſicht aus des Königs Zimmer. Der Miniſter wandte ſich an ihn mit der Frage: ob er jetzt zu einer günſtigen Stunde käme?

---

*) Hans Ernſt Dietrich von Werder, aus dem Magdeburgſchen gebürtig, war ehemals Lieutenant unter dem Leibkarabinier-Regiment, hiernächſt Landrath des Zieſarſchen Kreiſes; 1781 lernte ihn Friedrich auf ſeinen Reiſen durch das Magdeburgſche kennen, und ernannte ihn zum geheimen Finanzrath; bald darauf aber, den 31. Dezember d. J., zum wirklichen geheimen Staats-, Krieges- und dirigirenden Miniſter bei dem General-Direktorium und Chef des Salzdepartements, auch 1786 an die Stelle des verſtorbenen Staats-Miniſters Michaelis, zum Generalpoſtmeiſter; den 2. Oktober ward er vom Könige Friedrich Wilhelm bei der Huldigung in den Freiherrnſtand erhoben, und zum Chef des General-Acciſe- und Zolldepartements ernannt, welches er jedoch 1791 dem Staatsminiſter von Struenſee wieder abtrat, dagegen aber das Departement der Kurmark und der Kaſſenſachen übernahm, nachdem er vorher das Salzdepartement an den Staatsminiſter Freiherrn von Heinitz, abgegeben hatte. Er war Ritter des rothen Adlerordens, auch Domherr zu Brandenburg und Amtshauptmann zu Fiſchhauſen. Er ſtarb auf ſeinem Gute Rogäſen im Magdeburgſchen den 22. Juni 1800.

„Gott behüte!“ versetzte der Lakai: „der König ist ganz außer sich vor Zorn, und ich danke dem Himmel, daß ich mich noch auf eine gute Manier habe davon machen können.“

Er fragte den Lakaien: Worüber ist denn der König so entrüstet?

„Worüber? — Über eine Lumperei! — Einer von uns hatte bei der Tafel eine halb ausgetrunkene Flasche Wein in die Tasche gesteckt; der König hemerkt' es in einem ihm gegenüber befindlichen Spiegel, und nun macht er darüber so vielen unnützen Lärm.“

Für den Minister war dies eine böse Nachricht; er kam zu einer sehr ungelegenen Zeit und fürchtete, auch er möchte sehr unfreundlich empfangen werden. Gern wäre er umgekehrt, aber dies ging nicht, er mußte sich melden lassen und auch gleich darauf vor dem Könige erscheinen.

Der Minister legte ihm die Übersicht der Einnahmen und Ausgaben des verflossenen Etatsjahres (vom ersten Juni bis Ende Mai) und der darin gewonnenen Überschüsse vor; darauf den neuen Etat, und bemerkte dabei, daß er in solchem theils zu Meliorationen, theils zur Unterstützung durch Wasserschäden unglücklich gewordener Unterthanen aus den Überschüssen des verflossenen Jahres achtmalhunderttausend Thaler zum Ansatz gebracht habe.

Sein Vortrag wurde immer ängstlicher, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß diese Forderung für den König eine Veranlassung seyn würde, auch gegen ihn seinem Unmuth Luft zu machen. Wider alle Erwartung hatte Friedrich nichts zu erinnern; genehmigte diese außerordentlichen Ausgaben und vollzog den Etat.

Nachdem dies Geschäft beendet war, erkundigte sich Friedrich theilnehmend noch bei dem Minister nach seiner zahlreichen Familie, nach jedem einzelnen Gliede derselben und sprach endlich:

„Was fehlt Ihm denn? — Ich hab' Ihn noch nie so ängstlich und verlegen gesehen?“

Ew. Majestät, erwiederte der Minister: ich bin nicht gewohnt, Ihnen eine Unwahrheit zu sagen; ich muß daher offen gestehen, daß ich mit Zittern und Zagen zu Ihnen in's Zimmer getreten bin, denn als ich kam, hört' ich, daß Ew. Majestät sehr ungnädig waren, und ich fürchtete, zu einer ungelegenen Zeit zu kommen.

„Weiß Er auch den Grund, weshalb ich so aufgebracht war?“

Ja, Ew. Majestät; ich erfuhr, daß ein Lakei eine Flasche mit Wein —

„Hab' ich denn nicht Ursache, mich darüber zu ärgern?“ unterbrach ihn Friedrich: „und dem spitzbubischen Gesindel ein Donnerwetter auf den Kopf zu schicken? — Sieht Er, wenn ich sie schalten und walten ließe, wie sie wollen, so würde mir bald kein Pfennig zur Unterstützung unglücklicher Unterthanen übrig bleiben.“

Ein Invalide des von Braunschen Infanterie-Regiments, mit Namen Schmidt, kam unmittelbar bei dem Könige mit der Bitte um Niederschlagung von Prozeßkosten ein, die das Stadtgericht in Berlin in einem Rechtsstreit von ihm mit Androhung von Exekution verlangt hatte.

Der König erließ an das Stadtgericht nachstehende Kabinetsordre.

„Seine Königl. Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr, lassen dem Stadtgerichte zu Berlin hierbey eine Eingabe zufertigen von dem Invaliden Rudolph Schmidt, Braunschen Regiments, worin er sich beklagt, daß er unschuldiger Weise noch Prozeßkosten bezahlen solle, da seine Sache längst abgemacht worden. Nun wollen Höchstdieselben geruhen, diese 2 Thlr. 7 Ggr. 6 Pf. Executions- und Gerichtskosten für ihn bezahlen zu lassen, weil er das zu thun von seinem genießenden Gnadenthaler nicht im Stande ist, befehlen aber dem Stadtgericht hierdurch, den Menschen nun in Ruhe zu lassen, und ihm keine Gerichtskosten weiter abzufordern, auch ihm keine unnöthigen Weitläuftigkeiten ferner zu machen.

Potsdam, den 8. August 1783. Friedrich.“

Bei den Reisen des Königs in die Provinzen, zur Abhaltung der Musterungen über die Truppen, wurden ihm überall vielfältig Bittschriften, hauptsächlich von Personen der untern Volksklasse überreicht. Diese pflegten dabei vor ihm nieder zu knien.

Er hatte darüber so oft und so laut sein Mißfallen zu erkennen gegeben, daß es nach und nach fast gänzlich unterblieb, nur in Schlesien beharrte man bei dieser altherkömmlichen Sitte.

Der König erließ darauf an das Oberconsistorium zu Breslau die folgende Verfügung:

„Da Seine Königl. Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr, es nicht haben wollen, daß die gemeinen Leute, wenn sie Bittschriften zu überreichen haben, oder auch bey anderer Gelegenheit, vor Höchstdenenselben auf die Erde niederfallen; (denn das können sie wohl vor Gott thun, und wenn sie was abzugeben haben, so können sie das thun, ohne dabey niederzufallen) so befehlen Höchstdieselben Dero Breslauischen Ober-Consistorium hierdurch in Gnaden, die Verfügung sofort zu treffen, daß dieses in allen evangelischen Kirchen hier in Oberschlesien, von allen Kanzeln abgelesen werde, wie solches auch dem Weihbischof von Rothkirch in Ansehung der katholischen Kirchen ebenfalls geschrieben worden, auf daß die Leute das wissen, und das Niederfallen auf die Erde vor Ihnen künftig unterlassen. Das Ober-Consistorium hat also das hierunter erforderliche gehörig zu veranlassen und zu besorgen.

Bettlern, den 30. August 1783. Friedrich."

Bekanntlich ließ Friedrich jährlich in Berlin eine beträchtliche Anzahl Häuser bauen, theils in der Absicht, die Stadt durch geschmackvolle Gebäude zu verschönern, theils dadurch einer Menge Handwerker eine sichere Erwerbsquelle zu eröffnen.

Er selbst wählte die Straßen oder Plätze aus, die neu gebaut werden sollten, und die Häuserbesitzer einer solchen Gegend der Stadt wurden von ihm ohne alle Rücksicht auf ihre Vermögensumstände oder andere Verhältnisse, mit neuen Häusern beschenkt, auch bestimmte er jederzeit selbst, nach den ihm von der Baubehörde vorgelegten Rissen, die Façaden und ihre äußere Verzierung.

Als auf diese Art ein Theil des Gensd'armenmarktes auf des Königs Kosten neu erbaut wurde, kam auch die Reihe an das Haus eines Schlächtermeisters. Der König hatte, wie gewöhnlich, zu diesem sowohl, als auch zu dem seines Nachbars die Façaden bestimmt, und die des Letztern erhielt eine Verzierung von Statüen.

Dieser vermeintliche Vorzug verdroß den Schlächter sehr, und er kam bei der Baubehörde mit der Bitte ein, auch sein Haus mit ähnlichen Statüen verzieren zu lassen.

Man schlug ihm sein Gesuch ab, weil der König den Bau seines Hauses ausdrücklich so befohlen habe, wie es errichtet worden sey, und man davon nicht abweichen dürfe.

Der Schlächter, in dem Wahne, daß die Baubehörde ihm hier unter Unrecht thue und vielleicht gar einen Unterschleif mache, beschwerte sich deshalb unmittelbar bei dem Könige und verhehlte auch nicht seinen Argwohn gegen die Baubedienten.

Der König verlangte darauf sogleich eine nähere Auskunft von der Behörde, und als diese ihm das wahre Verhältniß auseinander gesetzt hatte, schrieb er auf ihren Bericht eigenhändig:

„Statüen kann der Schlächter nicht erhalten, aber neun und neunzig Schaafsköpfe.“

Diese wurden nun auch wirklich zum Andenken dieses Vorfalls an dem Gesimse des Hauses angebracht und man hat sie dort so lange sehen können, bis die General-Lotterie-Administration dies Haus zu ihren Geschäften an sich brachte. Nun wurden sie herunter geschlagen.

Der König sprach einige Jahre vor seinem Ende mit dem damaligen Major, nachmaligem General von Rüchel, und erwähnte eines glücklichen Vorfalls vom General Winterfeld im siebenjährigen Kriege.

„Ja,“ fuhr er fort: „das that mein guter Winterfeld!“ Er drehte sich um, verbarg eine Thräne und setzte hinzu: „Das war ein gar braver Mann!“

Der Konsistorialrath Brüggemann in Stettin hatte eine Topographie von Pommern drucken lassen.

Er übersandte sie dem Könige, so wie die Theile davon erschienen waren, und als er die beiden letzten eingeschickt hatte, erhielt er die folgende Antwort:

„Die Fortsetzung Eurer Pommerschen Topographie rechtfertigt das günstige Urtheil vollkommen, welches man bey der Erscheinung des ersten Bandes von Eurem Plan gefällt hat. Ich sehe es gern, wenn sich die Gelehrten Meiner Lande mit solchen nützlichen Gegenständen beschäftigen, und Ich gebe den Bemühungen Beyfall, wodurch

Ihr die eurigen so unterrichtend als nützlich zu machen suchet. Ich wünsche Euch ferner guten Fortgang, danke Euch für das Exemplar Eures fortgesetzten Werkes und bitte Gott, daß er Euch in seinen heiligen Schutz nehme.

Potsdam, den 20. Februar 1784. Friedrich."

Im siebenjährigen Kriege hatte der General von Tauentzien einen jungen Mann, Hans Sigismund von Beerfelde, zum Adjudanten, der ihn bei allen seinen Expeditionen begleitete; da er sich bei vielen Gelegenheiten auszeichnete, so wurde er auch dem Könige persönlich bekannt, welcher sich oft vortheilhaft über ihn äußerte.

Nach dem Frieden nahm Beerfelde seinen Abschied; er zog sich auf sein Landgut Loffow bei Frankfurt an der Oder zurück und bekleidete die Stelle eines Ritterschaftsrath.

Als der Graf von Podewils auf Guffow 1781 seinen Abschied als Landrath des Lebuser Kreises nahm, erinnerte Friedrich sich nach einer langen Reihe von Jahren, des ehemaligen Adjudanten, und empfahl ihn den Kreisständen zum Landrath.

Er wurde gewählt, und benutzte diesen neuen Wirkungskreis nicht nur, um ohne Geräusch viel Gutes zu stiften, den Wohlstand von Gemeinden und ganzen Bezirken zu befördern, und das Familienglück vieler Tausende zu befördern; er brachte auch gemeinnützige Vorschläge zur Sprache, wenn der König auf seinen Truppenmusterungsreisen sich mit ihm unterhielt, und ihn aufforderte, ihm über Landeskultur und Handelsverkehr sein Gutachten unverhohlen zu eröffnen. So kam manches Gute zu Stande, und Friedrich verlangte mehrmals in gnädigen Handschreiben sein Gutachten über solche Angelegenheiten. Beerfelde genügte diesen Aufforderungen mit der Freimüthigkeit eines Biedermannes, der auch unangenehme Wahrheiten nicht bemäntelte oder verschwieg.

Als im Jahre 1784 im Staatsministerium eine Stelle erledigt werden sollte, erhielt er von dem Könige mittelst eines Eilboten den Befehl, sogleich zu ihm nach Berlin zu kommen.

Beerfelde gehorchte. Ganz unbekannt mit der Absicht des Königs, erschien er vor ihm.

„Guten Morgen, mein lieber Beerfelde!“ rief ihm Friedrich entgegen, als er eintrat: „Ich hab' Ihn lange nicht gesehen, wie geht es Ihm? Ist Er auch mit seinem Posten zufrieden?“

Vollkommen, wenn ich ihn zu Ew. Majestät Zufriedenheit versehe.

„Das ist mir lieb, mein lieber Beerfelde! und ich muß Ihm sagen, daß ich recht sehr mit Ihm zufrieden bin; recht sehr bin ich mit Ihm zufrieden! Aber Er weiß das ja. Ich muß Ihm aber sagen, ich kann Ihn noch besser brauchen. Hört Er wohl? — Ich brauche hier einen ehrlichen Mann, und ich weiß, Er ist ein ehrlicher Mann. Ich will Ihn hier zum Chefminister im Fabriken- und Handels-Departement machen, und da soll Ihm Niemand etwas zu befehlen haben.“

Ich hab' Ew. Majestät nur im Militairstande gedient.

„Ich weiß das, ich weiß das! mein lieber Beerfelde, und ich dank' Ihm dafür. Er will damit sagen: Er hat nicht studirt, und da glaub' Er mir, das ist gar nicht nöthig. Ich brauche blos einen ehrlichen Mann. Seh' Er nur, ich verstehe das Ding auch nicht, aber sie machen es mir doch nicht recht, daß weiß ich. Seh' Er nur die ordinaire Wolle neun Thaler, und die feine sieben. Ich verstehe das nicht; aber so kann's doch nicht recht seyn. Das muß anders heraus und da muß ich einen ehrlichen Mann haben, der mir das in's Reine bringt, und Er ist der ehrliche Mann.“

Halten Ew. Majestät zu Gnaden, ich habe Jahre, und bin in der Sache gar nicht bewandert.

„Er fürchtet sich nur! Aber fürcht' Er sich nicht; sie sollen Ihm nichts thun. Ich werd' Ihn in Allem unterstützen. Wend' Er sich nur immer an mich und kehr' Er sich sonst an nichts.“

Ich würd' unfehlbar bei dem besten Willen große Fehler machen, und Ew. Majestät Gnade verscherzen.

„Das wird Er nicht, mein lieber Beerfelde! das kann Er nicht; Er ist ein ehrlicher Mann. Seh' Er nur, ich habe sonst keinen Andern, wenn Er mich verläßt. Da hab' ich wohl in meinem Lande noch zwei Landräthe, die ich brauchen könnte. Aber der Eine ist mir noch zu jung, und noch viel zu hitzig in seinen Sachen; der muß sich erst noch etwas versuchen und mehr Erfahrung einsammeln, und der Andere hat einen ungerechten Prozeß mit seiner Mutter gehabt. Das wird Er selbst wissen, mein lieber Beerfelde! wer di-

Pflichten gegen seine Mutter aus den Augen setzt, wie wird der seinem Könige und seinem Vaterlande als ein ehrlicher Mann dienen? Also das geht nicht! und ich bitt' Ihn, verlaß' Er mich nicht."

Ew. Majestät —

„Besinn Er sich, ich will Ihm Bedenkzeit geben."

Ew. Majestät machen mich unendlich glücklich, wenn Sie erlauben, daß ich Ihnen in meinem gegenwärtigen Posten ferner dienen darf. Ich bitt' allerunterthänigst darum. Ew. Majestät werden mir Ihre Gnade entziehen. —

„Das werd' ich nicht! mein lieber Beerfelde! Er ist aber ein eiserner Mann!"

Es entstand eine Pause. Nach einigem Nachsinnen des Königs, während welcher er seinen Blick seitwärts auf ein Fenster heftete, wandte er sich zu Beerfelde, und sagte in einem fast wehmüthigen Tone:

„So geh' Er in Gottes Namen. Ich bleibe doch Sein Freund. Hört Er wohl! und wend' Er sich nur immer an mich, geradezu an mich, und schreib' Er mir Alles."

Beerfelde entfernte sich. Wie groß und edel erscheint hier Friedrich, wie bieder Beerfelde, der es standhaft ablehnte, in einen Wirkungskreis zu treten, dem er nicht gewachsen zu seyn glaubte.

Als Beerfelde wieder auf sein Gut zurückgekehrt, und die Nachricht, daß er die Stelle eines Ministers abgelehnt hatte, in der dortigen Gegend bekannt geworden war, besuchte ihn sogleich der damalige Chef des in Frankfurt stehenden Infanterie-Regiments, der Herzog Leopold von Braunschweig, und bei'm Eintritt in Beerfelde's Zimmer umarmte er diesen und rief aus:

„Das haben Sie wieder recht brav gemacht, Herr Landrath! Nun haben wir Sie noch tausendmal lieber. Nun sind Sie mir eine doppelte Exzellenz!"

Der französische Buchhändler Pitra hatte den Auftrag vom Könige, ihm von Zeit zu Zeit die vorzüglichsten in Frankreich erschienenen Werke zur Ansicht und Auswahl zu überschicken.

Im Jahre 1784 übersandte er dem Könige eine beträchtliche Anzahl in Paris herausgekommener Prachtwerke.

Friedrich schrieb ihm darauf:

„Les in folio ne sont pas fait pour un vieillard, qui a les mains gouteuses, ce sont des livres d'apparat, que les bourgeois gentilhommes mettent dans une bibliotheque, pour parader et remplir les etageries; pour moi des octaves.“

(Die in Folio sind nicht für einen Greis, der die Gicht in den Händen hat. Das sind nur Bücher zum Staat für neugeback'ne Edelleute, die sie in ihren Bibliotheken aufstellen, um damit groß zu thun und die Fächer zu füllen. Für mich ziemen sich nur Bücher in Octav.)

Der König widmete jedem Zweige der Staatsverwaltung fortdauernd seine Aufmerksamkeit, selbst in den letztern Jahren und bis kurz vor seinem Tode; dies war auch der Fall mit der General-Tabacks-Administration.

Im Jahr 1783 erließ er an solche die nachstehende Kabinetsordre:

„Se. Königl. Majestät, unser allergnädigster Herr, haben von Dero General-Tabaks-Administration verlangt, daß sie alle drey Monate einen Cassen-Abschluß einschicken soll. Höchstdieselben haben aber seit langer Zeit dergleichen nicht erhalten. Das ist eine abscheuliche Negligence von ihnen, sie sind nicht im mindesten activ und werden Se. Königl. Majestät da ein bischen Veränderung treffen müssen, um die Sache in eine bessere Activität zu bringen. Vorjetzt aber wollen Sie den Abschluß von der General-Tabacks-Casse auf das forderſamste erwarten.

Potsdam, den 26. November, 1783. Friedrich.“

Aus der letzten Hälfte dieser Kabinetsordre sieht man deutlich, daß der Konzipient derselben sich strenge an die Worte des Königs hat halten müssen.

Eben dies ist der Fall mit der folgenden:

„Sr. Königl. Majestät, Unser allergnädigster Herr, haben der General-Tabacks-Administration befohlen und wiederholentlich erinnern lassen, die Cassen-Abschlüsse sobald als möglich einzuschicken. Da solche bis dato noch nicht eingegangen, so hält es Se. Königl. Majestät für Faulheit, daß damit bis auf die letzte Stunde gezögert wird und befehlen der General-Tabacks-Administration auf das

ernstlichste und bey Vermeidung Höchstdero unausbleiblichen Ungnade, diese Abschlüsse sofort und ohne den geringsten Verzug einzusenden.

Potsdam, den 18 Mai 1786. Friedrich."

Unter der Direktion des geheimen Finanzraths Maguſch war zwischen den Mitgliedern der General-Tabacks-Administration große Disharmonie entstanden, wodurch deren Chef sein Amt sehr erschwert wurde. Zwei Räthe reichten sogar deshalb bei dem Könige Beschwerden ein. Sie erhielten zur Antwort:

„Seine Königl. Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr lassen dem *** und dem *** auf die beiden allerunterthänigsten Vorstellungen vom gestrigen datum hierdurch zu erkennen geben, daß Sie den Teufel von ihrer Sache haben; sie müssen sich in ihren Schranken halten, und ihre Pflicht und Schuldigkeit thun, weswegen Sie da sind, und keinesweges die Zeit mit unnützen Zänkereyen verderben; denn Höchstdieselben werden dem geheimen Finanz-Rath Maguſch ihrethalben die Direction nicht nehmen. Wornach sie sich also zu richten, und ihr Devoir mit allem Fleiß zu beobachten, widrigenfalls aber unangenehme Verfügungen zu gewärtigen haben.

Potsdam, den 5. April 1785. Friedrich."

Der geheime Finanzrath Maguſch erhielt aber folgende Kabinetsverfügung:

„Rath, besonders lieber Getreuer. Da Ich vernehme, daß in dem Collegio der General-Tabacks-Administration jedesmal Zänkerey und Widerspruch herrschen, wodurch Meinem Interesse viel Nachtheil verursacht wird, so habe Ich Euch hierdurch aufgeben wollen, daß Ihr, als Director die Andern ein bischen kurz halten, und darnach sehen müsset, daß sie ihr Devoir gehörig beobachten, und wofern sie nicht thun wollen, was ihre Schuldigkeit ist, so habt Ihr Mir nur das gleich anzuzeigen. Wornach Ihr Euch also zu achten. Ich bin Euer gnädiger König.

Potsdam, den 5. April 1785. Friedrich."

Als ein Zug der milden Schonung bei aller hierbei für nöthig erachteten Strenge darf man nicht übersehen, daß der König in seiner Verfügung an den geheimen Finanzrath Maguſch Keinen namhaft machte, sondern ihm nur im Allgemeinen andeuten ließ, wie er sich in Zukunft benehmen solle, um allen persönlichen Groll gegen die Beschwerdeführer zu verhüten.

Bei des Königs letzter Reise nach Preußen (1784) ließ er den dortigen Regierungspräsidenten von Massow zu sich kommen. Bei dieser Unterredung sagte er zu ihm:

„Ich hab' Ihn zum Präsidenten gemacht, und ich muß Ihn also auch wohl kennen lernen. Ich bin eigentlich der oberste Justizkommissarius in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht Alles bestreiten, und muß daher solche Leute haben, wie Er ist, die Andern zu ihren Rechten verhelfen. Ich hab' eine schwere Verantwortung auf mir; denn ich muß nicht allein von allem Bösen, was ich thue, sondern auch von allem Guten, was ich unterlasse, Rechenschaft geben, so auch Er. Er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehn der Person richten, es sey Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er, das sag' ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute! — Hat Er Güter?"

Nein, Ew. Majestät!

„Will Er welche kaufen?"

Dazu habe ich kein Geld, Ew. Majestät."

„Gut, so weiß Er, wie einem armen Menschen zu Muthe ist, und Er wird sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen!"

Friedrich erließ das nachstehende charakteristische Kabinetsschreiben an den General von Tauentzien.

„Mein lieber General von Tauentzien.

Schon bey meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte Ich gegen Euch, und jetzt will Ich es schriftlich wiederholen, daß Meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist, als jetzt: wenn Ich Schuster und Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter seyn. Das Thaddensche Regiment gleicht nicht dem unbedeutendsten Landbataillon einer preußischen Armee. Rothkirch und Schwarz taugen auch nicht viel. Zaremba ist in einer solchen Unordnung, daß Ich einen Offizier von Meinem Regimente nach dem diesjährigen Herbstmanoeuver werde hinschicken, um es wieder in Ordnung zu bringen. Von Erlach sind die Bursche durch das Contrebandiren so verwöhnt, daß sie keinen Soldaten ähnlich sehen. Keller gleicht einem Haufen ungezogener Bauern. Hagen hat einen elenden Commandeur und Euer Regiment ist sehr

mittelmäßig; nur mit Graf von Anhalt, Wendessen und Markgraf Heinrich kann ich zufrieden seyn. Seht, so sind die Regimenter en détail; nun will Ich das Manövre beschreiben."

„Schwarz machte den unverzeihlichen Fehler bey Neiße, die Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugsam zu besetzen; wäre es Ernst gewesen, so wäre die Bataille verloren. Erlach, bey Breslau, statt die Armee durch Besetzung der Anhöhe zu decken, marschirte mit seiner Division wie Kraut und Rüben in's Defilée, daß, wäre es Ernst gewesen, die feindliche Kavallerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verloren ging."

„Ich bin nicht Willens, durch lacheté Meiner Generals, Schlachten zu verlieren, weshalb Ich hiemit festsetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn Ich noch lebe, die Armee zwischen Breslau und Ohlau führet, und vier Tage zuvor, ehe Ich in's Lager eintreffe, mit den unwissenden Generals manoeuvrirt, und ihnen dabey weiset, was ihre Pflicht ist."

„Das Regiment von Arnim und das Garnison-Regiment von Könitz macht den Feind, und wer alsdann seine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den lasse Ich Kriegsrecht halten, denn Ich würde es einer jeden Puissance verdenken, dergleichen Leute, welche sich so wenig um ihr Metier bekümmern, im Dienste zu behalten, folglich ist es Mir auch nicht zu verdenken. Erlach sitzt noch vier Wochen in Arrest. Auch habt Ihr diese Meine Willensmeinung Eurer ganzen Inspection bekannt zu machen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 7. September 1784. Friedrich."

Im September 1784 besuchte der König bei seiner Anwesenheit in Berlin den Gesundbrunnen. Er ging in den Garten. Einer der Eigenthümer dieses Grundstücks folgte ihm.

„Wem gehört dies jetzt?" fragte der König.

Den Erben des verstorbenen Doktor Behm.

„Wer sind die?"

Der Befragte machte sie namhaft.

„Warum nimmt das nicht Einer?"

Es ist noch Manches erst in Richtigkeit zu bringen; nächstens soll aber zum Verkauf geschritten werden, um aus der Kommunion zu kommen.

„Das ist auch besser. — Was ist dies für Kraut?

Von jungen spätgesäten Mohrrüben.

„Dies ist Kohl?“

Ja, Ew. Majestät, man nennt ihn grünen oder braunen Kohl.

„Wozu braucht Ihr ihn?“

Er wird im Winter zum Theil nach der Stadt verkauft, zum Theil aber dem Viehe gegeben.

„Was habt Ihr für Vieh?“

Kühe.

„Wo habt Ihr die?“

Drüben auf der Meierei.

„Dazu habt Ihr ja kein Futter?“

Wir haben Wiesen.

„Hier Wiesen?“ mit der Krücke im Sande scharrend.

Sie liegen an der Panke.

„Wo ist die Panke?“

Dort in der Niederung.

„Die können nichts taugen, da ist keine Überschwemmung.“

Wir lassen Asche von Seifensiedern aus der Stadt darauf fahren, die frißt das Moos weg und dann wächst Klee.

„Da habt Ihr Recht. Wo habt Ihr das gelernt?“

Von meinem Vater.

„Wer war Euer Vater?“

Ein Prediger auf dem Lande in Pommern.

„In welcher Gegend?“

Unweit Bahn.

„Wie heißt der Ort?“

Lindow.

„Wem gehört er?“

Einem gewissen von Steinäcker, dessen Sohn jetzt Landrath im Greifenhagenschen Kreise ist.

„Ihr seyd also kein Berliner?

Nein, Ew. Majestät.

„Habt Ihr viel Brunnengäste gehabt?“

Nein, Ew. Majestät, kaum ein Drittel gegen sonst.

„Warum das?“

Es war Anfangs des Sommers immer kühle Witterung.

„Wann baden die Leute? im Juli, August und September?“

Nein, Ew. Majestät, im Juni, Juli und August.

„Warum nicht im September?“

Es giebt dann schon kühle Abende, wo man sich leicht erkälten kann.

„Warum nicht gar! es ist das schönste Wetter,“ rief der König aus, da es gerade an diesem Tage sehr warm war, und fuhr dann fort:

„Sind Merian und Sack hier gewesen?“

Nein, Ew. Majestät, Merian hat sich ab und zu in Pankow aufgehalten. Sack ist schon zu alt, und die Füße wollen nicht mehr fort; seine Seelenkräfte aber sind noch die nämlichen.

„Wie alt ist er denn?“

Ein und achtzig Jahre.

„Nun, man kann auch nicht ewig leben. — Wer besorgt Euch dies hier?“

Ein Meier muß das Vieh füttern und den Acker bestellen, ein Inspektor aber das Übrige besorgen.

„Kann der davon leben?“

Er ist dabei auch Traiteur; kann auch barbiren und aderlassen.

„So, so,“ sprach der König lachend und fragte dann: „Wozu ist das Brunnenwasser nütz?“

Besonders gegen Gicht.

„Woher wißt Ihr das?“

Man hat Beispiele davon.

„Und welche?“

Noch im vorigen Sommer war eine Frau hier, die so an der Gicht litt, daß sie die Hände nicht brauchen konnte, nach einigen Wochen wurde sie aber besser.

„Was war das für eine Frau? eine gemeine Frau?“

Ja gewissermaßen, sie ist nur eine Bürgerfrau aus der Stadt; aber reich.

„Ich habe mir den Garten größer vorgestellt.“

Er ist auch nicht klein. Wenn Ew. Majestät die Gnade ha-

ben und diesen Gang etwas weiter hinauf gehen wollen, so könnten Sie ihn besser übersehen.

Der König ging weiter und fragte, als er das Ende des Gartens erreicht hatte:

„Was ist dies für eine Hecke?“

Eine Buchenhecke.

„Die steht gut und sieht gut aus.“

Sie hat doppelten Nutzen, sie sieht nicht allein gut aus, sie macht auch hier den Zaun, weil's an der Straße ist.

„Da habt Ihr Recht. — Was habt Ihr für Bäume im Garten?“

Mehrentheils Kirschen und Pflaumen; Äpfel und Birnen wollen nicht recht fort. Ich vermuthe, der Boden ist zu schwach, sie sterben hernach am Brand.

„Was habt Ihr für Kirschen?“

Manche Sorten, die nach und nach reif werden, so daß man sechs Wochen über dergleichen hat. Es sind viele gute Sorten darunter. Selbst Ihro Majestät, die Königin, haben einige Male welche holen lassen.

„Was ist das für Zeug?“

Erbsstroh; man hat die grünen Erbsen zum Kochen und die reifen zur Saat bereits abgenommen. Das Stroh aber wird dem Vieh gegeben.

„Was sind das für Häuser hier herum?“

Sie gehören sämmtlich zum Brunnen, nur die Papiermühle nicht.

„Aber die in der Entfernung?“

Das sind Kolonistenhäuser, welche Ew. Majestät vor zwei Jahren haben bauen lassen, es sind Gärtner darin angesetzt.

„Das weiß ich.“

Es sind zu der Zeit auch bei Lichtenberg und Friedrichsfelde noch mehrere erbaut worden.

„Auch das erinner' ich mich. Aber woher wißt Ihr das?“

Ich habe mich genau darnach erkundigt, falls Ew. Majestät danach fragen sollten.

„Wo ist Euer Haus?“

Ich habe keins, sondern wohne in der Stadt.

„Wovon lebt Ihr?“

Ich habe die Gnade, Ew. Majestät zu dienen.

„Also kommt Ihr nur selten heraus, wenn Ihr Zeit habt?“

Ja, Ew. Majestät, die Woche einmal.

„Da wohnen wohl die Brunnengäste?“ nach dem Flügel sehend.

Ja, Ew. Majestät.

„Und hier ist vermuthlich die Küche?“

Ja, Ew. Majestät.

„Gott behüt' Euch!“

Dies Gespräch des Königs, noch nicht volle zwei Jahre vor seinem Tode, zeigt, wie er auch damals noch es nicht für zu geringfügig hielt, sich um die kleinsten Einzelnheiten zu bekümmern, wenn er sie für das allgemeine Beste ersprießlich glaubte, aber, was zu den seltensten Erscheinungen gehört, dieses Eingehen in solche Details artete bei ihm nie in Kleinigkeitskrämerei aus, worüber bei beschränkten Köpfen das Wichtigere verabsäumt wird.

Im Jahre 1784 hatten Überschwemmungen der Oder in Schlesien sehr großen Schaden verursacht. Der König erhielt vielfältig Unterstützungsgesuche von den unglücklichen Einwohnern und Berichte darüber von dem Staatsminister Grafen von Hoym.

Der Minister war zu ihm nach Potsdam beschieden worden. Als dieser vor ihm erschien, fand er ihn nachdenkend und niedergeschlagen. Er redete ihn gleich mit den Worten an:

„Ein großer Theil meiner braven Schlesier ist sehr unglücklich geworden, und leider bin ich jetzt nicht im Stande, zu helfen.“

Der Minister zuckte schweigend die Achseln.

„Wie Er mir vor einigen Tagen berichtet, ist keine Kasse im Stande, etwas herzugeben. Über Alles ist schon disponirt.“

Er ging traurig auf und ab.

Gestern sind vier und neunzig tausend Thaler eingekommen, sprach der Minister.

„Zu welcher Kasse?“

Es sind Chatoullengelder für Ew. Majestät.

„Chatoullengelder. Gottlob! daß ich etwas thun kann! Schick' Er sie doch gleich nach Schlesien. Ich will mich schon einschränken.“

Im Jahre 1785 verlor die Schwester des Königs, die Herzogin von Braunschweig Philippine Charlotte*), ihren Sohn, den Herzog Leopold, da er als Chef des in Frankfurt an der Oder stehenden Regiments, bei der Überschwemmung der Oder Nothleidende retten wollte und in den Fluthen seinen Tod fand.

Der König schrieb darüber:

ce 12. Mai 1785.

Mon adorable Soeur!

Il y a soixante et dix ans passées, que je suis au monde, et dans tout ce tems je n'ai vu que de jeux bizarres de la fortune, qui mêle quantité d'événemens facheux à quelques favorables qui nous arrivent. Nous balottons sans cesse entre beaucoup de chagrins et quelques momens de satisfaction. Voilà, ma bonne soeur, le fort commun de tous les hommes! Les jeunes gens doivent être plus sensibles à la perte de leur proches et de leurs amis, que les vieillards. Les premiers se ressentent longtems de ces privations, au lieu que les personnes de nôtre age les suivent dans peu. Les morts ont l'avantage d'être à l'abri de tous les coups de la fortune, et nous qui restons en vie, nous y sommes sans cesse exposés. Toutes ces reflexions, ma bonne soeur, ne sont guères consolantes, je l'avoue. Heureusement que Votre sagesse et Votre esprit Vous ont donné la force de resister à la douleur qu'éprouve une tendre Mère, en perdant un de ses enfans cheris. Veuille le ciel continuer, de Vous assister, en conservant une soeur, qui fait le bonheur de ma vie!

Daignez, ma bonne Soeur, me croire avec la plus tendre attachement et la plus haute considération

Mon adorable Soeur

Vôtre fidèle frère et serviteur,

Féderic.

---

*) Geboren den 13. März 1716, vermählt am 2. Juli 1736 mit Karl, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, gestorben den 15. Februar 1801.

den 12. Mai 1785.

Meine verehrungswürdige Schwester!

Es sind siebenzig Jahre verflossen, seit ich auf der Welt bin, und ich habe nichts als die launenhaften Spiele des Glücks gesehen, welche eine Menge widriger Ereignisse unter einige angenehme, die uns begegnen, mischen. Wir schweben beständig zwischen vielem Kummer und einigen uns angenehmen Augenblicken. Dies ist das gewöhnliche Loos aller Menschen, meine gute Schwester! Junge Leute muß der Verlust ihrer Verwandten und Freunde mehr schmerzen, als alte. Die Erstern empfinden lange solche Verluste; dagegen Personen von unserm Alter ihnen bald folgen. Die Todten haben den Vorzug, vor allen Schlägen des Schicksals gesichert zu seyn, wir, die wir am Leben bleiben, sind ihnen beständig ausgesetzt. Alle diese Betrachtungen, meine gute Schwester, sind — ich gesteh' es — nicht tröstend. Glücklicher Weise giebt Ihnen Ihre Weisheit und Ihr Geist die Kraft, dem Schmerz zu widerstehen, den eine zärtliche Mutter bei dem Verluste eines ihrer geliebten Kinder fühlen muß. Möge der Himmel Ihnen ferner beistehen und mir eine Schwester erhalten, die das Glück meines Lebens macht! Glauben Sie liebevoll, meine gute Schwester, daß ich mit der zärtlichsten Zuneigung und der vollkommensten Hochachtung bin

Meiner verehrungswürdigen Schwester

treuer Bruder und Diener,
Friedrich.

Als Friedrich den Plan zum deutschen Fürstenbunde entworfen hatte, vielleicht in dem dunklen Vorgefühle, welches Unheil dieser Mangel an Eintracht über Deutschland in der Folge verbreiten und mit welchen schweren Opfern, nach vieljährigen Leiden, Selbstständigkeit wieder erkämpft werden dürfte, theilte er solchen dem Staats- und Kabinetsminister Grafen von Finckenstein mit und schrieb ihm dabei unterm 28. Mai 1785.

„Je vous prie de Me mander, ce que vous pensez sur ce sujet, et n'oubliez pas, que Nous pouvons être bons amis et envisager differement la même chose. Adieu Mon cher Comte.

Fréderic.

(Ich bitte Sie, mich Ihre Meinung über diesen Gegenstand wissen zu lassen, vergessen Sie aber nicht dabei, daß Wir gute Freunde seyn und doch über einen Gegenstand sehr verschiedene Ansichten haben können. Leben Sie wohl, mein lieber Graf.)

Als in den Jahren 1783 und 1784 Kaiser Joseph II. von den Holländern die freie Scheldefahrt verlangte, suchte Frankreich diese Angelegenheit gütlich beizulegen.

Dies gelang auch dem französischen Hofe, und es wurde deshalb am 20. September 1785 ein Vergleich zwischen Holland und dem Kaiser Joseph abgeschlossen; der Letztere erhielt eine Schadloshaltung von zehn Millionen holländischer Gulden.

Da Friedrich dies erfuhr, sagte er:

„Also ist die Sache mit einem Trinkgelde abgemacht worden."

Der Pater Pitzner glaubte, daß die Mönche eines Franziskanerklosters sich mancherlei gegen ihr Gelübde zu Schulden kommen ließen; er reichte daher eine Denunziation wider sie unmittelbar ein.

Der König sandte sie an den Weihbischof zu Breslau zur Entscheidung; diese fiel nicht zu Gunsten des Denunzianten aus, und er erneuerte daher seine Beschwerde bei dem Könige.

Er empfing darauf zum Bescheide:

„Se. Königl. Majestät von Preußen ꝛc. lassen dem Pater Franz Pitzner auf dessen hier anderweitig eingereichte Vorstellung und Gesuch hierdurch zu erkennen geben: daß seine Sache schlechterdings vor dem Weihbischof von Rothkirch zu Breslau gehört, denn allhier können dergleichen katholische Sachen, wie die Seinige ist, nicht abgemacht werden, und wie können auch Ketzer davon urtheilen, was Er mit dem Franziskanerkloster wegen übertretener Gelübde für Streit hat. Es bleibt für Ihn also weiter nichts übrig, als bey dem Weihbischof von Rothkirch zu Breslau sich zu melden, wohin die Sache auch bereits gegangen ist.

Potsdam, den 3. August 1785. Friedrich."

Im Jahre 1785 erließ er der Grafschaft Ravensberg einen Theil der Kontribution.

Die Bauerschaften reichten ihm darüber ein Danksagungsschreiben ein; er erwiederte solches auf nachstehende Weise:

„Sr. Königl. Majestät getreue Unterthanen in Dero Grafschaft Ravensberg haben blos ihrer guten Aufführung beyzumessen, daß Höchstdieselben ihnen dieses Jahr einen Theil der Kontribution erlassen haben. Dergleichen Unterthanen verdienen, daß ihr Landesvater sie, so viel möglich, unterstützt. Höchstgedachte Se. Königl. Majestät nehmen daher ihren Dank mit gnädigstem Wohlgefallen an, und versichern dieselben, bey ferner verspürter deutscher Treue, Dero ferneren Huld und landesväterlichen Vorsorge.

Potsdam, den 7. Julii 1785. Friedrich."

Im Jahre 1785, als er in Schlesien im August die letzte Truppenmusterung hielt, sah er in Freiberg ein Gebäude, das noch nicht vollendet war und an welchem nicht gearbeitet wurde.

Er fragte sogleich den Bürgermeister:

„Warum ist dies Haus nicht schon ganz ausgebaut?"

Ew. Majestät, erwiederte der Bürgermeister: es ist ein Armenhaus, und es kann nur dann im Bau damit fortgefahren werden, wenn die Bürger im Stande sind, dazu Geldbeiträge zu entrichten.

„Schick' Er mir den ganzen Anschlag in's Lager; ich will Ihm das Geld sogleich schicken. Das Haus muß aber dieses Jahr fertig werden. Hört Er! Dieses Jahr noch!"

Als der Magister Heinatz zu Frankfurt an der Oder dem Könige ein Exemplar der Anweisung zur deutschen Sprache zugeschickt hatte, bekam er die folgende Antwort:

„Hochgelahrter, lieber Getreuer!

Ich danke Euch für das Mir unter dem 10. zugesandte Exemplar Eurer Anweisung zur deutschen Sprache. Dies kleine Werk ist ein neuer Beweis Eures Diensteifers, weil Ihr darin den Anfängern nützlich werden wollt. Wenn diese gleich Anfangs gegen

die Sprachfehler verwahret werden, so können sie es hernach mit weniger Mühe in dieser Sprache weit bringen, und was ist rühmlicher für einen Deutschen, als rein deutsch zu sprechen und zu schreiben. Ich wünsche, daß Ihr dazu noch fernerhin viel beytragen möget, und bin Euer gnädiger König.

Potsdam, den 12. August 1785. Friedrich."

Im Jahre 1741 war ein preußischer Offizier bei dem Windmüller zu Kosemitz in Schlesien einquartiert. Er bemerkte, daß man den Mühlkasten mit Steinen von grünlicher Farbe beschwert hatte. Dies fiel ihm auf, er nahm einige davon heraus; da er sie reinigte und befeuchtete, trat die grüne Farbe noch glänzender hervor; er ließ daher einige dieser Steine schleifen und es ergab sich, daß es Chrysoprase waren.

Er zeigte seinen Fund, als eine Seltenheit, mehreren Bekannten; so wurde von dieser zufälligen Entdeckung immer mehr gesprochen, und endlich erfuhr auch der König etwas davon. In dem ersten und zweiten schlesischen Krieg nahmen wichtigere Dinge seine Aufmerksamkeit in Anspruch, als aber am 25. Dezember 1745 ihm der Besitz von Schlesien gesichert war, erinnerte er sich der Entdeckung dieses Edelsteins, der nur zu den Seltenheiten Böhmens gerechnet wurde.

Bald darauf trug er dem Bergrath Lehmann und in der Folge 1769 dem Oberbergrath Gerhard auf, die Fundorte dieses Edelsteins zu ermitteln und förmliche Nachgrabungen zu veranstalten.

Sie blieben nicht ohne Erfolg. Der König erhielt mehrere Chrysoprase; er liebte sie sehr, trug sie in Ringen, und ließ daraus Schnupftabaksdosen verfertigen. Dazu wurden die reinsten Chrysoprase gewählt und wenn sich darin kleine Flecken befanden, so mußten solche die Juweliere, welche sie zur Fassung erhielten, durch Einlegen von Goldplättchen so zu verstecken suchen, daß es den Schein erhielt, als wenn die Fassung das erfordert hätte. Auch zu Verzierungen von Sanssouci wurde der Chrysopras benutzt, ein Stück von ungewöhnlicher Größe, daß größte, das es bisjetzt giebt, mußte zu einer Tischplatte dienen.

Aber im Jahre 1785 schenkte der König diesem Edelstein seine Aufmerksamkeit wieder vorzüglich.

Der Oberste von Regeler, nachmals General, den er als Erbauer der Festung Silberberg schätzte, erhielt als Kommandant von Glaz den Auftrag, den Chrysopras im Großen aufsuchen zu lassen.

Er erließ an ihn das nachstehende Kabinetsschreiben:

„Mein lieber Obrister von Regeler! Ich habe Euch hierdurch den Auftrag thun wollen, für Mich nach Chrysopras dort suchen zu lassen, und wenn Ihr in der Gegend solche Stücke findet, die sechs Zoll lang, zwey dick, und einen Zoll breit sind, Mir solche zu schicken. Ich möchte gern dergleichen haben. Aber Ihr werdet Euch deswegen ein bischen Mühe darum geben. Es wird sich dort schon was finden. Ich bin übrigens Eurer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 2. October 1785. Friedrich."

Der Oberste ließ sogleich den Bau durch Mineurs betreiben, auf dem Kosemitzer Berge eine Schacht von 40 Fuß abteufen, und den größten Theil der Gläsendorfer Berge abdecken, wodurch sehr viele Steine gewonnen wurden.

Er erstattete dem Könige darüber Bericht und sandte ihm dasjenige der Ausbeute, was den Forderungen Friedrich's genügen konnte.

Er erhielt zur Antwort.

„Mein lieber Oberster von Regeler! Ich habe Euer Schreiben vom 4. dieses nebst einer Kiste mit Chrysopras erhalten, wofür Ich Euch hierdurch danke. Ich will aber auch gern die Kosten-Rechnung davon haben, welche Ihr Mir also schicken werdet. Dabey könnt Ihr Mir auch melden, wenn weiter darnach gesucht wird, ob man noch mehr dergleichen finden kann, oder ob sie rare sind. Ich möchte das gern näher wissen, und will also darüber Eure Anzeige erwarten, und bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 11. November 1785."

Darunter stand eigenhändig:

„Ich danke vohr den Crisopas, er ist Sehr Schön, Ich bitte umb die Rechnung, Solche zu bezahlen und Wolte gern wissen ob man noch von diesem Krigen kann? Friedrich."

Bevor aber noch eine Anzeige von dem Obersten eingegangen war, empfing er folgendes Kabinetsschreiben:

„Mein lieber Oberster von Regeler! Da ich gern von dem Chrysopras, welchen Ihr mir letzthin geschickt habt, noch mehr haben möchte, so bitte Ich Euch, Mir den Gefallen zu thun und darnach

ſuchen zu laſſen, der ſo wie der vorige iſt; und Mir ſolche denn zu überſchicken: Ihr werdet aber auch zugleich die Rechnung mit beyfügen, ſowohl von dieſen Letztern, als auch von dem vorigen Chryſopras, den Ihr Mir ſchon geſandt habt; denn Ich will gern wiſſen, was es koſtet, und will Euch ſodann das Geld davor bezahlen. Ihr werdet das alſo beſorgen und Ich bin Eurer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 27. November 1785. Friedrich."

Der König empfing wiederum Chryſopraſe nebſt der Liquidation der Koſten.

Darauf erwiederte ſolcher:

„Mein lieber Oberſter von Regeler! Ich bin mit Euren in zwey Kiſten eingegangenen 182 Stück Chryſopras ſehr zufrieden. Für die dafür liquidirte 132 Thlr. 21 Ggr. erfolgen 110 in Friedrichsd'or und 22 Thlr. in Ducaten. Vielleicht mache Ich Mir künftig Eure erlangten Kenntniße von dem dieſe ziemlich rar gewordenen Steine erzeugenden Boden zu Nutze. Indeſſen dankt Euch für dieſe Beſorgung Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 5. Dezember 1785. Friedrich."

Eigenhändig ſtand darunter:

„Hier bey die betzahlung. Der Kriſopas iſt beſer wie der Scheliger*), ich wolte gern Wiſſen, ob der nicht zu haben iſt, oder ob er Schwehr zu finden iſt, und wo er zuſammen zu bringen und an welchem ohrt er gegraben wirdt? Friedrich."

Darüber berichtete der Oberſte und erhielt folgende Antwort:

„Mein lieber Obriſter von Regeler! Mir hat Euer Rapport vom 14. über die eigentlichen Gegenden, wo Ihr in Schleſien Chryſopraſe entdeckt habet, zu ganz beſonders gnädigſtem Wohlgefallen gereicht; weil Ich dieſen Stein ſehr ſchätze. Solltet Ihr davon große Stücke zu Tabatieren und dergleichen Arbeit finden können, ſo laßt ſolche gleich ausſchleifen, um ſolche von der groben äußerlichen Crouste zu reinigen, und wenn Ihr dergleichen ſo viel beyſammen habet, daß Ihr damit eine Kiſte anfüllen könnet, ſo ſendet Mir ſolche unmittelbar ein; jedoch müſſet Ihr dabey wohl Acht haben, daß keine andere Stücke mitunterlaufen, als einzig und allein ſolche, welche ihre natürliche ſchöne grüne Farbe haben. Die kleineren

*) Das Wort iſt nicht anders zu leſen.

Stücke zu Handknöpfen und dergleichen kleineren Waaren hingegen können denen Schleifern zur Verarbeitung, zu allerhand Sachen, wie Ich Mich gegen den Staats-Minister von Hoym bereits expliciret, überlassen werden; worüber Ihr Euch mit ihm noch besonders concertiren könnt. Das Haupt-Werk bleibt immer, daß Ihr Euch Mühe gebet, Mir, wie obgedacht, große Stücke von schöner grüner Farbe zu verschaffen, und dafür wird Euch besonders vielen Dank wissen Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 18. Dezember 1785. Friedrich."

Da der eingeschickte Chrysopras nicht ganz den Erwartungen des Königs entsprochen hatte, so erließ er deshalb an den Obersten ein Kabinetsschreiben.

„Mein lieber Oberster von Regeler! Bey der Bearbeitung, die Ich mit dem Chrysopras, so Ihr Mir im verwichenen Herbst überschickt, habe vornehmen lassen, hat es sich gefunden, daß derjenige, welcher in großen Steinen aus denen Bergen und Gruben gezogen wird, der schlechteste und untauglichste ist. Der hingegen ist der beste, welcher sich in denen mittel Steinen findet, die auf den Feldern liegen und auf dem Acker gefunden werden. Ich mache Euch solches um deswillen bekannt, daß Ihr den Chrysopras, welchen Ich für dieses Jahr bey Euch bestellet habe, von letzterer Sorte auf denen Feldern suchen und sammeln lasset. Auf die rechte gute Farbe kommt es demnächst vorzüglich mit an, weil die Chrysopras nicht blaß seyn müssen, mithin werdet Ihr besonders Euer Augenmerk darauf mit richten. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 5. Juni 1786. Friedrich."

Der Oberste hatte sich diese Vorschriften bei einer neuen Sendung von Chrysoprasen zur Richtschnur dienen lassen. Friedrich gab ihm dies in seiner Antwort zu erkennen:

„Mein lieber Oberster von Regeler! Ich habe Euch auf Euer Schreiben vom 24. verwichenen Monats in Antwort vermelden wollen, daß Ich die Mir zugekommenen Chrysopras schön gefunden habe. Ihr müßt Mir nun auch die Rechnung von denen darauf verwendeten Kosten baldigst einschicken, und was die bereits vorräthigen Chrysopras betrifft, so habe ich dem Etats-Minister von Hoym aufgegeben, solche an die Leute zu schicken, die dieselben ver-

arbeiten. Ich habe Euch solches gleichfalls bekannt machen wollen und bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 1. August 1786. Friedrich."

Man sieht daraus, wie Friedrich noch kurz vor seinem Tode seine bewunderungswürdige Seelenstärke, und bei dem Angenehmen nicht das Nützliche aus den Augen verlor, auch bei aller eines Monarchen würdigen Liberalität doch jede Verschwendung zu vermeiden suchte. Er erlebte es nicht mehr, daß er die von dem Obersten von Regeler verlangte Rechnung berichtigen konnte. Friedrich Wilhelm II. ließ demselben die gehabten Auslagen durch den Staatsminister Grafen von Hoym erstatten und solcher mußte an den Letztern die noch zurückbehaltenen Chrysoprase, 250 Thaler an Werth, abliefern.

Der Wirthschaftsschreiber des Amtmanns zu Wusterhausen entwendete diesem eine sehr bedeutende Summe Geldes, entführte seine Tochter und flüchtete sich mit dieser nach Sachsen.

Der Amtmann, der dem Könige schon früher persönlich bekannt war, und den er schätzte, reis'te gleich nach Potsdam und bat um eine Audienz bei dem Monarchen.

Sie wurde ihm sogleich bewilligt; als er sein Unglück geklagt, sprach Friedrich zu ihm:

„Mein lieber Freund! Er ist unvorsichtig gewesen und muß es sich selbst zuschreiben, daß es Ihm so ergangen ist. Ich bedaur' Ihn, aber ich kann Ihm nicht helfen; der Kerl sitzt in Sachsen, da kann ich seiner nicht so leicht habhaft werden, als Er sich wohl einbilden mag. Er muß sich gedulden; findet sich eine gute Gelegenheit, Ihm zu nützen, so werd' ich für Ihn sorgen."

Einige Zeit darauf kam ein Requisitionsschreiben des sächsischen Hofes an, worin derselbe um die Auslieferung eines Abentheurers bat, der in Sachsen viele grobe Betrügereien verübt und sich in die Staaten des Königs geflüchtet hatte.

Als er dies erfuhr, sprach er:

„Das ist ja eine recht erwünschte Gelegenheit, dem ehrlichen Manne in Wusterhausen zu helfen."

Dem sächsischen Hofe wurde auf seinen Befehl geantwortet: man sey sehr geneigt, seinem Antrage zu genügen, jedoch nur unter der Bedingung der Auslieferung des in Sachsen sich aufhaltenden Wirthschaftsschreibers.

Das verursachte eine Menge Weitläuftigkeiten, von Seiten des sächsischen Hofes wünschte man die Auslieferung des Abentheurers, ohne die Erfüllung der desfalls gemachten Bedingung. Der König beharrte aber auf seiner Erklärung; der Wirthschaftsschreiber wurde mit der Entführten ausgeliefert und zum Festungsarrest auf einige Jahre verurtheilt. Der Amtmann erhielt die Tochter und einen Theil des ihm gestohlenen Geldes wieder.

Der Amtmann starb bald darauf; jetzt sollte dessen Wittwe noch eine bedeutende Summe für die Kosten entrichten, welche die Auslieferung des Wirthschaftsschreibers und demnächst die wider ihn verhängte Untersuchung verursacht hatte.

Sie wandte sich dieserhalb mit einer Bittschrift an den König, und bat um die Niederschlagung dieser Forderung.

Er forderte darüber Bericht, und als dieser einging, schrieb er an dessen Rand:

„Unglückliche muß man nicht noch mehr drücken.“

Im Jahre 1785 machte die ostpreußische Krieges- und Domainen-Kammer in ihrem Monatsbericht an den König eine sehr übertriebene Schilderung von dem nachtheiligen Einfluß der Witterung bei der Erndte.

Der König, von den Umständen genau unterrichtet, erließ an die Kammer nachstehendes Kabinetsschreiben:

„Seine Königl. Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr, lassen Dero Ostpreuß. Cammer auf deren monatlichen Bericht vom 27. von den Umständen im dortigen Departement für den Monat August, hierdurch zu erkennen geben: wie Höchstdieselben nichts dabey thun können, daß sie dorten eine etwas nasse Erndte gehabt haben; es hat hier und an andern Orten auch viel geregnet, und dennoch ist die Erndte recht gut gewesen; mithin ist auch kein Zweifel, sie werden dort ebenfalls eine recht gute Erndte haben, und es wird auch nun schon sich eine trockene Witterung eingefunden

haben, wie dies auch hier geschehen ist; wonach also die Cammer sich zu richten hat.

Berlin, am 10. September 1785. Friedrich."

Mehrere Jahre vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges war Friedrich mit dem damaligen Generalmajor von Zieten*) nicht ganz zufrieden gewesen; als der Krieg vorauszusehen war, bat der General unter dem Vorwande, daß er krank sey, um seinen Abschied. Dieser wurde ihm nicht bewilligt, dahingegen ließ sich der König sehr oft erkundigen, ob es sich mit seiner Gesundheit bessere; bei einer erdichteten Krankheit mußte diese Frage immer verneint werden.

---

*) Hans Joachim von Zieten geboren den 18. Mai 1699 zu Wustrau im Ruppinischen, trat schon in seinem 15 Jahre in Kriegsdienste, nahm aber einige Jahre darauf, wegen unverdienter Zurücksetzung, seine Entlassung und trat erst 1726 bei einem Dragonerregimente wieder in preußische Dienste. Händel mit einem andern Offiziere zogen ihm indeß bald darauf einjährigen Festungsarrest, und sogar später Kassation zu. Dennoch wurde er auf Verwendung einiger Generale 1730 bei dem neuerrichteten Leibhusarenregimente angestellt, 1731 zum Rittmeister befördert, und wohnte 1735 einem Feldzuge gegen Frankreich bei, erhielt 1736 die Stelle eines Majors, und im ersten schlesischen Kriege die eines Oberstlieutenants und bald darauf die eines Obersten. Im zweiten schlesischen Kriege wurde er zum Generalmajor befördert. Er zeichnete sich durch seinen Zug nach Jägerndorf, mitten durch die österreichsche Armee, bei Hohenfriedberg und bei Katholisch-Hennersdorf aus, wobei er verwundet wurde. Im Jahre 1756 ernannte ihn Friedrich zum Generallieutenant. Eben so rühmlich war sein Antheil an den Thaten der preußischen Armee im siebenjährigen Kriege. Die Schlacht bei Prag verschaffte ihm den schwarzen Adlerorden, bei Leuthen führte er den Sieg herbei und die Schlacht bei Torgau wurde durch ihn mitgewonnen. Im Jahre 1763 verheirathete er sich zum zweitenmale, und erzeugte einen Sohn, den König Friedrich II. selbst aus der Taufe hob, und in der Wiege zum Kornet ernannte. Obwohl 79 Jahr alt, wünschte er an dem baierschen Erbfolgekrieg Theil zu nehmen, allein Friedrich II. lehnte alle seine Anträge in dieser Hinsicht ab. Er starb zu Berlin den 26. Januar 1786. Friedrich Wilhelm II. ließ ihm im Jahre 1794 eine Bildsäule von weißem Marmor auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin errichten.

Da sandte der König den General von Winterfeld zu ihm, und ließ ihn fragen: ob er, wenn es zu einem Kriege käme, auch noch auf seinem Abschied bestände, und ob er glaube, daß es seine Gesundheit erlaube, der Armee folgen zu können?

Zieten antwortete: die unverdiente Ungnade des Königs habe ihn so geschmerzt, daß seine Gesundheit dadurch völlig untergraben worden, unter diesen Umständen, da er das Vertrauen des Königs verloren, würde er nur eine leblose Maschine und ein unnützes Werkzeug seyn, und schloß mit der sarkastischen Bitte an Winterfeld: er möchte doch allen seinen Einfluß bei dem Könige dazu benutzen, ihm den Abschied auszuwirken. Zieten bildete sich ein, Winterfeld sey sein Antagonist und habe ihn bei dem Könige in Mißkredit gesetzt.

Als der König den Erfolg dieser Sendung erfuhr, ging er selbst zu Zieten.

Was Friedrich früher vermuthet hatte, war durch die Äußerungen des Abgeschickten bestätigt worden; er war überzeugt, daß die Krankheit nur erdichtet sey. Sein Besuch war daher ein Beweis von seltner Güte und Nachsicht, doch, im Gefühl seiner Würde, da er dadurch den ersten Schritt gethan, stellte er jetzt Zieten ohne Bitterkeit vor, wie unrecht er handele, und wie lediglich sein Betragen die Quelle der Spannung gewesen, die zwischen ihnen geherrscht; dann setzte er aber hinzu:

„Alles Geschehene soll vergessen seyn.“

Zieten war unschlüssig; je mehr man sein Unrecht fühlt, je schwieriger wird es, solches einzugestehen; er versuchte es, sein Gesuch um den Abschied zu erneuern.

Da sprach Friedrich:

„Ein so treuer General kann unmöglich bei'm nahen Ausbruch eines solchen gefahrvollen Krieges seinen König und sein Vaterland verlassen. Beide haben auf ihn, als einen der rechtlichsten Patrioten, ihr ganzes Vertrauen gesetzt.“

Jetzt erklärte Zieten: wie viel es ihn Überwindung gekostet, seinem Gefühle für seinen König und sein Vaterland Schweigen zu gebieten. Er habe es nur gethan, weil er überzeugt sey, daß er ohne des Königs Vertrauen Nichts, mit solchem Alles zu leisten im Stande sey.

Auf diese Äußerung umarmte Friedrich den General und

obgleich er ihn, als Feldherr, keinesweges für fehlerfrei hielt, so gab er ihm doch fortdauernd Beweise seiner Huld und Achtung.

Er hielt sein Wort, daß er Alles Geschehene vergessen wolle, bis zum letzten Lebensaugenblicke Zieten's, und gedachte nie wieder seiner Halsstarrigkeit.

Zieten war nun wieder gesund und rüstig; er machte den ganzen siebenjährigen Krieg mit und zeichnete sich durch manche Waffenthat rühmlich aus. Er dachte, wie alt und hinfällig er auch wurde, nie wieder daran, um seine Entlassung zu bitten; und ebenso wenig Friedrich, ihm durch die Versetzung in den Ruhestand, wehe zu thun, obschon er dazu bei'm Ausbruch des baierschen Erbfolgekrieges Veranlassung gehabt hätte. Er begnügte sich damit, daß er ihn nicht auf den Feldetat setzen ließ. Als dies Zieten erfuhr, fragte er deshalb bei dem König an, er empfing zur Antwort:

„Mein lieber General von der Cavallerie, von Zieten. Da ich sehr besorge, daß Eure Gesundheitsumstände es wohl nicht zulassen werden, die Campagne mitzumachen, so habe Ich in dieser Rücksicht Euch auch nicht mit aufsetzen lassen. Es thut Mir zwar leid, daß Ich Euch zurücklassen soll; indessen sehe Ich von selbst ein, daß Ihr bei Euren avancirten Jahren, und schon gehabten vielen Fatiguen, wohl nicht weiter mehr im Stande seyn werdet, die Strapazen des Krieges zu ertragen und daß Ihr vielmehr Ruhe nöthig habt. Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 26. März, 1778. Friedrich."

Dabei wollte sich der General nicht beruhigen, er bat den König schriftlich auf das dringendste, seinen Vorsatz zu ändern und ihn nicht bei dem bevorstehenden Feldzuge zurückzulassen.

Die Antwort lautete aber:

„Mein lieber General von der Cavallerie, von Zieten. Ich habe Euch auf Euer Schreiben vom 27. dieses hierdurch zu erkennen geben wollen, wie es Mir leid thut, daß Ich Euch zurücklassen muß, und daß Eure Umstände es nicht gestatten, die Campagne noch mitzumachen. Ich bin indessen von Eurem guten Willen sehr versichert, aber man kann nicht über seine Kräfte gehen, und könnt Ihr Euch nunmehr der nöthigen Ruhe bedienen. Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 28. März 1778. Friedrich."

Auch im Jahr 1780 verabschiedete er Zieten nicht, als solcher ihn bat, ihn davon zu entbinden, am ersten Tage der Truppenmusterung mit dem schweren Adlerflügel auf der Husarenmütze, und der Tigerdecke um die Schulter zu erscheinen.

Er antworte ihm vielmehr darauf:

„Mein lieber General von Zieten. Mir wird es zwar allezeit Vergnügen machen, einen General, der sich in Meinen Diensten so sehr hervorgethan, noch in seinem hohen Alter, bey der bevorstehenden dortigen Revue, an der Spitze des Ihm anvertrauten Regiments zu sehen, und Ich bin es daher sehr wohl zufrieden, daß Ihr ohne Tigerdecke und Adlerflügel blos in Eurem Pelz erscheint. Sollte es aber gar zu kalt seyn, so beschwöre Ich Euch, Eure Gesundheit ja zu schonen, und lieber gar nicht auf den Revueplatz zu kommen, damit Ihr Euch nicht durch Euren allzugroßen Diensteifer unnöthiger Weise eine Unpäßlichkeit zuziehen, oder Euch Schaden thun möget. Wenn man so lange als Ihr mit Ruhm gedient hat, alsdann kann man, bei dergleichen Vorfällen, sich ohne alles Bedenken, der Vorrechte eines Veterans bey denen Römern bedienen. Dies ist der Rath Eures beständig wohlaffectionirten Königs

Potsdam, den 17. Mai 1780. Friedrich."

Er benahm sich gegen ihn überhaupt mit der humansten Schonung. Zieten speisete einst an der Tafel des Königs, ihm grade über sitzend. Vom Alter hinfällig, war er dabei eingenickt. Das Gespräch kam, wie dies öfter der Fall war, auf die wichtige Periode des siebenjährigen Kriegs, da die meisten der Gäste dabei eine mehr oder minder bedeutende Rolle gespielt hatten. Friedrich erwähnte der Schlacht bei Torgau, und in der Meinung, Zieten schliefe fest, äußerte er, daß solcher durch seine Verzögerung beinahe einen dummen Streich gemacht hätte. Zieten hatte aber nur die Augen geschlossen, und war noch kämpfend mit seiner sonstigen Gewohnheit, nicht völlig eingenickt. Er öffnete bei diesen Worten des Königs die Augen und sah ihn mit einem Blicke und einer Miene an, die gleichsam einen leisen Vorwurf über dies strenge Urtheil und die Bitte enthielten, ihn schonender zu behandeln. Der König brach plötzlich das Gespräch ab, legte die Serviette auf den Tisch, und hob die Tafel auf.

Da der König, wie gewöhnlich, zur Karnevalszeit Ende des Jahres 1784 von Potsdam nach Berlin gekommen war, so ging auch Zieten, schon ein Greis von 86 Jahren, zur Zeit der Austheilung der Parole auf das Schloß.

Als ihn Friedrich gewahr wurde, näherte er sich ihm mit den Worten:

„Da ist ja mein alter Zieten!“

Dann sprach er zu ihm:

„Es thut mir leid, daß Er sich die Mühe gegeben, die vielen Treppen zu steigen, Ich wäre gern zu Ihm gekommen. — Wie steht's mit der Gesundheit?“

Die ist gut, Ew. Majestät, mir schmeckt noch Essen und Trinken, aber ich fühl's, daß die Kräfte abnehmen.

„Das erste hör' ich gern! — aber das Stehen muß ihm sauer werden. Einen Stuhl!“

Einige Adjudanten brachten einen. Zieten weigerte sich, davon Gebrauch zu machen, versichernd, er sey nicht müde. Der König bestand aber darauf, mit den mehrmals wiederholten Worten:

„Setz' Er sich, alter Vater! setz' Er sich, sonst geh' ich fort, denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen.“

Zieten gehorchte endlich, der König blieb noch geraume Zeit vor dem Sitzenden, unterhielt sich stehend mit ihm und der Hauptgegenstand des Gesprächs betraf die Verhältnisse des Greises, hauptsächlich seine Gesundheit; er legte ihm darüber manche in's Einzelne gehende Fragen vor, z. B. über sein Gedächtniß, seinen Schlaf, sein Gehör u. dgl. Dann entfernte er sich mit den Worten:

„Nehm' Er sich ja in Acht, sich zu erkälten. Erhalt' Er sein Leben so lange Sein Alter es zuläßt, damit ich noch oft die Freude haben, Ihn wiederzusehen.“

Zieten wünschte dem König bei dem Antritt des neuen Jahres schriftlich Glück. Er erhielt darauf sogleich die Antwort:

„Mein lieber General von Zieten. Ich fühle den ganzen Werth Eures treuen Neujahrswunsches und danke Euch dafür aufrichtigst. Stärkung und Erneuerung Eurer Kräfte bey einem ununterbrochenen Genuß von Gesundheit und Vergnügen, bleibt dagegen der beständige Vorwurf meiner Wünsche, und deren Erfüllung wird zur

größten Zufriedenheit Eures beständig wohlaffectionirten Königs gereichen.

Berlin, den 1. Januar 1785. Friedrich."

Als der König seinen Tod erfuhr, war er den ganzen Morgen sehr ernst, aber gefaßt. Einige Generale kamen zu ihm; absichtlich vermieden sie Zieten's Tod zu erwähnen. Mit ernster Miene sprach er:

„Unser alter Zieten hat auch bei seinem Tode noch als General sich gezeigt. Im Kriege kommandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führte die Hauptarmee, ich werd' ihm folgen. Von Ihnen, Messieurs, hat mancher die Arrieregarde angeführt, Sie werden uns Beiden wohl nachfolgen!"

Der König schätzte den Obersten von Troschke sehr. Als er gestorben und dessen Wittwe ihm den Tod gemeldet hatte, erhielt sie darauf folgende Antwort:

„Liebe Besondere! Mir ist der schleunige Tod des Obersten von Troschke, Alt-Woldeckschen Regiments, Eures Mannes, ungemein nahe gegangen. Ich verliere an ihm einen sehr braven und guten Offizier; diesen Ruf hat er allgemein, und ich wußte sehr wohl, seine vorzüglichen Verdienste zu schätzen. Der an Euch zurückgesandte Orden pour le mérite desselben, und Euer Dank für die ihm zugewandten Gnadenbezeugungen, werden Euch und Euren Kindern ewige Denkmäler Meiner ihm zugewandten wohlverdienten Huld bleiben. Hierbey will ich es aber nicht bewenden lassen, sondern Ihr könnt versichert seyn, daß Ich so wenig die Wittwe eines so verdienstvollen Offiziers, als dessen hinterlassene Kinder verlassen werde. Zu dem Ende vertraut Mir ohne Rückhalt die Beschaffenheit Eurer sämmtlichen häuslichen Umstände an, in welchen er Euch verlassen hat, auch die Anzahl und das Alter Eurer Kinder, und dann will Ich sehen, was ich für Euch und sie thun kann, als Euer gnädiger König."

Eigenhändig stand darunter:

„Ihren seligen Mann habe Ich in Ehren gehalten, wie ein Exempel von einem rechtschaffenen Officier, und weil er leider mit Tode abgegangen, so werde Ich an Vatersstelle für seine Kinder

ſorgen, und was Ich dem Vater zugedacht, für die Kinder und die Mutter thun. Schicke Sie Mir nur die Liſte von Ihrem Vermögen ein, ſo verſpreche Ich alles ſo zu machen, daß die Familie zufrieden ſeyn wird.

Potsdam, den 21. Januar 1786. Friedrich.“

Die Wittwe machte dem Könige nun ſogleich die verlangte Anzeige, und kaum hatte er ſie bekommen, ſo erhielt ſie zur Antwort:

„Liebe Beſondere! Mir iſt es recht lieb, von Euren Familienumſtänden nach Abſterben Eures Mannes, des braven Oberſten von Troſchke, durch Euer Schreiben vom geſtrigen Tage genau benachrichtigt zu ſeyn. Ich werde nun darauf bedacht ſeyn, Euch und ſeinen hinterlaſſenen Kindern Meine Huld und Vorſorge verſpüren zu laſſen. Zu dem Ende habe Ich Euch vorerſt für Euren Unterhalt und Erziehung Eurer Kinder die Einkünfte ſeiner gehabten Amtshauptmannſchaft Carzig in der Neumark von 500 Thalern heute angewieſen, und dann werde Ich zwiſchen hier und Trinitatis ſorgen, daß deſſen Güter auf wenigſtens 20,000 Thaler an Werth ſteigen und ſo hoch gebracht werden ſollen. Hier ſollet Ihr und Eure Familie ein immerwährendes Denkmal haben von der Vorſorge Eures gnädigen Königs.

Potsdam, den 23. Januar 1786. Friedrich.“

Der König erließ nun die diesfällige Verfügung und er ſchrieb eigenhändig an den Staatsminiſter von Werder:

„Da Mein Freund, der Oberſte von Troſchke, geſtorben, ſo will Ich, daß die Wittwe die Amtshauptmannſchaft, ſo er gehabt, behalte. Hiernächſt will Ich ihr ein in der Neumark gelegenes Gut kaufen und die dazu erforderlichen 20,000 Thaler anweiſen. Sämmtliche bey den weſtphäliſchen Fräuleinſtiftern entſtehenden Vacanzen ſollen weder verkauft, noch auf irgend eine andere Art vergeben, ſondern für die Troſchkeſchen Töchter aufgehoben werden. Wenn ſie heyrathen, will Ich zwey derſelben ausſtatten.

Potsdam, den 22. Januar 1786. Friedrich.“

An das General-Direktorium erging die Verfügung:

„Die Wittwe des Oberſten von Troſchke, Alt-Woldeckſchen Regiments, geborne von Oppel, in Berlin, ſoll die Einkünfte von 500 Thaler jährlich aus deſſen Amtshauptmannſchaft Carzig in der Neumark zu ihrem Unterhalt und zur Erziehung ihrer Kinder ſer-

derhin erhalten, und damit auf den Etat gebracht werden, und Se. Königl. Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr überlassen das dazu erforderliche der forderſamſten Verfügung des General-Directorii.

Potsdam, den 23. Januar 1786.

Darunter ſtand von des Königs Hand:

„Ich werde zwiſchen hier und Trinitatis ein Gut für 20,000 Thaler für ihre drey Söhne kaufen. Sie behält die Amtshauptmannſchaft, und bey dem Geiſtlichen Departement muß ſie ſich melden, um zu ſehen, ob Ich ihr nicht im Kleviſchen und Weſtphalen gute Kloſterſtellen für ein Paar Töchter ſchaffen kann. Auch will Ich die zwey Töchter wenn ſie ſich verheyrathen können, ausſtatten.

Friedrich.“

In den erſten Tagen des Monats April 1786 war ſehr ſchönes helles Wetter und die Sonne warf ihre wärmenden Strahlen auf die Erde.

Der König, auf dem Schloſſe in Potsdam wohnend, und ſich ſehr ſchwach fühlend, ließ ſich auf die ſogenannte grüne Treppe tragen, um ſich an den Strahlen der Sonne zu erquicken.

Als er einige Zeit dort geſeſſen, bemerkte er, daß die beiden Schildwache ſtehenden Grenadiere das Gewehr noch am Fuß hielten und ſteif wie Bildſäulen ſtanden.

Er winkte Einen davon zu ſich und ſprach mit mildem Tone:

„Geht nur immer auf und nieder, Ihr könnt nicht ſo lange auf einem Fleck ſtehen, als ich hier ſitzen kann.“

Der geheime Rath von Taubenheim, der unter Friedrich bei der damaligen General-Tabacks-Adminiſtration angeſtellt war, überreichte dem Könige einen Plan zu einer beträchtlichen Erſparniß der jährlichen etatsmäßigen Ausgaben durch Verringerung der Beſoldungen der Offizianten.

Friedrich ertheilte ihm darauf nachſtehenden Kabinetsbeſcheid:

„Ich danke dem Geheimen Rath von Taubenheim für Seine guten Geſinnungen und ökonomiſchen Rath; Ich finde aber ſolchen um ſo weniger applicabel, da die armen Leute jener Claſſe ohne-

hin sehr kümmerlich leben müssen, da Lebensmittel und Alles jetzt so theuer ist, und sie eher eine Verbesserung, als Abzug haben müssen. Indessen will Ich doch Seinen Plan und die darin enthaltenen guten Gesinnungen annehmen, und jenen Vorschlag an Ihm selbst zur Ausübung bringen und ihm jährlich 1000 Thaler mit dem Vorbehalte vom Traktamente abziehen, daß Er sich über's Jahr wieder melden und mir berichten kann, ob dieser Etat und Abzug Seiner eigenen häuslichen Einrichtung vortheilhaft oder schädlich sey."

„Im erstern Fall will Ich Ihn von Seinem so großen als unverdienten Traktament von 4000 Thaler auf die Hälfte herunter setzen und bey dieser Seiner Beruhigung Seine ökonomische, als patriotische Gesinnungen loben, und auch bey andern, die sich dieserhalb melden werden, die Verfügung in Application bringen.

Potsdam, den 9. Mai 1786. Friedrich."

Das Verhältniß des Königs zu seiner würdigen Gemahlin war vielleicht einzig in seiner Art, denn in fast Allem, was dieser seltene Monarch that, sprach sich sein originelles Ich aus.

Es war seine Gemahlin nicht seine Wahl, sie wurde ihm von seinem Vater gegeben; es war gleichsam ein Versöhnungsopfer, das er wegen seiner beabsichtigten Flucht und Heirath wider dessen Willen, dem Vater brachte, und er entschloß sich dazu hauptsächlich aus Liebe zu der Mutter, die alle Überredungskunst aufbot, ihn zur Nachgiebigkeit in den Willen des Vaters zu bestimmen.

Doch bei einer so gezwungenen Ehe war er nie gegen die Prinzessin selbst ungerecht. Er lebte zwar nicht mit ihr in den innigen Verhältnissen eines aus Neigung geschlossenen Ehebündnisses, aber er ging mit ihr wie ein Verehrer aus der Zeit der Chevalerie um; so benahm er sich gegen sie bis an das Ende seines Lebens.

Wohnte er mit ihr im Schlosse zu Berlin, welches in der Faschingszeit und zur Zeit der Truppenmusterung der Fall war: so ließ er sich nicht nur jeden Morgen nach dem Befinden der Königin erkundigen, sondern sandte ihr auch öfters eine Art billet doux, in welchen er ihr theils in Prosa, theils in Versen in französischer Sprache seine Hochachtung bezeigte. Die Königin erwie-

derte diese Briefchen auf ähnliche Art, da sie der französischen Sprache vollkommen mächtig war, so daß sie eine Menge deutscher religiöser Schriften meisterhaft in's Französische übersetzte. War eine solche Übersetzung vollendet und im Druck erschienen, so sandte sie ein Exemplar davon an den König, so wenig Geschmack er auch an dergleichen fand; dahingegen machte er ihr Geschenke mit seinen Schriften, die ihr wegen des darin herrschenden Tons eben so wenig gefallen konnten. Doch selbst dies Heterogene ihrer Meinungen störte das gute Verhältniß nicht.

Der König bezahlte ihre Schulden, die sie wegen des beschränkten Etats ihres Hofes nicht vermeiden konnte, stets mit der größten Bereitwilligkeit, und achtete sie als eine der edelsten Frauen.

Im vierten Artikel seines Testaments vom 8. Januar 1769 vermehrte er ihre Einnahme nach seinem Tode, außer andern wichtigen Vortheilen für ihren Haushalt, mit 10,000 Thalern jährlich, und setzte die merkwürdigen Worte an den Thronfolger hinzu:

„J'exige, qu'il ait pour elle la deference convenable à la veuve de son Oncle et à une princesse, dont la vertu ne s'est jamais dementie."

(Ich verlange, daß derselbe die schickliche Hochachtung für die Wittwe seines Oheims und für eine Prinzessin hege, deren Tugend sich immer bewährt hat.)

Bei allen diesen Beweisen von Verehrung seiner Gemahlin hat er dieser doch nie seine schönen und prachtvollen Umgebungen von Potsdam gezeigt. Der Grund davon war wohl, weil der König in Sanssouci gleichsam als Garçon lebte, weshalb er es ungern sah, wenn Besuche von Prinzessinnen ihn dort genirten. Mehr noch würde dies mit der Königin und ihrem Gefolge der Fall gewesen seyn, und sie war entweder zu bescheiden, oder zu stolz, um den König um die Genehmigung zu bitten, ihn in Potsdam besuchen zu dürfen, da er sie als König und Gemahl, wenigstens nach der Hofsitte, dazu hätte einladen müssen.

Als Friedrich Wilhelm I. mit Friedrich, damals Kronprinz, in Holland war, begab er sich mit diesem nach Loo, um dem

Prinzen von Oranien einen Besuch abzustatten. Bei der Tafel kam auch das Gespräch auf Freimaurerei. Friedrich Wilhelm I. fällte ein sehr ungünstiges Urtheil über sie. Der Graf von der Lippe trug kein Bedenken, sie zu vertheidigen, mit den Worten schließend:

„Ich glaube, daß ich darüber wohl ein Urtheil fällen kann, da ich die Grundsätze und den Zweck des Ordens genau kenne, denn ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich selbst ein Freimaurer bin.“

Auf diese Erklärung nahm das Gespräch eine andere Wendung. Friedrich hatte diesem Streit über Freimaurerei große Aufmerksamkeit geschenkt. Nach aufgehobener Tafel zog er den Grafen von der Lippe bei Seite, und äußerte: wie er wünsche, in den Orden aufgenommen zu werden.

Der Graf erklärte, daß dies keinen Schwierigkeiten unterworfen sey.

„Nun dann,“ sprach Friedrich: „so wünsch' ich, daß die Aufnahme in Braunschweig geschähe, wohin mein Vater zu reisen beabsichtigt.“

Der Graf fand diesen Wunsch um so mehr ganz den damaligen Verhältnissen angemessen, da damals die Freimaurerei noch sehr im Verborgenen getrieben und noch keineswegs den Schutz der Regierungen, wie jetzt, genoß. Zur Zeit der Messe in Braunschweig, wo so viele Fremde sich dort einzufinden pflegten, konnte man zu diesem Behuf eine Menge Freimaurer von andern Orten dorthin bescheiden, ohne daß der eigentliche Zweck ihres Aufenthalts geahnet wurde.

Auf Veranlassung des Grafen von der Lippe kamen nun einige Freimaurer aus Hamburg nach Braunschweig, unter denen sich auch der Baron von Bielefeld befand, welcher alles Erforderliche zur Aufnahme eines Freimaurers mitbrachte. Der Graf von der Lippe nebst einigen andern Edelleuten, ebenfalls Freimaurer, hatten sich auch dort eingefunden.

Als Friedrich Wilhelm I. mit dem Kronprinzen angekommen war, vermieden alle Freimaurer, obschon es Personen vom Stande waren, sich dem Könige von Preußen und dessen Thronerben vorstellen zu lassen, nur der Graf von der Lippe, Beiden

schon persönlich bekannt, machte ihnen, der Etikette gemäß, seine Aufwartung und fragte bei dieser Gelegenheit Friedrich: an welchem Tage, zu welcher Stunde und an welchem Orte er in den Orden aufgenommen zu werden wünsche?

Friedrich bestimmte die Zeit und zwar eine Nacht und den Gasthof dazu, in welchem die aus Hamburg gekommenen Freimaurer abgetreten waren.

Man traf alle erforderlichen Vorbereitungen. Friedrich erschien gleich nach Mitternacht in Begleitung eines Kapitains von des Königs Regiment, und stellte diesen den Anwesenden, als einen Mann vor, der ebenfalls, wie er, den Wunsch hege, in den Orden aufgenommen zu werden, mit dem Verlangen, daß gleich nach seiner auch dessen Aufnahme statt finden möchte, mit dem Zusatz: er bäte bei seiner Aufnahme auch nicht die kleinste Ceremonie, sie möchte noch so strenge seyn, fort zu lassen, denn er verlange, daß man ihn hier als eine Privatperson ansähe, und so behandle.

Friedrich und demnächst sein Begleiter wurden nun aufgenommen, dann die Loge eröffnet und man schritt zu den Arbeiten.

Nach vier Uhr war Alles beendet und Friedrich kehrte in das herzogliche Schloß zurück.

Demnächst wieder heimgekehrt, stiftete er selbst in Rheinsberg eine Loge, von der er Meister vom Stuhle wurde; die Zahl der darin aufgenommenen war jedoch sehr beschränkt und bestand nur aus Personen, die er zuvor schon persönlich genau kannte und seines Vertrauens würdigte. Gleich nach dem Antritt der Regierung erklärte er sich öffentlich für einen Freimaurer, veranstaltete eine Loge und nahm den Meisterstuhl dabei ein, und als im Herbst 1740 die Markgrafen und die Markgräfinnen von Anspach und von Bayreuth nach Berlin gekommen waren, hielt er wieder eine Loge in seinen Zimmern, in welcher er seinen Schwager, den Markgrafen von Bayreuth, selbst in den Orden aufnahm. Er legte den Grund zu der Loge zu den drei Weltkugeln in Berlin. Er blieb lange Meister vom Stuhl, fand sich aber veranlaßt, dieses Amt niederzulegen, als der General von Wallrave, ebenfalls ein Maurer, sich so grober Verbrechen gegen den Staat schuldig gemacht hatte; er nahm keinen weitern Antheil an ihren Arbeiten, schenkte aber den Freimaurern

immer seine Aufmerksamkeit und gewährte ihnen Schutz. Noch einige Jahre vor seinem Tode sandte er der Loge sein Bildniß mit der Äußerung in dem Schreiben, welches dies Gemälde begleitete: falls sie dafür keinen Raum in dem Saale ihres Lokals haben sollten, möchten sie ihm einen Platz im Garten, als Vogelscheuche, anweisen.

Es ist zu bedauern, sprach der Graf von Mirabeau einst zu Friedrich, um ihm mit französischer Artigkeit einen Vorwurf darüber zu machen, daß er während seiner langen glorreichen Regierung nicht mehr für vaterländische Künste, Wissenschaften und geistige Ausbildung überhaupt gethan habe; es ist zu bedauern, daß Ew. Majestät nur der Cäsar Ihres Volks und nicht auch zugleich der August desselben haben werden wollen.

Der König faßte den Grafen scharf in's Auge, und erwiederte: „Sie wissen nicht, was Sie sprechen."

Mirabeau, welcher bei Allem, was er sagte, etwas zu denken glaubte, stand betroffen da und der König fuhr fort:

„Gerade dadurch, daß ich meine Leute machen ließ, mich nicht in ihre wissenschaftliche und schriftstellerische Angelegenheiten mischte, gar keinen Antheil daran zu nehmen schien, glaub' ich mehr gethan zu haben, als wenn ich diese hätte erzwingen wollen."

Der König hatte die Gewohnheit, seine Kabinetssekretäre des Morgens um sechs oder sieben Uhr vor sich kommen zu lassen. Als aber zunehmende Kränklichkeit und Altersschwäche ihn ernstlich an ein nahes Ende mahnten, befahl er, daß die Sekretaire um vier Uhr des Morgens in seinem Kabinet erscheinen sollten.

„Meine Umstände," sprach er zu ihnen: „zwingen mich, Euch diese Unbequemlichkeit auflegen zu müssen; doch wird es ja nicht lange damit dauern. Es geht mit meinem Leben bergab, und da muß ich noch den möglichsten Gebrauch davon machen, denn es gehört nicht mir, sondern dem Staate."

Dem gemäß brachte ihm jeden Morgen um vier Uhr, wenn er zuvor einem Adjudanten Audienz gegeben, ein Kammerhusar sämmtliche Berichte der Minister und Generale, so wie die von

seinen Gesandtschaften eingelaufenen Meldungen, und die während der Nacht angekommenen Eingaben von Privatpersonen.

Er erbrach sie alle, sah sie durch, machte eine Auswahl, legte, was er selbst lesen wollte, besonders, und übergab das Übrige seinen drei Kabinetssekretairen, um ihm nochmals darüber Bericht zu erstatten. Diese zogen sich mit solchen in ein Nebenzimmer zurück, lasen, was sie empfangen hatten, und machten Auszüge daraus, während er selbst die zurückbehaltenen Berichte und Eingaben durchlas. Dann wurden sie, Einer nach dem Andern, wieder vorgelassen. Der König theilte ihnen zuerst den Inhalt dessen, was er selbst gelesen, mit; dann sie ihm den Inhalt von dem, was sie hatten lesen müssen.

Darauf diktirte er ihnen seine Befehle und Briefe, meistens Wort für Wort.

Auf diese Weise war der die Last des Alters fühlende König schon von vier bis sieben Uhr unausgesetzt mit der Verwaltung der Angelegenheiten seines Staates beschäftigt und besorgte zugleich auch Alles, was die Verhältnisse mit auswärtigen Höfen und Staaten erforderten.

Die Kabinetssekretaire entfernten sich sodann, des Königs Diktate wurden sauber in's Reine geschrieben und ihm Alle des Nachmittags zur Unterzeichnung vorgelegt. Diese erfolgte jedoch nicht eher, als bis er Alles noch einmal genau durchgelesen hatte.

Diese Ordnung blieb in ihrem Gange bis zum 15. August 1786, erst am 16. stockte sie, des Morgens am 17. schloß er die Augen auf immer und seine sechs und vierzigjährige glorreiche Regierung.

Friedrich liebte an seiner Umgebung der untern Klasse Treuherzigkeit. Sie war ihm ein Beweis eines unbefangenen redlichen Herzens. Bei solchem übersah' er gern manchen Fehler der Unbeholfenheit oder den Mangel an feinerer Bildung. Er unterhielt sich gern mit diesen Leuten, und verstand es, wenn sie in Verlegenheit geriethen, sie auf eine gute Art dreister zu machen.

Während einer Krankheit, erwachte er einst mitten in der Nacht. Der bei ihm wachende Bediente trat sogleich an das Bette, um zu erfahren, was er begehre.

„Wie hoch ist es an der Zeit?“ fragte Friedrich.

Eben hat es zwölf geschlagen.

„Ach! ich kann gar nicht schlafen. Wenn Du mir doch etwas erzählen könntest!“

Dem Bedienten, einem ehrlichen Pommer, fehlte diese Gabe gänzlich; er erfüllte indeß den Befehl so gut, als es ihm möglich war und erzählte, was er nur wußte. Die Erzählungen waren nichts weniger als interessant. Der König unterbrach ihn daher bald und verwandelte die Unterhaltung in ein Gespräch.

„Wo bist Du her?“

Aus Zarzig bei Stargard.

„Hast Du noch Ältern?“

Der Vater ist todt; er war Soldat in Stargard. Die Mutter aber und eine Schwester leben noch.

„Womit ernähren sich diese?“

Mit Spinnen.

„Wie viel verdienen sie denn damit?“

Wenn's gut geht, alle Tage vier Groschen.

„Das ist wenig, können sie denn davon leben?“

O ja! es ist nicht wie in Berlin oder Potsdam! In Pommern ist gut und wohlfeil leben!

„Schickst Du ihnen denn zuweilen etwas?“

O ja, dann und wann ein Thälerchen zur Hausmiethe.

„Das ist brav, Du bist ein guter Sohn, das muß ich loben. Mit mir hast Du jetzt Deine Noth; aber Du mußt Geduld haben; ich werde Dein gedenken, wenn Du Dich gut aufführst.“

Einige Tage darauf hatte dieser Lakai wieder den Dienst bei dem Könige. Als er erschien, erinnerte er sich der nächtlichen Unterredung, er mußte näher treten; dann sprach er freundlich:

„Geh' nach dem Fenster, da liegt etwas, was ich für Dich gesammelt habe.“

Dort lagen einige Friedrichsd'or. Der Lakai nahm zwei davon und fragte, sie dem Könige zeigend:

Darf ich die nehmen?

„Nein, alle, und Deiner Mutter hab' ich auch schon etwas geschickt.“

Der Bediente erfuhr am nämlichen Tage von einem Kabinetsrathe, daß Friedrich seiner Mutter eine jährliche Pension von hundert Thalern anweisen lassen.

Der König litt in seiner letzten Krankheit viel durch Schlaflosigkeit. Die Folge davon war, daß er sich immer mehr entkräftet fühlte.

Einer seiner Leibhusaren, der mehrmals bei ihm des Nachts wachen mußte, äußerte einst zu dem Könige, nach einer sehr unruhigen Nacht, mit theilnehmender Freimüthigkeit, den Kopf bedenklich schüttelnd:

Es scheint mir, Ew. Majestät, als wenn all' Ihre Ärzte doch nicht auf dem rechten Wege sind.

„Wie so?"

Ich bin früher Chirurgus gewesen, und ich glaube, einige Stunden Schlaf würden Ew. Majestät weit mehr helfen, als alle Medizin. Den sollten sie Ihnen verschaffen.

„Du magst wohl recht haben; ich fühl's. Aber wie ist das anzufangen?"

Ich wüßte dazu wohl Rath, wenn Ew. Majestät eine Arznei von mir annehmen wollten, die nicht nur den Schlaf, sondern auch den Appetit befördert.

„Meinst Du das?"

Ja! ich weiß aus Erfahrung, daß sie schon gute Dienste gethan hat. Ich wollte mein Leben darum geben, wenn ich Ew. Majestät helfen könnte, setzte er hinzu und die Thränen traten ihm in die Augen.

„Gut! heut' Abend will ich von Deiner Medizin nehmen. Ich will's doch versuchen, ob Du die Wahrheit gesprochen hast."

Der Leibhusar brachte dem Könige die Arznei, er gab sie ihm ein, und obgleich die Reihe der Nachtwache nicht an ihm war, blieb er doch die ganze Nacht über bei ihm.

Der König versank in einen erquickenden sechsstündigen ununterbrochenen Schlaf. Als er erwachte, fühlte er sich dadurch gestärkt. Den Kammerhusaren sehend, sprach er:

„Nun, das heißt einmal ordentlich geschlafen!"

Er ließ sich eine Tabatiere geben, füllte sie mit Friedrichsd'or und gab sie ihm mit den Worten:

„Da, dieses für Deine Theilnahme und die gute Wirkung Deiner Medizin," dann heiter gestimmt, setzte er hinzu: „ich sollte

Dich auch noch zu meinem Leibmedikus ernennen; aber darüber muß ich erst mit meinen Doktors Rücksprache nehmen."

In der letzten Krankheit Friedrich's war auch der Kommandeur des ersten Bataillons Garde erkrankt. Er sollte sich, nach der ärztlichen Verordnung, den Unterleib mit einem starken Spiritus reiben lassen. Dazu wurde ein Chirurgus des Bataillons beordert. Dem Patienten war das Berühren mit der kalten Hand sehr empfindlich; er tobte und fluchte, und schickte den Chirurgus dafür als Arrestant in die Wache. Da er als Kommandeur des Gardebataillons dem Könige täglich seinen Rapport abstatten mußte, so hatte er auch den Chirurgus als Arrestanten und die Veranlassung zu seiner Bestrafung angeführt, mit dem Zusatze, um sein Verfahren zu motiviren, da er so roh mit ihm umgegangen, so sei anzunehmen, wie schonungslos er sich gegen den gemeinen Soldaten betragen würde.

Der König ließ auf den Rapport schreiben:

„Das ist ganz sonderbar! Muß Ich es Mir doch gefallen lassen, daß Meine Leute Mich mit kalten Händen anfassen, wenn sie draußen zu thun gehabt haben. Der Feldscheer soll sogleich aus dem Arreste heraus!"

In dieser letzten Krankheit war er äußerst milde und erkannte dankbar die Mühen und Beschwerden seiner Dienerschaft, die allerdings im Verhältniß gegen sonst ihm die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmete. In einer schlaflosen Nacht rief er den im Vorzimmer wachenden Bedienten und fragte:

„Wie viel ist die Uhr?"

Es hat so eben zwei geschlagen!

„Das ist noch sehr früh! Aber ich kann nicht schlafen! Sieh doch einmal zu, ob meine Leute wachen. Wecke aber keinen; die armen Menschen sind gewiß sehr müde. Findest Du aber Neumann*)

---

*) Name eines seiner Leibhusaren.

wachend, so sag' ihm: ich glaube, der König wird bald aufstehen. Aber wecke Niemand, hörst Du?"

Er hegte kein großes Vertrauen zu der Arzneikunst und folglich auch zu den Ärzten; er äußerte sich darüber oft sarkastisch*). Einst erkrankte Maupertuis. Der König sandte ihm einen Arzt mit folgenden Zeilen:

„Ich schicke Ihnen Herrn ***, einen der größten Charlatans dieses Landes. Er hat das Glück gehabt, daß ihm zuweilen eine Kur von Ungefähr geglückt ist, und ich wünsche recht sehr, daß es ihm bei Ihnen auch so gehen möge. Er wird Ihnen vielerlei verschreiben; ich untersage Ihnen bloß erhitzende Getränke; diese aber untersage ich Ihnen auch gänzlich."

Dennoch ließ er in seiner letzten Krankheit den Leibarzt Zimmermann aus Hannover zu sich kommen; doch geschah es wohl hauptsächlich aus Liebe zu seiner Schwester, der Herzogin von Braunschweig, um diese, durch die Zurathziehung eines Arztes, in welchen sie viel Vertrauen setzte, zu beruhigen. Der Brief, welchen er an sie am 10. August 1786 kurz vor seinem Tode schrieb, und worin er ihr mit der größten Schonung das Resultat dieses Besuchs meldete, scheint dies höchst wahrscheinlich zu machen; so auch und noch mehr, daß er, der Schwererkrankte, dem Leibmedikus Zimmermann, gleich bei dessen Besuch, die sarkastische Frage vorlegte:

„Hat Er schon viele Menschen in die andere Welt geschickt?"

In dieser Unterredung kamen aber andere Äußerungen vor, wo sich das Gemüth des Königs so edel und herzergreifend aussprach, daß man sie nur mit Rührung lesen oder hören kann.

Zimmermann sagte ihm:

Ew. Majestät helfen in allen Ihren Ländern der Armuth auf, und schenken Häuser an Menschen, die keine haben.

„Ich habe nie ein größeres Vergnügen," versicherte Friedrich, und sein schon mattes Auge erglänzte; „als wenn ich einem armen Manne ein Haus kann bauen lassen."

Es kam das Gespräch auf die Behandlung der Verwundeten und Kranken im Kriege; Friedrich sprach darüber mit sichtbarem Mißmuth:

*) S. S. 88.

„In allen meinen Kriegen befolgte man meine Befehle in Hinsicht meiner kranken und verwundeten Soldaten äußerst schlecht. Nichts hat mir in meinem Leben mehr wehe gethan, als wenn ich sah, daß man diese braven Leute, die Gesundheit und Leben so edel für das Vaterland opferten, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden so schlecht pflegte. Man ist mit ihnen oft barbarisch umgegangen und mancher ist aus Mangel an guter Pflege gestorben. Nichts hat mich von jeher mehr betrübt, als daß ich die unschuldige Ursache an dem Tode irgend eines Menschen war. Aber seit dem letzten Kriege hab' ich solche Befehle gegeben, die es allen Schurken und Spitzbuben bei der Armee künftig sehr schwer machen werden, ihren König zu betrügen und den armen Soldaten der ihnen so nöthigen Hülfe und Erquickung so schändlich und barbarisch zu berauben."

Zimmermann hatte bei seiner Rückkehr der Schwester des Königs, der Herzogin von Braunschweig, noch Hoffnung zur Wiederherstellung des Monarchen gemacht. Sie schrieb deshalb einen Brief an ihren Bruder, in welchem sie dieser ihr als einer ihn zärtlich liebenden Schwester so erfreuliche Versicherung erwähnte.

Der König, überzeugt, daß er bald seine irdische glorreiche Laufbahn schließen werde, hielt es für Pflicht, sie auf dieses Ereigniß vorzubereiten, damit sie durch die Nachricht von seinem Tode nicht zu sehr erschüttert würde. Sieben Tage vor seinem Ableben schrieb er an sie noch den nachstehenden Brief; in dem man eben so sehr die liebevolle Schonung gegen eine Schwester, als die heldenmüthige Ergebung in ein unvermeidliches Schicksal bewundern muß.

ce 10. Août 1786.

Mon adorable Soeur!

Le Medecin d'Hannovre a voulu se faire valoir chez Vous, ma bonne Soeur; mais la verité est, qu'il m'a été inutile. Les vieux doivent faire place aux jeunes gens pour que chaque génération trouve sa place; et à bien examiner ce que c'est que la vie, c'est voir mourir et naître ses compatriotes. En attendant je me trouve un peu soulagé depuis

quelques jours. Mon coeur Vous reste inviolablement attaché, ma bonne Soeur! Avec la plus haute considération

Mon adorable Soeur

Vôtre fidèle frère et serviteur,

Féderic.

den 10. August 1786.

Meine verehrungswürdige Schweſter!

Der hannöverſche Arzt hat ſich bei Ihnen nur wichtig machen wollen, meine gute Schweſter; die Wahrheit iſt aber, daß er mir nichts genutzt hat. Die alten müſſen den jungen Leuten Platz machen, damit jede Generation ihre Stelle finde; und wenn man es recht überlegt, was das Leben iſt, ſo iſt es nichts, als daß man ſeine Nebenmenſchen ſterben und geboren werden ſieht. Ich befinde mich indeſſen ſeit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben, meine gute Schweſter. Mit der größten Hochachtung

Meiner verehrungswürdigen Schweſter

treuer Bruder und Diener,

Friedrich.

Anmerkungen und Berichtigungen.

Seit Friedrich's des Unvergeßlichen Tode, den 17. August 178[illegible] ist noch kein volles halbes Jahrhundert verflossen, aber über die darauf folgenden Ereignisse in so sturmbewegter Zeit, wo sie aus ihren Fugen gerissen schien, sind bei Vielen die Männer, die unter ihm theils in dem ihnen von ihm angewiesenen Wirkungskreise wohlthätig gewirkt, theils sich während seiner Regierung durch ihre Talente ruhmvoll ausgezeichnet, vergessen worden, so daß ihre Namen bei Vielen fast nur ein leerer Schall geworden sind; Manche haben auch absichtlich dahin gewirkt, aus Besorgniß, daß für sie kein Raum mehr in dem Tempel des Nachruhms übrig bleiben möchte, wodurch sie freilich mehr kleinlichen Neid, als solche Verdienste verrathen, die ihnen ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt sichern dürften. Daher sind in den Noten zu diesen Anekdoten hin und wieder, mehr oder minder kurze Notizen über diese Männer und Frauen geliefert worden; da aber solche Notizen zuweilen mehr Raum erfordert hätten, als die Erzählung, wo sie mit dem König in nähere Verhältnisse gekommen, so findet man in diesen Anmerkungen über sie, ihre Wirksamkeit und Leistungen noch einige Aufschlüsse. Sie haben es verschmäht, durch Denkwürdigkeiten, — Wahrheit und Dichtung — wie es jetzt an der Tagesordnung ist — die Herolde ihrer zweideutigen Verdienste, die schaamlosen Apologeten ihrer unsittlichen und unheilvollen Handlungen zu werden, um noch, wenn die Nemesis sie schon ereilt, dadurch schädlich auf ihre Zeitgenossen zu wirken, daß sie die Begriffe von dem, was wahr, recht und schön, zu verwirren sich bemüht. Damals hatte man doch noch so viele heilige Scheu vor der Wahrheit, daß es Keiner wagte, die Memoiren eines Baron von Warkotsch oder eines Generals von Wallrave, im Geschmack der Memoiren der Königin Hortensia, zu schreiben und drucken zu lassen; nur einen schwachen Versuch damit machte Trenck durch seine Selbstbiographie. Sie, wie er selbst, ist längst der Vergessenheit anheimgefallen, und so dürfte es auch vielen neuen Memoiren ergehen, oder wenigstens, wenn sich die Stürme wildaufgeregter Leidenschaften gelegt haben, die Wahrheit nach diesem Kampf mit der Lüge, den Sieg davon tragen, der Nimbus schwinden, womit man, aus unlautern Absichten, Viele so freigebig geschmückt hat, denn man wird wohl Schiller's Ausspruch bestreiten: die Geschichte ist das Weltgericht.

Zu S. 7. Heinrich August Freiherr de la Motte Fouqué geboren 1698 im Haag, stammt von einer alten normännischen Fa[illegible]

lie ab, welche der Religion wegen Frankreich verlassen hatte. Im achten Jahre ward er Page am Hofe des Fürsten Leopold zu Anhalt-Dessau. Wider dessen Willen machte er 1715 den Feldzug gegen Karl XII. als Gemeiner mit, wurde 1719 Fähnrich und zehn Jahr darauf Hauptmann. Friedrich gewann ihn wegen seines Benehmens während seiner Gefangenschaft in Küstrin lieb, und schenkte ihm, da er ihn näher kennen lernte, sein Vertrauen. Verdrießlichkeiten mit seinem Chef, dem Fürsten von Anhalt-Dessau, bewogen Fouqué den preußischen Dienst 1738 als Major zu verlassen, und in dänische zu gehen. Als aber Friedrich II. den Thron bestiegen, rief er Fouqué wieder zu sich, und ernannte ihn zum Obersten und Kommandeur eines neuerrichteten Regiments. Er machte nun die Feldzüge in Schlesien mit, und zeichnete sich 1742 als Kommandant der Festung Glatz aus. Noch mehr that er sich als Generallieutenant, im siebenjährigen Kriege, durch Klugheit und Tapferkeit hervor. In der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757 wurde er schwer verwundet. Er befehligte öfters abgesonderte Korps. 1760 ward er, am 23. Juni, mit seinem aus 10,000 Mann bestehenden Korps in den Verschanzungen bei Landshut in Schlesien, die nicht hinlänglich besetzt werden konnten, von 30,000 Österreichern unter Laudon angegriffen und überwältigt. Nur 1600 Preußen entkamen, der Rest mußte sich, nachdem die meisten Anführer getödtet oder gefangen genommen waren, ergeben. Auch der tapfere Fouqué wurde schwer verwundet und gefangen. Bei der gleich darauf erfolgten Übergabe von Glatz verlor er sein ganzes Vermögen, und wurde von den Österreichern, so lange der Krieg währte, nicht ausgewechselt. Maria Theresia suchte ihn in ihre Dienste zu ziehen, aber vergebens. Nach geschlossenem Frieden (1763) kam er wieder zu seinem Regimente nach Brandenburg, und genoß fortwährend das Wohlwollen und die Freundschaft des Königs. Er starb den 2. Mai 1774.

Zu S. 35. Der Baron von Bielefeld schrieb von der Einnahme Breslau's im Jahre 1741:

„Niemals hat wohl die Einnahme einer Stadt weniger gekostet. Alle Feindseligkeiten, welche bei dieser Gelegenheit vorgefallen sind, bestanden in einer Ohrfeige, die der General von Münchow einer Schildwache gab, die bei'm ersten Schlagbaum Wache stand und ihn zuziehen wollte.

Zu der Note S. 49. Der Enthusiasmus und die Verehrung für den König war fast über den ganzen Erdkreis verbreitet, eine Anzahl von Kupferstichen und Holzschnitten wurden von ihm angefertigt. So wenig künstlerischen Werth sie hatten, vielmehr oft die Hand eines Pfuschers verriethen und grell illuminirt waren, so waren sie doch überall; man fand dergleichen vorzüglich in den niedrigsten armseligsten Hütten, nicht blos in seinen Staaten, sondern auch im Auslande und in Ländern, deren Heere gegen ihn so viele Jahre gekämpft hatten; Reisende haben versichert, daß in Nordamerika solche

Holzschnitte den Thüren und Wänden des Volks eben so zum Schmuck haben dienen müssen; wie in Preußen, Pommern, den Marken, dem Magdeburgschen, Halberstädtschen, Schlesien, Westphalen, Cleve und Ostfriesland; es reichte hin, wenn nur darunter der Name Friedrich II. König von Preußen stand. Es war die freiwillige Huldigung seines großen Geistes; sie galt nicht blos dem Sieger in einem so langen ungleichen Kampfe, sondern dem Weisen auf dem Thron, der schon als Kronprinz die Grundsätze eines Machiavell bestritten hatte, dem Gesetzgeber, dem Menschenfreunde, der Keinem sein Gehör versagte, und dessen unermüdetes Streben nur dahin ging, den Wohlstand seines Volks und dessen Bildung zu befördern. Es war keine feile eigennützige Schmeichelei, die ihren Götzen — wie wir dies später erfahren — bis zur Blasphemie vergötterte, während der Fluch von verheerten Ländern, von den blutigen Opfern einer unersättlichen Eroberungssucht auf ihm lastete. Alle seine Handlungen trugen das Gepräge, seinen Pflichten in dem ihm von der Vorsehung angewiesenen Wirkungskreise, nach seiner lebendigsten Überzeugungen auf das gewissenhafteste zu erfüllen, ohne kleinliche Nebenabsichten, und ohne Leidenschaften zu befriedigen. Grade diejenigen, welche er auszeichnete und mit Wohlwollen überhäufte, haben es oft mit Undank vergolten; aber dennoch wurde er keinem Menschen feind, vielmehr zeigte er sich am Abend seines Lebens weicher, wie jemals.

Weit entfernt der Ruhmsucht zu huldigen, waren edlere Motiven der Impuls seiner Handlungen, und er hat darüber in seinen Schriften sein Glaubensbekenntniß an den Tag gelegt. Hier nur einige wenige Beweise davon.

Muß man denn aber König seyn,
Um Andern wohl zu thun? ist mein Vermögen klein,
Um desto mehr Verdienst, es Dürftigen zu spenden,
Dem Ärmsten zeiget sich Gelegenheit
Zu helfen; auch in niedern Ständen
Giebt's edle Seelen, die es freut,
Die Leiden Anderer mit milder Hand zu enden.
Dem Reichen ist es Pflicht, bedrängter Tugend Pein
Zu lindern. In dem Sonnenschein
Des Glücks sieht man das Herz sich ganz entfalten;
Die Art, den Reichthum zu verwalten,
Entdeckt, ob ihm der Theil des Wohlthuns eigen sey,
Ob Habsucht oder Geiz es schände,
Verschieden sind der Menschheit Stände;
Der Menschheit Pflichten einerlei.

(Aus einer Epistel an die Markgräfin von Bayreuth.)

Wie glücklich ist der Mann, der richtigen Verstand
Bewahrt, daß er nicht erst durch Schaden klüger werde!
Der eine Phyllis, eine Heerde
Nicht für der Ehre Flittergand
Vertauscht! Was ist ein Glück, das Ruhm und Größ' uns giebt?
Ein wenig Weihrauchduft, der in der Luft zerstiebt. —
Gesundheit, Freundschaft, Ruh', ein Herz zur Zärtlichkeit
Gestimmt, gewähren nur in diesem Erdenleben
Der Freude lautersten Genuß.

Und sind uns nah! Wir steh'n jedoch wie Tantalus
Im Wasser bis an's Kinn, und immer weicht der Fluß,
Indem wir uns zu trinken bücken.
Es kann allein ein tugendhaftes Herz beglücken!

Was unterm Monde liegt, ist eitel! Alles bricht
Und sinkt, und drehet sich in einem ew'gen Kreise,
Die Erd' ist unsre Heimath nicht,
Sie ist ein Gasthof nur, das Leben eine Reise.

(Aus dem Gedichte über Ehrgeiz und Habsucht.)

Im Jahre 1773 kam ein Reisender, ein Preuße, eines Abends spät in ein sächsisches Dorf. Er wollte in dem Kruge übernachten, es war aber dort kein Unterkommen für ihn; er suchte daher bei einem Bauer ein Nachtlager. Dieser war auch dazu bereit, und der Fremde begann, sich mit seinem Wirthe in ein Gespräch einzulassen. Der Bauer sprach ganz verständig, und von einem Gegenstand zu dem andern überspringend, kam auch das Gespräch auf den siebenjährigen Krieg.

„Mein Haus," sprach der Bauer: „ist auch dabei abgebrannt, denn als die Preußen durchmarschirten, zündeten sie das ganze Dorf an."

Der Reisende war bei diesen Worten froh, daß er zufällig noch nicht erwähnt, woher er gebürtig sey, denn er besorgte, daß der Bauer ihm sonst, so bald er dies erfahren, wieder die Thür weisen würde. Jetzt beschloß er, sich wohl zu hüten, sich gegen seinen Wirth merken zu lassen, daß er ein Preuße sey, und bedauerte ihn über sein Unglück.

„Ein Unglück war's freilich," versetzte dieser: „aber nun ist es längst vergessen."

In der That, dachte der Reisende bei sich selbst: das ist ein praktischer Philosoph, ohne je etwas von Philosophie gehört zu haben, und er beschämt Manchen, der sich auf seine Philosophie, die er im Munde führt, oder wohl gar unverständliche Worte darüber drucken läßt, sehr viel zu gute thut.

Der Bauer wieß seinem Gast das Nachtlager an, und dieser begab sich zur Ruhe.

Als er aus seinem Schlafkämmerlein am folgenden Morgen wieder zu dem Bauer in die Stube trat, fand er solchen dort nicht, denn dieser war bereits auf den Hof in den Stall zu seinem Vieh gegangen. Bald auch trat er in die Stube, und kaum eingetreten, nahm er vor einem bunten Holzschnitt ehrerbietig die Mütze ab.

Der Reisende glaubte anfänglich, der Bauer sey ein Katholik und das Bild eine Mutter Gottes, oder ein Heiliger. Als er es aber genau ansah, sollte es Friedrich zu Pferde vorstellen. Höchlich verwundert darüber, fragte er den Bauer:

Gestern Abend habt Ihr mir doch geklagt, daß Euch von den Preußen im siebenjährigen Kriege Euer Haus in Asche gelegt worden, und jetzt nehmt Ihr die Mütze vor einer Abbildung von dem König von Preußen ab?

„Ja, Herr! das thu' ich. Er hat mir freilich mein Haus abbrennen lassen, aber es war Krieg; er konnt's nicht anders, die Feinde waren ihm

auf dem Nacken. Ich sagt' Euch aber auch gestern schon, daß es vergessen sey, denn mein Haus ist längst wieder aufgebaut; hätte uns aber nicht der König 1771 und in der theuern Zeit Brodkorn abgelassen, so wären gewiß sehr Viele, und auch ich mit Frau und Kindern verhungert. Nun will ich dafür, so lang' ich lebe, dem guten Herrn alle Morgen einen glücklichen Tag wünschen und meine Kinder sollen es auch thun."

Der Reisende, sich seines lieblosen Verdachts schämend, wurde nun ein sehr beredter Lobredner Friedrich's und gab sich seinem Wirthe als dessen Unterthan zu erkennen. Das lösete des Landmanns Zunge noch mehr, und er erzählte eine Menge einzelner Züge von Friedrich, die jenen ganz unbekannt waren, zum Beweise, welchen lebhaften Antheil man in Sachsen, selbst unter den Landleuten, an ihm nahm. Der Bauer war auch nicht, wie der Reisende vermuthet, ein Katholik, sondern ein recht eifriger Protestant, und aus seinen Reden ging hervor, daß er und seines Gleichen in dem in Hinsicht seiner religiösen Ansichten so lieblos beurtheilten Monarchen*) den Beschützer seiner Glaubensgenossen sah.

Gleich nach dem baierschen Erbfolge-Kriege in den Jahren 1778 und 1779 kam ein sächsischer Bauer auf eine in Dresden etablirte preußische Kasse, und fragte: ob man ihm einen Friedrichsd'or gegen Courant umwechseln wolle? Man war dazu erbötig, und in der Vermuthung, daß er preußisches Silbergeld dafür zahlen wolle, forderte man dafür 5 Thaler 8 Ggr. Der Bauer zählte aber sächsisches Geld hin. Der Kassenbeamte schob ihm die 8 gGr. mit den Worten zurück: in sächsischem Gelde darf Er nur 5 Thaler zahlen.

„Nun, nehm' Er nur die acht Groschen auch," sprach der Bauer treuherzig: „Ich gebe se recht gern."

Er nahm den Friedrichsd'or, küßte ihn und setzte mit Rührung hinzu: „den will ich für meine Kinder aufheben, und wenn's uns recht wohl geht, wollen wir immer denken, das haben wir dem alten guten Herrn zu danken."

Es kostete dem Offizianten Mühe, den Bauer dahin zu bringen, daß er die 8 gGr. zurücknahm.

Es konnte nicht fehlen, daß man nach diesem Kriege den König in ganz Baiern dankbar verehrte und bewunderte. Aber als charakteristisches Curiosum darf es nicht unerwähnt bleiben, daß die Kapuziner, nach ihrer Weise ganz konsequent, seine Lobredner geworden sind. In den Annalen der baierschen Kapuziner von 1778 bis 1786 liest man nämlich:

„Er war ein höchst verdienstvoller König und ist es werth, daß sein Andenken auch in unserer Chronik auf unsere Nachkommen gebracht werde. Denn, wiewohl selbst ein Nichtkatholik, war er dennoch ein ausnehmend großer Gönner der Katholiken, der Mönche, besonders aber der Kapuziner.

Dies Lob schließt mit der Versicherung, daß sich der König noch vor seinem Ende zum katholischen Glauben bekannt habe.

*) M. s. S. 61. 100. 109–137. 402.

Als die Nachricht von seinem Tode nach Berlin kam, erschütterte sie Jeden, der sie erfuhr; es herrschte nur ein Gefühl, die tiefste Betrübniß über einen so großen Verlust; sich diesem ganz hingebend, vergaß man darüber, an seine Geschäfte zu denken; die Stadt war wie ausgestorben, und die Straßen waren leer von Menschen. Ein Handwerkslehrling, der davon noch nichts erfahren hatte, ging des Morgens früh auf der Straße und pfiff. Einen Vorübergehenden, einen Mann aus der untersten Volksklasse, entrüstete diese vermeintliche Gleichgültigkeit so sehr, daß er dem Burschen zornmüthig eine derbe Ohrfeige gab und dabei ausrief:

„Der König ist todt! Du Schlingel, wie kannst Du pfeifen?"

Zu S. 150. Samuel, Freiherr von Cocceji, geboren im Jahre 1679, war ein Sohn des aus der Pfalz gebürtigen geheimen Raths und Professor der Rechtsgelehrtheit auf der Universität zu Frankfurt an der Oder. Heinrich Coccejus (wie er sich schrieb) hatte unter seines Vaters Anleitung ebenfalls die Rechte studirt, bereisete darauf mehrere Universitäten und disputirte daselbst über verschiedene Rechtsmaterien mit Beifall. Vorzüglich machte, unter den zwanzig von ihm ausgearbeiteten Materien, seine Inauguraldissertation: Principia unica Juris naturalis großes Aufsehen. Er ward, dem Wunsche seines Vaters gemäß, den 2. November 1701 zum ordentlichen Professor der Rechtsgelahrtheit auf gedachter Universität bestellt. Er trat nun auch in die Fußtapfen, worin sein Vater sich allgemeinen Ruhm erworben, und Beide zeichneten sich durch ihre ausgebreiteten Rechtskenntnisse und Geschicklichkeit aus, so daß Friedrich I. ihnen dadurch einen Beweis seiner besondern Aufmerksamkeit und Gnade an den Tag legte, daß er aus eigener Entschließung Heinrich Coccejum und seine ehelichen Leibeserben, am 7. September 1702 unter dem Namen Cocceji von Cocq in den Adelstand erhob, dessen Sohn Samuel am 12. September 1704 als Regierungsrath nach Halberstadt berief, und ihm dann die Stelle des Otto Christian von Grumkow, welcher an den Herzog von Marlborough accreditirt war und in der Schlacht bei Hochstädt sein Leben verlor, übertrug, bald darauf zum Hofrath, und 1711 zum Direktor bei der Halberstädtschen Regierung ernannte. 1712 ward von Cocceji als Subdelegatus zur Reichskammergerichtsvisitation nach Wetzlar geschickt, und nach seiner Zurückkunft, 1714 den 24. Mai, als geheimer Justiz- und Tribunals-Rath angestellt; 1716 ging er als Gesandter an den kaiserlichen Hof nach Wien; 1718 ward er geheimer Kriegsrath bei dem General-Kommissariats-Kollegium, 1722 zum Präsidenten bei'm Kammergericht; 1727 den 3. Juni zum wirklichen geheimen Staats-Rath ernannt, und ihm in dem geheimen Rathskollegium der Vortrag von allen Justizsachen übertragen; 1731 den 10. September erhielt er das Direktorium über die Lehnssachen; den 19. d. M. das Präsidium bei'm Tribunal; ward Chef des geistlichen Departements, des reformirten Kirchendirektoriums, des französischen Conseil und Ober-Konsistoriums, des Amts-Kir-

chen-Revenüen Direktoriums und Kurator der Universitäten; 1737 Minister Chef de Justice. Er gab jetzt einige Departements ab, erhielt aber dagegen die Specialaufsicht über alle hohe und niedere Justiz-, Kriminal- und geistliche Kollegien in sämmtlichen königlichen Landen; machte neue Einrichtungen im Justizwesen, und respicirte besonders 1741 und 1742 die schlesischen Justizsachen; auch übernahm er mehrmals bei Abwesenheit des Kabinetsministers von Broich dessen Geschäfte bei dem auswärtigen Departement im Reichsprozeß und Grenzsachen wahr; 1747 den 7. März ertheilte ihm Friedrich II. die Würde eines Großkanzlers und zugleich den schwarzen Adler-Orden, erhob ihn auch unterm 3. November 1749 zum Freiherrn, und überraschte ihn mit dem Diplom, welches ihm von einem seiner Verwandten, unvermuthet eingehändigt werden mußte. In diesem Diplom wird er jedoch nur Freiherr von Cocceji, ohne den Beisatz von Cocq, genannt. Er starb den 22. Oktober 1755.

Zur Note S. 152. Wahrscheinlich hat der Freiherr von Bielefeld die Veranlassung zum Engagement der Barbarini gegeben, denn in seinen Freundschaftlichen Briefen, schrieb er von ihr von London den 7. Februar 1741:

„Auf dem Schauplatz in Common Yarden haben wir eine junge Hebe, welche in Ansehung der Schönheit eine Venus, und in Ansehung des Tanzens eine Terpsichore ist. Dies ist Demoiselle Barbarini, eine geborne Italienerin, welche vor kurzen nach England gekommen ist. Ich kann Ihnen von derselben nicht genug Gutes sagen, ich nehme mich sehr in Acht, in die Nebenzimmer des Theaters zu kommen, denn ich halte es für sehr gefährlich, ihr allzunahe in die Augen zu sehen, und ihre Gestalt und Anmuth zu betrachten."

Zu S. 182. Das Haus, welches Voltaire in der Taubenstraße bewohnte, hat jetzt die No. 29.

Zu S. 392. Der Schloßprediger war zu Cleve von den Österreichern angestellt worden.

Zu S. 393. Karl Adolph Freiherr von Dankelmann, geboren zu Halle den 12. Oktober 1699, ward nach beendigtem Studium der Rechtsgelahrtheit, 1723 Kammerjunker bei dem König Georg II. von England. Im Jahre 1724 erhielt er die Anwardtschaft auf eine Reichshofrathsstelle und war von 1725 bis 1731 Hessen-Kassel- und Darmstädtscher Rath bei der gemeinschaftlichen Regierung zu Marburg. Im Jahre 1731 berief ihn der König Friedrich Wilhelm I. in seine Dienste und ernannte ihn zum geheimen Justizrath. Er schickte ihn als Komitialgesandten nach Regensburg. Er bat 1736 um seine Ent-

lassung, und als ihm solche bewilligt wurde, trat er wieder 1740 in Hessen-Kasselsche Dienste als geheimer Staatsminister und Präsident aller Kollegien in der Grafschaft Hanau. Im Jahre 1748 vertauschte er aber diesen Dienst mit dem preußischen und Friedrich ernannte ihn unterm 17. November g. J. zum wirklichen geheimen Etatsminister, Präsidenten des geheimen Justizraths, demnächst zum Chef des Departements der geistlichen Angelegenheiten, ersten Präsidenten des evangelisch-lutherischen Ober-Konsistoriums und des reformirten Kirchen-Direktoriums, des Kurmärkschen Konsistoriums, der Kirchenrevenüen, des Armen- Dom- und joachimthalschen Schuldirektoriums, zum Direktor aller preußischen Universitäten und Schulen, der königlichen Bibliothek, zum Präsidenten des französischen Oberkonsistoriums und Oberdirektoriums, auch zum Direktor des Montis pietatis. Im Jahr 1764 bat er wegen geschwächter Gesundheit um seine Entlassung; kaum war sie aber bewilligt worden, so starb er am 15. Dezember des nämlichen Jahres.

Zu S. 397. Das der Dichterin Karsch erbaute Haus Kommandanten-Straße (neue Promenade) hat die No. 1.

Zu S. 413. Gotzkowski, ein polnischer Edelmann, wurde 1710 zu Konitz, im damaligen polnischen Preußen geboren, und verlor in der Kindheit seine Ältern an der Pest, einer Folge des nordischen Krieges, der das Land verheerte, und Beiden bereits ihr unbeträchtliches Vermögen geraubt hatte. Gutmüthige Verwandten in Dresden erbarmten sich darauf der fünfjährigen hülflosen Waise, ließen sie zu sich kommen, und ihr Unterricht ertheilen, der aber nicht über das Schreiben und Lesen hinausging. Endlich brachte der ältere Bruder, der bei dem Lagerhause in Berlin als Handlungskommis stand, ihn in seinem 14. Jahre bei der Sprögelschen Materialhandlung unter. Als aber Sprögel 1730 durch die große Feuersbrunst, welche den Petri-Kirchthurm und vierzig Häuser verzehrte, völlig abbrannte, ging der junge Gotzkowski, der sich die Zufriedenheit seines Lehrherrn in hohem Grade erworben, zu der von seinem Bruder errichteten Galanteriewaarenhandlung über.

In diesem Etablissement, dergleichen es damals zu Berlin noch nicht viele gab, war der Jüngling noch mehr in seinem Fach; er hatte während der Lehrjahre seinen Geist durch Lektüre gebildet, und durch den Umgang mit Menschen sich eine gewisse Gewandheit erworben. Sein Eifer und sein einnehmendes Wesen gewannen der Handlung manchen Kunden, besonders die Lieferungen für den Hof der damals regierenden Königin (Gemahlin Friedrich Wilhelm I.) und des Kronprinzen (nachherigen Königs Friedrich II.). Er wurde mit dem Kronprinzen persönlich bekannt, öfters zu ihm gerufen, und nahm bei Gelegenheit der leipziger Messen regelmäßig zu ihm nach Rheinsberg Reisen vor, um seine Befehle einzuholen, oder Bericht über den Erfolg abzustatten. Vermuthlich

betrafen sie auch des Prinzen Geldangelegenheiten, die, wie bekannt, in großer Unordnung waren. Sey dem wie ihm wolle; Friedrich hatte den jungen Gotzkowski wenigstens als einen brauchbaren spekulirenden Kopf kennen gelernt; kaum saß er daher auf dem Thron, so beschied er ihn zu sich nach Charlottenburg, unterhielt sich mit ihm über den Zustand des Landes, munterte ihn auf, einem Hauptbedürfniß desselben abzuhelfen, und tüchtige Fabrik- und Manufakturarbeiter, an denen es fehlte, hereinzuziehen, und versprach ihm dabei alle Unterstützung, und guten Absatz der Waaren. Anfangs begnügte sich Gotzkowski, das bereits etablirte Haus Baudouin durch Bestellung vieler Juwelierwaaren für seine Handlung in stärkere Nahrung zu setzen, 1743 aber vermogte er seinen nachherigen Schwiegervater, den wohlhabenden Hoflieferanten Blume, eine Sammetmanufaktur zu errichten. Nach Blumen's frühem Tode übernahm er sie selbst und brachte sie bald in guten Flor. Für jene Zeiten war das keine leichte Sache, Werkzeuge, Materialien, Arbeiter mußten mit großen Kosten aus dem Auslande verschrieben, und die Handreichung, zu welcher er die Einwohner nach und nach und mit Mühe gewöhnen mußte theuer bezahlt werden. Ein Pfund Seide zu wickeln mit 1 Thlr. 8 Ggr.; jetzt kostet es weit weniger, ungeachtet die Preise aller Bedürfnisse um das Dreifache gestiegen sind.

Eine nothwendige Folge war, daß diese Waaren nicht so wohlfeil gegeben werden konnten, als die aus der Fremde eingeführten. Gotzkowski hatte bereits für mehr als 20,000 Thlr. Waaren liegen, die er nicht anbringen konnte; dennoch drang der König auf Vergrößerung der Fabriken, und verbot, als Gotzkowski seine mißliche Lage schilderte, die Einfuhr fremder Sammete durchaus. Über dies Verbot erhoben die Seidenwaaren-Händler ein Geschrei und laute Beschwerden; sie klagten nicht blos über die Höhe des Preises, sondern über die Beschaffenheit der Waare; dem Einen stand die Farbe, dem Andern das Muster nicht an; Diesem war das Zeug zu leicht, Jenem zu schwer. Um keine gerechte Forderung unbefriedigt zu lassen, und dem verschiedenen Geschmack Genüge zu thun, brachte Gotzkowsky nach und nach 120 Stühle in Gang. Friedrich war damit so wohl zufrieden, daß er ihm noch eine andere mit königl. Unterstützung errichtete kümmerlich hinschmachtende Seidenfabrik auf der Friedrichsstadt übertrug; auch sie ward von 10 Stühlen auf 80 vermehrt, und in beiden Anstalten fanden gegen 1500 Menschen Beschäftigung und Brod.

Aber das zu so weitläuftigen Anlagen erforderliche Geld kam nicht vom Könige, sondern Gotzkowski erborgte, vorzüglich in Hamburg, 350,000 Thaler zum bessern Betriebe des Werks. Auch ging sein stärkster Absatz in die Fremde, hauptsächlich nach Polen und Rußland. Nach einem besonderen Auftrage Friedrich's sollte er auch im Auslande vorzügliche Gemälde für die königl. Bildergallerie einkaufen, er handelte auch wirklich für einige 100,000 Thlr. an Werth ein; allein gerade wie der

Transport zu Berlin anlangte, erfolgte der Ausmarsch nach Sachsen, und die Auslage ward erst nach mehreren Jahren erstattet.

Dies war der erste Stoß, welchen der siebenjährige Krieg Gotzkowski versetzte, bald folgten weit stärkere, in größerer Anzahl und kurzen Fristen. Auf der leipziger Michaelis-Messe 1756 hoffte er, wie gewöhnlich, einen Absatz von 40,000 Thlr. an Waaren zu finden, und nahm kaum 200 Thlr. die Transportkosten zu decken, ein. Unter diesen Umständen war die Versuchung, seine Anlagen eingehen zu lassen, oder doch zu vermindern, gewiß nicht gering; allein Menschlichkeit und Klugheit trugen über sie den Sieg davon, um nicht viele Hundert arme Arbeiter welche sich lediglich von dem Verdienste in den Fabriken ernährten, brodlos zu machen, und um nicht Anstalten zu vernichten, die mit so vieler Mühe und Aufwand an Zeit und Geld kaum zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht, und wenn sie einmal untergingen, schwer wieder zu ersetzen waren. Gotzkowski benutzte daher das allgemeine Vertrauen, und setzte das Werk auf Kredit fort. Auch schien der Absatz wieder in Gang gekommen zu seyn, als der erste Schreck sich verlor und der Handelsverkehr selbst während des Krieges wieder mehr an Sicherheit und Leben gewann.

Eine andere bedeutende Einbuße erlitt Gotzkowski durch Verschlimmerung der Münze, ein bedenkliches Mittel, wozu Friedrich sich bei der Fortdauer des Krieges, und den Verlust fast aller Einkünfte von seinen Ländern, gezwungen sah. Ein Friedrichsd'or hatte zuletzt nur 1½ Thlr. an innerm Werth; im Preußischen erhielten sie erzwungenen Cours; Gotzkowski mußte sie von seinen Schuldnern für voll in Zahlung annehmen, seinen ausländischen Gläubigern aber den fehlenden Gehalt ersetzen, darüber büßte er, ehe er bei'm Verkauf seiner Waaren darauf Rücksicht nahm, nach und nach gegen 200,000 Thlr. Agio ein.

Bisher hatte Gotzkowski blos mittelbar als Fabriken-Entrepreneur und als Kaufmann der Stadt und dem Staate genutzt; 1760 erwarb er sich auch unmittelbare Verdienste um beide; Veranlassung gab die gemeinschaftliche Expedition der Russen und Österreicher gegen Berlin. Bei Erscheinung des russischen Vortrabs unter dem General v. Tottleben (3. Oktober 1760) dachte man noch auf Vertheidigung der Stadt. Auch dazu suchte Gotzkowski nach Vermögen beizutragen. Aus Pommern eilte der Herzog Eugen von Würtemberg, aus Sachsen der General v. Hülsen der Residenz zu Hülfe. Ihre Truppen aber waren von den forzirten Märschen völlig erschöpft. Gotzkowski überredete daher die wohlhabendsten Bür- mit ihm Gelder zusammen zu schießen, und Lebensmittel anzuschaffen, um die braven Leute zu erquicken. Hiermit fuhr man fort, bis die Übermacht der verstärkten Feinde den Abzug der Preußen nothwendig machte.

Unter diesen Umständen nahm Alles in Berlin die Flucht, was sich dadurch zu retten glaubte, besonders die vornehmen Kaufleute. Gotzkowski aber hatte in seinen Fabriken und Waarenlagern zu viel zu verlieren; er blieb, und sein Haus (Brüder-Straße No. 13.) diente Vielen zum

Rettungsplatz für ihre kostbarsten Habseligkeiten. Reichthümer, Millionen an Werth, wurden bei ihm aufgehäuft, und selbst die Münzpächter, die Juden Ephraim und Konsorten brachten ganze Frachten Geld in seinem Keller unter. Dieses Vertrauen gründete sich theils auf den Handelsverkehr, worin er mit Rußland stand, theils auf die Dankbarkeit, die er von russischen Offizieren erwarten durfte. Denn da sich viele in der Schlacht bei Zorndorf gefangene russische Befehlshaber in Berlin aufhielten, kam ihnen Gotzkowski mit Höflichkeit und Dienstleistungen entgegen; besonders machte er sich den Brigadier v. Sievers sehr verbindlich. Den Lohn dafür erndtete er, erndtete die ganze Stadt bei diesem Ereignisse ein.

Unter den Deputirten des Magistrats und der Kaufmannschaft, welche am kottbusser Thore den Einzug der Russen erwarteten, befand sich auch Gotzkowski. Sobald der erste russische Offizier in's Thor ritt, und die Deputirten erblickte, erkundigte er sich, wer sie wären? Auf erhaltenen Bescheid fragte er weiter: ob sich etwa der Kaufmann Gotzkowski unter ihnen befände? Gotzkowski trat sogleich hervor, und der Offizier setzte ihn und alle Anwesende in ein angenehmes Erstaunen, durch die Erklärung: „Ich habe Ihnen eine Empfehlung von dem General v. Sievers zu machen, und von ihm zugleich den Auftrag erhalten, Ihnen alle mir möglichen Gefälligkeiten zu erweisen. Ich heiße Bachmann und bin während unsers Aufenthaltes zum Kommandanten dieser Städt ernannt. Kann ich Ihnen irgend wo nützlich seyn, so befehlen Sie über mich."

Dies waren keine leere Worte, sondern wirklicher Ernst und brachte der Stadt den wesentlichsten Nutzen. Gotzkowski wußte seinen Einfluß, durch Weltklugheit und Freigebigkeit, in den wichtigsten Angelegenheiten, zum allgemeinen Besten und zum Wohle einzelner Bürger, fortdauernd geltend zu machen.

Gleich seine erste Verwendung war von der äußersten Wichtigkeit. Er brachte die Kapitulation zu Stande, die auf sein Anrathen nicht mit den Österreichern unter Lascy, sondern mit den Russen geschlossen wurde, weil diese zuerst gekommen, und die zahlreichsten, weniger als jene gegen die Preußen erbittert waren. Allein die Unterhandlung war schwierig. Berlin, eine offene Stadt, hatte sich vertheidigt, ein Bombardement ausgehalten, den ersten Angriff abgewiesen, und nun zogen seine Vertheidiger plötzlich davon, als die Kapitulation nur eingeleitet, nicht völlig berichtigt war. Nach dem strengen Kriegsrecht war daher unter diesen Umständen ein Mißbrauch der Gewalt von Seiten der Sieger gar sehr zu fürchten. Dennoch bewirkte er eine förmliche Kapitulation und zu billigern Bedingungen, als man erwarten durfte. Tottleben hatte den gemeßenen Befehl, 4 Millionen Thaler altes Geld zu fordern; Gotzkowski brachte es dahin, daß er mit 1¼ Millionen und mit 200,000 Thlr. Douceurgeldern, nach dem leichten Fuß, 4 Thlr. auf den Dukaten, sich begnügte; Tottleben nahm sogar die baar aufzubringende Summe in Scheidemünze, die noch 20 bis 30 p. C. niedriger stand,

und für den Rest Wechsel an. Die 4 Millionen wurden also dadurch auf eine Million und 200,000 Thlr. reduzirt.

Um seinen Einfluß zu verstärken, und besonders auf den General Tottleben mächtiger zu wirken, nahm Gotzkowski den alles bei jenem vermögenden Adjudanten desselben, den Hauptmann Brinck, aus einem andern Quartier in sein Haus. Durch kleine Aufmerksamkeiten und ansehnliche Geschenke gewann er die Gunst des bedeutenden Mannes, und richtete durch ihn, zum Besten des Ganzen und Einzelner, Wunderdinge aus.

Er entriß den Stadtpräsidenten der Schmach, nach der Hauptwache geschickt zu werden: man wollte ihn dahin führen, weil man die Ohnmacht, in welche er bei Ankündigung der ersten ungeheuren Forderungen gesunken war, für Verstellung oder Wirkung des Trunks hielt; Gotzkowski bezeugte, daß sie eine Folge des Schrecks und des Schwindels gewesen sey. Er bewahrte die Judenschaft vor der ihr noch besonders zugemutheten Kontribution, durch die Vorstellung, sie gehöre mit zu den Bürgern, und müsse bereits ihren gehörigen Antheil entrichten. Er rettete die Gold- und Silbermanufaktur und das Lagerhaus, die man als königl. Eigenthum zerstören wollte, durch den Beweis, daß sie dem potsdamschen Waisenhause gehörten. Er war der Schutzengel beider Zeitungsschreiber, die wegen einiger vormals geschriebenen freien Artikel zum Gassenlaufen verurtheilt worden; sie mußten zwar erscheinen, kamen aber mit der Angst davon. Er befreite die drei angesehensten berliner Kaufleute, welche die Russen, die nur wenige Tage in Berlin blieben, zur Sicherheit der Bezahlung als Geisseln mitnehmen wollten, vor der Deportation und den Mißhandlungen, denen sie, bei den wegen der Brandschatzungen in der Folge entstandenen Streitigkeiten, gewiß nicht entgangen wären, durch die Gegenwart seines Geistes. Denn als v. Tottleben, der seine geheimen Absichten nicht merken lassen wollte, versicherte, sie sollten blos bei'm Nachzählen des Geldes im Hauptquartier gegenwärtig seyn, nahm Gotzkowski ihn auf der Stelle bei'm Worte, und erinnerte, daß die Kassirer jener drei Kaufleute zu diesem Geschäfte weit tüchtiger wären. Tottleben mogte sich nicht widersprechen und ließ sich den Tausch gefallen, aber Gotzkowski hörte noch hinterher von den russischen Generalen die Klage: daß man sie hintergangen und ihnen drei Männer aufgeschwatzt habe, die für gar nichts einstehen könnten; oder wie sich einer unter ihnen in seiner Kraftsprache ausdrückte: um die der Teufel in der Hölle sich nicht kümmern werde.

So trug Gotzkowski für Jedermann Sorge; aber er that es mit großer Aufopferung. Sein Haus war der Tummelplatz der feindlichen Offiziere und Beamten, weil bei ihm die Auszahlungen berichtigt wurden; und Jeden, der zu ihm kam, bewirthete er unentgeldlich mit Speise und Trank. Überdies vertheilte er eine Menge größerer und kleinerer Geschenke, um nur bösen Willen zu überwinden und gute Laune zu erwecken; und für das Alles verlangte er nichts, erhielt er nichts als eine Fluth mündlicher und schriftlicher Lobsprüche, worin er als der Erretter Berlin's, und vieler Tausend seiner Einwohner gepriesen wurde.

Mit der Entfernung des Feindes hörte aber seine Thätigkeit für das Beste der Stadt keineswegs auf. Wegen des schnellen durch die Annäherung des Königs bewirkten Abzuges der Russen war noch Vieles unabgemacht geblieben. Auf Bitten des Magistrats entschloß sich daher Gotzkowski, den russischen Generalen nachzureisen, um alles auf's Reine zu bringen, so lästig es ihm auch wurde, zumal da er seine verschiedenen Anlagen, die über 1500 Menschen beschäftigten, ohne genaue Aufsicht, unter so kritischen Umständen, verlassen mußte.

Auch auf dem Wege nach Königsberg in der Neumark, wohin Tottleben sich gezogen hatte, verhütete er großes Unglück. In Neustadt-Eberswalde nahm ihn eine Eskorte in Empfang und der kommandirende Offizier vertraute ihm bei einem Glase Wein, daß er Ordre habe, alle in der dortigen Gegend gelegene Messing- und andere Werke zu zerstören. Gotzkowski erschrack; er stellte vor, daß diese Anlagen nicht dem Staate gehörten, sondern Privatpersonen, den Kaufleuten Splittgerber und Daum; als aber Jener sich auf die erhaltenen Befehle bezog, versprach Gotzkowski ihm hundert Dukaten und eine goldne Uhr, wenn er sich eine kleine Abweichung von der Ordre, die offenbar unter einer irrigen Voraussetzung ertheilt worden, erlaube. Diese Gründe leuchteten dem Offizier ein; um sich jedoch einigermaßen auf jeden Fall zu decken, wurden einige Nebengebäude wirklich angezündet, sogleich aber die Kosacken, welche die Expedition machten, durch einen blinden, von Gotzkowski veranstalteten Lärm: die Preußen kommen! verscheucht, Feuer und Rauch jedoch noch einige Stunden lang durch Holz und Stroh unterhalten. General v. Tottleben, der, dieser Vorsicht ungeachtet, von der menschenfreundlichen Täuschung Nachricht erhielt, wollte das Verabsäumte nachholen lassen, stand aber endlich, auf Gotzkowski's dringende Vorstellungen, von seinem Entschluß ab.

Außerdem ließ er, durch Gotzkowski's anhaltende Bitten bewogen, viele den Einwohnern der umliegenden Gegend von den Russen geraubte Güter zurückgeben; er ließ einen Offizier sogar, der von einem Beamten hundert Thaler erpreßt hatte, an eine Kanone schließen, 24 Stunden bei Wasser und Brod in Arrest setzen, und dann mit Schimpf fortjagen. Dergleichen Beispiele thaten so gute Wirkung, daß eine Zeitlang selbst die Gänse und Hühner der Bauern von den feindlichen Soldaten unangefochten blieben.

Bei aller Willfährigkeit Tottleben's konnte er doch das Hauptgesuch Gotzkowski's, den Berlinern Nachlaß von der noch zu zahlenden Kontribution und Aufschub der Zahlung zu verstatten, nicht gewähren. Seine Vollmacht reichte dazu nicht hin; er verwies deshalb die Sache an den Feldmarschall v. Fermor, nach dessen Hauptquartier, Ahrenswalde, sich also Gotzkowski auf den Weg machen mußte. Dies war vorauszusehen, und Gotzkowski hatte überdies ein spanisches Rohr, dessen goldner Knopf reich mit Diamanten besetzt war, dem General en Chef, im Namen der Stadt Berlin, zum Dank für die ihr bewiesene Schonung.

zu überreichen. Allein dies Geschenk reichte nicht zu; denn man war im russischen Lager äußerst darüber erbittert, daß der König den berliner Kaufleuten untersagt hatte, die ausgestellten Wechsel zu bezahlen*), und drohte ihrem Abgeordneten mit Deportation nach Preußen oder gar nach Rußland.

Unter diesen Umständen suchte Gotzkowski sich zu helfen, so gut er konnte. Er brachte in Erfahrung, daß zwei Herren viel bei'm General von Fermor vermogten; diese ließ er unter dem Vorwande, ihnen seine mitgebrachten Waaren zu zeigen, in sein Quartier laden, bat, als sie erschienen, um ihre Verwendung, und gab jedem von ihnen, auf den Fall des Gelingens, die Erlaubniß, sich nach eigner Wahl eine Tabatiere aus seinem ganzen Vorrath von Kostbarkeiten auszusuchen. Sie zeigten den besten Willen, ihm zu dienen, und gaben ihm noch den guten Rath, auch den Kammerdiener und den Mundkoch des Generals zu gewinnen, und Jedem eine goldne Uhr zu versprechen; ein Rath, der nicht überhört wurde.

Nun ging alles nach Wunsch. Fermor, dem Gotzkowski das Geschenk der Stadt Berlin in Gegenwart der versammelten Generalität nicht anzubieten wagte, nahm es in einer Privataudienz als einen Beweis der Dankbarkeit an, und trug nun ferner kein Bedenken, den patriotischen Bürger Berlin's zu entlassen. Doch sah sich Gotzkowski genöthigt, auf Abschlag der Kontribution in seinem eigenen Namen einen Wechsel über 150,000 Thlr. auszustellen, und das doppelte Versprechen zu ertheilen: nichts über die militairischen Anstalten, die er bemerkt, auszusagen, und dann: nach Verlauf eines Monats zur völligen Berichtigung der Kontributionsangelegenheit in das Hauptquartier, wo dieses sich auch befinden möge, zurückzukehren.

Vor seiner Abreise aber mußte Gotzkowski noch der Abzählung der aus Berlin mitgenommenen Gelder beiwohnen; kein angenehmes Geschäft, denn es wurde in einem engen Stübchen von 20 Russen vollbracht, die von Ungeziefer wimmelten. Endlich kaufte er sich durch das Versprechen los, einem Offizier, der 100,000 Thlr. von diesem Gelde in Empfang nehmen sollte, auf jedes Tausend einen Thaler für den möglichen Defekt im Voraus zu bezahlen. Bei'm Abschiede bezeigte Fermor noch Lust, die goldene Dose, die Gotzkowski zu seinem eigenen Gebrauch bei sich führte, zu kaufen, er fand sie aber zu theuer, weil der Besitzer des Schenkens müde war, er begnügte sich daher mit dem Gemälde Friedrich's, welches die Dose zierte, und das zum Vorwand gedient hatte, diese zu erhalten. Der ganze Aufwand, den Gotzkowski bei dieser Reise machte, belief sich auf 15000 Thlr., und wurde von ihm nicht in Rechnung gestellt. Auch mußte er sich sehr elend behelfen, und in seinem Wagen schlafen, weil zwei russische Offiziere sich in Besitz des Zimmerchens setzten, welches er für 25 Thlr. gemiethet hatte.

Auf seiner Rückreise nach Berlin gerieth Gotzkowski in die größte Verlegenheit. Zur Sicherung gegen Marodeurs gab ihm der General

*) S. S. 372.

v. Tottleben nach Pyritz eine Bedeckung von 50 Mann und einen Trompeter mit. Dieser streifte während der Mittagsmahlzeit in der Stadt umher, und die Eskorte hatte vor dem Posthause abgesattelt, als plötzlich ein Kommando preußischer Husaren einbrach, und weil die Leute sich nicht durch den Trompeter als Salvegarde ausweisen konnte, einhieb und in einem Augenblick fast alle verwundete. Nur mit großer Mühe rettete Gotzkowski ihnen das Leben; er gerieth dabei selbst in Gefahr, niedergehauen zu werden, denn er trug, zur Sicherung seines Aufenthalts unter den Russen, ein grünes Kleid. Endlich kam der preußische General v. Werner herbei, und setzte den Gewaltthätigkeiten ein Ziel. Dieser Vorfall erregte damals großes Aufsehn und heftige Beschwerden; er veranlaßte eine weitläuftige Korrespondenz zwischen den russischen Generalen und dem in Stettin kommandirenden Herzog von Bevern. Endlich wurde die Sache aufgeklärt; der Trompeter aber, der mit heiler Haut davon gekommen war, mußte mit dem Leben büßen; er wurde bei der Rückkehr zur russischen Armee, zur Strafe für seine Unbedachtsamkeit, erschossen.

In Berlin fand Gotzkowski bei seiner Rückkunft alles in Ängsten, weil der König die Zahlung der ausgestellten Wechsel untersagt, und dadurch Jedermann, wegen der möglichen traurigen Folgen, in Schrecken gesetzt hatte. Gotzkowski mußte daher, auf Bitten des Magistrats, gleich nach Meißen zu dem Monarchen reisen. Er stellte ihm die Heiligkeit der Wechselverpflichtung für den Handelsstand, und die Gefahr der Stadt bei fortdauernd verweigerter Zahlung, so lebhaft vor, daß Friedrich seinen Befehl zurücknahm, zugleich aber das Versprechen gab, der Stadt alle dem Feinde gelieferten Summen zu ersetzen. Doch mußte Gotzkowski diese Zusage geheim halten. Seinem menschenfreundlichen Herzen kostete es nicht wenig, auf das Vergnügen Verzicht zu leisten, seinen bekümmerten Mitbürgern durch eine so frohe Botschaft Trost in's Herz zu flößen.

Diese Anwesenheit Gotzkowski's in Meißen gab zufälliger Weise zu einem für Berlin, und die gesammten preußischen Staaten wichtigen Etablissement, zur Stiftung der Porzellanmanufaktur, die nächste Veranlassung. Friedrich zeigte Gotzkowski verschiedene Stücke von der meißner Fabrik, und äußerte den Wunsch, bei wiederhergestelltem Frieden, ein ähnliches Institut in Berlin zu errichten. Zwar war schon früher von dem Hause Wegely der Versuch gemacht worden, aber ohne Erfolg. Gotzkowski fing den Wink des Monarchen auf, und der Zufall war ihm günstig. Er traf in Berlin einen Künstler, der das Geheimniß der sächsischen Porzellanfabrikation verstand. Der Mann war zwar schon nach Gotha berufen, um dort auf Kosten des Herzogs eine Anlage zu machen; allein Gotzkowski überredete ihn, durch Zusicherung einer Besoldung von 1000 Thlr. nebst freier Wohnung und Feuerung, und eines Geschenks von 10,000 Thlr. für seine Wittwe, alles auf den Fall, daß seine Kunst bewährt erfunden werde, in Berlin zu bleiben. Nach Verlauf eines Jahres war die Fabrik bereits im Gange,

sie beschäftigte 150 Menschen, unter ihnen waren 80 Lehrlinge, denen der damals berühmte Miniaturmaler Clause gegen 2000 Thlr. Gehalt Unterricht in der Malerei ertheilte. Schon 1762 konnte Gotzkowski den König mit den ersten Proben dieser Fabrik überraschen.

Indessen war der Termin verlaufen, den die Russen zur Beendigung der Kontributionsangelegenheit angesetzt hatten, und das Geld bei dem allgemeinen Unvermögen noch nicht herbeigeschafft. Gotzkowski suchte daher wiederholt um Aufschub an, endlich aber schickte er, zum Beweise, daß es ihm ein Ernst sey, sein Versprechen zu erfüllen, einen Wagen, mit Galanterie- und anderen Waaren beladen, nebst dreien seiner Diener voraus nach Marienburg, wo sich damals das russische Hauptquartier befand. Allein er ward auf's Neue zum Könige berufen, und die Feinde verloren darüber die Geduld, entwandten den größten Theil der Waaren, mißhandelten die Diener und drohten Gotzkowski mit Infamerklärung. Nun durfte er nicht länger zögern; er reiste im scheußlichsten Februar-Wetter ab, doch war er, zum Lohn der mannigfachen guten Dienste, die er der Stadt Leipzig erwiesen, ausgerüstet mit dem Patent eines königl. polnischen geheimen Kommerzienraths (von dem er aber nie Gebrauch machte) und mit dringenden Empfehlungsschreiben an den sächsischen Residenten in Danzig, und den General Riedesel, der sich bei'm russischen Heere aufhielt.

Unterweges bestand er ein neues kriegerisches Abentheuer. Bei Schlawe war die Brücke über die Wipper abgebrochen, und sein Wagen mußte, wie damals fast bei allen Flüßchen in Pommern, auf Kähnen mit Brettern belegt, übergesetzt werden. Die Russen, deren Vorposten jenseits standen, gaben die Erlaubniß zur Fahrt. Allein auch ein preußisches Vorposten-Kommando vom kurbaierschen Freibatallion wollte die Gelegenheit benutzen, und hinter dem Wagen, übergehen. Darüber entstand ein Gefecht, in dem von beiden Seiten mehrere Leute blessirt wurden, Gotzkowski aber kam mitten im Feuer unverletzt davon.

Die danziger Kaufleute widerriethen ihm die Fortsetzung der Reise, wegen des großen Unwillens der russischen Generalität, besonders weil man in Berlin, trotz der kleinlichsten Mittel, dennoch nicht über 100,000 Thlr. hatte aufbringen können, und Gotzkowski nichts als Wechsel auf Hamburg mitbrachte. Allein er durfte hierauf nicht achten; er mußte sein Wort, wiederzukommen, lösen; und ein anderer ihm gegebener Auftrag erforderte schlechterdings persönliche Verhandlungen mit den Oberbefehlshabern der Feinde.

Er begab sich in das russische Hauptquartier und ließ sich bei dem Feldmarschall von Butterlin melden. Dieser ließ ihn fragen: ob er die Kontributionsangelegenheit beendigen wolle und die dazu erforderlichen Gelder mitgebracht habe? Gotzkowski bejahte die erste Frage, was aber die letztere beträfe, so müsse er erst wegen verschiedener Gegenforderungen auf eine Berechnung antragen. Die Antwort war: erst müsse nach der Kapitulation Alles berichtigt seyn, dann sey man nicht abgeneigt, sich auf die Gegenforderungen einzulassen. Gotzkowski mußte sich darein fügen und

sich es vorbehalten, der Gegenrechnungen wegen mit dem russischen Agenten zu Danzig von Mussin Puskin zu unterhandeln. Gotzkowski hatte kein baares Geld, sondern nur Wechsel auf Hamburg, bei deren Überlieferung erklärte er sich dazu bereit, so lange als Geißel zurückzubleiben, bis diese nach Hamburg zu schickenden Wechsel dort akzeptirt und darüber die Nachricht eingegangen seyn würde. Dieses Anerbieten wurde angenommen und ihm über die Wechsel quittirt.

Um alle Schwierigkeiten bei der Gegenrechnung zu beseitigen, überreichte er dem Feldmarschall von Butterlin, ohne dazu autorisirt zu seyn, auf seine Gefahr, im Namen der berliner Kaufmannschaft, eine auf Gold emaillirte reich mit Brillanten garnirte Tabatiere mit dem Bildnisse der Kaiserin von Rußland 4000 Thlr. werth, mit der Bitte, solche zum Andenken der Stadt Berlin anzunehmen. Nach mancher Weigerung von Seiten des Feldmarschalls, wurde diese Dose von ihm angenommen. Jetzt übergab Gotzkowski seine Gegenrechnung und erhielt das Versprechen, durch die Proviantkommission bei dem General von Tottleben Erkundigungen über deren Richtigkeit einziehen zu lassen, der Feldmarschall rieth ihm aber auch, sich unmittelbar an die Kaiserin zu wenden, und versprach, seine Eingabe nach St. Petersburg sicher zu befördern. Ungeachtet dieser und mancher anderen nicht unbedeutenden Spenden erreichte er doch seinen Zweck nur unvollkommen und kehrte nach manchen Widerwärtigkeiten und Abentheuern nach Berlin zurück. Dort angekommen trafen ihn Unglücksfälle Schlag auf Schlag, da er sich in zu große seine Kräfte weit übersteigende Handelsgeschäfte eingelassen hatte. Das Fallissement eines holländischen Handelshauses stürzte ihn gänzlich, er war der Verzweiflung nahe; nach schwerem Kampfe suchte er ein Arrangement mit seinen Gläubigern zu treffen, und bot ihnen 50 pro Cent. Dazu verstanden sich auch nach und nach Alle, bis auf Einen, der uneingedenk, wie viel sich Gotzkowski um seine Mitbürger, mithin auch um ihn, verdient gemacht hatte, ihn verhaften ließ. Er erhielt zwar bald seine Freiheit wieder, aber von dieser Zeit ab schien sein Glückstern untergegangen zu seyn, und obgleich der König ihm noch Beweise seines Wohlwollens gab, so konnte und wollte er ihn doch nicht, seinen Grundsätzen zuwider, auf Kosten des Ganzen, zu sehr begünstigen, da ganze Provinzen, vom Feinde barbarisch verheert, seiner landesväterlichen Hülfe bedurften, und er sein Augenmerk vorzüglich darauf richtete, den zerrütteten Wohlstand von vielen Tausenden, mit großen Opfern, nach und nach wieder herzustellen.

Im Jahre 1768 erschien eine Schrift, betitelt: Geschichte eines patriotischen Kaufmanns, ohne Druckort und Namen des Verlegers. Sie enthielt nebst den hier angeführten Ereignissen, auch die sonstigen Unglücksfälle, welche Gotzkowski betrafen, zur Rechtfertigung seines Fallissements, und zwar in einem Schreiben an einen hohen Staatsbeamten. Der Inhalt dieser Schrift machte eine solche Sensation, daß sie verboten und allen Buchhändlern in Berlin anbefohlen wurde, die vorhandenen Exem-

plare abzuliefern*). Ein ähnlicher Befehl erging unterm 5. September g. J. an Gotzkowski selbst. Er erklärte darauf, daß er der Verfasser der Schrift sey, und solche an einen hohen Staatsbeamten, den er aber weder nennen würde noch dürfe, als Handschrift mitgetheilt habe, sie sey jedoch wider sein Wissen und seinen Willen gedruckt worden. Er habe davon demnächst von unbekannter Hand 50 Exemplare in's Haus geschickt erhalten, und solche an seine Freunde vertheilt; er übergab zugleich die namentliche Liste derjenigen, welchen er damit ein Geschenk gemacht hatte.

Er erhielt darauf den Befehl, diejenigen Exemplare, welche im Lande geblieben, wieder herbeizuschaffen. Er lieferte 14 Exemplare ab, und bemerkte dabei, daß außer den erhaltenen 50 Exemplaren noch mehrere in Berlin im Umlauf seyn müßten, denn in denen, welche er verschenkt, hätte er den Druckfehler S. 2. wo es statt Träume, Thränen heißen müsse, korrigirt und in einigen der zurückerhaltenen Exemplare habe diese Korrektur nicht gestanden.

Diese Schrift war nicht geeignet, bei dem Könige größere Theilnahme für ihn zu erwecken; läugnete er auch den unmittelbaren Antheil an deren Druck und Verbreitung, so enthielt sie doch manche Beschwerde über erlittene Unbill und unverdiente Kränkungen, weshalb auch so streng damit verfahren wurde. Gotzkowski starb am 9. August 1775.

Zu S. 453. Friedrich Wilhelm Graf von der Schulenburg-Kehnert, geboren den 22. November 1742 im Magdeburgschen, hatte auf Kloster Bergen und auf der Ritter-Akademie zu Brandenburg den Wissenschaften sich gewidmet. Bei'm Ausbruch des siebenjährigen Krieges trat er 1757 in Militairdienste bei dem Kürassierregimente in Salzwedel, diente den ganzen Krieg hindurch, während er mehrere Jahre Adjudant war. Er hatte mit Eifer und Bravour gedient, war verwundet worden, und hatte die Gunst seines frühern Chefs genossen, deshalb war, nach dessen Abgange, der neue Chef, General-Major von der Marwitz, wider ihn eingenommen. Im Jahre 1766 wurde er Landrath des salzwedelschen Kreises, 1769 Vizedirektor der magdeburgschen Krieges- und Domainenkammer, und bald darauf noch in demselben Jahre Präsident sowohl bei dieser, als bei der Halberstadt-Hohensteinschen Kammer-Deputation. Am 12. Februar 1771 ernannte ihn der König zum wirklichen geheimen Staats- und Krieges-Rath, Vizepräsidenten und dirigirenden Minister bei dem General-Ober-Finanz-, Krieges- und Domainen-Direktorium, Chef des Departements von Magdeburg und Mansfeld, Halberstadt und Hohenstein, Kleve, Mark, Geldern, Minden, Ravensberg, Mörs, Ost-

*) Man wollte auch den Buchdrucker ermitteln, und der Hofbuchdrucker Decker mußte darüber ein Gutachten abgeben, wer wohl diese Schrift in Berlin gedruckt habe. Nach seiner Erklärung war sie nicht in Berlin, sondern in Sachsen und vermuthlich in Leipzig gedruckt worden.

friesland, Lingen, Tecklenburg, Neufchatel und den Stempelsachen, des Forst-, Bergwerks- und Hüttendepartements in allen königlichen Provinzen, auch Präsidenten der Haupt-Banko-Direktion. 1772 erhielt er die Drostei Wittmund in Ostfriesland, und die Landdrostei zu Mörs. 1774 trat er das Departement der Bergwerks- und Hüttenangelegenheiten an den Staatsminister Waitz Freiherrn von Eschen ab; 1775 den 28. Dezember erhielt er die Oberaufsicht über die von ihm gestiftete allgemeine Wittwenverpflegungsanstalt; 1778 bei'm Ausbruch des baierschen Krieges übertrug ihm Friedrich II. während desselben, das Kriegsministerium und die Disposition über die Kassen, Behufs des Krieges. Im Januar 1782 ward er Chef der Seehandlung und erhielt 1784 im Januar den schwarzen Adlerorden. Nach Friedrich's Tode erhob ihn Friedrich Wilhelm II. bei seiner Huldigung am 2. Oktober 1786 in den Grafenstand und verstattete ihm, sich zur Befestigung seiner Gesundheit auf seine Güter zurück zu ziehen, nachdem er das Präsidium des Forstdepartements an den Staatsminister, Grafen von Arnim, die übrigen Provinzial-Finanzdepartements aber theils an den Staatsminister Freiherrn von Heinitz, theils an den Staatsminister Grafen von der Schulenburg-Blumberg abgetreten hatte. Nach dem plötzlichen Tode des Letztern rief ihn der König 1790 den 17. Mai zurück, um bei dem Anscheine eines Krieges mit Österreich, da die Armee schon im Marsch nach Schlesien begriffen war, die Leitung der auf den Krieg Bezug habenden Geschäfte zu übernehmen; er erhielt außerdem zum Departement bei dem Generaldirektorium die Provinzen Magdeburg und Mansfeld, Halberstadt, Hohenstein und das Stift Quedlinburg; die Oberaufsicht und Direktion der Bank, der Seehandlung und der Stempelsachen.

Als hiernächst das Generaldirektorium mit dem Ober-Kriegs-Kollegium in nähere Verbindung gesetzt, und das Militairdepartement mit solchem vereinigt und noch ein Präsident des Ober-Kriegs-Kollegiums ernannt wurde, welcher als wirklicher Staats- und Kriegsminister Sitz und Stimme im General-ꝛc. Direktorium haben und durch Erfahrung in der Landesverfassung und Kenntnisse von dem Zustande der Provinzen, das Wohl des Staats mit dem Besten der Armee vereinigen sollte, trat er in die Armee zurück und wurde den 5. November 1790 zum General-Lieutenant von der Kavallerie und dirigirenden Präsidenten des Ober-Kriegs-Kollegiums ernannt.

Wegen der genauen Verbindung des Kriegswesens mit den ausländischen Geschäften, wurde er 1791 den 2. Mai Kabinetsminister und ihm die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten übertragen; worauf er die vorgedachten Civildepartements abgab, mit Ausnahme des Kriegesministeriums und des Präsidiums bei der Bank und der allgemeinen Wittwenverpflegungsanstalt.

Er gründete 1792 eine Offizierwittwenkasse, und übernahm deren Oberaufsicht. Im Sommer dieses Jahres begleitete er den König Friedrich Wilhelm II. nach Anspach, Mainz und in die französische Champagne, und zwar in der doppelten Eigenschaft als Kriegsminister und als

Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er sorgte für die Subsistenz der Armee, war auch in politischer Hinsicht wirksam und führte die Korrespondenz, leitete die sämmtlichen Verhandlungen ein und schloß mit mehreren Reichsfürsten und deren kommandirenden Generalen Konventionen ab.

Wegen geschwächter Gesundheit bat er am Ende dieses Jahres um Entbindung von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Sein Wunsch wurde erfüllt. Friedrich Wilhelm II. schrieb ihm dabei:

J'ai été on ne peut pas plus sensible aux nouvelles preuves d'attachement et de zèle, que votre lettre renferme. Vous savez, si je rends justice à Votre experience, à vos lumières et au patriotisme, avec le quel vous les avez toujours employées à mon service et à celui de l'Etat. J'ai trop d'intérêt aussi, à en jouïr le plus long temps que je pourrai, pour ne pas me prêter avec plaisir à tout ce qui, en raffermissant votre santé, doublera vos moyens d'être utile, et je consens de tout mon coeur, que vous consacriez quelques mois à l'usage des bains d'Ems et de Schwalbach, dès que la saison vous permettra ce voyage. En souhaitant qu'il réponde à Votre attente, je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.

Francfort le 28. Fevrier 1793. Frédéric Guillaume."

(Keiner kann die neuen Beweise der Zuneigung und des Eifers, die Sie mir in Ihrem Briefe an den Tag legen, höher schätzen, als ich. Sie wissen es, wie ich Ihren Erfahrungen, Ihren Einsichten und Ihrem Patriotismus, den Sie stets in meinem und dem Dienste des Staats gezeigt, Gerechtigkeit habe widerfahren lassen. Es liegt mir daher viel zu sehr am Herzen, diese, so lange als es mir möglich, zu benutzen, um nicht recht gern in Alles das zu willigen, was, während es Ihre Gesundheit wieder herstellt, Ihnen die Mittel verdoppeln wird, nützlich zu seyn, und ich genehmige es von ganzem Herzen, daß Sie einige Monate dem Gebrauch der Bäder zu Ems und Schwalbach widmen, sobald es die Jahreszeit gestattet, eine solche Reise zu machen. Indem ich wünsche, daß Ihre Erwartungen davon in Erfüllung gehen mögen, bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehmen möge.

Frankfurt, den 28. Februar 1793. Friedrich Wilhelm.)

Der Graf von der Schulenburg behielt indessen das Kriegsministerium und das Bank-, auch das Lotterie-Departement bei, und da seine Gesundheit sich gebessert hatte, kehrte er zu Ende des Jahres wieder zur Armee am Rhein zurück und blieb 1794 bei derselben, wo er auch nach deren Rückzuge, auf Anordnung des General-Feldmarschalls von Möllendorf, das Gouvernement in der Stadt Frankfurt am Main übernahm. Diese beständige Thätigkeit und die damit verknüpften Anstrengungen wirkten nachtheilig auf seine Gesundheit, er bedurfte Ruhe und ärztliche Hülfe, und bat daher, doch erst kurz vor dem Frieden 1795, um seine Dienstentlassung. Der König gewährte ihm seine Bitte zwar nicht ganz, er erlaubte ihm aber auf seinen Gütern sich so lange auf-

halten zu dürfen, als zur Wiederherstellung seiner Gesundheit erforderlich seyn dürfte, und machte es ihm zur Bedingung, im Dienste zu bleiben. Er behielt daher das Bank- und Lotteriedepartement, da er diese von seinen Gütern aus, ohne Aufenthalt des Geschäftsganges, verwalten konnte. Am Ende des Jahres übertrug ihm der König auch noch das Medizinaldepartement.

Bei dem Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm's III. hielt der Monarch es für ersprießlich, alle Zweige der Staatsverwaltung in mehrere und genaue Verbindung zu setzen und einen Verbindungspunkt zu bestimmen, in welchem die Resultate der ganzen Staatsverwaltung sich vereinigen und gründlich übersehen werden könnten. Dem gemäß erhielt die Oberrechenkammer nach ihrer ursprünglichen Verfassung ihre frühere Autorität wieder. Der König berief den Grafen 1798 von seinen Gütern zurück, „in besonderer Hinsicht auf dessen vieljährige Erfahrungen, seine gründlichen Kenntnisse von allen Theilen der Staatsadministration, seinen eisernen Fleiß, seine erprobte Rechtschaffenheit und das allgemein erworbene Vertrauen.“ Er wurde General-Kontrolleur der Finanzen und Chef der Oberrechenkammer, dagegen gab er das Lotteriedepartement an den Staatsminister von Voß ab. In demselben Jahre ernannte ihn der König bei der großen Revue in Berlin zum General der Kavallerie.

Am 18. März 1800 erhielt er die Aufsicht über den königlichen Tresor; im Juni desselben Jahres die Stelle eines General-Postmeisters, auch übernahm er das Lotterie-Departement wieder. Im Juni 1802 bekam er den Auftrag, die Entschädigungsprovinzen in Besitz zu nehmen und zu organisiren und am 10. Juni 1803 empfing er, Namens des Königs, zu Hildesheim die Huldigung dieser Provinzen.

Bei'm Ausbruch des Krieges wider Napoleon wurde er 1806 Gouverneur von Berlin. Die Ereignisse dieser Zeit nöthigten ihn, sich auf seine Güter im Magdeburgschen zurückzuziehen. Nach dem Frieden von Tilsit (den 9. Juli 1807) ging er in westphälische Dienste und der Afterkönig Hieronymus Buonaparte ernannte ihn im Jahre 1808 zum Divisionsgeneral und Staatsrath. Doch waren diese Ernennungen nur formel, so daß sie ihm, nach einem Briefe an den Herausgeber dieser Schrift, nicht, wie er gehofft, einen Wirkungskreis zum Besten der ihres rechtmäßigen Landesherrn beraubten Unterthanen eröffnet hätten. Er zog sich daher in die Abgeschiedenheit zurück und starb im Jahre 1815.

Der Herausgeber stand ihm viele Jahre so nahe, daß er, obschon er ihn in sehr verschiedenen Verhältnissen genau hat kennen lernen, doch sich eines Urtheils über ihn enthält, weil man ihn unstreitig einer Parteilichkeit — so frei er sich auch davon weiß — zeihen würde; aber ein Mann, den Friedrich der Große, trotz seiner Eingenommenheit wider ihn, so hochschätzte, dem seine Nachfolger ihr Vertrauen schenkten, muß große Verdienste besessen haben, und wer nicht von blindem Vorurtheil oder noch niedrigern Leidenschaften verblendet, ein unbefangenes Urtheil über ihn zu fällen im Stande ist, wird seinen Verdiensten, seiner unermüdeten

Thätigkeit, das Beste seines Vaterlandes zu befördern, und seinem raschen Überblick in allen Zweigen der Staatsverwaltung, die seiner obersten Leitung anvertraut waren, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Zu der Note S. 511. Der König beschäftigte sich in seiner unfreiwilligen Unthätigkeit zu Küstrin, bevor er demnächst bei der dortigen Kriegs- und Domainen-Kammer einen seinem regen Geist entsprechenden Wirkungskreis erhielt, nicht nur mit Musik, sondern auch mit Dichtkunst und Malerei, in der Überzeugung, daß in den Wissenschaften und Künsten das sicherste und edelste Trost- und Lehramt liege. Er versuchte auch, zu zeichnen und zu malen. Unter andern illuminirte er die Kupferstiche in einer nürnberger Bibel in Folio, welche jetzt bei einer adlichen Familie in Sachsen als Seltenheit aufbewahrt wird. Er verfertigte ein Bild, in Beziehung auf seine damalige drückende Lage; mit solchem machte er demnächst dem Kommandeur seines Regiments in Ruppin, Obersten von Langlair ein Geschenk. Es ist nach und nach durch Verwandtschaft auf die verwittwete Polizeikommissarius Karsten zu Magdeburg gekommen, und da es diese des jetzt regierenden Königs Majestät überreicht, so ist ihm auf dem Schlosse, wo sich schon ein Gemälde von Friedrich befindet, ein Platz angewiesen worden.

Zu S. 565. Karl Joseph Maximilian, Freiherr von Fürst und Kupferberg, wurde im Jahre 1740 als ein schlesischer Kavalier vom Könige aus höchsteigener Bewegung zum geheimen Justiz- und Tribunals-Rath ernannt, und 1752 als Gesandter an den wiener Hof zur Regulirung des schlesischen Schulden- und Kommerzienwesens geschickt; 1755 Kammergerichtspräsident; 1757 Mitglied der Jurisdiktionskommission; den 25. April 1763 wirklicher geheimer Staats- und Justizminister, auch erster Präsident des Kammergerichts; den 31. Oktober g. J. Tribunalspräsident; Lehnsdirektor im Königreich Preußen, der Kurmark und allen übrigen königlichen Provinzen, und erhielt zugleich das Pfälzer Koloniedirektorium, das Oberkuratorium aller königlichen Universitäten, das Justizdepartement von Preußen und alle übrigen Justizsachen aus allen königlichen Provinzen, die Kurmark, Schlesien und Ostfriesland ausgenommen. Den 14. November 1770 ernannte ihn der König zum Großkanzler des Königreichs Preußen und aller übrigen königlichen Provinzen, und zum Chef de Justice, und übertrug ihm außer der Generalaufsicht und Direktion des ganzen Justizwesens in sämmtlichen königlichen Landen, den Justiz-Bedienungs- und Besoldungssachen, die Spezialaufsicht über die Justizsachen in der Kurmark, Neumark, Ostfriesland, und den sämmtlichen französischen Kolonien; 1773 richtete er die Justizverfassung in Westpreußen ein, und übernahm die Spezialaufsicht über die Justizverfassung in Ost- und Westpreußen, wogegen er die Alt- und Neumark und Ostfriesland an den Statsminister

von Münchhausen abtrat. Am 11. Dezember 1779 wurde er von d
Könige, unzufrieden mit der Justizpflege in der Müller Arnoldschen An
legenheit, seiner Dienste als Großkanzler entbunden, doch behielt er S
und Stimme als Minister im geheimen Staatsrathe, wovon er jedoch k
nen Gebrauch weiter machte. Er starb am 20. März 1790.

Zu S. 573. Friedrich Anton Freiherr von Heinitz, geboren d
24. Mai 1725 zu Dröschkau in Sachsen, ein Sohn des Hofraths bei d
Landesregierung und Beisitzers des Kammerkollegiums, auch Aufsehers d
kurfürstlichen Landesschule zu Meissen, genoß von verschiedenen gesch
ten Privatlehrern den ersten Unterricht in den gelehrten Sprachen, d
Französischen, Italienischen, Polnischen und in den Anfangsgründen d
Wissenschaften, und wurde auch in den schönen Künsten, besonders in d
Musik, dem Zeichnen, Wachsbossiren und Fechten geübt. Im Jahre 17
bezog er die Schule zu Pforta, wo er außer den öffentlichen Stunde
in der Naturlehre, Mathematik, Mechanik und Logik, ferner im Persp
tivzeichnen und in der Baukunst noch besonderen Unterricht erhielt, u
sich in diesen Wissenschaften viele gründliche Kenntnisse erwarb. Sch
damals war es sein Vorsatz, sich der Bergbaukunde vorzüglich zu widme
denn er ging 1745 nach Kösen zu dem berühmten Mechaniker und H
lurgen Borlach, und studirte, unter Anweisung dieses erfahrenen Man
nes, besonders die praktische Mechanik und den Salzwerkshaushalt. Di
ser Unterricht währte jedoch nur ein halbes Jahr, indem sein Lehrer d
Antrag, die Wiliczkaer Salzwerke zu bereisen, angenommen hatte. D
Freiherr von Heinitz ging darauf nach Dresden, studirte die Mine
logie und übte sich zugleich in Ausarbeitung von Relationen und in d
Kunst vorzutragen, wozu ihm sein Vater theoretisch und pratisch Anle
tung gab.

Im Jahre 1744 begab er sich nach Freiberg, wo einer seiner nächs
Verwandten Berghauptmann war. Hier studirte er nicht nur mit anh
tendem Fleiße den Bergbau, sondern sparte auch keine Mühe, um dies
praktisch kennen zu lernen, daher er denn auch sechs Wochen hindurch d
gemeinen Arbeiten eines Berg- und Hüttenmannes verrichtete, worüber e
ein besonderes Zeugniß erhielt.

Die Bekanntschaft mit dem Berghauptmann von Oppel, einem ti
fen Denker und vorzüglichen Meßkünstler, erweckte bei ihm die Neigung z
Mathematik. Beide vereinigten ihre Studien und dies gab die Veranlassu
daß nach Heinitz Plan 1765 zu Freiberg die Bergakademie errichtet wurd
Er machte die erste bergmännische Reise 1745 nach Böhmen, nach seine
Rückkehr erhielt er die Erlaubniß zur Bereisung des sächsischen Oberg
birges, welches bald darauf noch einmal mit dem Ober-Berghauptma
von Kirchbach geschah, indem er als Adjudant bei dem von solchem e
richteten militairischen Korps angestellt wurde, welches im Kriege M
neurdienste thun sollte. Auf Geheiß seines Vaters mußte er aber den

ächst nach Drbschkau gehen, um während des damaligen Feldzuges der preußischen Heere in Sachsen, dies Gut zu verwalten.

Im Mai 1747 trat er als Hofjunker und Assessor bei der blankenburgschen Kammer und dem dasigen Bergkollegium in herzoglich braunschweigsche Dienste. Da die Grubenwasser dem harzer Kommunion-Bergbau vielen Schaden thaten und für die Folge manche Besorgnisse erregten, ward er nach Schweden geschickt, um sich, besonders von dem dortigen Maschinenwesen des Mechanikers Polhem zu unterrichten. Seine Reise ging über Hamburg und Kopenhagen nach Stockholm; er widmete seine Aufmerksamkeit jedoch nicht nur dem Bergbau- und Maschinenwesen, sondern auch den Manufaktur-, Kommerz-, Finanz- und Polizei-Anstalten, und erstattete nach seiner Rückkunft 1748 dem herzoglich braunschweigschen Hofe einen so gründlichen Bericht über den ihm gewordenen Auftrag, daß er mit der größten Zufriedenheit belohnt und sofort als Rath bei dem Kammerkollegium zu Braunschweig angestellt wurde.

Im Jahre 1749 bot sich ihm eine neue Gelegenheit zu einer ähnlichen belehrenden Reise dar, der kaiserliche Hof wollte die Bergwerke in Ungarn von auswärtigen sachkundigen Männern genau untersuchen lassen, und der Berghauptmann von Imhoff wurde dazu gewählt. Heinitz begleitete ihn; ein ausführliches Reisejournal, und demnächst die Anwendung seiner erweiterten Kenntnisse, beweisen, wie gut er sowohl den Aufenthalt in Ungarn, als in Wien, wo er sich noch einmal im Jahre 1751 aufhielt, benutzt hat.

Im Anfange des Jahres 1753 ernannte ihn der Herzog zum Vize-Berghauptmann. Im siebenjährigen Kriege, besonders in den Jahren 1757 und 1758, als die feindliche Invasion auf dem Harze große Besorgnisse erregte, mußte er die Fourage-Lieferungen für die französische Armee und nachher für das Hauptquartier der Allirten zu Paderborn, desgleichen für die hessenschen Magazine besorgen; er bewies dabei so viel Klugheit und Thätigkeit, daß er sich dadurch überall und besonders bei dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig Achtung und Beifall erwarb; er wurde dadurch seinem Vorgänger im königlich preußischen Bergwerksdepartement, dem damaligen hessen-kasselschen geheimen Kammerrath Waitz Freiherrn von Eschen und dem nachmaligen Staatsminister von Massow von einer so vortheilhaften Seite bekannt, daß Beide ihn nie aus den Augen verloren und ihre Bekanntschaft durch Briefwechsel unterhielten. Im Jahre 1763 berief ihn der Kurfürst Friedrich Christian als geheimen Kammer- und Bergrath nach Dresden. Er folgte diesem Rufe und begann die neue Laufbahn, unter Bestätigung des Administrators Xaver 1764. 1765 wurde der früher von ihm entworfene Plan zu einer Bergakademie in Freiberg ausgeführt, deren wohlthätige Wirkungen sich weit über die Grenzen Sachsens verbreitet haben.

Im Winter 1766 wurde er zu einer Konferenz nach Halle geschickt, um mit den preußischen geheimen Finanz-Räthen Ursinus und Rose über die Grundlage zu einem Kommerz-Traktat zwischen beiden Staa-

ten sich zu vereinigen. Er kam zwar nicht zu Stande; ein ch
schäft zu Hannover und Braunschweig hatte einen besse
Man übertrug ihm ferner die neuen Anlagen der Chausseen,
auch im Forstwesen nützliche Einrichtungen machte.

Als 1769 sein Freund, der kurfürstliche Konferenzminister,
Einsiedel, sich von den Geschäften zurückzog, ging er eine Z
sein Gut Dröschkau. Der plötzliche Tod seiner ersten Gema
Fräulein von Reden, hatte auf sein Gemüth heftig gewirkt
litt er durch zu große Anstrengung in seinen Arbeiten an Nerve
Im Jahre 1770 durch die Heilquelle von Pyrmont von seine
chen Leiden wieder hergestellt, machte er eine Reise durch Hesse
Pfalz nach Strasburg, wo er die verwittwete Ritterräthin vo
heim, geborne Freyin von Wrede, kennen lernte und sich mit
am 26. Juni zu Nassau an der Lahn vermählte.

Nach Dresden zurück gekehrt, übernahm er seine Geschäft
Allein die in den Jahren 1771 und 1772 daselbst herrschende Hun
und deren Folgen, zu deren Milderung er einen großen Theil sei
mögens geopfert, machte einen sehr tiefen Eindruck auf sein H
erneuerte seine Nervenschwäche dergestalt, daß er wieder in eine
Krankheit verfiel, von welcher er sich schwer erholte. Dies nöthi
von dem Schauplatz öffentlicher Geschäfte ganz abzutreten, sich au
lich den Wissenschaften zu widmen, und Dresden zu verlassen.

Sich einigermaßen wieder hergestellt fühlend, unternahm e
eine Reise nach Frankreich und England, machte Bekanntschaft n
vorzüglichsten Gelehrten, Künstlern und Geschäftsmännern, und e
auf seiner Reise die Grundzüge zu seinem nachmals gedruckten
d'économie politique. Er reiste über Berlin, wo ihn der Köni
nen lernte. Friedrich's Scharfblick entging es nicht, wie brauchb
nützlich ein so talentvoller Mann für seine Staaten seyn würde
beschloß, ihn bei der ersten schicklichen Gelegenheit in seine Dien
ziehen. Er trug ihm daher 1777 die erledigte Stelle eines Staatsmi
und Chef des Bergwerks- und Hüttendepartements und Ober-
hauptmanns in seinen Staaten an, welche bis dahin der in preu
Dienste getretene Staatsminister Waitz Freiherr von Eschen
waltet hatte; von Heinitz folgte diesem Rufe, und ward unterm 7.
tember 1777 als wirklicher geheimer Staats-, Krieges- und dirigir
Minister bei dem General-Direktorium bestellt. Rastlos und kraftvol
mühte er sich, in seinem Wirkungskreise den Erwartungen des König
entsprechen.

Er bekam nach und nach auch mehrere Provinzial-Finanz-Dep
ments, von denen er jedoch einige wieder abtrat und dagegen andere
hielt. Auch übergab ihm der König zweimal die interimistische Ver
tung des Zoll-, Accise- und Fabriken-Departements. Sein hierbei
worfenes Mémoire sur ma gestion du quatrième et cinquieme Dep
ment, welches jedoch aus erheblichen Ursachen nicht veröffentlicht wu

beweiſet, daß er auch in dieſen Fächern erſprießliche Dienſte zu leiſten im Stande war. Friedrich trug ihm noch am Ziele ſeines Lebens unter'm 25. Januar und 2. Februar 1736 die Kuratel über die Akademie der ſchönen Künſte auf. Er ſuchte nun den Kunſtfleiß überall zu wecken, und dieſe Akademien mit den Manufakturen und Gewerben zweckmäßig zu verbinden.

König Friedrich Wilhelm II. übertrug ihm 1787 das Provinzial-Departement von Weſtphalen und Neufchatel, nachher auch das Salzdepartement, welches bis 1795 mit dem Bergwerksdepartement vereinigt blieb; ferner das Münzdepartement, die Oberaufſicht über die Porzellan-Manufaktur und außerdem noch manche andere wichtige Geſchäfte; dahin gehört die interimiſtiſche Wahrnehmung derſelben bei der königlichen Bank, bei dem Militair-Departement ꝛc. Überall wirkte er mit Klugheit, Menſchenfreundlichkeit und Kraft, und beförderte Wohlfahrt und Zufriedenheit, wodurch ſich beſonders die Bewohner der ſeiner Oberaufſicht anvertrauten weſtphäliſchen Provinzen auszeichneten, die ihn, wie Kinder ihren Vater, liebten und ihm dies auf die rührendſte Art an den Tag legten.

Am Neujahrstage 1791 erhielt er von Friedrich Wilhelm II. den ſchwarzen Adlerorden; 1787 wurde er Ehrenmitglied der berliner Akademie der Wiſſenſchaften, früher war er ſchon Mitglied der Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Celle, der phyſikaliſchen Geſellſchaft in Philadelphia, der patriotiſchen Geſellſchaft in Schleſien, der Geſellſchaft der Bergbaukunde in Berlin.

Friedrich Wilhelm III. trug ihm die Stiftung und Mit-Kuratel der Bau-Akademie in Berlin auf.

Auch war er Hauptmann zu Ravensberg. Er ſtarb in einem Alter von 77 Jahren und einem Tage, am 15. Mai 1802.

Zu S. 594. Der König berief 1764 den geheimen Rath und Profeſſor Daries, da er ihm als ein philoſophiſcher Juriſt gerühmt worden, von Jena nach Frankfurt an der Oder.

Einige Jahre darauf ließ ihn Friedrich, als er durch Frankfurt reiſete, zu ſich rufen.

Er unterhielt ſich lange mit ihm über philoſophiſche Gegenſtände, und unter andern fragte er ihn auch:

„Iſt Er auch mit Descartes bekannt?"

Da der König den Namen ſehr kurz ausſprach und Daries überdies kein ſcharfes Gehör hatte, ſo antwortete er:

Einen ſolchen Mann kenn' ich nicht, Ew. Majeſtät.

„Wie, den großen Descartes nicht?"

Jetzt hatte der König den Namen mit größerm Nachdruck ausgeſprochen und Daries verſetzte nach einigem Nachſinnen:

Ew. Majestät meinen wahrscheinlich Cartesius? Wie sollt' ich den nicht kennen? Da wär' ich ein schlechter Professor. Die Schriften dieses Philosophen sind mir recht wohl bekannt; ich benutze sie bei meinen Vorlesungen.

„Das ist gut! Locke's Schriften hat Er doch auch gelesen? Was hält Er von dessen Meinung: daß die Pflanzen auch eine Art von Empfindung haben?"

Das ist eine schwer auszumachende Sache; wenigstens muß diese Empfindung sehr dunkel seyn. — Locke hat meine vollkommenste Hochachtung. Er war ein sehr tiefdenkender Mann.

„Darin hat Er Recht! Aber auch den Descartes will ich Ihm empfehlen. Hört Er."

Der Vorwurf also, daß er deutschen Gelehrten und Dichtern keine Beweise seiner Gunst gegeben, entspringt aus der sehr trüben Quelle der Selbstsucht, und wenn er demnächst so oft wiederholt worden, so ist es nur der Nachhall, derjenigen welchen ihre Selbstüberschätzung vorspiegelt, daß auch sie auf Gunstbezeugungen von Königen und Fürsten Ansprüche zu machen haben, um ihnen gleichsam dadurch zu verstehen zu geben, dies nicht zu unterlassen, damit sie nicht von ihnen mit ähnlichen Vorwürfen, wie Friedrich, in der Folge verunglimpft werden möchten.

Gleim und Ramler waren von so kleinlichen Beweggründen, um die Gunst Friedrich's zu buhlen, weit entfernt; was Göthe von ihnen sagt*), trägt das Gepräge der Wahrheit und Gerechtigkeit. Der König konnte aber, nach seinem Zartgefühl sie, als die Herolde seines Ruhmes, eben so wenig auszeichnen, als er, aus dem nämlichen Gefühl, nie den von ihm für militairische Verdienste gestifteten Orden pour le mérite, wie den Hausorden, den schwarzen Adlerorden, trug; er würde dadurch sich die Auszeichnung zuerkannt haben, welche er für diejenigen bestimmt hatte, welche sich im Kriege ehrenvoll hervorgethan hatten.

*) S. S. 591.

Namen = Register.

A.

Alembert, Präsident der Akademie der Wissenschaften d' 299. 439. 441–450. 496. 520.
Alberti, Stadtgerichts = Direktor 279. 280.
Alexander VI., Papst 311. 321.
Anhalt, Generalmajor, Philipp v. 237.
— Generallieutenant, Wilhelm v. 232–238.
Anspach Bayreuth, Markgräfin v. s. Friederike, Markgräfin von Anspach.
Argens, Marquis d' 25. 413. 436. 438.
Arnold, Müller 560–568.
August II., König von Polen 221.

B.

Bachmann, russischer Kommandant in Berlin 1760. 658.
Backhoff, Oberstlieutenant v. 553. 554.
Balby, Oberster v. 112. 176–178. 221.
Balke, Feldprobst 394.
Bandel, Regierungsrath 567.
Barbarini, Tänzerin 150–152. 464. 654.
Baron, Schauspieler 26.
Baumelle, La 52.
Beerfelde, Landrath v. 607–609.
Behm, Doktor 613.
Benda, Kapellmeister, Georg 137.
Berlichingen, österreichscher General v. 47.
Bernouille, Professor 532.
Beye, Vorleser des Königs, le 46.
Bielefeld, Baron v. XIV. 76. 512. 638. 649. 654.
Bismarck, Staatsminister v. 227.
Blumenthal, Staatsminister, Graf v. 131. 132.
Blume, Hoflieferant 656.
Bock, Offizier v. 164.
Boldemann, Kossäthe 479.
Borck, General, Graf v. 535.
Botta, österreichscher Gesandte, Marquis v. 27.
Brand, Staatsminister v. 34.
Brand, Generallieutenant v. 336.
Braunschweig, Herzogin v. Braunschweig, Schwester des Königs, s. Philippine Charlotte.
Brenkenhoff, geheimer Finanzrath v. 255–258.
Brinck, russischer Hauptmann 659.
Broich, Staatsminister v. 49.
Brüggemann, Konsistorialrath 606.
Brühl, sächsischer Minister, Graf v. 239.
— dessen Gemahlin, Gräfin v. 244–249.
Busch, Regierungsrath 567.
Butterlin, russischer Feldmarschall v. 663. 664.

C.

Camas, Gräfin v. 336–349.
Cat, Vorleser des Königs, le 177. 442.
Chatelet, Marquise, du 178.
Choiseul, Herzog v. 301.
Cocceji, Großkanzler, Freiherr v. 150–152. 155. 229–231. 577. 653. 654.
— Präsident der Oberamtsregierung zu Breslau v. 150–152.
Columbini, Abbé 472.
Cornard, Französischer Sprachlehrer 578.
Cranz, Kriegsrath 599.
Crell A. L. VIII.

D.

Dankelmann, Staatsminster, Freiherr v. 393. 654.
Darget, Sekretair Friedrich II. 183.
Daries, geheimer Rath und Professor 594. 673.
Daun, Feldmarschall, Leopold v. 304.
Derschau, Staatsminister v. 25. 467.
— General v. 5.
Deybert, Kammerhusar 167. 168.
Dietrich, Oberkonsistorialrath 594.
Dietrichs, Unteroffizier 395.
Döpel, 561.
Dohna, Generallieutenant Graf v. 225.
Dreesen, Kammerhusar 508.

Digitized by Google

Driesen, General v. 224-226.
Driesen, Hauptmann v. 225. 226.
Duclos, 441.
Duhan, Erzieher des Königs, Han de Jandun du 2. 390.

E.

Effinger, Rathsherr zu Bern 402.
Eickstadt, Baron v. 535.
Elisabeth, Prinzessin 428.
Elisabeth Christiane, Prinzessin von Braunschweig Wolfenbüttel, Gemahlin Friedrich II. XIV. 636.
Ellenberger, Gebrüder 161.
Ende, Superintendent Am 239.
Eon, Ritter d' 500.
Ephraim, Israelit 90.
Erlach, Regiment v. 461.
Eugen, Prinz 15.

F.

Fasch, Kammermusikus 139.
Fermor, russischer Feldmarschall v. 660. 661.
Feydel, VI.
Finkenstein, Kabinetsminister, Graf v. 437. 619.
Fischer, österreichscher Major 422.
— Professor 533.
Forcade, Oberst v. 93.
Forster, Professor J. R. 573.
Fouqué, General v. 7. 395. 396. 461. 648. 649.
Franke, Maler 49.
Franke, Sohn des Stifters des hallischen Waisenhauses 470.
Frankenberg, Lieutenant v. 260.
Fredersdorf, geheimer Kämmerier 20. 511-513.
Friedel, Kammergerichtsrath 565. 567. 568.
Friedrich I., König v. Preußen 26.
Friedrich Wilhelm I. König von Preußen 5. 10. 21. 23.
Friedrich Wilhelm II. 666. 667. 673.
Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst 48.
Friedrich Heinrich Karl, Prinz v. Preußen 433.
Friedrich, Herzog v. Braunschweig-Öls 422.
Friederike, Markgräfin von Anspach, Schwester Friederich's des Großen 6.
Friederike Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, Gemahlin Friedrich's Wilhelm II. 450.
Fromm, Oberamtmann 536-554.
Fromery, Buchhändler 213.
Fürst, Großkanzler Freiherr v. 156. 480. 563. 669.
Fuhlstein, Stabskapitain 126.

G.

Gaudi, General v. 329-331. 370.
Gellert, Professor 352-361.
George, Prediger 69.
Gerbet, General-Fiskal 5.
Gerhard, Oberbergrath 622.
Gerlach, Prediger 367. 370.
Gersdorf, Landrath v. 562. 566.
Glasau, Kammerlakei 68.
Gleim, Kanonikus, J. W. L. 591. 674.
Görne, Staatsminister v. 488-496.
Görz, General, Graf v. 536. 549.
Göthe, v. 591. 674.
Götzinger, Prediger 241.
Golz, General v. d. 77. 290.
Gorgas, Landrath v. 548.
Gotter, Graf v. 45.
Gottsched, Professor 328. 329. 584.
Gotzkowski, J. C. 413. 655-665.
Graun, Kapellmeister 91. 136. 140. 141. 300.
— Kammergerichtsrath 565. 567. 368.
Gröben, Kammerpräsident v. 371.
Grote, v. 128.
Grün, Gräfin v. 43.
Grumckow, General v. 5.
— Oberst v. 244.
Guichard, s. Jcilius Quintus.

H.

Haccius, Referendarius 164.
Hahn, Amtmann 127.
Hamilton, Herzog v. 485-487.
Han de Jandun s. Duhan.
Harper, Maler 3.
Hedhessi, Kandidat der Theologi 169-173.
Hildburgshausen, Prinz v. 255.
Heilsberg, Lieutenant v. 297.
Heimburger, Accisekontrolleur 501.
Heinatz, Magister 621.
Heine, Domorganist 28.
Heinitz, Staatsminister, Freiherr v 573. 670-673.
Helvetius, 426.
Herrmann, Erb- und Gerichtsschulze 571.

eſſen-Kaſſel, regierender Landgraf v. 388.
erzberg, Staatsminiſter, Graf v. 579-590.
eſſe, Heſſen-Darmſtädtſcher geheimer Rath 450.
eucking, Oberſt v. 562.
oditz, Graf v. 425.
olzendorf, General der Artillerie v. 440.
ortenſia, Exkönigin 648.
orſt, Staatsminiſter v. 561.
oym, Staatsminiſter, Graf v. 617.
uber, Maler 3.
übner, Landrath 351.
ülſen, General v. 233-238. 329. 657.
undt, geheimer Rath 158.

J.

arriges, Großkanzler v. 412.
cilius Quintus, Oberſter 272-278. 352. 353. 355. 426.
deville, de l'Lorgue d', 470. 597.
leetz, General v. 33.
ſerusalem, Abt 588.
ſitrzenka ſ. Morgenſtern.
ſoſeph II., XV. 452. 463. 467. 482. 620.

K.

Kamecke, Kammerherr Graf v. 159.
Kappel, Jäger 366-370.
Karl, Regiment des Markgrafen von Schwedt 420-423.
Karl Eugen, Herzog von Würtemberg 56.
Karſch Anna Luiſe, 396-401.
Kaunitz, Fürſt v. 452. 519.
Keller, General, Freiherr v. 597.
Kirchheim, Bürgermeiſter 293. 294.
Kircheiſen, geheime Rath 371.
Klauſius, Amtsrath 550-552.
Kleiſt, Chef. eines Freikorps v. 409.
Klemens XIV., Papſt 472.
Klement, Färber 292.
Klerſchcke, Feldprobſt 108.
Kluge, Artillerie Hauptmann 440.
Köper, Kabinetsrath 103.
Kordshagen, Rittmeiſter 249.
Krauſe, Kriegsrath 160.
Krauſe, Kunſtgärtner 298.
Krebs, Amtmann 145.
Kreutſchke Anton, 282.
Kriegsheim, geb. v. Mütſchefall, verehelichte v. 547.
Kummer, Fräulein v. 531.

L.

Langeac, Abbé de 441.
Langlair, Oberſter v. 669.
Lannay, geheimer Finanzrath de la Haye de 427. 501.
Lascy, öſterreichſcher Feldmarſchall v. 453.
Laudon, öſterreichſcher Feldmarſchall v. 253. 453. 463.
Lavater Casper, XII.
Lehmann, Bergrath 622.
Lentulus, General v. 129. 402.
Lenz, Kammerdirektor 174.
Leopold, Fürſt von Anhalt-Deſſau 26. 41. 70. 474.
Leopold, Herzog von Braunſchweig 618.
Leopold, Major 66.
Leſſing, Bibliothekar G. E. 591. 593.
Leſtwitz, General v. 100. 460.
Lettow, General v. 459.
Lieberkühn, Goldſchmidt 411.
Ligne, Prinz v. 465. 466.
Lippe, Graf von der 638.
Loſhagen, Kanditat der Theologie 48.
Lothringen, Herzog Karl von 250.
Lubomirska, Fürſtin 64.
Ludwig XV. 61. 300.
Ludwig, Prinz v. Würtemberg 389.
Lüderitz, Gutsbeſitzer v. 545.
Lüttich, Fürſtbiſchof v. 26.
Lusy, Graf v. VI.-VII. 533.
Lutz, Major 379.

M.

Maguſch, geh. Finanzrath 611.
Malſchitzky, Oberſt v. 569.
Mansfeld, Graf. v. 576.
Manteufel, Landräthin v. 8.
Maupertius, 183. 645.
Manzon, Redakteur des Courier du Bas-Rhin, 441. 450.
Mara ſ. Schmeling.
Margner, Bauer, 40.
Marie Thereſia, 452. 521.
Marchall, Lord, 133-136. 424.
Marwitz, General v. d. 453-456.
Maſſow, Generallieutenant v. 371.
— Staatsminiſter v. 560.

Massow, Präsident v. 612.
Meierotto, Professor, 471.
Mencelius Bauinspektor, 551.
Michaelis, Staatsminister, 575.
Mirabeau, Graf v. 640.
Mölder, Kaufmann, 221.
Möllendorf, General-Feldmarschall v. 476.
Moileon, Loiseau de 444. 450.
Montbail Frau v. } 17-21.
— Fräulein v. }
Moor, Sir 485-487.
Morgenstern, Offizier, 164.
Morivall, Ellatonde de 477.
Moritz, Fürst von Anhalt, 262. 293.
— Professor K. P. 590.
Mosel, General v. 391.
Moulin, General du, 44.
Münchhausen, Staatsminister v. 600.
Münchow, Staatsminister v. 171.
Müller, Kammerlakai, 278-281.
— Johannes v. XVI.
Mürschefall, v. s. Kriegsheim.
Mustapha III. türkischer Kaiser, 393.
Mylius, General-Auditeur, 5.
— geistlicher Inspektor, 31.

N.

Nadasti, Generalin, 351.
Nassau-Usingen, Prinz v. 410.
Natzmer, Oberster v. 377.
Napoleon, XVI, 243.
Naudé, Professor, 23.
Neumann, Regierungsrath, 567.
Noverre, Balletmeister, 464. 465.
Nugent, österreich. Gesandter, General v. 437.

O.

Ochs, Domainenpächter 145.
Oehlschläger, Kaufmann 77.
Olivet, Abbé d' 441.

P.

Palissot, 301.
Pannewitz, General v. 480.
Paul Petrowitz, Großfürst 572.
Pfuhl, General v. 482.
Philippi, Polizeipräsident 468-470. 481. 494.
Philippine Charlotte, Herzogin von Braunschweig, Schwester Friedrich des Großen, 618. 619. 646. 647.
Pietsch, Hofrath und Leibarzt, 357.
Pirch, Page v. 381-384.
Pitra, Buchhändler, 574. 609.
Pitzner, Pater, 620.
Plötz, General v. 295. 296.
Pockrzwinioky, s. Bock.
Pöllnitz, Baron v. 49. 52-56.
Pompadour, Marquise v. 178. 30
Poser, Israelit, 90.
Potier, Balletmeister, 45. 46.
Prittwitz, General der Kavalleri 460.
Puskin, russischer Agent, Mussi 664.
Purrkammer, General v. 378.
— Landrath, v. 535.

Q.

Quadt, Graf v. 157.
Quanz, Kapellmeister, 4. 137. 138 432.
Quast, Landrath v. 543.
— Kriegsrath v. 544.

R.

Racknitz, Hofmarschall Freiherr v. 71.
— Oberstin v. 64. 240-242. 560.
Ramin, Generallieutenant und Gouverneur von Berlin v. 440. 595.
Ramler, Professor, K. W. 591. 674.
Ransleben, Kammergerichtsrath, 565. 567.
Rathenow, Hauptmännin v. 536. 537.
Reclam, Juwelier, 145.
Regeler, General v. 623-626.
Reichenbach, Präsident v. 34.
Reinbeck, Probst 30. 33.
Resmi Achmet Effendi, türkischer Gesandte, 393.
Rex, Gräfin v. 64.
Rode, Maler, Bernhard 3.
Röbel, Gutsbesitzer v. 156.
Rödenbeck, Kaufmann C. H. S. VIII.
Rochow, Generallieutenant v. 371. 372.
Roer, Gutsbesitzer, 159.
Rohan, Kardinal, 100.
Rohr, General v. 261.
Roland, Operntänzerin, 45-46.
Romani, Opernsänger, 94. 453.
Romanzow, Feldmarschall, 573.
Rollin, Geschichtsschreiber, 22.
Rosenbruch, General v. 476.

.ossieres, General v. 519.
.othenburg, Generallieut. Graf v. 174.
- Kammerpräsident v. 292-294.
.othkirch, Weihbischof v. 620.
- General v. 155.
.ousseau, J. J. 134. 135.
.üchel, General v. 606.

S.

Saldern, General v. 383. 601.
Schach v. Wittenau, Kommandant zu Küstrin, 293.
Schätzel, Oberster v. 70.
Scharp, Chirurgus 231.
Scheibler, Regierungsrath 567.
Schenk, Oberster v. 576.
Schenkendorf, General v. 331.
Schill, polnischer Oberster v. 518.
Schlauch, Gardesoldat 132.
Schlecker, Justiziarius 563. 567. 568.
Schmeling, Sängerin verehl. Mara, 462.
Schmidt, Küster, 78.
- kathol. Priester, 367.
- Schäfer, 560.
- Invalide, 604.
Schneider, Organist, 349.
Schrötter, Oberlandesgerichts-Präsident, v. 487.
Schulenburg-Kehnert, General der Kavallerie, Staatsminister Graf v. 453-457. 518. 665. 669.
Schweinert, Ehefrau eines Schneiders, 41.
Schwerin, General-Feldmarschall Graf v. 166-169.
- Oberstallmeister Graf v. 532. 570.
Schwertz, Baron v. 45.
Seidlitz, Generallieut. v. 453. 480. 481. 601.
Senning, Oberster 42.
Serra, Jean Baptiste 493.
Sievers, russischer General v. 658.
Soubise, Prinz von 306.
Spalding, Oberkonsistorialrath 594.
Stanislaus Augustus, König von Polen 401.
Sternemann, Hofchirurgus 10.
Stosch, Hofrath u. Bibliothekar 574.
Stiegel, Hofstaatssekretair 371.
Strubenfall, Lieut. v. 297.
Struensee, Abt, Tobias 37.
Sulzer, Professor 502. 503.
Surorius, Füselier 597.
Sydow, Page v. 74.
— Oberster v. 530.
Schwabesius, Hofstaatssekret. 575.
Sprögel, Modenwaarenhändler 655.

T.

Taubenheim, geh. Rath v. 635.
Tauenzien, Generallieut. v. 612.
Teller, Oberkonsistorialrath 594.
Thibault, Professor 436. 584.
Trenck, v. 648.
Troschke, Oberst v. 633.
Tottleben, russischer General v. 657. 659. 660. 661. 664.

U.

Uchtländer, General v. 175.
Uckermann, Hauptmann von der Garde v. 558.

V.

Valori, französischer Gesandte Marquis de 61.
Veaux, Professor de la 481.
Voltaire, 22. 178-219. 300. 477. 654.

W.

Wacknitz, Oberster Freih. v. 70. 238.
Wallrave, General v. 474-476. 648.
Warkorsch, Baron v. 363-370. 648.
Watelet, 444.
Werder, Staatsminister, Freiherr v. 602-604. 634.
Weiß, 361.
Wiedeborn, Lieutenant 95.
Wiedner, Kaufmann 561.
Winterfeld, Generallieutenant v. 164. 606.
— Landrath v. 535.
Wobersnow, General v. 287.
Wolf, Freiherr, Christian v. 30.
Würtemberg, Herzog v. 389.

Z.

Zadow, Major v. 494.
Zedlitz, Minister, Freiherr v. 123. 470. 473. 484. 503. 533. 561. 565.
Zeising, geheimer Kämmerier 112.
Zierothin, Graf v. 462.
Zieten, General der Kavallerie v. 264. 371. 381. 387. 543. 628-633.
Zisenis, Maler X.
Zimmdorf s. Ellenberger
Zimmermann, Leibarzt, Ritter v. 645. 646.

Digitized by Google

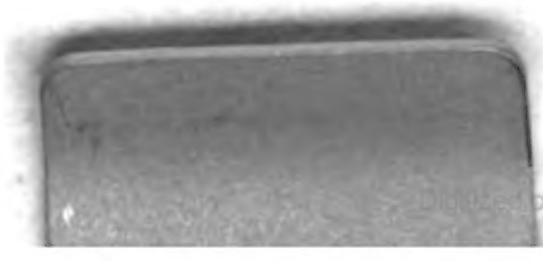
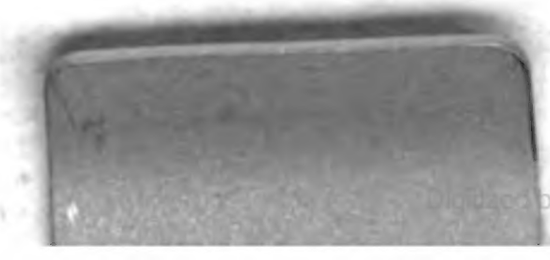
Druckfehler.

Seite	1	Zeile	2 v. u.	ſtatt Die lies die
—	3	—	6 v. u.	ſt. Huber l. Hubert
—	5	—	15 v. o.	ſt. der l. die
—	7	—	1 v. o.	ſt. Fouquet l. Fouqué
—	94	—	8 v. o.	ſt. einer unziemlichen l. eine unziemliche
—	37	—	5 v. o.	ſt. einer l. eine
—	42	—	14 v. o.	ſt. ihn l. ihm
—	42	—	15 v. o.	ſt. freundſchaftliche l. freundſchaftlichen
—	42	—	15 v. u.	ſt. ihn l. ihm
—	76	—	9 v. o.	ſt. maitoniren l. maintoniren
—	109	—	5 v. o.	ſt. anſehnliche l. anſehnlichen
—	168	—	6 v. o.	ſt. den l. dem
—	183	—	11 v. u.	ſt. muß das Wort nicht wegfallen.
—	183	für d'Argent l. Darget		
—	220	Zeile	8 v. o.	ſt. Niemand l. jemand
—	220	—	2 v. u.	ſt. ſtark war l. beſtand
—	226	—	10 v. o.	ſt. Seinen l. Seinem
—	240	—	11 v. u.	ſt. Keinen l. jemand
—	240	—	13 v. o.	ſt. Raisky l. Racknitz
—	242	—	6 v. o.	ſt. des l. das
—	244	—	14 v. u.	ſt. Winten l. Winter
—	248	—	12 v. u.	ſt. den 1. April l. den 11.
—	250	—	1 v. o.	ſt. Kenntniſſen l. Kenntniſſe
—	251	—	10 v. o.	ſt. einigen Feldjägern l. einiger Feldjäger
—	289	—	6 v. o.	ſt. Brief l. Briefe
—	349	—	3 v. o.	ſt. Leizig l. Leipzig
—	378	—	19 v. u.	ſt. erkären l. erklären.
—	444	—	1 v. o.	ſt. ihr l. Ihr
—	484	—	8 v. u.	ſt. Ohnen l. Ohne
—	494	—	5 v. u.	ſt. einkerken l. einkerkern
—	495	—	0 v. u.	ſt. Gläubigen l. Gläubiger
—	560	—	16 v. o.	ſt. Rackewitz l. Racknitz.

Gedruckt in der Nauckſchen Buchdruckerei.

zed by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google